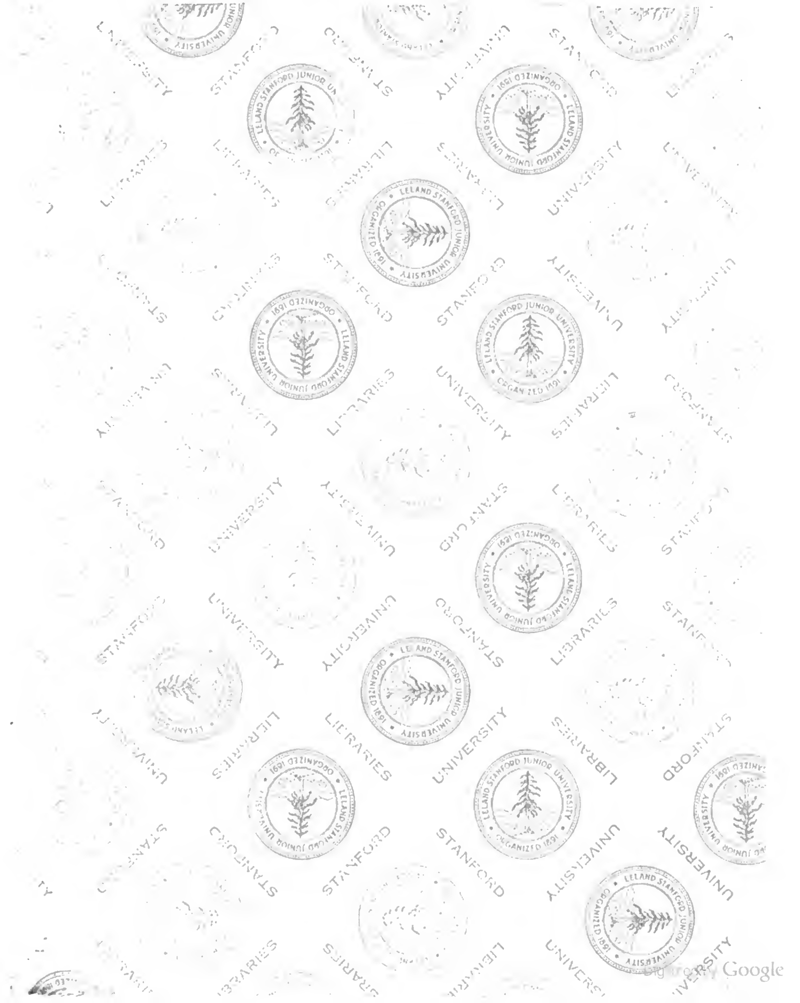



LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
ORGANIZED 1891
STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES



1837 Juli | Sept.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Ein und dreißigster Jahrgang.

1 8 3 7.

J u l i.

Stuttgart und Tübingen,

im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1837.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem **Morgenblatt** bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das **Morgenblatt** kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Bruchstücke oder Uebersetzungen mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das **Morgenblatt** eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das **Literaturblatt** stellt sich zur Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Wolfgang Menzel.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des **Kunstblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jezt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das **Kunstblatt** bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend oder beurtheilend seyn; in denen lezterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesezt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner

ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien; Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erschienene Bücher und Kupferwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem **Kunstblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Ludwig Schorn.

Der Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literaturblatts“ und „Kunstblatts“, kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „Literaturblatts“ und „Kunstblatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literaturblatt“ . . . . 6 fl.
das „Kunstblatt“ . . . . 6 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Räthsel.

Erzählung.

Reisen.

Länder- und Völkerkunde.

Naturgeschichtliches.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Korrespondenz.

Kunst-Blatt.

Nro. 53.

Nro. 54.

Literatur-Blatt.

№ 156.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 1. Juli 1837.



Hinweg von jenen tausend Zwingherrn wenden,
Rienzi, Mann des Volks, wir uns' zu dir,
Bestimmt Jahrhunderte der Schmach zu enden!
Du lezter Römer, Freund Petrarc's, Panier
Von Welschlands Hoffnung! —

Byron.
Childe Harold.

Fragmente aus der Tragödie: Cola Rienzi.

Von Julius Mosen.

Vorerinnerung.

Da wo die Weltgeschichte zum Weltgerichte wird, beginnt das Amt des dramatisch-tragischen Dichters. Da wo dem Gottesrichterspruche ein Volk verfallen ist, hat er das Amt des Referenten der Proceßgeschichte mit Urthel und Entscheidungsgründen. Die Geschichte Roms ist ein solcher Proceß. Rom war gerichtet: Cola Rienzi, der lezte Volkstribun der Römer, trug auf Wiederdurchsicht der Acten an. Es ward ihm gewährt, in kurzer Zeit im Auszuge Roms Geschichte, von der Vertreibung der Könige an bis zu der schmachvollsten Kaiserzeit, zu recapituliren; und wie er denn doch nur auf die alte Sündhaftigkeit seiner Tage, von welcher er ausgegangen war, wieder zurückkam, wurde er und seine Berufung zum lezten Mal verworfen. Hier drängt es sich uns von selbst auf, daß da der großartigste Stoff für die Tragödie gegeben ist, wo die Weltgeschichte selbst eine solche in eigener Wiederholung gespielt hat. Ich habe es gewagt, diesen weltgeschichtlichen Proceß, ohne rechts noch links zu blicken, in der Tragödie: „Cola Rienzi“ in dem Spiegel der Poesie mit seinen bedeutendsten Entwicklungen vorzuführen. Ich stand im Dienste des strengsten Gerichtshofes: wie durfte ich wagen, an den Thatsachen und dem Spruche zu fälschen? Deßhalb konnte und wollte ich keine Rücksicht nehmen auf die Parteien unserer Tage. Diese werden über mich schreien, ohne zu erwägen, daß ich hier nicht Advokat war, sondern nur Organ des Gesetzes, der Nothwendigkeit. Da ich meinem Beschuldigten das lezte Urthel, dem er sich unterwerfen muß, eröffnet habe, so ist es mir erlaubt, einige Situationen seines Lebens aus den Acten zunächst bekannt zu machen. Da eine jede derselben eine besondere Phase im Leben dieses merkwürdigen Menschen in flüchtigem Umrisse zeigt, so dürften sie seinen Charakter im Profil wie mit einer Bleifeder herzeichnen und so, wenn auch in noch farblosen Zügen, ein Gesicht geben, und mithin andeutend ein Ganzes. Deßhalb darf ich hoffen, daß die Redaktion diesen Fragmenten in solcher Eigenschaft Raum gönnen wird.

I. Rienzi als Volksredner.

Scene aus dem ersten Acte.

Rom, das alte Forum.

(Es ist Nacht.)

(Scipione, Benedetto, Crasso mit vielen Bürgern; Rienzi, von Fackelträgern begleitet, erscheint auf dem Postamente einer umgestürzten Säule; etwas tiefer hinter ihm Baroncelli.)

Rienzi.

Wo bin ich, Männer? Träume ich nur lebhaft?
Wo bin ich hingerathen? Diese Stell: —

Volk.

Das Forum ist es!

Baroncelli.

Komme zu dir, Cola!

Rienzi.

Bist du es, heil'ger Gnadenort, auf dem
Des Weltgeschickes Würfel unsre Väter
Geworfen haben, daß der Erdkreis dröhnte?
Er ist es noch, in seinem Elend noch!
Noch blickst du auch herab, o Capitol,
Schweigsame Niobe, Cäsarenmutter!
Dich überfiel ein schweigend tiefer Jammer,
Seit Julius, dein liebster Sohn, dir stürzte
Mit drei-und-zwanzig Wunden an die Brust!

Baroncelli.

Du packst sie wahrlich nicht! hol' anders aus!
Du bist zu antiquarisch: sey vernünftig!

Rienzi.

Wer bist du, Mensch? Wer seyd ihr, Leute hier?

Volk.

Nun, Römer sind wir! Römer!

Baroncelli.

Hörst du, Cola?

Rienzi.

Seyd Römer ihr vom Todesschlaf erstanden,
Daß ihr das alte Forum wieder sucht?
Doch seyd ihr nicht Gespenster? lebet ihr?
Weh über euch! Verhüllt die Angesichter,
Verbergt euch in der Winkel dunkelsten,
Daß eure Schmach der Morgen nicht erblickt!
Denn wahrlich, diese Stelle ist das Forum,
Das einst gesehn die Zeit der Republik,
Gehört den Donnermarsch der Bürgerheere,
Die im Triumph heimkehrten aus der Ferne!
Doch jezt? O blicket nicht um euch! Doch jezt
Seyd ihr gefühllos, werdet blind dazu!
Ringsher verhüllte, tiefe Todesöde,
Geröll und Schutt, und über diesem Graus
Empor vergeßne Zeugen alten Ruhmes,
Schmucklose, einsamdüstre Römersäulen,
Verlorne, lebensmüde Waisenkinder,
Die zu uns betteln stumm, doch schrecklich redsam!

Baroncelli.

Mit deiner Poesie verdirbst du Alles!

Volk.

Die alte Zeit! die alte Römerzeit!

Rienzi.

Ihr armen Sklaven, schlaft den Rausch euch aus,
Daß nicht Colonna's Schergen mit der Peitsche
Euch mahnen an die Kette und das Joch,
In dem ihr einen Tag zum andern schleppt!
Ist einer unter euch, der sagen kann,
Er hab' ein Weib? Er lügt es wie ein Narr:
Colonna's Häscher theilen es mit ihm.
Wer sagt: das Blut in seinem Leib ist sein?
Er lügt es wie ein Schuft; denn jeder Morgen
Erschrickt vor Leichen, die der Meuchelmord
Verächtlich an die Straße hat geworfen.
Verpestet ist die Luft zu Rom, daß selbst
Der heil'ge Vater euch verlassen hat,
Und um euch trauert fern in Avignon!
Pfui über jeden, der ein Römer ist!
Er ist ein Knecht von jedem Henkersknecht
Des Stefano Colonna, seines Herrn!

Volk.

Nieder mit dem Nero, dem Domitian!

Rienzi.

O, nennt ihn Nero nicht! Gieb uns, o Gott,
Doch wieder Nero und Domitian!
Der Druck war plötzlich, schneller noch vorbei;
Für Rom und Freiheit war der Tod vergönnt:
Sie mordeten den Leib, doch nicht die Seele,
Da alle beide jezt verloren sind.

Volk.

In die Hölle mit ihm!

(Die Fortsetzung folgt.)

Die nobeln Passionen.

Von W. v. Chézy.

Die ritterlichen Uebungen.

1. Die Reitkunst und das Wagenlenken.

Unter allen den Fähigkeiten, welche ein ritterlicher Mann sich zu erwerben und in hohem Grade anzueignen

hat, nimmt die Kunst, ein Roß zu bändigen und zu leiten, die erste Stelle ein, wie schon aus dem Umstand hervorgeht, daß die Bezeichnung eines Ritters nicht nur in der deutschen, sondern auch in den romanischen Sprachen sich davon herleitet; denn wie die ritterlichen Uebungen überhaupt dazu dienen, die Kraft und Anmuth des Körpers zu entwickeln, so zeigt sich gewißlich der Glanzpunkt dieser Entwicklung, wenn ein kecker Reiter frei und leicht im Sattel sizt und ein unbändiges Roß nur durch seinen Willen zu lenken scheint, während keine der Kraftanstrengungen sichtbar wird, deren es allerdings dabei bedarf. Einen guten Reiter halten Männer unwillkührlich für kühn und kriegerisch, und Weiber mögen ihm schwerlich widerstehen, denn er scheint, hoch zu Roß, sich eben dadurch als den Inbegriff aller Mannhaftigkeit auf unzweifelhafte Weise anzukündigen.

Das edle Roß ist seit uralten Zeiten des tapfern Mannes treuer Freund in Krieg und Jagd. Den Völkern des Alterthums galten die ersten Reiter für höher als gewöhnliche Menschen begabte Wesen, und ihr Angedenken erhielt sich in den Sagen von den Centauren; so hielten auch die kindlichen Bewohner der neuen Welt die berittenen Spanier für das, was ungefähr die Griechen unter ihren Centauren verstanden. Die Gelehrten behaupten, das Pferd sey weit eher zum Ziehen als zum Tragen verwendet worden, selbst in der Schlacht, und für diese Ansicht sprechen die Homerischen Gesänge, die Mosaischen Bücher und die Bildwerke in den Ruinen von Persepolis; somit wäre also die Fahrkunst, oder wenigstens ihre Ausbildung als noble Passion, bei weitem älter als die des Reitens, und Achilleus, der Rossebändiger, das klassische Vorbild aller edeln Wagenlenker.

Für des Pferdes ursprüngliches Vaterland wird das innere Afrika gehalten, von wo es nach Egypten kam und dann erst nach Arabien und Persien. Unter den afrikanischen Racen gelten die Berberrosse und die hohen Dongolapferde für die besten; doch diesen werden die asiatischen vorgezogen, vor allen die arabische Zucht, dann die persische und türkische. Von den arabischen stammen die jetzigen so kostbaren englischen Pferde, vor allen die Renner, welche, aus reinem asiatischen Blute, so sehr durch die Zucht veredelt worden sind, daß sie theilweise ihre morgenländischen Vorfahren übertreffen, dann die verschiedenen Kreuzungen von Voll- und Halbblut, aus denen unter andern das Jagdpferd von Leicestershire abstammt, zulezt das gewöhnliche Zugpferd, das ursprünglich aus einer Kreuzung einheimischer Zucht mit Vollblut kommen mag und wiederum zu Erzielung neuer Veredlung dient. In Frankreich sind die normännischen Pferde die edelsten, in Spanien die andalusischen, die zur Zeit der maurischen Herrschaft durch afrikanische veredelt worden. In Ungarn findet sich eine vortreffliche Zucht, so wie in Rußland und Polen, und in Deutschland wird in neuern Zeiten so viel dafür gethan, daß das Werk der Veredlung rüstig vorwärts geht. Im Norden gelten die holsteinischen Rosse am meisten, und sie kommen auch bis zu uns als Reise- und Wagenpferde; im Süden sind keine schöneren Racen zu finden, als die würtembergischen, welchen jedoch in Dauerhaftigkeit bereits die erst seit Kurzem sich veredelnde Zucht auf der badischen Hardt sich an die Seite stellen läßt.

Unsern schwergepanzerten Vorfahren galten die starken Rosse, wie z. B. heute noch Burgund sie zieht, mehr als die flüchtigen Renner, und es mußte sicherlich auch ein schweres Pferd seyn, das den eisernen Mann im Sattel und den Harnisch über Stirn und Brust dazu zu tragen vermochte. Die Schnelligkeit der Rosse unter leichtbewaffneten Reitern bot daher den Sarazenen und Mauren große Vortheile gegen die abendländische Ritterschaft, den Türken gegen die Vertheidiger Wiens im Jahr 1529, und erst nach dem dreißigjährigen Krieg, in welchem die rohen Horden der ungarischen Husaren und der Croaten als leichte Reiterei, gleich den jetzigen Kosaken, ihre Rolle gespielt hatten, scheint in der europäischen Kriegskunst der Dienst der leichten Kavallerie seinen eigentlichen Anfang genommen zu haben, und mithin auch die höhere Reitkunst, wie sie noch besteht; doch ist wohl zu verstehen, daß die Vorfahren ehrenhafte Reiter waren, denen die Nachkommenschaft es allein durch die Gewandtheit der Pferde zuvorthut, und daß zu derselben Zeit, da Frundsberg dem Fußvolk zuerst seine Wichtigkeit verlieh, der Nürnberger Ritter Löffelholz bereits auch die bayerischen Reiter auf eine Weise ordnete und führte, welche den Anforderungen der sich neu gestaltenden Kriegsführung zu entsprechen begann, und aus welcher ein Geist sich entwickelte, den vor Allen die Schaaren bayerischer Chevauxlegers noch unter Napoleons glorreichen Adlern, und dann gegen diese Adler in voller Kraft darthaten.

Der kriegerische Adel schälte sich aus den mehr als überflüssig gewordenen centnerschweren Hüllen von Erz, ließ den ungelenken Rennspieß und das ungefüge Schwert mit dem Doppelgriff fallen und fand in der neuen Waffe, dem durch das Gefäß wohlverwahrten Degen auf Hieb und Stoß, zugleich auch den Schienenhandschuh und den Schild wieder; die leichte Carroussellanze diente beim Ringelrennen, nicht die Kraft, wohl aber die Gewandtheit des Reiters zu beweisen, der nun auch in strengem Lauf, wie die gepanzerten Vorfahren ihn nie gekannt, den hölzernen Mohrenkopf von seinem Gestell entweder mit dem Faustrohr schoß oder mit dem Rappier schlug.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

Eisenbahnen. Die Post.

Vom Wetter nur zwei Worte. Zum Troste im überstandenen schrecklichen Frühling erzählte uns ein alter Militär aus Friedrichs Zeit, wie 1785 bei einem lezten, großen Manöver des großen Königs die Elbe noch zu Ende Mai's mit Eis so bedeckt war, daß ein Kavallerieregiment hinüber reiten konnte, und es brach nicht. Lafayette ritt damals in Friedrichs Suite. Es ward noch ein fruchtbares Jahr. Der Sommer ist endlich herrlich aufgegangen und kann auch diesmal alle Besorgnisse zu Schanden machen. — Auch abermals über unsere Eisenbahnen, und nicht viel mehr als nichts, Ihnen berichten zu müssen, stehe ich an. Es sieht da noch immer so grau aus, wie Anfangs Juni's mit dem Wetter. Aber ich entsinne mich, daß das Morgenblatt, als die Dampfschiffe aufkamen, jahrelang Berichte über die gelungenen Versuche gab. Bei so hochwichtigen Gegenständen kann auch die Conversation von den Gesezen des guten Tons eine Ausnahme machen, und dasselbe Thema immer wieder vorbringen. Wie gesagt, es sieht in diesem Augenblicke damit grau und flau aus. Nicht daß eine Reaktionspartei gegen die Idee gesiegt hätte; im Gegentheil, die Nothwendigkeit ist anerkannt. Aber es ist ein trübseliger Parteienkampf geworden über das Wie, Wo und Wann, ein Spiel der Intriguen; man denuncirt sich wegen Intentionen, die mit der Hauptsache nichts zu thun haben, und das Publikum muß leider glauben, daß diese Insinuationen richtig, und viele Unternehmungen von denen, die an der Spize stehen, nur als Börsenspekulationen aufgebracht sind. Nur die Stettiner Bahn scheint mit Umsicht, wenn gleich langsam, gefördert zu werden. Nicht Papierspekulanten, sondern Kaufleute, denen der beschleunigte Verkehr zwischen Stettin und Berlin die Hauptsache ist, stehen an der Spize. Die Risaer möchten eben so solid handeln, aber Rothers Abgang hat dies Unternehmen in's Stocken gebracht, hoffentlich nur auf kurze Weile. Daß die hohen Behörden jezt zaudern, darf nicht mehr unbilliger Mißgunst zugeschrieben werden; es ist die natürliche Wirkung des im Publikum hervorgerufenen Mißtrauens gegen Unternehmer, die sich als Comité constituiren, durch nichts anders berufen als ihren Willen und den Muth, vor dem Publikum zu erklären, daß sie es sind. Nun soll noch einmal, so heißt es, bevor ein Schritt zur That geschieht, eine Generalcommission ernannt werden, die den Zusammenhang aller und die Wichtigkeit, Nüzlichkeit und Räthlichkeit der einzelnen projektirten Bahnen zu prüfen hat. Darüber wird abermals ein Sommer verloren gehen, der wenigstens zu Erdarbeiten günstig ist. Daß die erst concessionirte Bahn nach Potsdam, die bisher nur als ein Stein des Anstoßes für andere sich gezeigt, welche sich nicht mit ihr vereinigen wollen, später ertheilten Concessionen nicht nachtheilig werde, darf man wenigstens hoffen. Die direkte Verbindung mit Leipzig bleibt für Berlin und ganz Preußen der wichtigste Moment. Die Vortheile, welche möglicherweise eine Bahn dahin über Halle dem Staate deßhalb bringen könnte, weil sie länger im Lande ginge, sind theils imaginär, theils kommen sie mit denen, welche ein direkter Verkehr verspricht, in keinen Vergleich. Wer hätte, als die hochherzige Anregung zu einem allgemeinen deutschen Zollverbande in's Leben trat, gemeint, daß solche Rücksichten einige Jahre später wieder in Anschlag gebracht werden dürften!

In der Postverwaltung will sich in diesem Sommer ein eigenes Leben regen. Wie den Eisenbahnen zum Troz werden schnelle Personenwagen von Berlin aus nach allen besuchten Punkten in den Provinzen errichtet, in denen man in derselben Zeit, mit ähnlicher Bequemlichkeit und für das halbe Geld wie in den Diligencen fährt. Diejenigen, welche in dieser Einrichtung eine Polemik gegen die Lohnkutscher erblicken wollen, und es nicht billigen mögen, daß die Post auch das Monopol der Personenfuhren an sich reißt, bedenken nicht, daß es mit dem bisherigen Lohnfuhr- und Haudererwesen ohnedies bald aus ist. Wenn Eisenbahnen da sind, steigt Niemand mehr in einen Haudererwagen, ohne daß ich deßhalb wie Manche fürchte, daß die Fuhrleute Hungers sterben werden. So mag diese neue Einrichtung Seitens der Post eher als eine wohlthätige Anmahnung für diese Gewerbsleute angesehen werden, daß sie bei Zeiten nach einem andern Verdienste sich umsehen. Tadeln mögen es daher auch Einige, daß die Post den Fuhrleuten, welche bestimmte Touren zu bestimmten Zeiten machen, die Erlaubniß verweigert, unterwegs frische Pferde zu nehmen, und so mit den Personenwagen der Post zu wetteifern, welche es darf und thut; denn was wird den armen Hauderern dereinst das Relaislegen helfen, wenn die Dampfwagen auf den Eisenschienen fliegen? Ich sehe deßhalb nur eine Humanität darin, wenn sie systematisch auf den geringeren Verdienst präparirt werden, der ihnen bevorsteht, wenn die Eisenbahnen gelegt sind. So wenigstens erkläre ich mir eine festgesezte Maßregel, welche Einigen, die überall das Arge aufsuchen, als drückende Tendenz erscheint, einen großen Gewerbszweig an sich zu reißen und zum Monopol zu machen. Und wäre das auch, ja wäre auch das Odium begründet, welches die Postverwaltung jüngst durch die Hindernisse, die sie den Eisenbahnen in den Weg legt, sich zugezogen, so sollte man doch bedenken, was wir der jüngsten Postverwaltung verdanken, und darüber ein Auge zudrücken, wenn sie nun selbst damit zufrieden ist und, was erreicht ist, für das Erreichbare hält.

(Die Fortsezung folgt.)

Räthsel.

Ich spende meine reichen Gaben,
Ihr mögt sie wollen oder nicht,
Und schütte, wollt ihr sie nicht haben,
Wohl gar sie grob euch in's Gesicht.

Man schilt mich über meinen Launen,
Weil eben selbst man launig ist,
Und fehlten sie, wie würde staunen,
Wer meinen Werth sonst leicht vergißt:

Denn Allen, die mich oft gescholten
Und mich verwünscht in eitelm Zorn,
Hab' ich mit Wohlthun oft vergolten
Aus meinem unerschöpften Born.

Doch was ich mag im Schilde führen,
Verberg' ich auch den weisen Herrn,
Die, meine Zukunft auszuspüren,
Sich müh'n und wüßten's gar zu gern.

Und wollt' ich um das Volk mich kümmern
Und hätte keinen Wunsch versagt,
Wie würden bald die Thoren wimmern,
Die mich zu meistern frech gewagt!

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 157.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 3. Juli 1837.

Con. — You have good judgment in horsemanship.
Dau. — Be warned by me then: they that ride so, and ride not warily, fall into foul bogs.

Shakespeare.
Henry V.

Die ritterlichen Uebungen.

(Fortsetzung.)

Leicht ist zu sagen, wie einer reiten soll, und es sind Bücher darüber geschrieben worden, nach denen der Hypochonder auf seinem Lesesessel einen Gaul soll tummeln lernen; aber Wissen ist lange noch nicht Können, das seht ihr an dem Schulfuchs, der, Döbels ganze Jägerpractika im Leibe, einmal in den Wald hinaus kommt, den er vor lauter Bäumen nicht sieht; er hat gelesen, daß der nicht fehlen könne, welcher sein Gewehr so und so halte und führe, und erfährt nun zu seinem Leidwesen, daß die Thiere, welche daher kommen, ihm nicht einmal Zeit lassen, sie recht zu betrachten und zu erkennen, viel weniger, sie nach der gedruckten Anweisung auf's Korn zu nehmen, und er schlägt sich ärgerlich vor die Stirn, wenn er erfährt, daß das artige rothe Hündchen, das so zutraulich an ihm vorbei spazierte, Niemand anders als der berüchtigte Reineke in eigener Person gewesen; und so geht es auch mit der Anweisung, hinter dem Ofen ein Reiter zu werden. Da heißt es: setz' dich gerade in den Sattel, Brust heraus, Bauch hinein, festen Blickes zwischen den Ohren des Pferdes durchschauend, die Faust mit den Zügeln stät über dem Sattelknopf, Schenkel und Knie fest anliegend, die Waden beweglich, die Füße in den Bügeln etwas ein- und aufwärts gekehrt; willst du rechts lenken, so wende die Faust zur Rechten aufwärts und gieb die Hülfe mit der linken Wade, links, wende die Faust abwärts und gieb die rechte Wade, und wie die Regeln alle noch heißen mögen, durch welche, ohne weitere Uebung, es einer wohl dahin bringen mag, mit leidlichem Anstand auf dem hölzernen Pferd eines Pratercaroussels sich zu zeigen. Den Lehrbüchern folgen die Manegen spekulativer Pferdeverleiher in Residenzen, Handels- und Universitätsstädten, darinnen in sechs-und-dreißig Unterrichtsstunden der Student und der Kaufmannsdiener so weit gefördert werden, daß sie, ohne sonderliche Gefahr, sich lächerlich zu machen, auf einem lebensmüden Miethgaul vor's Thor sich wagen dürfen, oder an hellen Sonntagsnachmittagen zu den ländlichen Vergnügungsorten der Städter, wo sie mit einem gewissen Stolz anlangen, wenn es ihnen unterwegs glückte, ein paar Miethwagen zu überholen oder gar einen lateinischen Reiter, der über seinen Sattelknopf Betrachtungen anstellte und alle Augenblick nachsah, ob er die Bügel nicht verloren. Diese junge Cavallerie auf Miethkleppern, zu der auch noch unter andern die Gehülfen der Apotheker und Barbiere zu gehören pflegen, begibt sich thörichterweise, indem sie zu Roß Parade machen will, mancher Vortheile, welche sie zu Fuß sehr wohl behaupten könnte; denn indem sie gar oft dadurch Eroberungen zu machen gedenkt, setzt sie vielen Mädchen von stiller

Erziehung und höchst bescheidenen Wünschen in den Kopf, daß ein Reiter zärtlicher Gunst besonders würdig sey; sie drängt mit Gewalt die Schönen zum Vergleichen, und nun hat der edle Junker auf dem muthigen Roß, und vor allen der blanke Reiteroffizier vollends gewonnenes Spiel, so daß auch hier wiederum zu merken ist, wie das Ueberschreiten der gezogenen Grenzen sich durch sich selbst bestraft.

Die echte Reitkunst lernt sich entweder durch die Uebung von Kindheit auf, wenn derselben die Rathschläge und Anweisungen der Erfahrung zu Hülfe kommen, oder durch schulgerechten Unterricht, dem sich spätere Uebung gesellt; auf die erstere Weise wird Geschlecht um Geschlecht der Reitervölker erzogen, auf die andere meist die edle Reiterei in unserm Vaterlande, obschon es auch bei uns nicht allzuselten vorkommt, daß ein Knäblein so zu sagen im Sattel aufwächst. Bei uns ist es übrigens leichter, die Reitkunst, verbunden mit Pferdeliebhaberei, als noble Passion zu betreiben, wie etwa in Südamerika, wo der Bettler zu Roß um eine milde Gabe fleht, oder in den Ebenen Ungarns, wo jeder Hirtenknabe ein geborner Hußar und von Natur schon ein kecker Wagenlenker ist, so daß, um dort etwas Auffallendes zu leisten, nichts mehr übrig bleibt, als übermüthig genug zu seyn, um stündlich Hals und Bein zu wagen, und dabei das Glück zu haben, den Hals wenigstens nicht völlig zu brechen.

Bis zu der äußersten Grenze des überkecken Reitens und Fahrens hat es in unsern Zeiten der ungarische Graf Sandor gebracht und dabei so sonderbare Abenteuer bestanden, daß selbst diejenigen geneigt sind, sie für unmöglich zu halten, welche den edlen Reiter oft und an vielen Orten zu sehen Gelegenheit hatten. Er hätte auch in der That gewiß viele seiner Wagestücke unterlassen müssen, wenn nicht seiner vollendeten Kunstfertigkeit eine seltene Naturgabe zu Hülfe käme, nämlich die Fähigkeit, sich den Pferden ganz verständlich zu machen, sich ihrer intellektuellen Kräfte zu bemeistern und sie auf diese Weise zu allem zu bewegen, wozu tausend andere eben so ausgezeichnete Reiter sie vielleicht nicht bringen würden. Uebrigens behauptet man, der edle Graf sey manchmal dem Halsbrechen sehr nahe gewesen, habe den oder jenen Knochen da und dort in der That zerschellt und müsse ein Bein in künstlichen Schienen tragen, um aufrecht gehen zu können. Wir wollen nur ein paar seiner bekanntesten Wagstücke und Kraftäußerungen anführen, einzelne Züge zu dem Bilde eines ausgezeichneten Charakters, den in andern und höhern Beziehungen zu schildern, dem Plane dieser Blätter ferne liegt; doch sey uns vergönnt zu bemerken, daß der Held dieser Abenteuer ein in allen Stücken vollkommener Cavalier ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fragmente aus der Tragödie: Cola Rienzi.

(Fortsetzung.)

Rienzi.

Was sagt ihr von der Hölle? Ist nicht Rom
So voll von Meineid, Sünde, Wust und Laster,
Voll Greuel, Raub, Verfolgung, Qual und Mord,
Daß selbst der Hölle Grausen gegen Rom
Ein blumig, freundlich Paradies erscheint?
Dort ist Gerechtigkeit, doch nicht in Rom,
Dort ist nur Strafe, doch Gewaltthat nicht;
Dort sind sich alle armen Sünder gleich,
Rom aber hat noch die Patricier,
Rom aber hat noch Stefano Colonna!

Baroncelli.

Du redest wie ein Gott! Schür' zu! Schür' zu!

Volk.

Das gute Recht! das alte gute Recht!

Rienzi.

Das gute Recht? O wüßtet ihr davon!
Es würde jeder Tropfen Blut in euch
Rebellisch werden und nach Waffen schreien!

Volk.

Rienzi, sprich! das Recht! das gute Recht!

Rienzi.

Gerettet wunderbar im Sturm der Zeiten
Liegt auf dem Capitol die eh'rne Tafel,
Darauf die herrliche Lex regia,
Mit der das Volk Vespasian, dem Kaiser,
Das Recht ertheilt, doch nur auf Lebenszeit,
Gesetz zu geben und den Römergarten,
Italia, zu mindern und zu mehren,
Und ab- und einzusetzen Könige,
Herzöge, Grafen, Obre nach Belieben.
Das ist das Recht von Rom und unser Recht,
Das unverjährbar ist wie Luft und Meer.

Volk.

Wir wollen unser Recht, das Römerrecht!

Rienzi.

So frag' ich euch, die ihr versammelt seyd:
Ist hier das rechte, echte Volk von Rom?

Volk.

Wir sind das Volk von Rom, wir sind die Römer!

Rienzi.

So habt ihr, Römer, die Gewalt und Macht,
Aus eurer Mitte den Tribun zu wählen,
Daß er dem Unrecht wehrt, das Recht bewahrt.
Das Volk hat den Beschluß, so wählt, ihr Männer!

Volk.

Rienzi, der Tribun, Rienzi, Volkstribun!

II. Rienzi als Tribun und Richter.

Scene aus dem zweiten Act.

Ein Zimmer auf dem Capitol. Der Hintergrund ist mit einem Vorhang verhangen.

Rienzi.

Ha, Tagesanbruch? Hab' ich nicht befohlen,
Zu dieser Frist mir den bestohlnen
Toskaner vorzuführen?

(Lictoren bringen Filippo herein.)

Sieh, er kommt!

Filippo.

Verzeihe mir, Tribun!

Rienzi.

Begehrtest du
Nicht zu versuchen die Gerechtigkeit?

Filippo.

Vergieb!

Rienzi.

Ich bin nur Richter, Kläger du.
Trag' in der Ordnung deine Sache vor.

Filippo.

Leg' kein Gewicht darauf! Ich konnt' nicht glauben,
Daß Rom, wohin kein Reisender gekommen
Seit ew'ger Zeit, der nicht geplündert worden
Oder bestohlen auf dem freien Heerweg,
So gut wie in der Stadt, selbst in den Kirchen,
Daß Rom, mit dem wir fremden Handelsleute
Abbrechen mußten jeglichen Verkehr,
An das Mirakel konnte ich nicht glauben,
Daß Rom auf einmal ehrlich worden ist.

Rienzi.

Weiter!

Filippo.

Nun jezt Florenz vernommen hatte,
Daß du hier wieder Recht und Ordnung schaffst,
Beredet mich Anselmo, der mein Freund
Und Vetter ist, an Gold= und Silberwaaren
Ein Weniges hier auf den Platz zu bringen.

Rienzi.

Und sicher war die Straße?

Filippo.

Zum Verwundern!

Rienzi.

Doch wurdest du bestohlen hier in Rom?

Filippo.

Mein Vorwitz ward bestraft; so muß es seyn!
Denn wie wir das Gewölbe eingerichtet,
Durchstrich ich mit Anselmo hier die Straßen
Und freute mich der wunderbaren Ordnung,
Die überall wir fanden; selbst Florenz
Hat noch so gute Zeiten nicht erlebt.
So kamen wir denn auf den Platz Navona
Und sahen eine Säule dort errichtet,
Daran zwei reiche, schwere, goldne Spangen
Ganz los an einen Nagel hingehängt,
So recht verlockend und ergreifbar Jedem,
Der flüchtig dort vorüberstreifen mag;
Und Leute, die dort standen, sagten uns,
Daß du zum Zeichen, wie der beste Staat
Gesäubert sey von Räubern und von Dieben,
Frei hingehangen den kostbaren Schmuck,
Und unberührt wär' er bis jezt geblieben.
Da wiederum beredet mich mein Freund,
In seiner Weise neckhaft und voll Laune,
Noch meine goldne Kette hinzuhängen,
Um zu erproben, ob auch fremdes Gut
So sicher sey in Rom, wie deine Spangen;
Es war ein Scherz.

Rienzi.

Und deine Kette aber?

Filippo.

Nun ja, am nächsten Morgen war sie weg.

Rienzi.

Gestohlen?

Filippo.

Freilich! Ja!

Rienzi.

Und war daran
Ein Merkmal, sie auch später auszufinden?

Filippo.

In ihrer Mitte war ein Medaillon,
Darauf das Bildniß meines Jugendfreundes,
Anselmo's eben, den ich schon genannt.

Rienzi (überreicht ihm die Kette).

Hier ist die Kette mit dem Medaillon,
Und dort das Haupt des Diebes, der gestohlen.

(Der Vorhang wird aufgezogen. Man sieht den Scharfrichter mit dem Beile stehen und ein Haupt emporhalten.)

Filippo.

Herr Gott im Himmel!

(Der Vorhang wird wieder zugezogen.)

Rienzi.

Hast du das Haupt erkannt?

Filippo.

Anselmo! Armer Freund!

Rienzi.

Und zweifelst du,
Daß die Gerechtigkeit in Rom erstanden?

Filippo.

Du großer und entsetzlicher Tribun,
Ich lieg' vor dir vernichtet wie ein Wurm!

Rienzi.

Kehr' ruhig heim und grüße mir Florenz!

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Juni.

Frühjahr und Sommer.

Nach dem regnichtsten und unbeständigsten Frühling, den vielleicht jemals die römischen Fluren sahen, ist der Sommer plötzlich eingetroffen und beginnt seine Rechte geltend zu machen. In den Kirchen wurden öffentliche Gebete gehalten, um eine Aenderung des Wetters vom Himmel zu erflehen: man fürchtete Mißwachs, wenn es so fortwährte, und der Mangel an Getreide wurde plötzlich fühlbar. Das Brod stieg zu einem ungewöhnlichen Preise; sey es, daß, wie man selbst mit Bezeichnung angesehener Personen munkelte, die Kornhändler ihre Speicher nicht öffnen wollten, weil sie auf größern Gewinn rechneten, sey es, weil man in den Marken ernstlich besorgte, es möchte ein trauriges Jahr kommen, und diese kornreichen, aber geldarmen Provinzen ihre eigenen Vorräthe nicht entbehren können. Die ursprünglichen, von der Regierung getroffenen Maßregeln, worunter eine Prämie auf die Einfuhr, fruchteten verhältnißmäßig wenig, und man sah sich genöthigt, das Ausland zu Hülfe zu rufen. Es ist wahr, eine ängstliche Verlegenheit war eingetreten, und die Aussichten waren nicht die erfreulichsten. Vierzehn Tage schönes Wetter haben alle Besorgniß gehoben. Seit dem Frohnleichnamstage zeitigt der Sonnenstrahl mit Macht die Aehren. Die Heuernte ist zu Ende; um Johannis dürfte man mit dem Getreide beginnen. Daß in der Campagne der Anbau desselben nicht bedeutend ist, weiß man. Von etwa 85,000 Rubbien anbaufähigen Landes werden, der gewöhnlichen Berechnung nach, in den günstigsten Jahren vielleicht 28,000 wirklich angebaut. Jetzt wird über Mangel an Händen geklagt. In gewöhnlichen Zeiten ist es nicht immer leicht, in den Bergen die zureichende Zahl Schnitter zusammenzutreiben, die geneigt sind, in vielen Fällen die Gesundheit, in manchen auch das Leben an den Erwerb zu setzen, welchen die Ernte in den krankheitschwangern Niederungen ihnen bietet, wo sie eine schwüle, dicke, drückende Luft, die das Athmen erschwert, und ein gefahrdrohendes, unbeschütztes Lager in kühlen, thauigen Nächten gegen ihre gesunden Gebirgswohnungen eintauschen. Die aus dem Neapolitanischen, welche die Hälfte der Arbeiter auszumachen pflegen, bleiben aus, der Grenzsperre wegen, welche, um des nunmehr erneuten stärkern Auftretens der Cholera willen, stets fortdauert, und zu deren Aufhebung nicht die geringste Aussicht vorhanden ist. Die Campagne selbst ist menschenleer, und der Römer, auch wenn die Noth ihn treibt, will von Beschäftigung dieser Art nichts wissen. Einestheils fehlt ihm gänzlich die Uebung; denn alle diese Arbeiten im größern Maßstabe werden hier Jahr aus, Jahr ein von Fremden verrichtet, die zu bestimmten Zeiten ihre Wanderungen nach der römischen Ebene in Zügen antreten. Es ist ein immerwährender Wechsel, ein unaufhörliches Ab- und Zuströmen unstäter Bevölkerung. Auf der andern Seite hat der Römer eine so eingewurzelte Angst vor der Aria cattiva, mit der freilich nicht zu scherzen ist, daß er für eine jede im Felde zugebrachte Stunde einen Tag im Fieberhospital von S. Spirito zu schmachten fürchten würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, Juni.

(Fortsetzung.)

Ueberschwemmung. Duell. Heirath des Herzogs von Orleans.

Die große Handelscrisis hat unsere Stadt nicht bedeutend getroffen; nur kleine Rückschläge sind erfolgt. Wenn der Papierhandel still ist, so ist der Grund besonders in der Verwendung der Capitalien auf Eisenbahnaktien und andere einheimische Unternehmungen zu suchen. Das Unglück der Ueberschwemmten in der Kautschner Niederung hat hier lebhaftes Interesse und Theilnahme erregt. Herr v. Holtei hat für die Verunglückten eine außerordentliche dramatische Vorlesung gehalten. Auswärts sagte mir zwar ein hochgestellter Beamter, Ueberschwemmungen der Art seyen ein Glück für die Ueberschwemmten, weil sie das Land befruchteten (ob mit den Cadavern der umgekommenen Menschen und der Hunderte von Hausthieren?); so trefflich diese neue humane Theorie seyn mag, hängt das hiesige mildthätige Publikum bis jetzt doch glücklicherweise noch an der alten Praxis. — An einheimischen Calamitäten fehlt es auch nicht. Ein unglückliches Duell zwischen zwei Kammergerichts-Referendarien hat in vier angesehene Familien tiefe Betrübniß gebracht. Der erste Pistolenschuß tödtete den einzigen Sohn eines geachteten Beamten; die Wirkungen auf die Angehörigen des Siegers und beider Sekundanten sind in ihren Folgen wohl noch niederschlagender. Wenn man das erste unsaubere Motiv, die geringfügige Veranlassung, und den Umstand, daß Beide bisher Freunde waren, so wie, daß der Beleidiger noch auf dem Platze seine Beleidigung zurücknahm, zusammenhält, so erscheint der ganze Vorfall geeignet, die ganze Barbarei der alten Ehrengesetze und ihr Mißverhältniß zum gegenwärtigen Zustande unserer Cultur in schreiendes Licht zu stellen. So wird denn der Vorfall auch in Berlin betrachtet.

Von großen Staatsaktionen nichts; Sie müßten denn hierhin die Theilnahme rechnen, die sich hier laut für die Vermählung in Fontainebleau ausspricht. Die französischen Prinzen sind seit ihrem Besuch die Lieblinge unsers Publikums. Für eine liebenswürdige deutsche Prinzessin von freiem Geiste versteht sich in einer loyalen Stadt das Interesse von selbst, wenn man ihr auch gern das Blumenabpflücken auf dem Schlachtfelde von Valmy geschenkt hätte. Die Heirath ist ein Symbol des Friedens für Europa; für uns hat die Art, wie sie zu Stande kam, die freudigste Bedeutung, da sie auf's Neue den großherzigen Sinn und den mild waltenden Geist eines Fürsten bekundet, dessen väterliche Liebe und Fürsorge jetzt nicht mehr Preußen allein dankend anerkennt. Von den darüber gewechselten Schriften sind nur Klänge in's Publikum gekommen, obschon das ganze Verhältniß klar und unter allen Gebildeten nur Eine Stimme darüber ist. — Die lange unterhaltenen und immer wieder aufgefrischten Gerüchte von einem preußisch-russischen Uebungslager bei Teltow sind ohne allen Grund. Fernseher hatten sogar schon die russische Flotte bei Swinemünde observirt, welche die Truppen an's Land setzen sollte. So verbreitet und geglaubt war übrigens die Sache, daß eine hochgestellte Person auf Befragen darüber äußerte: alle Welt wisse davon, nur zwei Personen nicht, die es doch wissen müßten, der Kaiser und der König.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 67.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 158.

Morgenblatt
für
gebildete Leser.

Dienstag, den 4. Juli 1837.

— Wenn noch Blätterzier
Je auf dem morschen Freiheitsstamm gedeiht,
Sey sie als Kranz auf deinem Grabe hier,
Du Forumskämpfer, Volkshaupt, dir geweiht,
Du neuer Numa, der geherrscht zu kurze Zeit!
Byron.

Fragmente aus der Tragödie: Cola Rienzi.

(Beschluß.)

III. Rienzi als Herrscher.

Scene aus dem dritten Acte.

Rienzi (in kostbarem Gewand und Schmuck allein).

Oft wenn ich stundenlang als Knabe noch
Still dort gesessen an dem Strand der Tiber,
Indeß die goldnen Wogen mir erzählten
Die dunkelwilden Mährchen alter Tage:
Wie einst der Anio einhergebraust
Vom Sieg der Römer mit Sabinerleichen,
Eh' noch der Siegesbote Rom erreicht;
Wie einst Horatius Cocles dort die Brücke
So lang vertheidigt, bis sie hinter ihm
Gebrochen und das Römerheer gerettet,
Und er allein verloren, nicht verloren,
Mit Waffen und mit Wunden in die Fluth
Hinabgesprungen und zur Stadt geschwommen —
Da schlug mir, einem Knaben, durch die Glieder
Ein wundersamer, todesfreud'ger Schauer,
Und in den Strom warf ich mich selbst hinein,
Die Wogen drückt' ich brünstig an die Brust,
Querdurch mich ringend zu dem andern Strand.
Ich blies vor mir den Schaum in wilder Lust,
Ich streichelte des Flusses Löwenmähne
Und sprang mit Jubel hoch am Ufer auf,
Und Freiheit schrie ich und Victoria,
Und warf mich lachend, weinend auf die Erde.
Und als ich Mann geworden, saß ich wieder
Am großen Tiberstrom der Zeit in Harm
Und Qual der ungestillten Thatenlust,
Und stürzt' mich wieder in des Stromes Wogen,
Mit starkem Arm die Fluthen unterjochend,
Und springe wieder hoch am Ufer auf
Und ruf' dem Erdkreis zu: Victoria!
Ich hab' den alten Römergott geweckt;
Mit seinem rechten Fuß, Italien,
Steigt wieder auf den Nacken dieser Erde
Jupiter Terminus.
Cäsaren nannten seine Söhne sich,
Ich bin sein Sohn vom Wirbel bis zur Zeh!
In niedrer Hütte bei St. Thomä Kirche
Unfern der Synagoge war mein Vater
Stellmacher, Wäscherin die treue Mutter;
Es fehlte oft das Brod auf unserm Tisch,
Der kleinen Lampe Oel, die Sorge saß
Als Spielgefährtin neben meiner Wiege;
Ich aber starrte wie ein junger Aar
Mit kühnen Augen in die helle Sonne.

Ich hatt' nicht Freude an dem Lärm der Jugend,
Denn einem großen Schicksal schlich ich nach.
Und nun auf einmal dieser Strom des Glanzes,
Der mich umfluthet, diese Herrlichkeit!
Einst priesen wenig Knaben meinen Namen,
Jezt stehen alle Völker an dem Strand
Und rufen jauchzend: Rom! Rienzi! aus;
Und selbst der Aetna schlägt mit Feuerfäusten
Zu dem Triumphgeschrei den Riesentakt
Hoch an den Himmel, daß die Erde hüpft!
O Majestät, ich stürz' mich frank und schlank
In deine goldne Fluth, ich trink dich aus
Bis auf den lezten, allerlezten Tropfen,
Und wie ein Cäsar will ich mich berauschen
In dir, Imperium, du Herrscherwonne,
Zu Tod in dir mich schwelgen wie ein Gott!

IV. Rienzi als Exilirter.

Scene aus dem vierten Acte.

Civita Castellana.

Der päbstliche Legat Raymond, vor ihm Gesandte aus Rom, an ihrer Spize Andrea.

Andrea.

Ja, wenn Rienzi wieder kommen sollte!

Raymond.

Gilt denn Rienzi noch so viel in Rom?

Andrea.

Zög dort er wieder ein, ich glaub' der Jubel
Könnt' alles Volk in einen Wahnsinn stürzen,
So sehr bewundert und geliebt ist er.

Raymond.

Wo meint ihr, daß er ist?

Andrea.

Bald sagen welche,
Er hause bei dem ungarischen König,
Dann andere, er lebe bei dem Kaiser
Zu Prag und trinke Wein mit ihm;
Noch andere, er wär' gleich einem Gott,
Wie im Triumph durch Deutschland, Schweiz und Frankreich
Nach Avignon zum Siz des heil'gen Vaters
Gekommen, um den Kirchenbann zu lösen,
Und säß' dort nun gefangen auf den Tod.

Raymond.

So war es auch; und wenn die heil'ge Kirche,
Versöhnt von seiner Reue, ihn mit mir
Und ihrem Heere gegen Rom gesendet?

Andrea.

Es wär' ein Wunder! Doch erschien er jezt,
Ich wäre selbst vor Freude außer mir!
(Rienzi erscheint, gedankenvoll vorwärts kommend.)

Raymond.

Blickt auf! Er kommt!

Andrea.

Er ist's!

Raymond.

Er spricht mit sich,
Wie er zu thun gewohnt; verbergt euch hier,
Daß ihr ihn freudig überraschen könnt.
(Raymond ab; die Andern verbergen sich.)

Rienzi (allein).

Vergönnt dem Schiffer, der vom Sturm verschlagen,
An den Polarstern seinen Blick zu heften.
Ich bin der Schiffer und mein Stern ist Rom!
Weit über die Campagna streift mein Blick,
Bis dort hinab, wo strahlend du, o Roma,
Mit deinen Thürmen an den Himmel ragst.
Du großes Herz der Welt, soll ich mich nicht
Mit meiner ganzen Seele zu dir drängen?
Bin ich denn nicht dein gar zu treuer Sohn?
Ach, du bist todt, und doch noch nicht gestorben;
Es schweben über dir noch jene Laren
Der großen Thaten, die in meinem Blut
Ein trügerisches Leben sich getrunken,
Bis ich wie sie nur ein Phantom geworden,
So ruhelos, so jammervoll, doch groß
Wie jener Dämon, welchen Brutus sah.
Schon dort, als ich von den zerbrochnen Steinen
Den Epheu bog, aus grünem Moos heraus
Inschriften las von Consuln und Tribunen,
Uralte Zauberworte, die das Grab
Zersprengen und die Geister wecken,
War ich geweiht, zu deinem Dienst gefeit;
Ich mußte schleudern in die Gegenwart
Die große, alte Welt mit ihren Wettern:
Ich hab's gewagt! so muß ich auch vollenden!
Dort steht noch Rom, und Marius, der große,
War noch der allerlezte Römer nicht,
Und nicht der lezte, der aus dem Exil
Heimkehrte in die alte Stadt der Welt.
(Andrea und die übrigen Gesandten eilen auf Rienzi zu.)

Die Gesandten.

Rienzi! Volkstribun!

Andrea.

Er ist es noch!
Es ist sein Angesicht wie baares Geld,
Es leuchtet einem so von selbst in's Auge!
Er ist und bleibt der große Volkstribun!

Die ritterlichen Uebungen.

(Fortsetzung.)

Wie ungern auch die Pferde sich dazu bequemen, Treppen auf und ab zu gehen, so hat man schon in frühen Zeiten sie dazu zu bringen gewußt, und der Graf Sandor hat für sein Theil sich eine alltägliche Gewohnheit daraus gemacht, über Staffeln zu reiten. Uns schien immerdar, als sey es gefährlicher dabei, abwärts denn aufwärts zu reiten; doch werden wir durch den „Verstorbenen" mit sehr annehmlichen Gründen des Gegentheils belehrt, indem er irgendwo (in „Tutti frutti," wenn wir nicht irren) behauptet, das Pferd könne sich mit Hülfe des Reiters wohl wieder zurecht finden, wenn es nach vorn abwärts gleite, während, wenn beim Aufwärtssteigen das Hintertheil ausrutsche, der Reiter gar nichts thun könne und die Vorderhufe nothwendigerweise nachgeben müssen; dabei ist bekannt, daß der Verstorbene ein berühmter Reiter war, und zum Ueberfluß sagt er es auch noch selbst, Schwarz auf Weiß (s. „Semilasso in Afrika"). Von glücklich ausgeführten Reitersprüngen in die Tiefe erzählen Sagen mancherlei; den kühnen Harrassprung hat in neuern Zeiten der wackere Husar, General Kienmaier, glaublich gemacht; „Grafensprung" heißt eine Stelle an dem Neuebersteiner Schloßberg, von wo einer des Geschlechtes der Ebersteiner in trunkenem Muth hinabgesprengt und wohlbehalten davongekommen seyn soll; und der Graf Sandor hat unter manchen ähnlichen Sprüngen auch den von der hohen Ofener Schiffbrücke in einen Ponton glücklich ausgeführt, um sich eines Zudringlichen zu entledigen, der sich vermessen hatte, ihm alle Reiterstückchen nachzumachen, und nun, erschreckt und beschämt, mit verhängtem Zügel von dannen stob.

Auf einem englischen Blutpferd mitten im Gewühl des Marktes über einen Heuwagen zu setzen, und mit diesem hochgestellten Thier in vollem Lauf bergab zu rennen, das edle türkische Roß bergan zu spornen, und dabei über Hag und Zaun zu setzen, quer über ein daherrennendes Viergespann, zwischen den erschreckten Sattelknechten hindurch, zu sausen, auf einem kleinen Pferde durch ein mittelmäßiges Fenster in ein Zimmer zu sprengen, auf die Gefahr hin, sich den vorgebuckten Schädel einzurennen, und unzählige andere kleine Uebungen der Art zeugen von einem unternehmenden Sinn und von jenem Uebermuth, der, in reifen Jahren und ernsten Verhältnissen aufgeklärt, zu einem ruhmwürdigen Ziele leiten kann. Zu Melton-Mowbray, von dem wir bereits zu reden Anlaß hatten, verweilte der Graf Sandor ein ganzes Jahr lang und erwarb sich einen feinen Ruhm unter den Engländern, die sonst nicht gerne fremdes Verdienst anerkennen; seine Jagdabenteuer sind in einer Erzählung beschrieben, in einer Reihe von Gemälden geschildert worden. Und wenn auch eines Reiters vom Festland Ansehen, Sitz und Gewandtheit im Sattel mit englischen Nebenbuhlern leichteres Spiel hat, so wirbt auf der andern Seite die außerordentliche Ausdauer dieser Insulaner um den Vorzug; wie zum Beispiel des bekannten Fuchsjägers Osbaldeston Gewaltsritte, unter denen wir nur einen anführen, wie er, am 6ten November 1831, auf der Rennbahn von Newmarket, zweihundert englische Meilen (etwa vierzig deutsche) in zehn Stunden zurückzulegen gewettet hatte, und den Weg bei Regenwetter und Wind auf schlüpfrigem Lehmboden in acht Stunden und zwei-und-zwanzig Minuten vollendete, obschon ihn noch dazu der Unfall getroffen hatte, von einem Pferd abgeworfen zu werden. Auch in der Ausdauer hat Graf Sandor den Engländern keinen Vorzug gelassen, vor allem auf dem berühmten Ritt von Wien nach Preßburg im Jahr 1834.

Wenn aber, im Gegensatz zu den Ansichten der alten Welt, die neue von jeher die Reitkunst höher stellte als die des Wagenlenkens, welche seit noch nicht zwei Menschenaltern wieder den noblen Passionen angehört, so hat doch der Graf Sandor in der leztern so außerordentliche Dinge gethan, daß wir nicht umhin können, darauf hinzudeuten. — Wir haben nämlich Gelegenheit gehabt, eine Sammlung von Skizzen zu sehen, in denen des Grafen vieljähriger Gefährte, der deutsche Maler Prestel, einige hundert Abenteuer, Wagstücke und Unfälle darstellt, und darunter zeigt sich ein ungarisches Fünfgespann, das mit einem Wagen über die Staffeln einer steilen Straße im alten Theile von Ofen hinabsteigt; dieß ist gewiß das äußerste Ziel des Erreichbaren, das lezte der Wagstücke, bei dem noch eine Möglichkeit blieb, mit heiler Haut davonzukommen, oder wenigstens mit einem blauen Auge. Nun wollen wir zwar durchaus nicht damit gesagt haben, daß jeder edle Reiter und Wagenlenker unnöthigerweise und leichtsinnig seine Knochen wagen solle, da er doch reiten und fahren lernte, um die Rosse mit sicherer Hand leiten und sich einer ihm etwa entgegentretenden Gefahr entziehen zu können; denn auch ein glücklich durchgeführtes Wagniß verdient im Allgemeinen nur Bewunderung oder Theilnahme, wenn es durch die Umstände geboten schien; aber ein Cavalier soll auch so reiten, daß für ihn kein Wagniß mehr ist, was dem lateinischen Reiter unfehlbar das Leben kosten würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

(Beschluß.)

Thiergarten. Frau v. Arnim. Wie man berühmt wird.

Die Umgestaltung des Thiergartens in einen modernen lichten Park ist, allen Noth- und Hülfgeschrei's des

Publikums und der Dryaden ungeachtet, fortgeschritten. Wenn dennoch jezt innegehalten wird, ist es nur in Folge eines hohen Befehls, daß kein alter Baum mehr niedergehauen werden soll. Dieselbe Fürsorge von oben ist auch andern alten Bäumen in und um Berlin widerfahren, gegen die man bis da mit barbarischer Gleichgültigkeit gewüthet hat. Der Direktor Lenné, der die Reform des Thiergartens leitet, und dem man allen Geschmack zugestehen muß, wenn man sich mit der Vorstellung ausgesöhnt hat, daß ein Wald in einen Park umgewandelt wird, soll übrigens gegen die Zumuthung protestiren, als ginge das Unternehmen von ihm aus. Es sey vielmehr ein höherer Wunsch gewesen, die Wege durch das Dickicht des Thiergartens fahrbar zu erhalten. Sey dem, wie es mag, wenigstens ist es ein Sieg der öffentlichen Meinung, daß ein Beamteter sich nicht hinter seiner Pflicht stumm verschanzt, sondern es für nöthig hält, sich vor dem Publikum zu rechtfertigen.

Von hier ist wenig von Bedeutung zur Leipziger Messe gebracht worden. Wir haben aber auch dafür wenig empfangen. Frau v. Arnim, die durchaus ihr Goethedenkmal in's Leben setzen will, hat sich zu einem sehr gewagten Unternehmen entschlossen. So groß in England jezt auch das Interesse für Goethe ist, und für Alles, was ihn angeht, hat doch weder eine Engländerin, noch ein Engländer es gewagt, den „Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde“ zu übersetzen. Die Fülle rücksichtsloser Ergüsse einer glühenden Phantasie überschreitet so sehr die Schranken der englischen Decenzgesetze, daß nach dem Urtheil einer bewährten Kennerin Bettina's Briefe, getreu übersezt, in keiner englischen Familie auf dem Tische geduldet würden. Und was wären sie verstümmelt, beraubt ihres lyrischen Interesse! Dennoch will Bettina. Mit großen Opfern hat sie hier von zwei Engländern die vier Bände unter ihren Augen übersetzen lassen, ja gewissermaßen mit übersezt, obgleich sie erst zu diesem Zwecke Englisch lernte. Ein Werk der Pietät, wie es heute selten ist. Möchte ihr wenigstens nicht zum Dank dafür ein Verlust erwachsen, der ihre Kräfte übersteigt. Der englische Zoll für im Auslande gedruckte Bücher ist groß, Commissionäre verlangen in England bessere Bezahlung als hier, die Großmuth der englischen Buchhändler existirt nur auf dem Papier und in Anekdoten von ehedem, und wenn nun die englischen Familien nicht kaufen! — Wenn Sie von der Erhebung des Geheimenraths Hengstenberg in den Adelstand lesen, so ist der geadelte Hengstenberg nicht mit dem Redakteur unserer evangelischen Kirchenzeitung zu verwechseln. Es ist ein Vetter des Theologen und Erzieher des Prinzen Woldemar.

Wie wird man heute berühmt? Die Cliquengeschichte unserer Literatur wird einst darauf antworten können. Unsere curiose Zeit liefert indeß auch Beispiele, wie man ohne Anspruch darauf, und ohne Mitglied einer journalistischen Verbrüderung zu seyn, sich durch sich selbst berühmt machen kann. Sie sehen zum Exempel jezt in unsern ersten Gemäldehandlungen neben den Porträts von Schleiermacher, Hegel, Raumer, Steffens die Lithographie eines ernsten Mannes aushängen, ein gutes Bild mit vielen Ansprüchen, und darunter steht: Louis Drucker. Wer ist Louis Drucker? Das Bild selbst gibt einigen Aufschluß. Der Mann mit der denkenden Stirne, den ernsten, fast finstern Augen, den prüfenden Lippen, hält kennermäßig ein Weinglas zwischen den Fingern. Die Skizze eines Bacchanals darunter spricht schon deutlicher. Louis Drucker hält eine Weinstube oder einen Weinkeller. Erst vor einem halben Jahr ward er eröffnet; bis da kannte ihn Niemand, und heute ist er ein berühmter Mann. Und warum? „Durch mehrere fulminant witzige Zeitungsannoncen, durch die rothen Hosen seiner Kellner und durch den Einfall, diese Kellner auf kleine Pferde zu setzen und sie zu den Gästen mit Tellern und Gläsern reiten zu lassen. Schade, daß die Polizei schon einschreitet, bevor die „Witze“ zu der Reife kamen, welche wir für Humor anerkennen dürfen. Sollte man nicht diese seltenen Gewächse, die den Witz nicht nur in Worten, sondern auch in Thaten äußern, in unserm dürren Boden pflegen? Auch da wird man ängstlich. Wem schadet es, wenn das Volk lacht? Ihm soll der fernere Debit seiner Annoncen erschwert seyn; auch ist dem witzigen Mann nicht vergönnt worden, ein Schild als Lieferant einer publiken Person auszuhängen, die selbst darein gewilligt hat, weil der volltönende aristokratische Name derselben auch Andern als dem Gelieferten angehört.

Rom, Juni.

(Fortsetzung.)

Drohende Hungersnoth.

Hatten während des lezten Carnevals Angriffe auf die Bäckerjungen stattgefunden, so daß man diese, N. B. auf Kosten ihrer Meister, durch Gendarmen begleiten lassen mußte, wenn sie nicht mit leeren Körben bei ihren hungrigen Kunden ankommen wollten, so war jezt das Geschrei nach Brod und das Klagen über die Preise viel allgemeiner; man erschreckte dadurch selbst den heiligen Vater, als er in der Woche vor dem Frohnleichnamsfeste einmal von Sanct Peter nach dem Quirinal fuhr, sich seine Sommerwohnung anzusehen. Ernstlichen Unordnungen vorzubeugen, sah die Regierung sich zu Opfern genöthigt: sie bestanden theils in der Feststellung eines solchen Brodpreises, wie er bei dem Stand der Getreidepreise unzulässig und also nur durch Zuschüsse aufrecht zu erhalten war, theils in Brodvertheilungen. Diese fanden namentlich am Morgen des Frohnleichnamstages, so wie an dem darauf folgenden, wo das Fest des sogenannten Apostels der Römer, des heiligen Philipp Neri, in der Kirche der Vallicelle gefeiert wird, im Colesseum statt. Man sagt, Ort und Stunde seyen gewählt worden, um in den Augenblicken, wo der Pabst, am ersten Tage in der weltberühmten feierlichen Procession unter den Colonnaden des Petersplatzes, am zweiten in seinem Staatswagen mit dem glänzenden Gefolge der Cardinäle, sich der Menge zu zeigen hatte, den Andrang des ärmern Volks und der zahlreichen Landleute abzuhalten; denn der außergewöhnlich lange und rauhe Winter hatte aus den Ortschaften des Gebirges, die größtentheils völlig mittellose Einwohner zählen, eine übergroße Menge Armer nach Rom getrieben, die nur von der öffentlichen Wohlthätigkeit leben. Die Regierung wollte einmal, mitten während der kalten Jahrszeit, wo die römische Straßenpolizei sich in der kläglichsten Verlegenheit befand, einen Versuch machen, diese Elenden aus der Stadt zu verweisen und sie zur Rückkehr in ihre Heimath zu nöthigen; aber man verzichtete bald darauf, sey es aus Besonnenheit oder aus Menschlichkeit, oder weil die Sache überhaupt unausführbar war. So blieben denn Roms Straßen mit Bettlern gefüllt. Jezt, wo die Nächte lau sind, wenn auch dichte Nebel vor und nach Sonnenaufgang sich auf's Thal lagern, sieht man Abends spät, namentlich auf den Trottoirs des Corso, eine Menge Armer zusammengekauert und eingeschlafen; die meisten derselben sind obdachlose Knaben; der Stein ist ihr Lager, ihre einzige Bedeckung zerlumpte Kleidungsstücke. Weicher gebettet liegen auf den Kehrichthaufen an den Straßenecken zahlreiche Hunde.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 53.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 159.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 5. Juli 1837.

The devil can cite scripture for his purpose. —
O what a goodly outside falsehood hath!

Shakespeare.

Briefe über den Pariser Salon von 1837.

Fünfter Brief.

Wenn ich bei dem Bilde Scheffers vielleicht etwas zu ausführlich gewesen bin, so kann ich bei den andern religiösen Bildern desto kürzer seyn. Was den Geist, das Christliche, also das betrifft, was sie eigentlich zu religiösen Bildern macht, so ist davon bei Allen — mit einer einzigen Ausnahme — wenig zu berichten. Was ich oben über den Charakter derselben im Allgemeinen gesagt habe, findet bei fast Allen die vollkommenste Anwendung. Fügen Sie nun noch hinzu, daß der größte Theil derselben lebensgroße Figuren hat und in zum Theil ungeheuren Dimensionen ausgeführt ist, daß sie nach Maßgabe des Könnens der einzelnen Künstler bald mehr bald minder gut gezeichnet und gemalt sind, daß ein großer Theil derselben außer dem Mangel des religiösen Gefühls auch noch an Affektation und Prätention leidet, so haben Sie eine und keineswegs ungerechte Würdigung derselben.

Von dem Allen, was ich damit Ungünstiges über dieselben gesagt haben will, nehme ich jedoch ein Bild aus. Vielleicht halte ich es für besser, als es wirklich ist, da ich erfreut war, unter so vielen Bildern, die nicht sind, was sie seyn wollen, endlich eines zu finden, von dem man das nicht sagen kann. Dieses Bild ist Vauchelet's „Tod der Maria," ein Werk von bedeutender Dimension mit lebensgroßen Figuren. Der Künstler ist ganz der Tradition treu geblieben. In der Mitte des Bildes liegt die Jungfrau, mit den Füßen gegen den Beschauer gekehrt, bedeckt in einem Bette, in ganz richtiger, aber nicht eleganter Verkürzung; zu beiden Seiten Gruppen der Jünger. Ueber der Jungfrau schwebt, ebenfalls in Verkürzung, mit dem Kopfe gegen den Beschauer, ein Engel, Blumen streuend. Ich freue mich, daß der Künstler (von dem ich bisher noch nichts gehört habe) seine Composition so natürlich, so einfach, so edel arrangirt hat, daß er hier, wo, um zu gefallen, Grazie und Eleganz das erste Erforderniß ist, jene beiden Verkürzungen der sterbenden Jungfrau und des Engels nicht vermieden hat, troß dem, daß sie nicht das sind, was die Mode hier auch in Bildern elegant nennt. So einfach und nobel die Anordnung ist, so rein und streng ist die Zeichnung; die Malerei ist nicht minder schön und das Ganze ist von einer so vortrefflichen Wirkung, wie wenige Bilder überhaupt im Salon. Vorzüglich schön sind ein paar trauernde, im Vordergrunde zu den Füßen des Bettes sitzende Weiber. Das Bild hat auf mich den Eindruck eines guten Werkes aus der Schule der Caracci gemacht. Daß so gar nichts Erkünsteltes, Erlogenes, so gar keine Prätention darin ist, rechne ich dem Künstler

zum größten Verdienst an, denn hier ist dergleichen Einfachheit wahrlich selten. — Das Bild ist übrigens von den meisten Kritikern übersehen oder nur spärlich anerkannt worden.

Ueber alle andern religiösen Bilder des Salons muß ich aber wiederholen, was ich mehrfach oben über den Mangel an religiösem Gefühl, an Inhalt gesagt habe; es gilt auch von dem vielfach gepriesenen Bild Flandrin's, das derselbe, ein Schüler von Ingres, aus Rom geschickt hat. Es stellt vor: „St. Clarus, erster Bischof von Nantes, die Blinden heilend," und hat lebensgroße Figuren. Um den Vortrag nicht über den Inhalt prävaliren zu lassen, ist der erstere absichtlich geschwächt, ohne daß der leztere deßhalb bedeutender erschiene: das ganze Bild sieht aus wie grau in grau gemalt und ist über die Maßen langweilig. Dabei ist es so seltsam arrangirt, daß man glauben sollte, es sey nur ein Stück, und zwar die Ecke eines Bildes. Vermuthlich ist es bestellt für einen Altar oder ähnliche Bestimmung, wo der Künstler durch das nöthige Format genirt war. Als Repräsentant der römischen Akademie, und namentlich Ingres'scher Tendenz, fand das Bild vielfaches Lob.

Da ich oben von Bildern im cinquecentistischen Geschmacke geredet, so nenne ich Ihnen als solche: Lestang's Auferweckung des Lazarus; Rivoulon's Sankt Martin von Tours, seinen Mantel zerschneidend, mit einer Einfassung von kleineren Darstellungen und allegorischen Figuren, und Frenet's (in Rom) Allegorie: „der Mensch, die Wahrheit suchend, oder die Hoffnung," (so erklärt der Katalog das Bild, aus dem ich nicht klar geworden bin) mit einer ähnlichen Einfassung wie Rivoulon's St. Martin. Alle drei Bilder haben Figuren unter Lebensgröße. Daß bloß Aeußerlichkeiten copirt sind, daß von dem Geiste jener Bilder, in deren Manier diese gehalten sind, sich auch gar nichts in den Nachahmungen findet, brauche ich Ihnen wohl kaum zu sagen. — Ich könnte Ihnen nun noch eine enorme Masse verfehlter religiöser Bilder, zum Theil von den allerbedeutendsten Dimensionen nennen, eine Menge Marien Magdalenen, Kreuztragungen, Geburten Christi, Martyrien u. dergl. m. Was soll ich aber Sie und mich damit ermüden! Daß Delaroche einmal die Historie verlassen hat, um zur Veränderung ein religiöses Bild zu malen, und daß er anstatt der guten, die man von ihm gewohnt ist, einmal zur Veränderung ein schlechtes Werk gegeben hat, erzählte ich Ihnen schon oben, wo ich von dieser „heiligen Cäcilia" ein Mehreres erwähnte. Unbegreiflich, wie ein Künstler, der so ausgezeichnete Werke liefert, wie Delaroche, nicht einsieht, wie schlecht dieses Bild ist. Ein anderer Künstler, der freilich auf keine Weise mit Delaroche verglichen werden kann, hat auch sein gewöhnliches Terrain verlassen und ein religiöses Bild gemalt, obgleich die bisher von ihm bekannten Compositionen eben nicht besonders heiliger Natur sind. Ich meine Deveria. Dieser Maler ist sonst, wie Ihnen aus den nach seinen Zeichnungen angefertigten Lithographien bekannt seyn wird, vorzugsweise der Darsteller von Strumpfbändern, welche (wie Sie aus Volgers Geographie wissen und von jener unglücklichen Eselpartie auf dem alten Schloß von Baden-Baden her sich erinnern werden) von den Französinnen über dem Knie getragen werden. Deveria hat das Terrain der Strumpfbänder verlassen und sich in die Religion „lancirt," er hat ein religiöses Bild gemalt mit lebensgroßen Figuren, „Sankt Sebastian, den heilige Frauen von dem Baume seines Martyriums losbinden." Ich brauche Ihnen dies Bild wohl nicht zu charakterisiren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die ritterlichen Uebungen.

(Fortsetzung.)

Vor Allem ist nicht zu vergessen, daß die Reitkunst immer nur eine „Hülfswissenschaft" vorstellt und nie die Hauptbeschäftigung eines Lebens seyn soll, auch wenn dieses Leben durchaus nur dem Vergnügen geweiht wäre, und jedes ernsteren Strebens bar. Aber gerade die Neigung zu der Beschäftigung mit Pferden ist es, welche gar zu viele Leute so weit verlockt, daß einer, sie beobachtend, immerdar versucht ist, zu bedauern, daß sie nicht Roßkämme, Reitknechte oder Kutscher geworden. Diese Verirrung findet sich am häufigsten bei den Engländern, von denen es in der That einer so weit gebracht hatte, daß er mit seiner eleganten Equipage das Gewerbe des Lohnkutschers trieb. Ein echter Ritter halte edle Rosse, auf die er sich verlassen mag und denen er auch etwas zumuthen kann; er übe zu rechter Zeit eine wohlberechnete Schonung gegen die Thiere, und gleiche in keinem Stücke dem Emporkömmling, der mit jüdischer Pralerei theure Pferde kauft und zur Schau stellt, und mit jüdischem Geiz sie verzärtelt, wo nicht der Hochmuth ihn dazu bringt, sich so weit zu zeigen, als die angeborene Feigheit dies gestattet.

Von den edlen Reiterkünsten ist ein großer Absprung zur Kunstreiterei und zu dem Gewerbe des Jockeys, welche als Erwerbsquellen dienen. Der Kunstreiter verhält sich zum Ritter wie der Seil- und Ballettänzer zum Ballgast, der sich nach Lust und Laune beim Klange der Musik dreht und wiegt. Des Kunstreiters Wagstücke sind allerdings sehr groß, aber sie haben nichts Edles an sich, das wahre Theilnahme erregen könnte, und wenn ein solcher Gaukler in seinem Beruf das Leben einbüßt, so macht das etwa

dieselbe Wirkung, als ob irgend eine Lieblingssängerin heiser geworden wäre. — Die Jockeys, welche bei den englischen Wettrennen die Renner besteigen, sind eine eigene Zucht, die sich gebildet hat, seit auf jener Insel die Vollblutpferde mehr zum Rennen da sind, als um eigentlich geritten zu werden. Der leichteste Jockey ist der geschätzteste, und sie unterwersen sich gegen die Zeit der Wettrennen hin den unerhörtesten Behandlungen, um sich abzumagern, namentlich durch eine Karthäuserdiät, durch Schwitzen und Laufen. Man nennt dies, wie bei den Pferden, trainiren.

Die Wettrennen an und für sich, wie sie nämlich in England betrieben werden, sind eine Erfindung, auf die nur ein so sonderbarer und zugleich so praktisch rechnender Sinn zu kommen vermochte, wie er sich so oft bei den Britten offenbart oder vielmehr, um uns richtiger auszudrücken, wie er bei ihnen in allen Dingen sich zeigt. — Nicht die Reiter sind es, welche auf ihren edlen Rossen irgend einen Preis der Ehre erringen wollen, sondern die Pferdebesitzer wünschen durch ihre Thiere den blanken und baaren Gewinn zu erwerben. So sind auch die Einrichtungen und Satzungen dieser Rennen ganz dem bekannten Charakter eines Handelsvolkes angemessen, und es wäre wahrlich keine sonderliche Ehre dabei zu finden, wenn der deutsche Adel sich ferner noch verlocken ließe, auch hierin einem Muster nachzustreben, das der Nachahmung von dieser Seite so wenig würdig ist. — Bei alledem erkennen wir dennoch recht wohl den großen Nutzen solcher Wettrennen und wollen allein behauptet haben, daß dieselben nur mittelbar den noblen Passionen dienen, den noblen Passionen, welche in diesen Blättern uns den Maßstab in die Hand geben, dessen wir uns, von einem andern Standpunkt aus, auf ganz andere Weise bedienen würden.

Jedenfalls steht auch einem Mann in mittelmäßigen Verhältnissen das Reiten sehr gut an, und es wäre zu wünschen, daß bei uns die ökonomischen Hindernisse wichen, welche nicht nur den Städtern, sondern auch den Landbewohnern immer mehr das Halten von Reitpferden erschweren.

2. Die Fechtkunst.

Die Anfänge der Fechtkunst sind in der ersten Keule zu suchen, mit welcher der Mensch sich gegen den Menschen bewehrte; die edle Fechtkunst aber besteht darin, mit einer blanken Waffe, welche zugleich dem Angriff und der Vertheidigung dient, gegen eine gleiche Waffe zu kämpfen. Diese Waffe ist vor allen das Schwert in seinen verschiedenen Gestaltungen als Degen und Säbel; doch sind auch andere nicht auszuschließen, wie z. B. das Fechten mit dem Bajonnet, oder mit der Lanze, theils gegen die gleiche, theils gegen eine andere Waffe.

Die Führung des Schwertes und anderer Angriffswaffen war bei den Vorfahren eine andere, als in neuern Zeiten; denn zur Abwehr dienten Helm, Harnisch, Schienenhandschuh und Schild, die späterhin alle die blanke Wehr mit dem Bügel am Handgriff zu ersetzen bestimmt war. Die erste Form der eigentlichen Fechtkunst war die auf Hieb und Stoß zugleich, mit dem langen und breiten Degen der germanischen und romanischen Völker, und diese Art der Führung scheint auch durch die Natur der Waffe selbst bedingt; doch machte bald die Uebereinkunft im Allgemeinen eine andere Satzung, und nur in Deutschland erhielt sich am längsten die alte naturgemäße Weise, nach der die Kämpfer ihre Wehren gebrauchten, wie sie es eben für dienlich hielten, mit jenen Einschränkungen allein, welche ein ehrenhaftes Fechten erheischt; denn es steht einem freisamen, ritterlichen Manne schlecht an, mit Gefährde zu kämpfen.

Sehr früh bildete sich bei den südlichen Völkern, so wie in Frankreich und England die Gewohnheit, den Degen im Zweikampf nur zum Stoßen zu gebrauchen, und zu diesem Behuf wurde die Waffe leichter. Zuerst kamen die langen spanischen Raufdegen auf, und dann die etwas kürzern französischen Klingen von prismatischer Form und ohne Schneide, welch leztere in Deutschland erst spät in Aufnahme kamen, als an den Höfen im 18ten Jahrhundert die französischen Sitten überhaupt dazu dienten, den Gegensatz zu dem spanischen Ton des Kaiserhofes zu bilden. Das Fechten auf den Hieb allein scheint sich von der gebogenen Wehr der Czechen, Sarmaten und Magyaren auf die gerade Klinge vererbt zu haben, und zuerst von der Reiterei angenommen worden zu seyn; in der Art, wie es heutzutage im Duell geübt wird, namentlich bei einigen Armeen unter den Offizieren und unter deutschen Studenten, mag es sehr spät und wohl erst in ganz neuer Zeit aufgekommen seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juni.

Genf und Frankreich.

Vor einigen Jahren war ein geistreicher und, was seltener ist, unbefangener Franzose hier, lebte längere Zeit bei uns in sehr guten Verhältnissen und schrieb einer wohlbekannten Pariser Dame eine Reihe Briefe über Genf, aus denen ich wohl später etwas mittheile, wie ich früher mit ähnlichen französischen Aeußerungen gethan. Er vertheidigt die Genfer lebhaft gegen das in Frankreich ziemlich allgemeine Vorurtheil, als ob sie kalt, gegen Fremde verschlossen, radikal unpoetisch und habsüchtig seyen; er schildert kräftig die Sittlichkeit der hiesigen Gesellschaft, dem Pariser Verderbniß

gegenüber; er läßt der Wohlthätigkeit und der Vaterlandsliebe der Reichen, dem gesunden Sinn und der guten Haltung der Armen volle Gerechtigkeit widerfahren; aber einen Genfischen Makel hat der Fremde gar nicht berührt, eben weil er ihm schwerlich ein Makel ist, weil er darin nur eine Eigenschaft sah, die sich ganz von selbst verstehe, und die gar nicht anders seyn könne: ich meine Genfs politisches und literarisches Hinüberneigen nach Frankreich. In politischer Beziehung meine ich nicht die Stellung und den Gang der hiesigen Regierung, sondern nur die Wichtigkeit, die hier auf die elendesten und schmutzigsten Erscheinungen des französischen politischen Lebens gelegt wird, auf Pariser Stadtgeschichten, armselige Zänkereien in den Kammern, Ministerverkehr, Hofsachen u. s. w. Man sollte glauben, Genf sey eine Vorstadt von Paris, so lebhafter Antheil wird an allen jenen Dingen genommen, wenn sie auch durchaus kein höheres menschliches, bürgerliches oder politisches Interesse haben. Man sollte glauben, die traurige Zeit, wo Genf eine kleine Departementsstadt Frankreichs war und vielfach von Paris aus gehudelt wurde, und die neuesten Maßregeln des blocus hermétique haben das Franzosenthum unserer Bevölkerung etwas abgekühlt; dem ist aber durchaus nicht so. Man bekümmert sich hier bei Weitem weniger darum, was bei der Schweizer Tagsatzung vorgeht, was da über das Wohl und Weh des gemeinschaftlichen Vaterlandes verhandelt wird, als um französische und Pariser Zustände ohne alle weitere Bedeutung; man spricht stundenlang darüber, man nimmt dafür oder dawider Partei, man bildet sich nicht wenig darauf ein, Alles im geringsten Detail besprechen zu können, als stände man mit den Kammerdienern und Kammerjungfern der Pariser Vorzimmer in Briefwechsel. Alle politischen Parteiungen und Spaltungen in den Kammern, im Ministerium und in der Gesellschaft finden hier hellen, gellenden Wiederklang. Und wenn ein Pariser von einiger Bedeutung hieherkommt — wäre es auch nur eine traurige Bedeutung — da muß man das Drängen um ihn her sehen: er ist von Paris! er ist von Paris! In dieser Beziehung ist Genf entsetzlich kleinstädtisch, und steht noch weit unter den bedeutendern französischen Provinzialstädten, zumal unter Lyon, Marseille und Bordeaux, wo man sich wenig um die Hauptstadt und ihre Armseligkeiten kümmert. Unser Gesellschaftsleben ist schon einförmig, arm, karg und kalt genug, man brauchte es nicht dadurch noch mehr herabzustimmen, daß man darin der Besprechung und Diskussion französischer politischer und socialer Gegenstände so unverhältnißmäßigen Raum gestattet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rom, Juni.

(Beschluß.)

Frohnleichnam. Rom und die Campagna.

Jeder Monat bringt hier seine eigenthümlichen Feste und Aufzüge, religiöse und profane. Während der Octave des Corpus Domini gab es täglich feierliche Processionen, welche die Stadt in allen Richtungen durchzogen, von St. Peter bis zum Lateran. Für die Andacht ist dabei nicht allzuviel zu suchen und zu erwarten, desto mehr aber für malerische Effekte, wenn die langen Reihen der Mönche aller Orden und des Clerus in ihren verschiedenartigen weiten Gewändern, die weißgekleideten, durch ihre sonderbare Vermummung an den Orient erinnernden Mädchen, das Militär, gut uniformirt, aber ohne Haltung, die zahlreichen Kirchendiener, mit Baldachinen, Fahnen und Bannern, und gewaltigen Glocken unter Sonnenschirmen, die mit Menschen gefüllten Straßen entlang ziehen, wo von den Fensterbrüstungen der Wohnungen die schönen, in ganz Italien üblichen seidenen Teppiche herabwallen, welche dem Ganzen ein so heiteres, festliches Aussehen geben. Manche vornehme Familien entwickeln dabei eine große Pracht: am Pallaste Doria auf dem Corso sah man eine Reihe kostbarer Tapeten ausgehängt, zum Theil alte flandrische, welche den Namen Arrazzi mit doppeltem Rechte tragen, mit sonderbaren Gestalten und mittelalterlichen Costüms, zum Theil französische aus dem vorigen Jahrhundert, mit kokettirenden Bildern jener Zeit. Daß die Wappenschilde dabei nicht fehlen, versteht sich von selber. — Das bekannte Volksfest in Genzano, die Infiorata, das am ersten Juni stattfinden sollte, unterblieb; man sagt, es sey auf ein nächstes, glücklicheres Jahr vertröstet worden, weil in dem nahen Albano einige Excesse vorgefallen und Bäckerladen gestürmt worden waren, und man von der großen Menschenmenge, die sich ohne Zweifel dort versammelt haben würde, Ausschweifungen befürchtete. An Blumen zum Feste fehlte es keineswegs. Die Campagna ist grün und frisch, wie selten in dieser Jahrszeit: der hartnäckig anhaltende Regen hat den Boden so mit Feuchtigkeit gesättigt, daß sie selbst einer bedeutenden Sonneneinwirkung Widerstand zu leisten im Stande ist. Die Laubgänge der Villen sind mit Rosenblättern bedeckt; man kann nicht durch den reichen Flor der malerischen Vigna Palatina wandern, ohne bei ihrem Anblick an die Verse Victor Hugo's in seinem Festgesang Nero's erinnert zu werden:

— apporte moi des roses,
Le parfum des roses est doux.

Gerade im gegenwärtigen Moment ist das Land von unvergleichlicher Schönheit. Noch haben sengende Sonnenstrahlen dem Laub und dem Rasen in den Ebenen ihre das Auge erquickende Farbe nicht genommen, um sie in fahles Grau zu kleiden; nur auf den Heerstraßen hat sich dicker Staub gelagert; man kann noch wandern durch die Campagna. Vor meinen Fenstern sehe ich sie ausgebreitet, eine gewaltige grüne Ebene, bis zu der langgezogenen Linie, wo, wenn man höher steigt, der Meeresstrand den Horizont bildet; links die sanft abfallenden Albanerberge, die gegen Abend in die wundervollsten Farbentöne gehüllt sind, mit ihren freundlichen Städtchen, deren Wohnungen, worin jezt schon Mancher Schutz sucht vor der beginnenden Hitze, herüberschimmern durch die reine, glänzende Luft. Dicht im Vordergrund senkt sich der Abhang des Tarpejischen Felsens, und das alte Rom liegt da, die Riesenbogen des Coloseums, der Lateran mit seiner einsamen kirchlichen Herrlichkeit, der Celius und Aventin mit ihren Klöstern, der Palatin mit seinen Vignen und den verödeten Gärten der Farnesen, wo Reben und Epheu die Ruinen der Kaiserpalläste umranken, und zur Rechten die immer gelbe Tiber, welche tief unten vorüberströmt an den Terrassen des Priorats von Malta, wo die herrliche Aussicht und die Erinnerungen an die glänzende Zeit des Johanniterordens leicht Piranesi's schlechte Architektur vergessen machen. Und Stille ringsumher, nur unterbrochen durch das Ave-Maria-Geläute von den Glockenthürmen der zahlreichen Kirchen, die allein es sind, welche eine Lebensspur gelassen in dieser Einöde, in diesem kolossalen Schattenbilde versunkener Größe, dessen verstummende Lippen keinen andern Ton hauchen, als ein ewiges Memento mori.

Rt.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 160.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 6. Juli 1837.

Tout le secret des armes ne consiste qu'en deux choses: à donner, et à ne point recevoir; et il est impossible que vous receviez, si vous savez detourner l'épée de vôtre ennemi de la ligne de votre corps.

Molière.
Bourgeois gentilhomme.

Die ritterlichen Uebungen.

(Fortsetzung.)

Für die vornehmste Art der Fechtkunst gilt jetzo das Stoßfechten, und, wie wir glauben, mit Recht. Das Erlernen und die Uebung mit den französischen Fleurets ist eine zugleich würdige und angenehme Erholung, trägt dazu bei, dem Körper eine männliche und doch nicht steife Haltung zu geben, und die allgemeine Verbreitung dieser Fertigkeit ist einer der wenigen Vorzüge, welche die Franzosen in der That vor uns voraus haben. Denn wir müssen es bekennen, daß wir Deutsche in diesem Stücke große Rückschritte gemacht haben; während in ältern Zeiten die Fechtkunst ein Eigenthum des gesammten Volkes war, das sich zur Verbreitung und Erhaltung derselben in Brüderschaften verband, vermag in unsern Tagen kaum noch der Edelmann, der Offizier und — wohl oder übel — der Student die Klinge zu führen, der Bürger aber gar nicht, der im Gesellenstand auf der Wanderschaft unter Fechten nur noch Betteln versteht.

Man kann uns allerdings einwenden, daß der Handwerksmann kein so gefährliches Spielzeug brauche, als der Degen ist, und wir wollen uns allenfalls verstehen, uns damit zu begnügen, ihn für die etwa nothwendige oder auch unnöthige Selbsthülfe auf die Stärke seiner Fäuste, auf den Prügel und das Messer zu verweisen, obschon unsere Gründe für die Fechtkunst durchaus nicht dahin zielen, ihn über die Grenzen seines Standes heben zu wollen; aber man kann uns in Hinsicht auf den Adel schwerlich beweisen, daß mit dem Verfall der Fechtkunst auch die Begriffe vom Ehrenpunkt sich anders gestaltet hätten, daß die Zweikämpfe seltener geworden wären, da sie doch eben so häufig vorkommen, wie sonst, nur daß sie meist mit Feuerwaffen bestanden werden, statt auf die ritterliche Weise der Vorfahren. Mag immerhin der Zweikampf ein Uebel, sogar ein Verbrechen seyn, so zeigen doch unwiderlegbare Thatsachen und unabweisbare Erfahrungen, daß er ein nothwendiges Uebel in unserm gesellschaftlichen Zustand ist, und ein Verbrechen nur vor dem geschriebenen, aber nicht vor dem Gesetz der öffentlichen Meinung. Da das Duell in unserer Zeit meist mit der Pistole ausgefochten wird, so müssen wir uns vorbehalten, an der geeigneten Stelle davon zu reden und es von unserm Standpunkt aus zu betrachten. — So viel ist jedoch gewiß, daß der Verfall der Fechtkunst an und für sich bedauerlich bleibt, und daß es einem Manne gar schlecht ansteht, wenn er nicht ein Meister der Klinge ist, namentlich auf den Stoß nach der Art, welche man als die französische bezeichnet, im Gegensatz zu dem deutschen Stoßfechten auf einigen Universitäten, das just gut genug ist, allzuhäufiges Unglück unter großen Kindern zu verhüten,

denn nach dieser leztern Art stehen die Fechter, mit dem linken Fuß festgewurzelt, so weit von einander entfernt, daß sie nur mit großer Mühe sich erreichen können, das Recht des Stoßes wechselt regelmäßig unter ihnen ab, keiner darf den Gegner auflrennen lassen, und die Stichblätter sind kaum kleiner als Suppenteller, so daß die Beweglichkeit, Gewandtheit und alles das wegfällt, was den Angriff und die Vertheidigung ziert und den ernsten Kampf zu einem ritterlichen Beginnen stempelt.

Das Fechten auf den Hieb, im Allgemeinen „Schlagen" genannt, findet auf verschiedene Art statt. Zuerst mit der geraden Klinge, wobei die Faust durch „Bügel und Glocke" oder durch einen „Korb" verwahrt wird. — Das Schlagen wird mit stumpfen Klingen erlernt, die Rappiere heißen, ein Name, der im sechzehnten Jahrhundert einen Raufdegen überhaupt bezeichnete; und wie man oft, der beliebten Kürze willen, von den Fleurets die Knöpfe abstößt, um sie im Ernst zu brauchen, so mag man auch ein Haurappier bei der Spitze schleifen, um es gefährlich zu machen. — Das Schlagen mit dem Rappier ist die gewöhnliche Fechtübung auf deutschen Universitäten, und obschon gewißlich das Stoßen viel zweckmäßiger wäre, als Uebung nämlich, so ist dennoch ersteres deßhalb vorzuziehen, weil bei der Art, wie es in Zweikämpfen betrieben wird, verhältnißmäßig sehr wenig Unglück entsteht. Ungefähr auf dieselbe Art, wie der Hieber, wird der Offiziersdegen beim Schlagen gebraucht, nur daß weder Glocke noch Korb, sondern ein einfacher, beim Kreuz etwas breiterer Bügel das Gefäß bildet und somit eine viel genauere Führung bedingt wird. Gefährlicher als der Degen ist der Säbel, und die Führung desselben viel schwerer zu erlernen. Die Hiebe fallen gewichtiger und schneiden tiefer ein, theils wegen der gebogenen Schneide, theils weil die Gewalt nicht allein vom Handgelenk, sondern von der ganzen Kraft des Arms ausgeht. — Der slawische Säbel mit der breiten, nur wenig gebogenen Klinge ist vielleicht die dienlichste Wehr in der Faust des leichten Reiters; der sichelförmige türkische scheint weniger passend und ist besonders den zu Fuß fechtenden Abendländern nicht gerecht. Der Pallasch, der entweder ganz gerade ist oder nur eine leicht gebogene Spitze hat, eignet sich absonderlich für schwere Reiterei und wird im Zweikampf zu Fuß allenfalls nur von Offizieren geführt, welche dieser Waffe gewohnt sind. Wenn das Gefäß wohl verwahrt ist, wie bei dem französischen, so dient er zu Stoß und Hieb ganz vorzüglich. — Auch war es eben der geschickt geführte Pallasch, welcher den französischen Schwerbewaffneten, die im Ganzen schlechte Reiter sind, Vortheile gegen die deutschen gewährte, die vortrefflich zu reiten, aber nicht sonderlich zu fechten verstehen.

Nun sollte aber ein ritterlicher Mann mit großer Fertigkeit den Stoßdegen, das Rappier, den Säbel und den Pallasch zu Fuß und zu Roß führen, und billigerweise dürfte ihm auch das Handhaben des Speeres nicht fremd seyn, wenigstens in Gestalt der Caroussellanze und des Jagdspießes, der auf waidmännisch „Saufeder" heißt; denn des Reiters echte Waffe ist die Lanze, die lang genug ist, nicht nur ihn, sondern auch sein Thier zu schirmen, besonders gegen einen zu Fuß angreifenden Feind. — Heutzutage ist die Lanze nur noch als Kriegswaffe bekannt, als die Wehr des Uhlanen, und wird mit Meisterschaft von den Sarmaten gehandhabt, die zugleich auch vollkommene Reiter sind. Die Pike war ehemals die Bewaffnung des Fußknechts, und ist es im Grunde noch, denn mehr als durch die Muskete richtet er durch das darauf geschraubte Bajonnet aus, und um des Beispiels willen soll ein Offizier des Fußvolkes sich darauf verstehen.

Als Ausartungen der Fechtkunst erscheinen das Stockschlagen und das Boxen der Engländer, welche eben auch hier die noblen Passionen üben, wie sie es beim Waidwerk und bei der Reitkunst thun. Uebrigens haben wir bereits geäußert, daß das Fechten nur mittelbar den noblen Passionen angehört, wie die Gegenstände dieses Hauptabschnittes von den ritterlichen Uebungen überhaupt; und wenn einerseits ein Cavalier sich schämen sollte, nicht Meister des Schwertes zu seyn, so wäre andererseits zu wünschen, daß auch im Volke die Fechtkunst sich wieder verbreite, und namentlich diese Verbreitung von den Heeren ausgehe, wozu bei uns die ehrenwerthe Classe der Unteroffiziere erfreuliche Anfangsgründe legt, die von oben herab begünstigt werden.

Briefe über den Pariser Salon von 1837.

(Fortsetzung.)

Die Allegorien darf ich wohl bei den religiösen Bildern anführen. Auch unter dieser Art Darstellungen ist nichts, was besonders nennenswerth wäre. Bei keiner einzigen springt uns der Gedanke plastisch entgegen, keine einzige versteht man ohne Erklärung, in den meisten hat sich der Maler verwickelt; zum Beispiel: Lefebvre's „Schutzengel des Studiums." Hier war ohne Zweifel die Aufgabe (das Bild ist vom Minister des Innern bestellt worden) gewesen: der Fleiß, das Studium als Schutzwehr gegen die Laster, nach der bekannten Melodie: „Müssiggang ist aller Laster Anfang." Nun sieht man hier ein paar nackte Jungen eifrig lesen und studiren, ein Engel steht schützend neben ihnen und dreht sich drohend nach einem Teufel um, der an die Jungen hat heranschleichen wollen, aber nun, da er den schützenden Engel gewahrt, voll Schreck entweicht. Wo ist hier der Gedanke,

das punctum saliens? Sollte jener Gedanke allegorisirt werden, so ist das hier ganz verkehrt und unverständlich geschehen. Was soll jener Engel bedeuten, der den Teufel abwehrt? Die Jungen studiren sehr fleißig und bemerken den Teufel gar nicht. Alles lebensgroß. — Noch wirrer und unklarer ist Signols große Allegorie: „die christliche Religion kommt den Betrübten zu Hülfe und gibt ihnen Resignation,“ also derselbe Gedanke, den Scheffer so schön, nur mit politischen Abweichungen dargestellt hat. Wie platt, wie unendlich platt ist er nun hier aufgefaßt! Ein Mensch, ein Familienvater, stirbt, seine Familie ist in Verzweiflung um ihn her, Priester mit dem allergleichgültigsten Amtsgesichte und dem heiligen Sakramente, als den Tröstungen der Religion, dem Sterbenden zur Seite. Das ist nun schon ein Bild und langweilig genug. Ueber dieser Scene nun geht in den Lüften die Allegorie vor sich. Die Religion erscheint und zeigt auf Christus als Symbol der Tröstung, als Vorbild der Resignation. Niemand aber nimmt unten im Bilde von der Erscheinung Notiz, der Todte ist todt und hat die Augen geschlossen, die Familie ist zu sehr mit ihrem Innern beschäftigt und den Priestern ist die Sache etwas Altes. Alles das ist lebensgroß, so trocken, langweilig und frostig, daß man eilt, davon wegzukommen. Signol ist ein Künstler, der hier Ruf hat. — Goyet's „Scene aus dem jüngsten Gerichte“ rechne ich ebenfalls unter die Allegorien. Einer Mutter, die zur Hölle verdammt ist, entreißt ein Engel — das ist mir ein schöner Engel, der das zu thun vermag — ihr Kind, um es in den Himmel zu tragen — ein schöner Himmel für ein Kind, das die Mutter in der Hölle weiß! Was die Leute nicht Alles für Ideen aus dem Christenthume heraussuchen! Und der Maler scheint sich auf seinen abscheulichen Gedanken noch so viel eingebildet zu haben, daß er, nicht zufrieden, diese widerliche Scene im Vordergrunde breit und ausführlichst dargestellt zu haben, im Hintergrunde noch eine Menge Engel zeigt, ebenfalls, wie der Engel des Vorgrunds, verdammten Müttern ihre Kinder abnehmend, alle in einer und derselben Action begriffen, wie eine Reihe Soldaten dasselbe Exercitium ausführend.

Von Bezard ist eine ganz absonderliche Allegorie da, eine weitläuftige Composition mit Figuren unter Lebensgröße, die nur durch den Catalog einigermaßen verständlich wird; dieser sagt: „das Geschlecht der Gottlosen herrscht über die Erde, nachdem es die göttliche Gerechtigkeit von derselben verjagt hat.“ Die Leztere sieht man oben durch die Lüfte entfliehen, unten eine Menge Leute in der Tracht des fünfzehnten Jahrhunderts, in einer eroberten Stadt alle möglichen Greuel verübend. Durch die Behandlung des Ganzen, die Kleidung der Figuren u. dergl. m. hat der Maler sein Bild im cinquecentistischen Geiste zu halten versucht. Ebenso eine andere Composition (desselben), die ich nicht verstehe und die im Catalog „der Engel und das Kind“ heißt. Vergebens suche ich in dieser Wüste von langweiligen und schlechten religiösen und allegorischen Bildern nach der erquickenden Oase eines Gedankens oder eines religiösen Gefühls. Ich schweige deßhalb von den vielen, die ich nicht genannt habe.

(Die Fortsezung folgt.)

Moden.

Der Lateran zu Rom war einst omnium urbis et orbis ecclesiarum mater atque caput; die Tuilerien scheinen wieder die Curie werden zu wollen, wo man die Bullen in Sachen des Modeglaubens für den Erdkreis ausfertigt. Es gibt Prinzessinnen genug, welche um Alles nicht an der Stelle der jungen Herzogin von Orleans seyn möchten; sie wissen warum, und diejenigen, welche die ihnen etwa angebotene, verfängliche Ehre ausschlagen zu müssen glaubten, sind ihrem Willen gefolgt. Aber gegen den Einfluß, den die Vermählung zu Fontainebleau und die Pariser Feste auf ihre Toilette äußern werden, vermag ihr Wille nichts: ein kategorisches Gebot in ihrem Katechismus sagt: du sollst Geschmack haben! und dies heißt fast immer nur: du sollst den neuesten haben! Der Geist, der in allen Beziehungen mit der Geschichte kokettirt und nichts erfindet, hatte seit einiger Zeit die Formen des Geräthes aus dem Jahrhundert Ludwigs XIV. albern copirt, und die Kleidertrachten derselben Zeit wenigstens der Hauptidee nach eingeführt. Es ließ sich erwarten, daß die Wiederherstellung der goldenen Gemächer von Versailles, in denen einst berühmte Schönheiten ihre Federn, Mouchen und Reifröcke umhergetragen, diese Richtung des Geschmacks nicht nur „sanctioniren,“ sondern vollends entscheiden würde. Dies war jedoch noch mehr in Betreff der Stoffe, als der Formen der Fall. Der traditionelle Begriff von Pracht, der sich an das Versailler Schloß knüpft, machte, daß die vornehme weibliche Welt — von der männlichen soll heute nicht die Rede seyn — bei der Eröffnung des historischen Museums Allem aufbot, um die alten Moden auch hinsichtlich des Luxus und des Glanzes wieder aufleben zu lassen. Dies wirkte naturgemäß auf die Pariser Feste und tiefer stehende weibliche Kreise zurück, und scheint sich für längere Zeit in der weiblichen Tracht überhaupt, mehr oder weniger, festsetzen zu wollen. Die Edelsteine — je mehr, desto besser — die Gold- und Silberspitzen, die schweren Seidenstoffe, die entschiedenen Farben haben eine förmliche Wiederauferstehung erlebt. — Die Herzogin von Orleans trug auf dem Opernball ein offenes, durchsichtiges himmelblaues Kleid über einem blauen seidenen Unterkleid. Das Oberkleid war zu beiden Seiten mit weißen, graziös geschwungenen, unten von diamantenen Agraffen gehaltenen Federbüscheln besezt. Der Gürtel mit einer Schneppe bestand aus einer Reihe großer Steine; das Unterkleid war mit Diamanten besezt. Durch die Haare schlangen sich Bouquete kleiner Blumen aus Diamanten; eine Guirlande derselben lief über die Stirne und hielt einen Büschel weißer Federn, deren längste „avec infinement de coquetterie“ auf die Wange niederfiel. — An was man sonst nur bei einem Hofkleide, am allerwenigsten aber im Sommer dachte, das wendet man jezt bei Allem an, was in höherem Sinn Toilette

heißt: man leert die alten Schmuckkästen und läßt Alles neu fassen, was nicht etwa altväterisch genug ist, um für neu zu gelten, man kleidet sich in brochirte Seidenstoffe und Gaze. Die Zeuge sind entweder farbig mit goldenem und silbernem Dessin, oder weiß, zart mit Gold durchwirkt, oder endlich farbig mit bunten Seidemustern. Auf den Pariser Festen schlugen übrigens die weißen Kleider vor. Wer konnte, trug Steine im Haar, am Halse, am Gürtel, auf der Brust, am Arm. Einen besonders guten Effekt machten die zahlreichen Turbans, meist von weißer, mit Gold und Silber gestickter Gaze; dieser Kopfputz steht allerdings fast jedem Alter und jeder Gesichtsbildung gut an. Höchst merkwürdig war auf den Bällen im Stadthaus und in der Oper das Capitel der Fächer: alle Formen, die dieses Spielzeug seit seiner Erfindung angenommen, konnte man beisammen sehen, und manche Damen, um dem historischen Costüm recht treu zu bleiben, hatten sich mit kolossalen „Windfuchteln,“ gleich Narrenpritschen, bewaffnet. — Den Schnitt der Kleider anlangend, so waren viele vorne und auf den Seiten, manche auch hinten offen und mit Bandrosen aufgesteckt. Im lezten Fall waren sie sehr lang, und die Schneppe, in die sie ausliefen, erschien als der bedeutungsvolle Embrio einer Schleppe. — Wie ist es aber mit der Schulter, dem schwächsten Punkte im weiblichen Fortifikationssystem, der bei den allerwenigsten der deckenden Außenwerke entbehren kann? Es ist, als hätte ein Luxusgesez den platten, anliegenden Ermel vorgeschrieben, und man suchte nun auf alle mögliche Weise das Gesez zu umgehen. Der platte Ermel ist die Theorie, aber in der Praxis illudirt man ihn, wie man kann. Man sieht, die Weiber fechten hier, mit dem Gefühl der Nothwehr, für ihre theuersten Interessen gegen eine Laune, die ihnen, Niemand weiß woher, aufgedrungen wird; sie fechten mit allen Waffen, und so kann sich in dieser Beziehung kein Modus festsezen, und so bleibt nur das allgemeine Resultat, daß die Ermel aufgebauscht und ausgeladen werden müssen, so oder so, in viel oder wenig Stockwerken, mit Spizen oder Band; Alles ist gut, wenn man nur das Auge darüber täuschen kann, wie schmal der Herr der Schöpfung sein Meisterstück nach oben zu geschaffen, und wie er es verschmäht hat, die Knochen tiefer unter den Sammt der Haut zu versenken. — Ihr also, deutsche Schönen, laßt euch nicht blenden von der Autorität der gnädigen Frau, welche orthodoxer seyn will als Rom, das heißt Paris; mißtraut eurem puristischen Schneider, der eure Schultern aushungern will: er ist ein Deutscher, mit der verzweifelten Neigung, jedes Ding an sich zu betrachten; glaubt es, die Mutterkirche der Moden in ihrer Barmherzigkeit sieht die menschliche Schwachheit an und erlaubt euch, zu thun, was ihr nicht lassen könnt, den Knochenwinkel eurer Schulter mit Grazie auszugleichen und eurer Büste den wünschenswerthen Grad von Ansehnlichkeit zu verleihen. Seht euch nach guten Mustern um, und haltet euch nicht immer an die Fratzen deutscher Modejournale. Vor Allem befleißt euch der Zurückhaltung und Einfachheit. Boileau sagt, ein fehlerfreies Sonnet wiege ein ganzes langes Gedicht auf; so ist auch ein harmonischer Anzug, der verständlich und zierlich einen schönen Gedanken ausspricht, unendlich mehr werth, als alles plumpe Prunken mit Spizen und Diamanten. Wie Schade aber, daß euch, die ihr so poetisch seyd, in diesem Gebiete die Poesie versagt ist, daß ihr nur übersezen und nachdichten könnt, und daß eure Toilette, wer weiß wie lange noch, Gottscheds Alexandrinern gleichen muß!

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juni.

(Fortsezung.)

Genf und Frankreich.

Sittlich neigt man sich Gottlob viel weniger nach Paris hinüber. Noch immer ist in dieser Beziehung nicht nur zwischen der Hauptstadt, sondern zwischen ganz Frankreich und Genf ein sehr großer Unterschied, der lezteres viel höher stellt, als die französischen Städte. Von unserm männlichen Geschlecht will ich dies weniger sagen, als von dem weiblichen, den wahren Schildhaltern des Sittenzustandes. Die Männer hingegen reisen hin und her, nehmen überall etwas Fremdes an und tragen es dann, wenigstens für einige Zeit, auf ihre Stadt über, wenn sie dahin zurückkehren. So ist es jezt mit dem Tabakrauchen: die jungen Leute bilden sich ein, ohne Tabakrauchen könne fortan keine Männergesellschaft bestehen, und führen Deutschland zum Beispiel an. Wiewohl nun dies Land hier von gar keiner Bedeutung ist, auch da, wo es hoch steht, so stüzen und stemmen sich die Raucher doch darauf, was dann dem Lande bei den Nichtrauchern und bei den Damen einen barbarischen und hyperboräischen Ruf gibt. Im Grund ist dies nichts als Pariser Windbeutelei. Diese jungen Leute sind nie in Deutschland gewesen, oder haben da doch keine gute Männergesellschaft gesehen, wohl aber haben sie sich viel in den Pariser Estaminets herumgetrieben; leztere wollen sie freilich nicht als Beispiel für anständige Männervereine anführen, darum muß Deutschland herhalten. — In literarischer und wissenschaftlicher Beziehung thut uns das ewige Hinübersehen nach Frankreich auch großen Schaden. Zwar entnehmen wir von da nicht die sinn- und herzlose Modeliteratur mit ihren feuersprühenden rothen Augen, ihren Hörnern, dem Schwanze, Pferdefuß u. s. w., so weit sind wir noch nicht gesunken; aber wir borgen von Paris das Fieber der positiven Wissenschaften, die auf alles Geistige vornehm herabschauen, was sich nicht messen, zählen, wägen, durch Telescope oder Mikroscope beobachten und berechnen läßt, wenn es auch sonst vom höchsten Interesse für die Menschheit ist. Aber auch diesen Uebelstand in unserm geistigen Leben wird man in einigen Jahren weniger bemerken, weil ihn unsere Akademie eingesehen hat und ihm zum Theil abzuhelfen bemüht ist. Zuerst wurde ein Professor der Geschichte bei ihr angestellt, und sodann einer für allgemeine und vergleichende Literatur, Literaturgeschichte und Aehnliches. Wenn beide Lehrer ihren Vorträgen das rechte Interesse zu geben und dadurch die jezt lediglich auf das Materielle gerichteten jungen Leute zu erheben und ihnen einen höhern Standpunkt zu geben verstehen, so wird deren traurige Engherzigkeit abnehmen, sie werden einsehen, daß es außer den mathematischen und Naturwissenschaften auch noch andere Kenntnisse gibt, die den menschlichen Geist würdig ergreifen, fesseln und nähren. Darüber werden wir hoffentlich bald ein Näheres berichten können.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 54.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 161.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 7. Juli 1837.

Von neuen Dingen Aug' und Ohr erfüllt,
Umringt von moslemitscher Herrlichkeit,
Ruht hier des Pilgers Fuß.

Byron.
Childe Harold.

Türkische Sitten und Regierung.

Folgende Bemerkungen sind ein Auszug aus einer uns freundschaftlich mitgetheilten französischen Handschrift eines geistreichen Mannes, der lange in der Türkei in ausgezeichneten Verhältnissen lebte und da vielfache Gelegenheit zum Beobachten, Nachforschen und Fragen hatte. Ihm ward die seltene Gelegenheit, vornehme türkische Staatsbeamte, ja die Minister des Sultans selbst in der Nähe handeln zu sehen, persönliche Geschäfte mit der Pforte zu haben und überdies nach vielen Reisen durch die Türkei lange in der Hauptstadt zu leben, und zwar umgeben von Freunden und Verwandten, die ihr ganzes Leben im Lande zugebracht haben, ihm also leicht und gründlich über alle seine Fragen Auskunft geben konnten.

* * *

Der große Bazar.

Der große Bazar zu Konstantinopel ist eine Art kleiner, bedeckter Stadt. Man kann da einen ganzen Tag, ja mehrere Tage herumgehen, tausend Wege, Umwege und Biegungen machen, aus einer Straße in die andere wandern, hinauf und hinab steigen, ohne sich je zurecht zu finden und zu wissen, auf welcher Stelle des Bazars man steht. Auf gut Glück und ohne bestimmten Zweck in diesem Bazar herumzuschlendern, ist ein großes, immer neues Vergnügen. An schnelles Gehen darf man da nicht denken, denn in den engen Gäßchen und Gängen liegt und steht Alles untereinander. Bald stößt man auf einen Haufen türkischer Frauen, die leicht und graziös in ihren gelben Pantoffeln, mit halbverhülltem Gesicht angezogen kommen; bald tritt einem eine dicke Sklavin mit einem Kind auf dem Arm entgegen; weiterhin ein vollständig bewaffneter Kervas, der vor einem kaiserlichen Würdenträger herschreitet und Platz für ihn macht. Mitten unter diesen wildfremden Leuten aller Art bleibt einem nichts übrig, als die Ellenbogen dicht an den Leib zu legen und sich hin und her schieben zu lassen.

Die Läden sind nur sechs Fuß breit und drei bis vier tief. Der Kaufmann sizt mit gekreuzten Beinen auf dem Comptoir, und ohne diese für ihn sehr bequeme Stellung einen Augenblick zu verlassen, holt er alle seine Waaren und zeigt das Verlangte vor. Dieses Comptoir ist eine breite Bank, zwei Fuß von der Erde, die sich die ganze Straße entlang an der Vorderseite der Kaufläden hinzieht. Diese sind nur durch dünne Bretterwände von einander getrennt, da bei einem so durchaus rechtlichen Volk, wie die Türken, an Mißtrauen gegen die Nachbarn nicht zu denken ist. Der Käufer sezt sich auch auf dies Comptoir, um nicht von der Menge herumgestoßen zu werden, und der Kaufmann legt seine Waaren nach einander auf dem

Knie aus, ohne dabei ein Wort mehr zu sagen, als den Preis, bei dem es gewöhnlich sein Verbleiben hat. Fügt der Kaufmann noch die Worte buono oder kalo hinzu — die einzigen, die ein wahrer Türke von den Sprachen des Occidents weiß — so gilt er schon bei seinen Nachbarn für ein Wunder. Während man die Waaren ansieht, entschlüpft der Kaufmann wohl durch eine enge Oeffnung in den nischenartigen Verschlag, der ihm zum Schlafzimmer dient. Hier macht er seine religiösen Abwaschungen und kommt dann wieder in seinen Laden, breitet in der Richtung nach Mekka seinen Teppich aus, kniet nieder und murmelt seine Gebete, ohne sich dabei um den Käufer oder die Vorübergehenden zu bekümmern. Kein Geschäft, kein Gewinnst würde ihn verhindern, seiner religiösen Pflicht nachzukommen. Es liegt in alle dem ein schönes Vertrauen auf fremde Rechtlichkeit, etwas Würdiges und wahrhaft Großes, das die Christenkaufleute in England und Frankreich beschämt, wiewohl sie sich Bewohner der civilisirtesten Länder der Welt nennen.

Kommt ein Franke, um etwas zu kaufen, so erregt dies immer große Neugierde, besonders bei den Frauen. Zeigt er auf ein gesticktes Tuch, auf einen schönen Shawl oder ein paar goldgestickte Schuhe, so treten die Türkinnen selbst des höchsten Rangs gleich heran, lassen sorgfältig ihre Yasmaks oder Schleier nieder und betrachten die Waare, welche der Franke kaufen will. Es gibt schwerlich ein neugierigeres Geschlecht in der Welt, als diese türkischen Frauen. Sie untersuchen mit der größten Aufmerksamkeit das Gesicht des Fremden, seine Augen, seine Zähne, seine Haut. Zieht er einen Handschuh aus oder nimmt er seinen Geldbeutel aus der Tasche, so ergreifen sie gleich diese Gegenstände und betrachten sie genau, ohne ihn deßhalb um Erlaubniß zu bitten. Gar oft fahren sie mit ihren niedlichen, an den Nägeln mit Henna gefärbten Fingern an dem Aermel seines Rockes herunter, und man sieht dann, wie sie über die Feinheit des Tuchs in Erstaunen gerathen. Hat er aber gar Ringe an den Fingern oder Petschafte an seiner Uhr, so nehmen sie ohne Umstände seine Hand oder ziehen ihm die Uhr aus der Tasche, thun sie aber auch wieder hinein, ohne Arges dabei zu haben.

Einmal ging ich allein in der Straße der gestickten Schnupftücher (denn jede Waare hat ihre eigene Gasse im großen Bazar), und da ich die schönsten sehen wollte, so wendete ich mich an einen von den vielen Juden, die da immer die Fremden umgeben und ihnen als Dolmetscher dienen wollen. Wir traten sogleich an einen Laden, und in wenigen Augenblicken lagen vor mir die schönsten und kostbarsten Waaren dieser Art ausgebreitet, was man nur an Feinheit des Gewebes und Glanz der Arbeit Vorzügliches sehen kann. Wie ich noch im Aussuchen eines solchen Tuches begriffen war, wobei mir die Wahl schwer wurde, kam eine sehr gut gekleidete türkische Dame, setzte sich schnell dicht neben mich auf die Bank und heftete ihre großen schwarzen Augen auf die meinigen. Ich trug einen kleinen Ring von Türkisen, der Lieblingsfarbe der Türkinnen; dieser zog zuerst ihre Aufmerksamkeit auf sich; sie nahm ohne Umstände meine Hand, drehte und wendete sie zwischen ihren weichen, weißen, schöngeformten Fingern und ließ sie wieder los, ohne ein Wort zu sagen. Ich sah meinen Dolmetscher an, da ihm aber die Sache ganz gewöhnlich schien, so sezte ich meinen Einkauf fort. Gleich darauf zog mich meine Freundin mit den großen Augen so stark am Aermel, daß ich mich gegen sie neigen mußte; da fuhr sie in schneller Bewegung mit dem Zeigefinger über meine Wange und sah mich dabei aufmerksam an. Diese Familiarität schien mir doch zu stark und ich fragte meinen Juden, was sie wolle. „Da Ihre frische Gesichtsfarbe," antwortete er mir, „hier zu Lande etwas Seltenes ist, so hat sie sich nur überzeugen wollen, ob Sie nicht geschminkt sind."

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe über den Pariser Salon von 1837.

(Fortsetzung.)

Ach, ist es denn immer Schuld des Künstlers allein, wenn sein religiöses Bild nicht anspricht, nicht wirkt? Die armen Maler — Deutsche und Franzosen — wie sind sie zu beklagen, die in heutiger Zeit ein christliches Bild zu malen verdammt sind, durch äußere Veranlassung, oder, wobei sie noch mehr zu bedauern sind, durch inneren Drang! Die Zeit ist vorbei, wo der Künstler durch ein religiöses Bild zum Volke redete, wo er ein Dolmetsch und Herold des Heiligsten war, wo er dem, was unaussprechlich war, eine Form gab, wo sich Kunst und Religion wechselseitig einander erklärten. Jezt wie anders! Und es ist nicht bloß die Irreligiosität und der Indifferentismus der Zeit und die tausend Nüancen beider, die der Darstellung christlicher Gegenstände in den Weg treten; es ist auch die Religiosität mit ihren hunderttausend Nüancen und Abstufungen. Ehemals hatte alle Welt einen Glauben, heutzutage hat ein Jeder seine eigene Religion, ehemals konnte der Künstler durch sein Werk auf ein Volk wirken, heutzutage muß er einem Publikum gefallen. Wie waren die Maler jener früheren Zeiten so glücklich, sie, die selber an ihr Werk glauben konnten! Damals war das Christenthum (ich meine den Glauben an dasselbe) stark und groß, und die Kunst nicht minder. Und wie nur der Reiche geliehen bekommt, der Credit hat, so machte damals das Christenthum eine Anleihe bei der Kunst und ein Bündniß mit ihr. Beide

gewannen dabei, die Religion gab reichliche Zinsen, und sie konnte es, denn sie gewann mit dem Kapitale der Kunst nicht wenig. Die Zeiten wurden aber schlechter. Die Legitimität der Religion telle quelle wurde angefochten, es gab Prätendenten, Parteien, Spaltungen und bürgerliche Kriege. Religion (d. h. der Glaube an dieselbe, was ich hinzusetze, damit Sie mich nicht mißverstehen, was in Deutschland so leicht passirt und so gefährlich ist), Religion und Kunst verfielen zu gleicher Zeit. Am schlechtesten und kümmerlichsten ging es der Kunst. Die Religion hatte sich in ihren guten Zeiten durch allerlei Gefälligkeiten mächtige Freunde und Beschützer zu erwerben gewußt; als sie nicht mehr stark genug war, sich allein fortzuhelfen, adoptirte man sie von Staatswegen und gab ihr eine Pension. Aber die arme Kunst! Sie kam sehr herunter. Durch Porträtmalen und andere häusliche Dienste suchte sie ihr Leben zu fristen. In neuern Zeiten nun hat sie auf das frühere Bündniß und namentlich auf das einst von ihr der Religion vorgeschossene Kapital hin bei dieser ein Anlehen versucht. Aber der Succeß ist nicht brillant, die Religion hat selbst keinen bedeutenden Credit mehr und das Anlehen steht weit unter Pari, und das Bündniß beider erinnert fast an das in der Fabel beschriebene. — Nach diesem Stoßseufzer kehre ich zum Salon zurück.

Absichtlich habe ich bisher unter den Bildern aus der heiligen Geschichte nur die aus den Evangelien und der Historie der Märtyrer und Heiligen, nicht aber die Darstellungen aus dem alten Testamente aufgeführt; ich will jezt von ihnen apart Einiges beibringen. Um sie auf diese Weise abgesondert von den christlichen Bildern zu traktiren, habe ich einen ganz eigenen und Ihnen ohne Zweifel sehr seltsam erscheinenden Grund. Es befinden sich im Salon gerade dreizehn (ich habe genau gezählt) von hiesigen Künstlern gemalte Bilder aus dem alten Testamente (das heißt historische, von den Porträts rede ich hier nicht). Auf diesen sämmtlichen Bildern aus dem alten Testamente habe ich nun eine Eigenthümlichkeit bemerkt, und zwar im Kostüme der darauf dargestellten Figuren, die mir die ganze Zeit her unendliches Kopfbrechen verursacht hat, und die ich mir troz dem noch bis auf diesen Augenblick nicht erklären kann. Die Figuren auf diesen Bildern aus der jüdischen Geschichte tragen nämlich fast sämmtlich Gewänder aus gestreiftem Zeuge. Es ist kein einziges von einem hiesigen Künstler gemaltes Bild aus dem alten Testamente im Salon, auf dem nicht eine oder mehrere oder alle Figuren solch, übrigens ganz verschiedenartig gestreiftes Zeug trügen. Mehrere Bilder sind da mit fünf, sechs, acht und zehn Figuren, und fast jede Figur hat ein Gewand von anders gestreiftem Zeuge, oft eine Figur Ober- und Untergewand aus verschieden gestreiften Stoffen, so daß es schon einen bedeutenden Grad und Fond von Phantasie vorausſezt, all diese vielen Stoffe so verschiedenartig gestreift zu erfinden. Diese Art der Gewänder wäre nun weiter nicht so besonders wunderbar, wenn nicht noch ein Umstand dazu käme, der sie erst recht auffallend macht. So wie nämlich das Christenthum in die Welt kommt, hören die Streifen auf: Maler, die auf einem Bilde aus dem alten Testamente ihren Figuren einen Rock aus gestreiftem Zeuge gegeben hatten, zeigen auf den Darstellungen eines andern Sujets, die vielleicht von ihnen im Salon sind, ganz einfach einfarbige Gewänder. Kein einziges Bild aus dem neuen Testamente, auf dem gestreifte Stoffe zu sehen wären, außer auf dem (schlechten) Bilde von Navez: „die Ehebrecherin vor Christo;" Navez ist aber kein Pariser, sondern ein Brüsseler Maler. Also kein neutestamentarisches mit gestreiftem Zeuge und kein alttestamentarisches ohne solches. (Von dieser leztern Behauptung muß ich aber wieder zwei fremde, nämlich von deutschen Künstlern gemalte Bilder ausnehmen, nämlich Bendemanns Jeremias und ein kleines Bild von Dunker.) Kein Bild aus dem alten Testament ohne gestreiftes Zeug: da ist ein Hiob mit seinen Freunden, alle gestreift; ein Joseph im Kerker, traumdeutend, ein seltsames Bild, das etwas Egyptisches an sich hat: die beiden Mitgefangenen Josephs haben gestreifte Gewänder. Da ist Loth mit seinen Töchtern, ein sehr gutes Bild (von Brune) mit vortrefflichem Helldunkel: die Demoiselles Loth sehen aus wie ein paar Pariserinnen; sie haben sehr wenig Gewand, aber doch gestreiftes. Da ist ein Levite von Ephraim (Buch der Richter Cap. 19), bei dem ich, glaube ich, fünf oder sechs verschiedene gestreifte Zeuge gezählt habe; auf den „gefangenen Juden zu Babylon" habe ich neun dergleichen gezählt; und so auf allen übrigen Bildern aus der jüdischen Geschichte; selbst ein kleiner Moses, der allein und nackt auf dem Nil schwimmt, hat in seinem Korbe gestreiftes Gewand, nicht weniger ein Engel auf einem andern Bilde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juni.

Tod König Wilhelms und Thronbesteigung der Königin Victoria.

Am Morgen des 20sten Juni sahen die unzähligen Kaufgewölbe Londons sammt und sonders, groß und klein, die prächtigsten wie die schlechtesten, recht sonderbar aus. Es ist hier Gebrauch der Handelsleute, sobald ein bei der Firma Betheiligter, gleichviel, ob handelnder Chef oder stiller Compagnon — sleeping partner — die Zeitlichkeit segnet, vom Augenblicke des Todes an bis nach dem Begräbnisse die Fenster des Geschäftslokals von innen oder von außen mit einem Theil der nächtlichen Laden zu versetzen, ungefähr wie in

manchen Städten Deutschlands die Krämer Sonntags und Feiertags zu thun pflegen, wenn sie, wie der Ausdruck ist, unter der Kirche halb aufhaben. Und diesen Gebrauch beobachtet in altenglischer Treue sowohl der Bankier, der mit schlechten Wechseln auf Amerika und überall guten Goldbarren, als der kleine Mann, der mit gemeinen Schwefelfäden und eleganten lucifer matches — Teufelsschwefelhölzern — handelt. Am Morgen des 20sten Juni nun mußte es überraschen, an den Fenstern sämmtlicher Kaufslokale jenes Trauerzeichen zu erblicken; auch wo das Zeichen zu fehlen schien, fand es sich bei näherer Betrachtung. Noch gestern Abend lagen und hingen hinter den Fenstern der Modehandlungen die lustigsten Sommerzeuge mit hellen Farben, Seide- und Florgewebe, und heute Morgen, kaum zwölf Stunden später, waren die bunten Schmetterlingsflügel alle verschwunden, und aufgestapelt lagen schwarze Stoffe und aufgerollt hingen schwarze Bänder. Die Hutmanufakturisten, denn Hutmacher gibt es nicht mehr, zeigten auf geschriebenen und gedruckten Zetteln an: hat-bands, only one shilling each, und viele vorübergehende Männer sah ich in die Gewölbe treten und mit Flören um die Hüte herauskommen. Es schlug zwölf auf allen Thürmen, und dem lezten Schlage folgte von allen ein dumpfer Anschlag, zwei Minuten darauf ein zweiter und so fort, bis es von allen Thürmen ein Uhr schlug; dann hallte der dumpfe, feierliche Anschlag noch zwei Stunden länger von St. Paul und St. Martin, und von beiden Kirchen wehten schwarze Fahnen. Wilhelm IV. war todt, war früh Morgens im Hoflager zu Windsor gestorben, und schon wußte es ganz London, legte schon ganz London Landestrauer an. Hatten denn Vögte, Büttel und Polizeidiener ihre Distrikte mit geflügelten Schritten durcheilt, den Tod des Landesherrn und die Form der Trauer anzusagen? Nichts dergleichen: es gibt Dinge, die in England nicht existiren, und dahin gehört obrigkeitliches Eingreifen in die von keinem Gesetz beschränkte Freiheit der Bürger, und sonderbar, wie eilig diese Bürger sind, zu thun, was sie nur aus freiem Willen thun! Das Mittel solcher Bekanntmachungen ist die öffentliche Presse, und meisterhaft verwalten die Tageblätter ihr Amt. Dennoch mußte es Wunder nehmen, daß die guten Londoner den Tod ihres Königs wußten, ehe die Tageblätter sie davon unterrichtet, daß sie Anstalt zur Trauer trafen, ehe die Veranlassung ihnen offiziell kund geworden seyn konnte. Die Morgenzeitungen des 20sten Juni meldeten zwar das Scheiden des Königs und gaben das von den Leibärzten amtlich unterzeichnete Bülletin; allein theils werden die Tageblätter nicht von allen Menschen naß von der Presse weg gelesen, theils wurden sie gerade diesmal durch die erwartete Nachricht verspätet, und erschienen erst, nachdem die Handelswelt bereits ihre Laden vorgesezt hatte. Dies ging höchst natürlich zu, ist aber deßhalb nicht minder merkwürdig. Am Vorabend des Todestages, zwischen fünf und sechs Uhr Nachmittags, trafen drei reitende Boden aus Windsor ein, an die Herzogin von Kent, an den Herzog von Wellington und an Lord Melbourne, alle drei Ueberbringer der Nachricht, daß Seine Majestät wenige Minuten nach zwei Uhr Nachmittags sanft entschlummert sey. Die ausgegebenen Krankheitsbülletins, mehr noch in's Publikum übergegangene Privatmittheilungen hatten seit mehreren Tagen hierauf vorbereitet. Jede Minute wurde die Kunde der Auflösung in London erwartet, und weil zu vermuthen, daß die drei genannten Personen sie zuerst empfangen würden, waren ihre Wohnungen Tag und Nacht von Neugierigen, von Dienstbeflissenen, von Vielen, die ganz entgegengeseztes Interesse bewegte, in Haufen umlagert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Genf, Juni.

(Fortsetzung.)

Bellot. Die Akademie.

Staat und Akademie haben bei uns vor einiger Zeit wieder einen Verlust erlitten, der an den sel. Dumont erinnert, ja für die Gesetzgebung des Landes noch bedeutender ist. Es starb der Professor Bellot, ich möchte sagen, gegen die Gewohnheit unserer Staatsmänner, die fast alle ein hohes Alter erreichen, denn er war noch nicht bejahrt. Sein ganzes Leben aber war eine ununterbrochene Reihe edler, großartiger Leistungen; bei der Akademie wirkte er als Lehrer, im repräsentativen Rath als ein ächt liberaler, aber nicht vom französischen Modeliberalismus angesteckter Redner, und endlich als Verbesserer der französischen Proceßgesetzgebung für Genf. Wie hoch er in dieser Beziehung stand, erkannten selbst ausgezeichnete französische Juristen. So sagt Dupin der Aeltere in seiner Bibliothèque du droit Folgendes: „La loi de procédure civile du Canton de Genève et l'exposé des motifs sont deux oeuvres remarquables par la nouveauté des vues, par l'esprit d'amélioration qui y domine et par une heureuse conciliation des principes ou saines théories avec les exigences de la pratique. C'est la procédure française rendue rationelle par un esprit philosophique et nullement systématique. Mr. Bellot a puissamment contribué aux nombreuses améliorations introduites dans la législation du Canton de Genève. Esprit éminemment lucide et progressif, très-habile praticien, il réunit toutes les qualités désirables dans un reformateur des lois.“ Es ist selten, daß sich französische Rechtsgelehrte so entschieden und so einstimmig über das Verdienst eines fremden Jurisconsulten aussprechen, zumal er sie zuerst auf große Mängel, Lücken und unnütze Weitläufigkeiten in ihrer Gesetzgebung aufmerksam machte. Bellot hinterläßt auch treffliche Vorarbeiten zu einem neuen Hypothekensystem im Lande. Als Mensch stand er vielleicht noch höher, denn als Rechtsgelehrter. Die allgemeine Trauer bei seinem Tod und die Theilnahme Unzähliger, besonders Armer, an seinem Leichenbegängniß bezeichneten am sichersten seinen freundlichen, theilnehmenden, hülfreichen Sinn im Leben. — Durch Rossi's Weggang nach Paris und Bellots Tod hat unsere Akademie in der Jurisprudenz zwei große Breschen erhalten, die zumal jezt schwer auszufüllen sind, wo unter den jungen Leuten, die den Nachwuchs bilden, so wenig Aussicht ist zu gutem Ersatz für die ausgezeichneten Männer, die Genf seit einigen Jahren verloren hat, und deren Namen auch im Ausland noch von gutem Klang sind. Sehr nützlich waren daher die aufregenden Worte, die der Pastor Munier, Professor und Rektor der Akademie, neulich zu der jungen Generation sprach: „Auf größern Bühnen, als unser Genf, braucht der Gelehrte nur Gelehrter, der Staatsmann nur Staatsmann, der Schriftsteller nur Schriftsteller zu seyn; Vermögen und Ruhm winken ihm, wenn er sich auszeichnet. In unserm Thal hingegen, in dem engen Raum unserer Mauern ist dies ganz anders. Hier muß der Schriftsteller, der Gelehrte, der Publicist immer und vor Allem Bürger seyn. Möge er immerhin für die Wissenschaften und den Ruhm arbeiten, vor Allem aber muß er daran denken, für's Vaterland zu wirken und ihm durch Eifer, Treue und Thätigkeit den schuldigen Tribut zu zahlen. Dafür kann es ihm nicht Glanz, Vermögen, Macht und Orden geben, aber Achtung und Dank.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 68.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 162.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 8. Juli 1837.

Und sie hatte einen bunten Rock an, denn solche Röcke trugen des Königs Töchter, weil sie Jungfrauen waren.

Samuel.
II. 13.

Briefe über den Pariser Salon von 1837.

(Fortsetzung.)

Was soll nun diese Art Gewänder bedeuten? Warum findet sie sich so durchgehends auf den Darstellungen aus dem alten, warum nicht auch auf den Bildern aus dem neuen Testamente? in welcher Beziehung steht sie zum alten Testamente, zur jüdischen Religion, zu den jüdischen Sitten und Gebräuchen, zu dem Costüm von Judäa? und wenn sie aus dem lezteren herrührt, warum findet sie sich nicht auch auf den Darstellungen aus den Evangelien, die ja ebenfalls in diesem Lande spielen? — Diese Fragen haben mich vielfachst beschäftigt, und mehr als Sie glauben werden. Denn Ihnen, der Sie die Bilder nicht gesehen, der Sie also nicht durch dieses Faktum überrascht sind, dem ich nun erst davon erzähle, wobei das Frappante desselben verloren geht — Ihnen wird es seltsam vorkommen, daß eine im Grunde so gleichgültige Nebensache meine Aufmerksamkeit so sehr in Anspruch genommen hat. Und zu meinem größten Aerger hat kein französischer Kritiker von der Sache geredet, und ich mußte meine Verwunderung allein verschlucken. Ich habe viel und ernsthaft darüber nachgedacht, ich habe meine Freunde darum befragt, ich habe alle fünf Bücher Mosis und namentlich den Deuteronomos mit der größten Aufmerksamkeit durchgelesen: nirgends etwas, das mir Licht gegeben hätte über den Bezug zwischen gestreiftem Zeuge und Judenthum. Die Sache muß aber doch einen Grund haben? Liegt diesen zahlreichen Stoffen etwas Allegorisches oder Symbolisches zu Grunde? Und ist es eine stillschweigende oder ausdrücklich unter den hiesigen Künstlern getroffene Verabredung, Personen aus dem alten Testamente so zu malen? — Kurz, ich weiß es nicht, und keiner meiner Freunde, die ich fragte und die, nachdem ich sie darauf aufmerksam gemacht hatte, gleich mir darüber verwundert waren, konnte mir Aufschluß geben.

Oben erwähnte ich beiläufig zweier deutscher Bilder aus der jüdischen Geschichte. Das eine ist klein und unbedeutend, das andere aber Bendemanns Jeremias. Ich habe vergessen, Ihnen zu erzählen, daß sich mehrere Werke bekannter deutscher Künstler im Salon befinden, namentlich dieser Jeremias, Lessings Hussitenpredigt und Kaiser Heinrich in Canossa von Begas. Man war auf den Effekt, den diese Bilder machen würden, gespannt; er war nicht bedeutend, wenigstens nicht laut. Ob sie wirklich Effekt gemacht haben oder nicht, wird der Salon von 1838 zeigen. Die Journale sprechen sehr verschieden darüber, doch kann man sich auf diese nicht ganz verlassen. Im Durchschnitt ward Bendemann über Lessing gestellt, was zum Theil und hauptsächlich darin

seinen Grund hat, daß ein Bild wie das Bendemannsche mit einem solchen und so behandelten Gegenstande hier etwas Neues war und daher imponirte, während man in eigentlich geschichtlichen Darstellungen, wie die Hussitenpredigt, bereits durch Delaroche u. a. an Gutes und Vortreffliches gewöhnt ist, Lessing also nicht schon durch die Neuheit des Stoffes imponiren konnte. Ueberdies hat er alle Mittel zum Effekt — die sonst bei solchen Darstellungen hier so stark angewendet werden — verschmäht, auch erscheint sein Bild neben den französischen ziemlich farblos. Deßhalb ward er nicht so beachtet. Daneben trug, wie ich überzeugt bin, noch ein anderer Umstand bei, die Wirkung des Lessingschen Bildes auf das hiesige Publikum zu verringern. Das Bild, das heißt die dargestellte Handlung, ward nicht ganz verstanden. Statt: „Sermon d'un Hussite" hieß es im Catalog: Serment d'un Hussite." Nun weiß erstlich das große Publikum hier (ich rede nicht bloß von Bürgern und Handwerkern u. dergl.) nicht, was ein Hussite ist. Die französischen Künstler, die ihr Publikum kennen, geben in solchen Fällen stets ausführliche Explikationen, die oft mehrere Seiten des Catalogs füllen. Dann hieß es obendrein: „Serment" statt „Sermon," und man sah von einem „Serment" nichts, eine Handlung, die doch auf mehreren allbekannten Bildern, wie Davids „Serment des Horaces" und dessen „Serment du jeu de paume" so augenfälligst zu ersehen war. Und da das Interesse der Leute an einem Kunstwerke hier stets sehr stoffartig ist, so hat, wie ich glaube, diese Unverständlichkeit der dargestellten Handlung dem Bilde einigermaßen geschadet.

Sie erwarten wohl nicht, daß ich Ihnen über diese deutschen Bilder etwas sage. Sie werden dieselben theils wahrscheinlich aus eigener Anschauung, theils gewiß aus vielen hundert deutschen Berichten kennen. Ueber den Jeremias erwähne ich nur, daß mir derselbe nicht mehr so gefällt, seit ich im Sommer vorigen Jahrs in Düsseldorf Bendemanns wahrhaft himmlisches Bild, „die Erute," gesehen habe, ein Bild, wie ich wenig neuere kenne. Von der Vortrefflichkeit desselben werden Sie sich einen Begriff machen können, wenn Sie erfahren, daß es bei der Ausstellung in Berlin durchaus nicht gefallen hat. — Um noch einmal auf diese genannten drei deutschen Bilder von Bendemann, Lessing und Begas zurückzukommen, bemerke ich, daß, wenn Ihnen daran liegen sollte, über dieselben etwas zu lesen, gleichviel was, ich Ihnen ein Heftchen empfehle, das mir ein Freund aus Deutschland zugeschickt hat. Es heißt: „Kreuz- und Quergedanken eines Ignoranten über die Düsseldorfer Bilder auf der Dresdner Ausstellung," und spricht gerade über jene drei Bilder des allerausführlichsten. Sie müssen sich an den Titel nicht stoßen; der ist (allenfalls nebst den lateinischen Lettern, womit das Büchlein gedruckt ist) das einzige, woran man sich stoßen könnte; sonst ist das Ganze über die Maßen glatt und allerliebst; es enthält auch mehrere äußerst niedliche, nur leider unwahre Gedanken, sehr hübsch eingekleidet. Auch darf die Bezeichnung „Ignorant" Sie nicht abschrecken, wenn Sie vielleicht etwas über bildende Kunst zu erfahren wünschten und nun doch nichts lesen möchten, was von einem herrührt, der sich selbst als „Ignoranten" bekennt. Es bezieht sich nicht auf die bildende Kunst (wo ja alle Nichtkünstler Ignoranten sind), sondern auf die Geschichte, worüber bei Gelegenheit des Bildes von Begas Einiges beigebracht ist. Zu Ihrer Notiz bemerke ich noch, daß das Büchlein den Maler Retzsch in Dresden außerordentlich, das heißt über alle Maßen hoch, und wenigstens neben Lessing und Bendemann, wenn nicht über dieselben stellt, wodurch sich der Verfasser dieser Gedanken, nicht zu seinem Vortheil, von mir unterscheidet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Türkische Sitten und Regierung.

(Fortsetzung.)

Mitten im Bazar liegt der Theil mit Namen Bezestein, zu dem man auf vier verschiedenen Seiten durch massive Thore hinabsteigt, die nur von sieben Morgens bis um Mittag offen bleiben. Hier ist das Herz von Konstantinopel, die Seele und feste Burg des Islamismus. Nur Waffen und Waaren von großem Werth liegen hier zum Verkauf aus. Das Dach tritt hier noch mehr hervor und läßt weniger Licht ein als in den andern Theilen des Bazars; dies hat jedoch für die Käufer keinen Nachtheil, denn alle Kaufleute in diesen halbdunkeln Läden stehen wegen ihrer Rechtlichkeit und Gewissenhaftigkeit in besonderem Credit. Ueberall sieht man Damaszener hängen, die Griffe kostbar und geschmackvoll mit Edelsteinen besetzt, mit gleich reichen, bisweilen goldenen Scheiden, glänzende Dolche, Flinten, die kunstvoll mit Gold oder Silber eingelegt sind. In dieser langen und düstern Galerie ist noch die alte Zeit heimisch: imposante weiße Bärte und schneeweiße Turbane, deren Eigner sich Mahmuds Reformen nicht haben unterwerfen wollen und an denen noch das ganze Kostüm des Orients zu sehen, man darf wohl sagen zu bewundern ist. Hier sind noch die großen Opiumesser, die auch schlafend ihre Pfeife rauchen und die um keinen Preis einen Tropfen Wein tränken, würde er ihnen auch von der reizendsten Huri des Paradieses kredenzt; hier sitzen unbeweglich die alten Fatalisten, die sich nicht rühren würden, wenn auch ein Tiger auf

sie zukäme, und die von dem Wunder von Mahomets Sarg so gewiß überzeugt sind, wie von der Länge ihrer Pfeifen. Wie in Rußland unter Peter I. so werden durch Mahmuds Einfluß auch in Konstantinopel nach und nach mit den Bärten manche Irrthümer, manche Hindernisse und Mißbräuche weichen; die Civilisation wird durch die Bresche eindringen, mit ihr aber auch ihr Schaum, ihr Firniß, ihre Parfüms und ihre Fäulniß. Aus diesen unwissenden, unbeholfenen, aber ernsten, würdigen, wahren und redlichen Türken werden französirte, englisirte und russifizirte Menschen werden; sie werden über Gott, Zukunft, Strafe und Lohn, über Tugend und Pflicht raisonniren, wie es an der Seine und Themse Mode ist; ihre orientalische Pest wird bessern Gesundheitsanstalten weichen, dafür aber werden sie die moralische unserer großen europäischen Hauptstädte, ihr Elend und ihre Verzweiflung kennen lernen, und die Bessern unter ihnen werden dann rufen: „Ach hätten wir mit der alten Zeit und ihren Irrthümern unsere alte Tugend, unsern alten Glauben, unsern alten Gott wieder!"

Ich wollte ein Stück Seidenzeug aus Brussa kaufen, um mir zum Andenken einen Schlafrock daraus machen zu lassen, darum führte mich ein Freund in einen ziemlich entfernt vom Bazar liegenden Khan. Wir traten durch eine enge Thüre, hinter der ein Vorhang vorgezogen war, in ein großes Zimmer, bis zur Decke mit Seidenzeug angefüllt. Jedes Stück war in das feine, seidenartige Papier eingewickelt, wie es nur im Orient verfertigt wird. Bevor es zum Geschäft kam, mußten wir warten, bis der Kaffee herumgegeben war, denn vorher wollte der alte Armenier seine Waaren nicht zeigen. Dies ist eine Höflichkeit, der man sich bei diesen Leuten unterwerfen muß, was um so weniger unangenehm ist, da in der Türkei trefflicher Kaffee getrunken wird und man ihn nur in ganz kleinen Tassen servirt, die nicht viel größer sind als ein Fingerhut. Hierauf sezte der Kaufmann seinen hohen Kalpack auf und begann seine Schätze auszulegen. Nie habe ich so viel und so verschiedene Seidenstoffe beisammen gesehen; der Fußboden glich bald einem Regenbogen, und die Augen konnten den Glanz kaum ertragen. Da waren Goldstoffe, wie sie wenige europäische Königinnen haben; andere aus feiner Gaze, mit Silberblumen gestickt; auf den breiten Rändern bewunderte ich die mannichfaltigsten Pflanzenformen und Arabesken. Endlich entschied ich mich für ein sehr einfaches blaues, mit Silber durchwirktes Seidenzeug. Nicht ohne Bangen fragte ich nach dem Preis, glaubte aber nicht recht gehört zu haben, als ich die geringe Summe hörte. Im Orient lebt man überhaupt noch sehr wohlfeil, ein Vortheil, der mit der zunehmenden europäischen Civilisation auch verschwinden wird. Ein Türke kann eine junge, blühende Tscherkasserin für fünfhundert bis sechshundert Franken kaufen; so glücklich war ich nicht, mein seidener, eines Kaisers würdige Schlafrock kostete mich aber nur fünfzehn Franken; ähnliches Zeug hätte ich in Lyon nicht unter hundert bekommen.

Von dem Seidenkaufmann traten wir in die Straße der Zuckerbäcker. Bekanntlich ist der Orient auch berühmt durch seine trefflichen, feinen Bonbons und Confitüren. Welch herrliche Gelée's! und der Candiszucker, durchsichtig wie Edelstein und in allen Farben und Abstufungen, zu beiden Seiten der Straße zu ungeheuren Säulen aufgebaut! Es ist, als wäre hier das Land von Tausend und Einer Nacht. Ich kaufte vom theuersten Bonbon, das im Türkischen „Heil und Frieden für den Gaumen" heißt, für ein kleines Geldstück, ungefähr zehn Centimen an Werth, und dafür gab mir der Kaufmann eine solche Menge, daß ich auch in den glücklichsten Zeiten meiner Jugend nicht den vierten Theil auf einmal hätte verzehren können; eine gleich gute und feine Waare in solcher Menge würde in Paris wenigstens acht Franken kosten. Man versichert, die türkischen Frauen nähren sich größtentheils von Bonbons und Confitüren; gewiß ist's, daß sie eine unglaubliche Menge davon verschlucken. Die Frauen des kaiserlichen Harems essen täglich zweitausend fünfhundert Pfund Zuckerwerk, das von mehreren hundert Köchen bereitet wird. Dies ist wahrscheinlich der theuerste Artikel der Haremsküche, die außerdem nicht viel zu bedeuten haben soll.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juni.

(Fortsezung.)

Literatur. Naville. Galiffe.

Ich habe im Morgenblatt lange nicht von unsern neuen Literaturereignissen gesprochen, und darin hatte ich um so mehr Unrecht, da zwar viel weniger hier erzeugt wird, als in Paris, aber dies Wenige in einem viel würdigern Geist, als die größtentheils so schmuzigen und manierirten Literaturprodukte in jener geistig so sehr gesunkenen und immer mehr sinkenden Hauptstadt. Wir haben schon früher von des Pastors Naville Werken über Erziehung gesprochen, die auch in Frankreich und England durch Uebersezung und Kritik laute Anerkennung gefunden haben. Naville ist unstreitig einer unserer denkendsten Erziehungsmänner, sein Geist hat aber noch eine andere Richtung. Die französische Akademie hatte einen Preis ausgesezt sur la charité considérée dans ses principes, dans ses applications et dans son influence sur les moeurs et sur l'organisation sociale. Unser Naville hatte sich schon lange mit einem Werk über die Charité légale oder das gesezlich und klug gegebene Almosen beschäftigt, sandte es ein und erhielt dafür das Drittheil des ausgesezten Preises. Er hat diesen Gegenstand mit eben so viel Erfahrung, Klugheit, Menschenkenntniß, als Gemüth und ächt christlichem Sinn behandelt. Die Sache hat aber weniger praktische

Wichtigkeit für Genf, wo man Mühe hätte, eigentliche Arme zu finden, und wo jeder wahrhaft Nothleidende gewiß ist, Unterstützung und Hülfe zu erlangen, als für Frankreich und England. Auch ist bereits eine englische Uebersetzung des Buchs angekündigt. — Unter unsern Landesgeschichtschreibern ist Einer, der sich durch seine gründlichen und unermüdlichen Studien auszeichnet, und dem die Genfer Geschichte allerdings viel Aufklärung zu verdanken hat; ich meine James Galiffe, der lange in englischen Kriegsdiensten war. Seine Notices généalogiques sur les familles génévoises haben viel Neues und Unwillkommenes an den Tag gebracht, da der Verfasser eine eigene Passion hat, längst vergessene oder durch viel mehr Gutes aufgewogene Odiosa wieder hervorzuheben. So ist ihm unter andern unser Reformationsjubiläum und das Andenken Calvins ein Greuel, und im dritten Bande seiner Notices fällt er hauptsächlich über diesen Reformator her, den er ohne die geringste Anerkennung seiner großen Verdienste um Genf einen Tyrannen, einen Scheinheiligen, den Ravaillac und Jacques Clément der Reformation nennt, und Jedem, der nicht mit dem Verfasser gleicher Meinung ist, in's Gesicht sagt, er sey ein Tartüffe, ein Scheinheiliger, Duckmäuser ꝛc. Man kann Calvins Leidenschaftlichkeit und Grausamkeit gegen Servet anerkennen und bedauern, ohne mit Galiffe in wüthende Deklamationen, unbewiesene Anklagen und dergleichen gegen ihn auszufallen, ohne Charaktere und Ereignisse aus der Mitte des 16ten Jahrhunderts nach den Ideen des 19ten zu beurtheilen, ohne zu vergessen, welch große Verdienste sich Calvin um unsere Stadt in Beziehung auf Religion, öffentlichen Unterricht, Staatsverfassung und Verwaltung, ja um deren ganze politische Existenz erworben hat, und wie er in der lezten Zeit seines Lebens selbst wiederholt und laut seine Leidenschaftlichkeit und seine Mißgriffe anerkannte und deßhalb um Verzeihung bat. Zwei Dinge sind in dem Buch sehr komisch: zuerst der Commentar zu dessen Motto: Non extincta Waiserii domus. Es lebte einmal in den fabelhaften oder historischen Zeiten des Mittelalters ein Paladin, Namens Waiser, aus dem die Poeten Galiffre aus Sizilien gemacht haben sollen, der als Muselmann viel hundert Christen niedermetzelte; der Verfasser behauptet nun steif und fest, von diesem Gewaltigen abzustammen. In der gar schnurrigen Vorrede seines Buchs erzählt er zur Bezeichnung seines Talents und seiner Geistesüberlegenheit gar naiv: „Ich folge mit Aufmerksamkeit dem, was man mir vorliest, während ich schriftstellere (compose), und oft habe ich Handelsbriefe deutsch, russisch und englisch diktirt, während ich selbst französisch an Frau v. Staël schrieb. — Lord Brougham sagte vor länger als dreißig Jahren zu mir, ich vereinige zwei Dinge, die sich gewöhnlich nicht beisammen finden, nämlich ritterlichen Geist und ein richtiges Urtheil; ich hoffe, die Nachwelt wird finden, daß er mich richtig beurtheilt hat." — Wir aber glauben, daß die Nachwelt zu verständig seyn wird, um Leidenschaftlichkeit und hohe Gedanken von sich selbst richtiges Urtheil zu nennen, wenn sie auch des Verfassers gründliche Geschichtsforschungen und Studien anerkennt.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, Juni.

(Fortsetzung.)

Tod König Wilhelms und Thronbesteigung der Königin Victoria.

Die Boten ritten ein, in Blitzesschnelle flog die Nachricht von Mund zu Mund, Niemand zweifelte an ihrer Echtheit, Niemand konnte zweifeln, und ehe eine Stunde vergangen war, zogen Männer durch die Straßen, große Zettel an den Hüten, und darauf gedruckt: Extra-express from Windsor, und groß bedruckte Zettel in den Händen, die sie mit gellendem Rufe für den bescheidenen Preis von einem Penny zum Kauf ausboten, und welche die Meldung vom Tode des Königs enthielten. Augenscheinlich schenkten jene drei hohen Personen der empfangenen Nachricht selbst Glauben: die Herzogin von Kent gab ihre angeordnete Fahrt nach Windsor auf, Melbourne entsendete mehrere Diener, und Wellington, der an diesem Abend den zwei-und-zwanzigsten Jahrestag der Schlacht von Waterloo — das war allerdings nicht der 19te, sondern der 18te Juni, aber der 18te war ein Sonntag, und Sonntagsbankette verstoßen in England gegen die Sabbathfeier — mit seinem üblichen Staatsbankette begehen wollte, entließ die Musik und erlaubte seinen Gästen, nach flüchtig genommenem Imbisse sich ebenfalls zu entfernen. Gleichwohl war die Nachricht falsch; der König entschlummerte erst zwölf Stunden später, und als London am folgenden Morgen die herkömmliche Trauer um seinen König begann, würde es, wenn nicht die Nacht die Erdichtung des Vorabends zur Wahrheit gemacht hätte, um Einen getrauert haben, der noch lebte.

König Wilhelm ist also todt, mit ihm ein, wenn auch nicht großer, doch gewiß guter König, und daß die Geschichte seines Lebens und sein Privatcharakter seinen Biographen nur dürftigen Stoff bietet, hat vielleicht wesentlich zu Englands Wohle beigetragen. Wie man auch von seinen politischen Gesinnungen denken mag, von seinem Privatcharakter kann man nicht anders sagen, als daß kein Falsch, keine Verstellung in seiner Seele war, daß allerdings ausgezeichnetes Talent, sogar hohe geistige Bildung ihm fehlte, er jedoch es sich herzlich angelegen seyn ließ, Alles zu thun, was er für seine Pflicht, was er für Recht und Gerechtigkeit hielt, daß er alle Eigenschaften in sich vereinigte, die das häusliche Leben schmücken, daß er seine Gemahlin und seine Kinder — ihm vor der Verbindung mit Adelaiden von einer Geliebten geboren — daß er seine Brüder und Schwestern liebte, daß er die Freunde seiner Jugend nie vergaß, Gefühl für fremde Leiden und für die Armuth eine offene Börse hatte, ein trefflicher Privatmann im Königskleide war.

Von der Leiche eines Königs wendet der nächste Blick des Volkes, über welches er aufgehört hat zu herrschen, sich seinem Nachfolger zu: der König ist todt, lange lebe der König! Demgemäß zogen tausend und abertausend Londoner, während die Glocken noch für den Gestorbenen anschlugen, nach dem alten St. Jamespallaste und den drei oder vier andern Orten, wo jeder neue Herrscher proklamirt zu werden pflegt, daselbst Prinzessin Alexandrina Victoria zur Königin von Großbritannien ausrufen zu hören. Es sind erst wenige Wochen, seit der 24ste Mai, und was sich an ihn knüpfte, hier Tagesgespräch war. Man begriff damals die Wichtigkeit eines Tags, welcher Prinzessin Victoria zur Königin mündig machte, ohne Ahnung, daß das Ereigniß so nahe sey, auf welches die Wichtigkeit des Tages sich bezog. Jezt unterliegt es keinem Zweifel, daß England triftigen Grund gehabt hat, sich über einen Tag zu freuen, durch welchen es allen Unannehmlichkeiten, allen Gefahren einer Regentschaft entzogen worden ist, und nur diejenigen schütteln dazu vielleicht die Köpfe, deren politisches Glaubensbekenntniß dem im Pallaste zu Kensington bisher gehegten feindlich entgegen steht, und denen deßhalb ein Tory-Regent lieber gewesen wäre, als eine Whig-Königin.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 163.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 10. Juli 1837.



Ich, dessen freie Kraft
Schon durch die Adern der Natur zu fließen,
Und schaffend Götterleben zu genießen,
Sich ahndungsvoll vermaß, wie muß ich's büßen!

Goethe.

Lieder von C. Matzerath.

Ungenüge.

Freie Seele klage nicht!
Loben Andre sich den Frieden,
Lobe du das Weltgericht.
Geist und Ruhe sind geschieden;
Daß das Ganze wankt hienieden,
Gibt den Theilen Gleichgewicht.
Nur, wie drüben der Komet,
Nicht gemeine Bahn gewandelt,
Hoch geglüht, gedacht, gehandelt,
Eh in Nacht dein Schatten weht.

Pressen so in ein Moment,
Wie der Geist von hundert Reben
Hier in einer Schaale brennt,
Alle Liebe, alles Leben
Möcht' ich und die Asche geben
Freudig dann dem Element.
Nieder mit gemeiner Noth!
Wie der Strahl der ew'gen Höhen
Möcht' ich zünden und vergehen:
Heißes Leben, rascher Tod!

Aber gähnend spinnt sich ab,
Wie die Zeit am Krankenbette,
So ein Leben bis zum Grab.
Lust und Leiden in die Wette
Schlingen eine matte Kette
Blumen um den Pilgerstab.
Freie Seele klage du,
Daß der Funke, dir gegeben,
Allzukarg zum Götterleben,
Allzugroß ist für die Ruh.

Leise Fessel.

Trunken und staubentladen,
Stürzen in Geisterflut,
Ich möchte die Seele baden
Rosig in Abendglut.

Ich möchte streben und steigen
Zu den goldigen Wolkenhöhn,
Ich möchte mich niederneigen
In den Spiegel der tiefsten Seen.

Ich möchte sinnen und schweifen
Mit den Winden weit umher,
Ich möchte die Sterne greifen
Und segeln auf blauem Meer;

Die schaffenden Geister belauschen,
Und wehrten sie's noch so sehr,
Mit allen Naturen tauschen
Begrüßungen reich und hehr;

Bei Adlern und Blitzen wohnen
Und schauen hinan so kühn,
Wo heiter die Götter thronen
Und golden die Sonnen glühn.

Doch fehlet zur lustigen Reise
Die Hülfe der Flügel mir;
Auch fesselt ein Liebchen mich leise
Auf diesen Planeten hier.

Briefe über den Pariser Salon von 1837.

(Fortsetzung.)

Der Genrebilder sind — die genreartig behandelten Stoffe aus der Geschichte habe ich unter die historischen Bilder gerechnet — eigentlich gar so viele nicht, viel weniger, als ich erwartete. Da ich auf deutschen Ausstellungen stets an eine wahre Sündfluth von Genrebildern gewohnt war, so befremdete mich das; ich habe mir indeß diesen, gegen deutsche Ausstellungen auffallenden Mangel an solchen Bildern bald aus mehreren Ursachen zu erklären gewußt.

Erstlich hat der deutsche Künstler einen ganz andern Begriff von einem eigentlichen historischen Bilde als der Franzose, er hat vor einem solchen weit mehr Respekt: er muß, äußere Veranlassungen abgerechnet, schon einen bedeutenden innern Drang verspüren, ehe er an einen solchen, so ernsten, erhabenen Gegenstand, wie ein historisches Bild ist, sich zu machen den Muth hat. Er weiß auch, daß, wenn ein solches nicht ausgezeichnet ist, er nur Tadel zu erwarten hat; das große Publikum, weiß er, ist nicht sehr empfänglich für solche ernste Gegenstände, es liebt vielmehr die entzückenden, allerliebsten Genrebilder, bei denen es doch etwas denken und fühlen kann. Hier in Frankreich ist das anders. Wie ich oben bemerkt, ein französischer Künstler malt ein historisches Bild gerade wie er ein anderes malt, aus denselben Gründen; es ist vielleicht nur größer als ein anderes, das macht aber ihm, der so schnell malt, nicht viel aus; er wird ja dafür auch besser bezahlt, er wird einen Käufer finden und auch einen Freund, der ihn öffentlich lobt. Statt mit Aengsten und Zagen, wie ein Deutscher, geht er mit der größten Sorglosigkeit und Gemüthsruhe an's Werk. — Zweitens: selbst wenn der deutsche Künstler den bedeutendsten Drang hätte, ein historisches Bild zu malen, kann er es meist nicht, wenn er noch nicht so großen Ruf hat, daß er Bestellungen bekommt. Ein historisches Bild erfordert doch eine angemessene Größe, also, bei deutschem Ernst und Gründlichkeit, bedeutende Studien, Auslagen für Modelle u. s. w., endlich und hauptsächlich also sehr viel Zeit, während welcher Zeit der Künstler nichts anderes thun, also nichts verdienen kann. Selten ist er einmal im Stande, diese Auslagen so wie die Kosten seiner Existenz während der Zeit, daß er an dem Bild arbeitet, zu bestreiten. Aber nehmen wir an, der Künstler sey dies im Stande und habe sein Bild nach einer gewissenhaften Arbeit von etwa einem Jahre fertig. Käufer wie hier in Paris, das nicht bloß das Centrum von Frankreich, sondern von Europa ist, findet er in dem zersplitterten Deutschland nicht so leicht. Freilich gibt es gerade in Deutschland einige wenige solche Männer, die Bilder kaufen, und die nicht bloß durch das für ein Bild gezahlte Geld den Künstler ermuntern, sondern eben so sehr und vielleicht noch mehr durch den für den Künstler ehrenvollen Umstand, daß ein solcher Mann sein Bild gekauft. Solcher Männer aber gibt es leider nicht viele. In Deutschland ist noch nicht, wie hier, Bilderkaufen eine unerläßliche Luxussache der Großen und Reichen; in Deutschland kauft nur, wer liebt und versteht. — Doch zurück zu unserm jungen deutschen Historienmaler. Dieser hat also unter den größten Entbehrungen sein Bild fertig. Nun hat er die vielen deutschen Ausstellungen und Kunstvereine zum Markt. Auf diesen aber schlägt — um das Publikum der Aktionärs zu befriedigen, welche gern etwas gewinnen wollen, was es auch sey — das Prinzip vor, nicht sowohl multum, als vielmehr multa anzukaufen. Der Künstler kann doch sein Werk nicht so billig weggeben als ein kleines Genrebild; er will doch wenigstens seine Auslagen und was er während der Zeit, da er daran gemalt, gebraucht hat, erstattet haben. Ein so theures Bild bezahlen aber die Kunstvereine selten, da sie statt eines solchen, das vielleicht gar nicht die Masse anspricht, mehrere kleine entzückende Genrebilder mit Hunden, Jägern, Pferden und anderm Vieh kaufen können. Und am Ende ist es den Kunstvereinen gar nicht so zu verdenken, daß sie ein solches Bild ablehnen und kleinere kaufen. Denn sie existiren ja nur durch das große Publikum, durch die Masse, und dürfen es mit dieser nicht verderben; das wirklich Gute, was sie thun, müssen sie in der Regel halb heimlich und unter halber Mißbilligung der Aktionärs thun. Ich kenne solche Fälle, wo der Verein einmal ein historisches Bild angekauft hatte, das die große Masse schon seines Ernstes wegen nicht goutirte, und für das sie lieber vier, fünf so allerliebste verständliche Genrebilder, mit ihresgleichen drauf, zur Verloosung gebracht gesehen

hätte: ich kenne solche Fälle, wo die große Masse oder einzelne murrten, ja sogar sich in den liebenswürdigsten und allerschnakischsten Pöbeleien ergingen. — Alles das nun ist nicht der Fall bei einem Genrebilde, das geringere Dimension, weniger Studien und Auslagen, und weniger Zeit erfordert, das am Ende dann beim Publikum, das doch bewundern und zahlen soll, des Gegenstandes und geringeren Preises wegen mehr Verständniß, Anerkennung, Liebe und Käufer findet. So ist die Mehrzahl der deutschen Künstler auf das Genrebild angewiesen, und daher die Unzahl von Werken dieser Art. — Ganz anders hier in Frankreich und Paris. Auslagen für Leinwand und Farben achtet der Franzose nicht, schon weil er an einem Käufer nicht verzweifelt, und auch das Gouvernement Allerbedeutendstes für die Künstler thut. Jene Auslagen kommen also bei ihm nicht in Betracht oder er bleibt sie auch schuldig (was ein Deutscher nicht kann); Modelle braucht er äußerst wenig, nur hie und da weibliche; mit Farbenskizzen und Cartons quält er sich nicht, langes Studiren und Durchdenken des Sujets würde ihm die Zeit und die „verve" rauben. Er spannt seine große Leinwand auf und zeichnet, nachdem er sich vielleicht seinen Gegenstand flüchtigst auf ein Blättchen Papier ebauchirt hat, rasch und lustig seine Conturen; dann geht er flink an das Malen, und in wenigen Monaten, ja Wochen ist ein großes, figurenreiches Bild fertig, gedacht, erfunden und gezeichnet, wie es Gott gefiel, jedenfalls aber vortrefflich gemalt und hinsichtlich der Costüme untadelhaft. Und das Bild findet einen Journalisten, der es lobt, und einen Reichen, der es kauft und gut bezahlt, denn Gemäldekaufen ist hier, wie Equipage und Maitresse, für einen Reichen *de rigueur*.

Endlich ist auch drittens das wohl ein Grund der wenigen Genrebilder im Salon, daß diejenigen Künstler, die zu solchen Darstellungen Disposition und Talent haben, hier nicht für den Salon arbeiten und überhaupt in Oel malen, sondern Zeichnungen für die fashionabeln Sammlungen, die Läden der Kunsthändler, oder Lithographien für Journale, Albums u. dergl. anfertigen. Solche Zeichnungen bringen hier ihrem Autor Ruhm und Geld, während in Deutschland ein Künstler für solche radirte oder lithographirte Compositionen auf wenig Absatz rechnen könnte. Dadurch nun, daß man hier gewohnt ist, Gegenstände gewisser Art (aus denen vielleicht der deutsche Künstler ein durchdachtes Oelbild machen würde) in geistreicher Lithographie behandelt zu sehen, wird es beinahe unthunlich, dieselben in einem Oelbilde, das doch Prätention macht, zu behandeln. Wie übel wäre ein Künstler in Deutschland mit solchen Lithographien berathen! Freilich würde er kaum Sujets dazu haben; denn ohne gerade das zu seyn, was man Karrikatur nennt, knüpfen sich jene Lithographien hier doch auf eine höchst geistreiche Weise an den Tag, an das Heute an; in Deutschland aber gibt es kein Heute, sondern nur ein langes Gestern, das noch dauert, und ein fernes Morgen, das nicht kommen wird, und eine empfindliche Censur und eine gründliche Polizei.

Das sind die Gründe, die ich mir für den gegen Deutschland auffallenden Mangel an Genrebildern aufgesucht habe. — Betrachten wir nun die im Salon vorhandenen Genrebilder, so finden wir noch in der Behandlung derselben einen Gegensatz zu deutscher Kunst. Diese Genrebilder sind nämlich hier nur sehr wenig ausgeführt, was nun, vermöge ihrer geringern Dimension, bei dieser Art von Bildern sichtbarer ist, als bei den historischen. Vielleicht lag diesem geringern Grade der Ausführung eine Intention zu Grunde, vielleicht dachte der Künstler: wozu für einen solchen, an sich doch unbedeutenden Stoff sorgfältige und ängstliche Ausführung, deren er ja kaum werth ist? So scheinen die hiesigen Genremaler der Mehrzahl nach zu raisonniren, während auf der andern Seite die meisten deutschen Genremaler, nach dem Vorbilde der alten Holländer, durch Fleiß, Sorgfalt und Zartheit der Ausführung einen Ersatz zu geben suchen für die Unbedeutenheit des Gegenstandes, den erst gerade die Liebe, die ihm der Künstler gewidmet, erheben soll. Welche von beiden Ansichten, die deutsche oder französische, die richtigere sey, will ich hier nicht untersuchen. Da von der Bestimmung des Bildes, dem Gegenstande, der Intention des Künstlers und andern Momenten die Art der Behandlung und der Grad der Ausführung abhängt, so läßt sich vielleicht nicht einmal im Allgemeinen etwas darüber entscheiden.

Von dem ausgezeichnetsten französischen Genremaler enthält der Salon nichts; ich meine Decamps, einen der geistreichsten und genialsten Künstler, die existiren. In seinen Bildern lebt ein so frischer, ursprünglicher und poetischer Humor, wie man ihn selten antrifft, namentlich hier in Paris, wo man statt Humor meist nur Witz und Malice, und statt poetischer Ursprünglichkeit viel Künstliches und Gemachtes antrifft. Die Sujets dieses Künstlers sind verschiedenartigster Natur; für seine Oelbilder scheint er jedoch mit Vorliebe türkische Gegenstände zu wählen. Eines der bekanntesten Bilder dieser Art von Decamps, „die türkische Patrouille," hat Heine im „Salon" geschildert, so wahr und erschöpfend und des Künstlers Talent und Weise so anschaulich charakterisirend, daß ich, statt meinerseits näher auf die Werke von Decamps einzugehen, Sie auf dieses Buch verweise.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juni.

(Fortsetzung.)

Die Bibliothèque universelle.

Unsere Bibliothèque universelle de Genève hat nun in ihrer neuen, angenehmern Gestalt den ersten Jahrgang vollendet und verdient alle Anerkennung, ja sie ist ein ganz würdiges Organ, durch das Genf zu dem literarischen und intellektuellen Frankreich spricht, das uns an Masse und Material so weit überlegen ist. Genf erscheint nur als ein Punkt neben diesem Colossen, und bloß sein geistiges Streben und seine Leistungen in der Wissenschaft geben diesem Punkt einen so hellen Glanz, daß man ihn auch von ferne gewahrt. Er ist auch ein Mittelpunkt von Ideen und Bestrebungen, eine bescheidene und in ihrem Einfluß zwar beschränkte Schule, aber doch eine Schule mit eigenthümlichem Leben, mit einer eigenen Stimme auf dem großen Congreß europäischer Wissenschaft. Wenn diese Schule ihre eigenen Fehler und Lücken hat, so sind ihr auch besondere Vorzüge eigen, die mehr als ein in wissenschaftlichen Bestrebungen hochstehendes Land Europa's anerkannt hat. Nicht ohne bedeutenden Erfolg war in dieser Beziehung vor vierzig Jahren die Gründung eines Journals, der Bibliothèque britannique, welche zugleich die damalige und noch lange nachher vorherrschende Richtung Genfs nach England zeigte und dessen bloß wissenschaftliche Polarität nachahmte. Diese Zeitschrift zeichnete sich aber aus durch ihren guten Plan, die erschöpfende Gründlichkeit in den mathematischen und Naturwissenschaften, durch ihr rasches, jugendliches Fortschreiten mit der Zeit und durch ihre Besonnenheit, Unpartheilichkeit und ruhige Würde. In lezter Beziehung erhob sie sich sogar über englische und französische Revuen der neuesten Zeit. Schon seit mehreren Jahren sah sie ein, daß jene britannische Firma oder Fahne in einer Zeit nicht mehr paßte, wo auch andere Völker sich zu derselben Höhe, und in mancher Beziehung über sie erhoben hatten; sie nannte sich also Bibliothèque universelle, ein Name, der freilich viel allgemeiner und umfassender war, aber auch zu größern Ansprüchen berechtigte. Die Zeitschrift behielt ihren frühern Charakter, schadete sich aber in neuerer Zeit beim Entstehen so vieler interessanter französischer Revuen durch ihre etwas preziöse Wissenschaftlichkeit. Vor zwei Jahren sah sie endlich ein, es handle sich jezt um ihr Seyn und Nichtseyn; es wurden also frühere Ideen und stereotype Richtungen aufgegeben, und die Revue de Genève, wie sie die Franzosen nennen, stellte sich als kleiner Literatur-David dem leidenschaftlichen, fieberkranken und oft betrunkenen Literatur-Goliath in Paris gegenüber, und behauptete bisher wacker durch Geist, Kenntnisse, guten Geschmack, reine Phantasie, Anstand und Sittlichkeit das Feld; denn jener unbändige Riese kann kaum noch auf den Beinen stehen, die Revue aber gewinnt mit jedem Heft an Reichthum, Mannichfaltigkeit und Anmuth, was ganz mit unserer Akademie in Verhältniß und Wechselwirkung steht, die auch seit einem Jahr würdigere und umfassendere Literaturansichten angenommen hat und nach ihnen in ihrem Wirkungskreis handelt. — Wir haben in diesen Blättern schon mehrmals Gelegenheit gehabt, mit Auszeichnung eines jungen Dichters zu gedenken, der mehrere Jahre Genf angehörte, jezt aber als Professor der französischen Literatur in Bern angestellt ist. Alb. Richard ist eines der reichbegabten Dichtergemüther, deren Phantasie immer jung, immer frisch, aber auch immer rein und schön ist; in ihm geht die Epik mit der Lyrik schwesterlich zusammen, beide in eigenem Kleid und in eigenem Kranz. Frankreich hat keinen Dichter dieser Art, Kraft und Färbung, vielleicht auch nicht von dieser anspruchslosen Reinheit.

(Der Beschluß folgt.)

London, Juni.

(Fortsetzung.)

Tod König Wilhelms und Thronbesteigung der Königin Victoria.

Ich habe die unbeugsame, das Gefühl verletzende und kaum durch die Rücksichten strengster Sittlichkeit und kluger Politik zu rechtfertigende Consequenz erwähnt, mit welcher die Herzogin von Kent ihre Unabhängigkeit gegen den verstorbenen König behauptet, ihre Tochter in ihrem Sinne zur künftigen Königin erzogen und sich und sie stets fern gehalten hat von jeder nahen Berührung mit des Königs Hofe und seiner Familie. Das Publikum, hiemit vollkommen vertraut, verlor während des Königs Krankheit das Verhalten der Herzogin nicht aus den Augen, steigerte seine Aufmerksamkeit, wie die Gefahr wuchs, und stritt darüber, ob die Herzogin nebst ihrer Tochter den der Gruft zuwankenden König besuchen werde oder nicht. Die Einen sprachen von ihrer Verbindlichkeit, solches zu thun, nannten es gefühllos, wenn die Erbin ihrem Erblasser, die Unterthanin ihrem Fürsten, die Nichte ihrem Oheim nicht ihre persönliche Theilnahme in seiner lezten Stunde bezeigte, häuften aber dabei die ganze Verantwortung auf die Herzogin. Andere wendeten ein, bei dem Verhältnisse, in welchem die Herzogin und ihre Tochter von jeher zum Könige gestanden, sey es nicht an ihnen, den König in Windsor aufzusuchen, sondern am Könige, ihr Erscheinen zu begehren. Wie gewöhnlich, nahm die Presse die Streitfrage auf und sprach sie vielseitigst durch. Die Herzogin, ob mit Recht oder Unrecht — ich sollte aber glauben, mit Beifall der Etikette, der strengen, herzlosen Hofetikette, die eine Wage für die Thränen und einen Gradmesser für die Stoßseufzer hat — neigte sich der leztern Meinung zu, und verweilte nebst Prinzessin Victoria ruhig in Kensington. Da geschah es, daß der König am Tage vor seinem Hinscheiden, ungefähr um die Mittagsstunde, den Wunsch ausdrückte, die Herzogin von Kent und Prinzessin Victoria zu sehen. Sein Wunsch war Befehl, die Herzogin ordnete die Fahrt an, und als sie und ihre Tochter im Begriff waren, solche anzutreten, traf die Nachricht, die falsche Nachricht seines Todes ein. Die Fahrt wurde abbestellt, und der König ist gestorben, ohne daß eine Zusammenkunft stattgefunden. Lag es im Plane der Herzogin, keinen Zoll breit von der Etikette abzuweichen, und wünschte sie einen Gehorsam sich zu ersparen, den jene Etikette ihr vorschrieb, so war nicht zu leugnen, daß die falsche Nachricht recht zeitgemäß eintraf. Und wer hatte sie gesendet? ein hoher Kronbeamter; was konnte ihn zu einer Unwahrheit bewogen haben, die, wenn der König auch nur den folgenden Tag überlebte, ihre gerechte Strafe finden mußte? War es freiwilliger oder bestellter Eifer, der Herzogin zu dienen? Wahrscheinlich wird darüber keine Untersuchung eingeleitet, und der Diplomatiker für die genommene Freiheit, den König zwölf Stunden vor seinem Tode für gestorben zu erklären, nicht bestraft werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 69.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 164.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 11. Juli 1837.

Inceptis gravibus plerumque et magna professis
Purpureus, lato qui splendeat, unus et alter
Assuitur pannus.

Horat.

Briefe über den Pariser Salon von 1837.

(Beschluß.)

Ich habe von Decamps nur zwei Oelbilder gesehen, leider aber desto mehr Aquarelle und Sepiazeichnungen. Ich sage leider, denn ich fürchte, Decamps wird sein schönes Talent in dergleichen Arbeiten vermünzen, statt es in größern Werken würdig auszuprägen. Freilich ist die Versuchung zu lockend, keines Künstlers Zeichnungen sind für die Albums so gesucht wie die von Decamps; seine Arbeiten, die er mit enormer und um so gefährlicherer Leichtigkeit zu produciren scheint, werden außerordentlich bezahlt. Weßhalb soll der Künstler daher zu Oelbildern Zeit und Mühe aufwenden, wenn er für eine kleine Zeichnung, die er in wenigen Tagen, vielleicht in wenigen Stunden macht, mehrere hundert Franken erhält? Für die Kunst aber wäre es Jammerschade, wenn ein solches Talent auf diese Weise versplittert würde; noch freilich bemerkt man in seinen Arbeiten nichts davon, sie zeigen noch immer dieselbe Frische und Neuheit wie seine früheren Werke. Diese Aquarell- und Sepiazeichnungen waren verschiedenartigsten Inhalts, z. B. Don Quixote und Sancho Pansa durch eine sonnenverbrannte Ebene reitend; Jagdscenen buntester Art, aber nicht langweilige fashionable oder mit Berliner Humor; der Inhaber einer Hundecomödie seine Schauspieler abfütternd u. dergl. m. Die beiden Oelbilder, die ich sah, stellten türkische Sujets vor, das eine einen ruhenden Eseltreiber, das andere spielende Knaben. Decamps besitzt in seinen Oelbildern eine höchst eigenthümliche, geistreiche Technik; sie schien mir — um Ihnen durch eine Analogie wenigstens einen ungefähren Begriff davon zu geben — einige Aehnlichkeit mit der vieler venetianischer Meister zu haben, wo die Farbe trockener als sonst geschieht aufgetragen ist. Ich sah die beiden Bilder, die in Privatbesitz sind, zu flüchtig, um Ihnen mehr darüber sagen zu können.

Unter den im Salon vorhandenen Genrebildern ist nun wohl das anerkannteste: Winterhalters „Dekameron des Boccaccio.“ Auf dem Rasenplatze einer florentinischen Villa sieht man jene zehn Leute sitzen, die im Boccaccio die schönen Geschichten erzählen, die uns doppelt gefielen, weil wir sie lasen, als es uns verboten war. Sieben allerliebste Frauenzimmer und drei allerliebste Männer sind hier auf das Gefälligste um und neben einander gruppirt und plaudern mit größtem Wohlbehagen. Man kann nichts Gefallenderes sehen als dieses Bild; mit welcher Anmuth sich diese Frauenzimmer an einander schmiegen, wie süß lächelnd sie der erzählten Geschichte nachdenken, mit welch reizender Koketterie sie ihre zierlichen Füßchen zeigen, indem sie sie verbergen. Das ist Alles

köstlich und deliciös; aber es ist nicht, wie ich glaube, die Natürlichkeit, Einfalt und Naivetät von Boccaccios Gestalten, es ist nicht sein ernster Hintergrund. Das Bild steht nahe an der Grenze zwischen Natur und Affektation; wenige Schritte weiter, und wir sitzen in Watteau's Unnatur. Es ist zu hübsch, zu lieblich, dieses Bild, und das ist sein Fehler. Es ist aber sonderbar, immer wenn ich aus dem Louvre nach Hause kam und daheim über Winterhalters Bild nachdachte, mußte ich mir das sagen, was ich eben zu dessen Tadel angeführt; stand ich aber vor demselben, so gefiel es mir uneingeschränkt und außerordentlich. Kein einziges Bild des Salons hatte auch solchen Succeß wie dieses, kein einziges gefiel so sehr; die Damen namentlich waren ganz bezaubert davon. Was noch mit dazu beitrug, dem Bilde Aller Herzen zu gewinnen, war der Contrast, in welchem es mit vielen andern Darstellungen stand. Die neufranzösische romantische Malerei liebt, wie bekanntlich auch die hiesige Poesie, das Schauerliche, das Furchtbare, man kann sagen das Häßliche. Es waren eine Menge Bilder mit solchen Gegenständen da, mehrere, von denen ich oben schon geredet, z. B. die verdammte Mutter mit dem seligen Kinde, der gefrorene Leichnam Karls des Kühnen, dann eine Menge, von denen ich Ihnen noch nicht erzählt, z. B. ein Bild von Wachsmut: „der Selbstmord,“ Debon's Herzog Peter Mauclerc, der einen Mönch lebendig begraben läßt, Ugolino mit seinen Söhnen Hungers sterbend u. s. w.; vor Allen kann ich ein Bild als das non plus ultra des Häßlichen, Hidösen anführen, das einen Verbrecher, einen Ritter zeigt, der nackt auf seinem Lager liegt und dem nun im Traume die Gespenster der von ihm Gemordeten, Verführten, Beraubten u. s. w. erscheinen, um ihn zu quälen. — Daß das Publikum solcher, auf früheren Ausstellungen vielleicht noch häufigeren Häßlichkeiten müde, sich mit Vorliebe einem Bilde zuwendete, das eher durch das Gegentheil sündigte, und statt eines Kultus des Häßlichen, ausschließlich, wenn auch nicht gerade dem Schönen, doch dem Hübschen huldigte, war natürlich. — Die Journalisten lobten das Bild ebenfalls sehr, denn sie konnten doch nicht gegen die allgemeine Meinung ankämpfen. Alle die Kritiken, die ich gelesen, redeten von Winterhalters Werke günstig und anerkennend, jedoch nicht mit dem banalen Enthusiasmus, wie er bei Arbeiten befreundeter Maler Styl ist; schließlich warnten denn auch die Kritiker den Künstler noch vor dem Abwege zu Affektation, Watteau und Süßlichkeit, und zwar so wahr, so väterlich, rührend und theilnehmend, daß man sah, der Künstler war dem Verfasser der Kritik völlig gleichgültig und durchaus nicht weiter befreundet, was dem Künstler denn nur Ehre macht. Die Ausführung des Bildes ist sehr sorgfältig und angemessen. Die Figuren sind etwa sechzehn bis achtzehn Zoll hoch. — Beinahe dasselbe, wie über den Dekameron, läßt sich von einem kleineren und unbedeutenderen Bilde Winterhalters sagen (eine neapolitanische Familie an einer Fontaine), das ebenfalls jene koketten Reize zeigte, nur daß sie, durch die bestimmt angezeigte Oertlichkeit und Nationalität etwas modificirt, nicht so auffallen. — Die Behandlung beider Bilder zeigt nicht jene Virtuosität und Bravour, wie man sie bei andern hiesigen Künstlern gewohnt ist; dieselbe ist vielmehr den Gegenständen angemessen zierlich und sorgfältig. — Winterhalter ist ein Deutscher, aus dem Großherzogthum Baden gebürtig, seit einigen Jahren hier. Der Dekameron ist vom Bankier Paturle für 10,000 Franken angekauft.

Unter den andern Genrebildern nenne ich die von Biard, die sämmtlich mehr oder weniger die Gunst des Publikums gewannen. Mir gefiel kein einziges. Eines ist ernsthaften Inhalts: „Der Admiral Duquesne befreit algierische Christensklaven;“ es ist unbedeutend; die andern sind sämmtlich spaßhafter Natur, aber es ist kein rechter Humor, sondern etwas Unangenehmes, Gemachtes darin. Die „Folgen eines Schiffbruchs“ zeigen die Passagiere eines Fahrzeuges, das an einer von Menschenfressern bewohnten Insel strandet. Die Männer sind meistens todt und liegen halb im Wasser, die Wilden werfen sich aber doch mit widerlichster Gier auf dieselben. Die Hauptgruppe zeigt einen Haufen nackter, hübscher Weiber, die voll Todesangst sich aneinander schmiegen, während die Wilden, schwarze, seltsam dekorirte Teufel, mit unheimlichen Geberden um sie herumtanzen, und zwar fingerleckend, sich des schönen, delikaten Fleisches, das sie alsbald verzehren werden, mit scheußlicher Gier erfreuend. Der Spaß bei diesem unerfreulichen und an sich schrecklichen Gegenstande ist nun wohl, daß die Beschauer des Bildes die menschenfressenden Wilden beneiden sollen wegen der leckern Beute, und tadeln wegen der uncivilisirten Art, dieselbe zu genießen. Die Gruppe der ängstlichen weißen Weiber ist mit den schwarzen Wilden in einen, ganz der Intention angemessenen Contrast gebracht, und die hungrigen Absichten der leztern, so wie der Abscheu der Weiber vor dem Gegessenwerden ist markant genug ausgedrückt. Das Bild ist sehr hübsch gemalt, aber nicht so gut, und namentlich nicht bestimmt genug gezeichnet. — Diejenigen beiden Arbeiten Biards, die am meisten gefallen haben, sind Pariser Scenen; sie heißen: „la partie de bain en famille,“ und „les honneurs partagés.“ Auf dem erstern sieht man einen dicken Pariser Philister, widerlich nackt, mit Hängebauch, die Brille auf der Nase, ein Buch unterm Arm und mit einem Sonnenschirm bewaffnet, fröstelnd und komisch-zaghaft in's Wasser steigen, während seine bejahrte Gattin im Kahne sizt und an einem Seile den einen Sohn schwimmen läßt; der andere entkleidet sich zu demselben Zwecke. — Das andere Bild zeigt ebenfalls einen Pariser Spießbürger, der mit seiner Frau spazieren geht. Der

Mann trägt, wie das hier Sitte ist, das Kreuz der Ehrenlegion; eine Schildwache präsentirt vor dem Kreuze und der Mann zieht dankend den Hut, wobei die Frau — „und das ist der Humor davon“ — en partageant l'honneur, einen ungeheuren Knix macht. — Clemens Boulangers Bilder haben ein vortreffliches, höchst brillantes Colorit. Sein „Bülletin der egyptischen Armee“ ist sehr flüchtig und skizzenhaft behandelt, zieht aber vielleicht gerade dadurch an. Es ist ein junges Frauenzimmer (in der Tracht jener Zeit), das von einem Invaliden eben ein Zeitungsblatt (mit dem Bülletin der egyptischen Armee) gekauft hat. Der Inhalt muß sie erschüttern, denn sie weint, und eine Freundin sinkt ihr tröstend in die Arme. Ein bedeutenderes Bild ist die „Procession de la Gargoulle,“ Darstellung eines alten (ich glaube bis zur Zeit der ersten Revolution ausgeübten) Gebrauchs in Rouen, demzufolge der Clerus dieser Stadt alljährlich am St. Romanusfeste einen oder mehrere zum Tode verdammte Delinquenten befreite, die dann in seltsamer Procession, mit Blumenguirlanden statt der Fesseln belastet, von jungen Mädchen, der Geistlichkeit u. s. w. begleitet, vom St. Romanusthurm ab durch die Stadt geführt wurden. Diese Prozession zeigt uns Boulanger in seinem Bilde, das außer den vielen Figuren auch noch vortrefflichst dargestellte Architektur enthält.

Von Camille Roqueplan sind zwei Bilder im Salon. Eines heißt: „la souscription hollandaise,“ und zeigt das Innere eines holländischen Comptoirs um das Jahr 1658. In diesem Jahre wurde die Umgegend von Zaardam durch einen Deichbruch überschwemmt und die Bauern ruinirt. Zu ihrer Unterstützung ward eine Subscription eröffnet, die so reichlich ausfiel, daß die Ueberschwemmten bald reicher waren als vor ihrem Unglück. Das Bild zeigt ein Comptoir, wo die milden Gaben angenommen werden; es ist sehr hübsch gezeichnet und vortrefflichst gemalt, ohne daß es jedoch durch den Inhalt besonders fesselte. Ebenso ein anderes kleineres Bild: Johann Gaston, Großherzog von Toskana, der Musik eines jungen Hirten lauschend. (Von Roqueplan ist außerdem noch eine dritte, größere Arbeit: „die Schlacht bei Elchingen,“ in Vernet'scher Manier, für das Museum zu Versailles da.) — Gallait hat nur ein kleines, hübsch aber flüchtig und eben nicht weiter ansprechendes Bild ausgestellt: „Montaigne, der den unglücklichen, wahnsinnigen Tasso besucht,“ ein Gegenstand, der in der lezten Zeit mehrfach von französischen Künstlern behandelt ist. Gallait, ein Belgier, kann Bedeutenderes geben, das sieht man aus seinem „Hiob,“ der im Luxemburg ist. — Des Belgiers Decoene Bild stellt einen Geistlichen vor, der an einem Fasttage in ein Haus seiner Gemeinde tritt und die Familie Fleisch essend findet. In den Physiognomien der einzelnen Familienglieder hat der Künstler die verschiedenen Empfindungen, die von der höchsten Devotion und Reue über das begangene Verbrechen bis zur ungläubigen Verhöhnung des Geistlichen gehen, nicht unglücklich ausgedrückt. Sonst ist das Bild in Zeichnung und Malerei nicht bedeutend. Für Belgien ist der Gegenstand interessanter als für Frankreich, wo man nur aus der naiv-belehrenden statistischen Notiz der Charte erfährt, daß „der Catholizismus die Religion der Mehrzahl der Franzosen ist.“

Ich habe unter den Genrebildern genannt, was nach meiner Ansicht irgend für Sie stoffartig und künstlerisch interessant und bedeutend seyn konnte. Sie werden daraus sehen, daß die Genrebilder weder der Quantität noch der Qualität nach bedeutend sind. Von Darstellungen zu Gedichten, namentlich von Byron und Lamartine, ist noch Einiges da, aber unbedeutend, dann einige ganz niedliche Intérieurs u. dgl. m. Wenn wir zusammen vor den Bildern ständen, hätten wir vielleicht Stoff, darüber zu reden, dieselben Ihnen nun aber erst zu diesem Behufe zu schildern, sind die Bilder zu unbedeutend, zumal da sie fast alle mehr durch die Technik, als durch den Gedanken ansprechen.

Sechster Brief.

In keinem Zweige der Malerei können sich, meiner Ueberzeugung nach, die Franzosen weniger mit den Deutschen messen, als in der Landschaft. Diese meine Behauptung wird Ihnen auffallen, um so mehr, da man auf einigen deutschen Expositionen, namentlich in Berlin, mehrere dort ausgestellte Landschaften, z. B. von Watelet, so überaus erhoben und gepriesen hat. Dies läßt sich aber mit meiner obigen Behauptung doch ganz wohl zusammenreimen. Ich will dabei gar nicht einmal diejenigen Zustände und Verhältnisse in Anschlag bringen, die gerade in Berlin eine solche Anerkennung französischer Landschafterei veranlassen mochten. Zu diesen gerade in Berlin vorhandenen Gründen rechne ich erstlich, daß die bedeutendsten dortigen Landschafter, Ahlborn und Blechen, auf eine ziemlich den französischen Landschaftern ähnliche Weise durch eine brillante Technik zu wirken suchen; sodann, daß man in Berlin von andern deutschen Landschaftsmalern nur vielleicht Düsseldorfer Arbeiten gesehen, wahrscheinlich wenig oder gar nichts von den ausgezeichneteren Künstlern dieses Faches in München, und daß man überhaupt gegen das, was aus dem übrigen Deutschland Gutes kommt, in Berlin außerordentlich strenge, gegen Fremde aber, wie Franzosen, vielleicht artiger ist. Diese Umstände, die ich bedeutend urgiren könnte, will ich aber gar nicht rechnen, sondern erkläre mir den Succeß der französischen Landschaften in Berlin ganz einfach durch die brillante, überaus imponirende und bestechende Technik, namentlich das schöne Colorit

der französischen Landschafter. Dazu kam, daß es verhältnißmäßig nur wenige französische Bilder waren, welche sich dort zeigten, daß man also nicht sehen konnte, wie allgemein die französische Landschafterei an gewissen Mängeln leidet. Daß die Sache etwas Neues, daß Berlin der erste deutsche Ort war, wo französische Bilder hinkamen, mochte auch dazu beitragen, nur das Lobwürdige zu erkennen und Tadelnswerthes zu übersehen. Hauptsächlich aber absorbirte die brillante, ich möchte sagen, allmächtige Technik die Betrachtung und das Lob so sehr, daß man für die Mängel keine Augen hatte, um so mehr, da, wie gesagt, die bedeutendsten Berliner Landschafter ebenfalls durch brillante Technik und Virtuosität sich auszeichnen, man also gewöhnt war, diese bei einer Landschaft als sehr wichtige Requisite zu betrachten.

Gerade in der Landschaft offenbart sich recht die Gemüth- und Poesielosigkeit der Franzosen. Daß an ein historisches Bild der Anspruch gemacht wird, daß es Tiefe haben müsse, einen Gedanken, Stimmung, oder wie man sonst die Offenbarung und Wirkung des innern Gehaltes eines Bildes nennen will, das ist hinlänglich bekannt, und auch durch die Natur eines historischen Bildes zu sehr bedingt, als daß es ignorirt werden könnte. Deßhalb sucht man denn auch bei einem solchen das Möglichste zu thun. Bei der Landschaft aber scheinen die Leute zu glauben — vorzüglich, da ja die Landschafterei jetzt zur dürrsten Prospektmalerei geworden ist — sie reichten aus mit dem, was sie in der Natur vorfinden, ohne daß sie irgend etwas mitzubringen brauchten; wenn sie nur recht getreu nachmachten, was sie vor sich sehen, meinen sie, hätten sie das Höchste erreicht. Daher nun einerseits allerplattester Realismus. — Zugleich ist es aber mit der Landschaftsmalerei eine eigene Sache: es ist nicht, wie wenn man ein Historienbild malt, wo man die Natur und das Modell sehr getreu nachahmen kann (wenn man es in einem historischen Bilde auch nicht thun sollte); in der Landschaft ist eine getreue Nachahmung der Natur unmöglich, man kann nicht machen, was man vor sich sieht; wie ist es möglich, einen Baum mit allen seinen Zweigen und Blättern, eine Wiese mit all ihren Blumen und Kräutern in ein Bild zu malen? Es muß also ein Medium gefunden werden, das die Natur möglichst getreu wiedergibt, und je getreuer und wahrer die Natur durch dies Medium dargestellt wird, desto besser ist es. Dieses Medium ist aber an und für sich schon Manier, die nun auf diese Weise in der Landschaft gar nicht abzulehnen ist. Wo nun daher Manier und Convention nöthig sind, da kann man sich leicht denken, wie dergleichen hier in Frankreich ausartet. Daher also neben dem Realismus Manierirtheit. Die Ausartung und Uebertreibung der Manier wird durch einen Hauptzug des französischen Nationalcharakters noch begünstigt, nämlich durch die Eitelkeit, das Sichzeigenwollen. In der Landschaft kann der Künstler sein Ich nicht so hervortreten lassen, nicht so exhibiren, wie in andern Compositionen; er hat ja fast nur einfach nachzubilden, nicht zu schaffen (ich rede von der Prospektmalerei). Sein Ich so ganz zu verleugnen, ist aber für einen Franzosen hart. Er sucht daher, da er im Stoffe es nicht kann, dasselbe durch die Art und Weise des Wiedergebens der Natur, durch die Behandlung geltend zu machen. Daher nun neben Realismus und Manierirtheit auch noch Koketterie in der Behandlung, die freilich mit der Manierirtheit in der Regel verbunden ist. Wie in Frankreich in der Literatur, Gesellschaft u. s. w. gewisse Expressionen Mode werden, so auch in der bildenden Kunst: in der Historienmalerei gewisse Motive, gewisse Costüme, und namentlich im Colorit gewisse Farben und Töne, in der Landschaft gewisse Arten des Vortrags, der Manier, gewisse „Chics," (das deutsche „Schick") Bäume u. dgl. zu zeichnen. Ich erinnere mich, daß vor einigen Jahren ein bekannter Pariser Kunsthändler in meine Vaterstadt kam, und dort die Landschaft eines meiner Freunde sah, der seine Studien früher in Paris gemacht hatte, wovon seine Arbeiten auch das Gepräge trugen. Der Kunsthändler lobte die Landschaft, äußerte aber dabei, diese Art, die Bäume zu zeichnen, sey jetzt in Paris nicht mehr Mode. So sehr ich mich damals über diesen Ausspruch wunderte, so natürlich finde ich ihn jetzt, da ich sehe, wie bedeutend hier in der Malerei und namentlich in der Landschafterei die Mode gebietet. Sie glauben nicht, wie genau namentlich die Wolken (eine übereinandergethürmte, geballte Art, deren Namen ich aber nicht kenne) in einem großen Theil der Landschaften sich gleichen, wie eine gewisse hochgestreckte Sorte Bäume vorzugsweise im Mittelgrunde angebracht werden, wie häufig eine (und zwar so ziemlich ein und dieselbe) von einem Flusse durchschlängelte ferne Ebene bei vielen Bildern wiederkehrt, wie genau sich die kleinen Farbenkleckse gleichen, die einen weit entfernten Baum bedeuten sollen, u. dgl. m. Jene französische Koketterie läßt aber nun den Künstler in solchen Sachen recht seine geistreiche Keckheit, seine Caprice zeigen, und so kommt er immer weiter von der Natur ab. Durch die enorme Herrschaft über die Technik erscheint das immer angenehm, geistreich und gefällig, zugleich ist das Ganze skizzenhaft gehalten, so daß man meint, der Künstler habe nicht mehr geben wollen, wenn er es gleich gekonnt, und so bleibt der Succeß nicht aus. Das Schlimmste ist dann, daß ein Anderer gleich noch einen Schritt weiter geht.

Diese Ansichten gelten von der Mehrzahl der Landschaften des Salons. Da deren eine überaus große Quantität vorhanden ist, und ich wenig oder gar keine Gelegenheit haben werde, über das Stoffartige derselben

zu reden, so werde ich mich begnügen, Ihnen einige der vorzüglicheren Werke und Künstler zu nennen, namentlich vielleicht solche, die von jenen Mängeln mehr oder weniger frei sind.

Vor Allem muß ich hier Giroux anführen und sein großes Bild aus den französischen Alpen, die Allevaschlucht, und namentlich den Pont-du-Monde vorstellend. Es ist ein Felsenpaß, durch den ein Gießbach (die Breda) sich tobend drängt, vorn am Ufer desselben lauern, hinter einem Felsstück verborgen, Jäger einem Gemsthier auf, das von den Felsen zum Wasser hernieder steigt, zu beiden Seiten hohe, baumreiche Berge, die im Hintergrunde die Aussicht auf den Gleisingletscher öffnen. Man kann sich nichts Vortrefflicheres denken als Auffassung und Behandlung dieses Bildes; es ist die lebendige Natur, die einem daraus entgegenweht, treu, einfach und ohne Schmuck oder Koketterie wiedergegeben: es ist in der höchsten Meisterschaft die höchste Bescheidenheit. In dem ganzen Bilde ist so gar nichts Kleinliches, nichts Gesuchtes, kein Haschen nach Effekt, und eine Sicherheit in der Behandlung, wie man sie selbst hier selten findet. Wenn ein anderer Künstler Baum und Wald darzustellen hat, sucht er meist durch die Abstufungen, deren das Grün fähig ist, seine Baumgruppen und Zweige von einander zu sondern; nicht so Giroux. Mit nur ihm eigener Sicherheit brauchte er in dem ganzen großen Bilde ein einziges frisches Grün; und wie sondern sich diese Wald- und Baumgruppen so schön von einander! Merkwürdig ist der Vorgrund behandelt, wo der Gießbach über Felsen hinunterrauscht. Die Farbe ist in den Kräutern des Ufers und dem Schaume des Wassers so dick aufgetragen, daß sie oft mehrere Linien über die Leinwand sich erhebt; in diesen unzähligen kleinen Unebenheiten fängt sich nun das Licht, und man glaubt tausende von Kräutern und Blumen, unzählige Schaumflocken und Wellen zu unterscheiden, auf denen die Sonnenstrahlen hüpfen. — Giroux hat außer diesem großen noch einige desto kleinere und nicht sehr bedeutende Bilder aufgestellt, in denen der Meister jedoch nicht zu verkennen ist. Jenem großen Bilde nach halte ich diesen Künstler für den bedeutendsten aller französischen Landschaftmaler, der zwar auf das eigentliche Schaffen zu resigniren scheint, die Natur aber dafür nachahmt wie kein Anderer in Frankreich und Deutschland.

Ein anderer sehr ausgezeichneter Künstler ist Gudin. Dieser liebt schon mehr als Giroux den Effekt und das Brillante, ohne daß ich jedoch daraus einen Vorwurf gegen ihn herleiten will. In einer Landschaft aus der Umgegend von Algier ist eine Sonnenglut und Farbenpracht, daß sie fast blendet, und die in dem Ensemble doch durchaus nicht unwahr erscheint. Gudin ist sonst der ausgezeichnetste französische Marinemaler, diesmal hat er jedoch nur zwei kleine Seestücke ausgestellt, die aber gleichfalls vortrefflich sind und trotz ihrer geringen Dimension zeigen, was er in diesem Fache leistet. — In der Sammlung des Königs im Palais-royal sind eine Menge früherer Arbeiten Gudins, in denen sich nicht einmal Talent verräth, und aus welchen man sieht, mit welch bewundernswürdiger Ausdauer es dem Künstler endlich gelungen ist, seine jetzige Meisterschaft zu erringen.

Daß die componirte Landschaft in Frankreich, dem Vaterlande eines Poussin und Claude le Lorrain, eben nicht mehr cultivirt werde, als in Deutschland, können Sie sich wohl denken. Es sind einige wenige Künstler, die solche Landschaften malen, die aber, trotz dem, daß sie im Louvre in den vielen herrlichen Bildern von Poussin und Claude die schönsten Muster haben, sich doch auf keine Weise mit den deutschen Künstlern dieses Fachs messen können, unter denen ich nur Reinhard, Preller, und vor Allen Koch mit größter Verehrung nenne. — Eduard Bertin schlägt in der componirten Landschaft einen ganz aparten Weg ein; statt durch Schönheit, Grandiosität der Linien, reizende Gründe und dergleichen Elemente der componirten Landschaft zu wirken, nimmt er das Entgegengesetzte, auf eine freilich sehr bequeme Weise: er gibt ein Stückchen, eine Ecke aus einer Landschaft, einen oder zwei Bäume mit Wurzeln, etwas Gestein u. dgl., kurz nichts weiter als eine Studie, sehr prätentiös behandelt, und das ist dann eine componirte Landschaft. Oft bezeichnet er dieselbe dann auch noch als Erinnerung von da oder dort, so diesmal eine Einsiedelei von Viterbo. Als componirte Landschaft soll hauptsächlich sein „Christus am Oelberge" gelten. Das ist nichts als eine prätentiöse Studie eines Baumes mit Wurzeln in der Morgendämmerung. Daneben sieht man eine abscheuliche Figur knieen, die Christus vorstellen soll, dem ein Engel den Kelch des Leidens bringt. Der Himmel wird eben von den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne erhellt, und auf diesem hellen Himmel sezt sich denn der Heiligenschein Christi hell ab, und „das ist der Humor davon."

Der bedeutendste unter den Malern dieser Art ist Aligny, ein ausgezeichneter Künstler. Er hat in der Farbe etwas Schweres, was fast Absicht zu seyn scheint, und in den Motiven oft etwas Gesuchtes, sonst sind immer schöne, selbst große und poetische Gedanken in seinen Werken, jedenfalls aber ein Streben, das Anerkennung verdient, um so mehr, da es gegen den Strom gerichtet und von Prätention frei ist. Das bedeutendste seiner Bilder im Salon ist „der gefesselte Prometheus." Im Hintergrunde eines düstern Felsenthales erhebt sich ein erloschener Vulkan. Auf diesem ist der unglückliche Titan angefesselt, und zwar auf zwei getrennten Gipfeln des Felsens, der Geier nagt ihm die Leber; vorn unter den Bäumen des Vorgrundes klagt eine „Tochter der Luft"

über den großen Dulder; die Sonne ist untergegangen, und Dämmerung umhüllt die ganze Scene. Wie Bertin für die Leiden seines christlichen Heilandes die Morgendämmerung dargestellt hat, so Aligny für den Schmerz des heidnischen die Abenddämmerung: Beide, Christus und Prometheus, brachten der Menschheit Heil und Licht, darum durften sie der Leiden nicht achten. — Es sind schöne Gedanken in dem Bilde, das in der Farbe etwas schwer und ziegelfarben ist; der Künstler hat aber dem Eindrucke durch ein Motiv sehr geschadet. Um die übermenschliche physische Größe seines Titanen anzudeuten, zeigte er ihn im Hintergrunde gefesselt auf zwei getrennten Felsgipfeln, und zwar in einer Größe, wie sie, den Bäumen, Felsen u. s. w. und der weiblichen Gestalt des Vordergrundes gemäß, die Figur in dieser Entfernung vom Vordergrunde nicht haben könnte, wenn sie nicht — was der Künstler gerade andeuten wollte — kolossal wäre. Das aber bemerkt man nicht, sondern die ganze Landschaft erscheint eher zu klein. Denn die menschliche Figur ist der einzige Maßstab, nach welchem wir Größen messen, die wir in einer Landschaft sehen, da wir wohl für die Größe des Menschen, nicht aber für die von Felsen, Bäumen u. s. w. ein Bild in der Seele tragen. So nun wird man in Aligny's Bilde irr, und verliert den Maßstab der Landschaft. Denn aus der Landschaft können wir nicht wissen, daß jene kleine, wenige Zoll große Figur im Hintergrunde ein kolossaler, gigantischer Titan ist, für den ein Felsgipfel nicht breit genug war. Die klagende Nymphe des Vorgrundes ist beinahe versteckt, während die Glieder des Titanen sich dunkel und markant vom hellern Himmel absetzen. Selbst aber wenn die Nymphe mehr in die Augen fiele, würden wir uns eher darüber wundern, daß die Figur des Vordergrundes und die des weit entfernten Hintergrundes von ein und derselben Dimension sind, und wir würden dies eher für einen perspectivischen Fehler halten, als daß uns die Absicht des Künstlers und die Titanengröße des Gefesselten gleich einleuchtete. — Die andern Landschaften Aligny's sind nicht so grandios construirt als diese.

Es bleiben mir noch einige Zweige der Malerei zu besprechen übrig, die ich jedoch kurz abfertigen kann.

In Marinen sind die Franzosen ausgezeichnet, gerade vielleicht, weil man an eine solche nicht die Ansprüche von innerm Gehalt macht, die man zu einer andern Landschaft mitbringt. Gudin, von dem ich oben schon redete, ist der bedeutendste dieses Fachs. Gleichfalls ausgezeichnet ist Eugen Lepoitevin, ein Künstler, der — wie es mir vorkommt — sehr glückliche Talente durch Flüchtigkeit, unglaubliches Vielschaffen und Manierirtheit mehr verdorben als ausgebildet hat. Er malt Seestücke, Scenen am Ufer u. dgl., und diesmal hat er sogar ein Bild mit lebensgroßen Figuren ausgestellt, und zwar eine Art von historischem Bilde, eine „Episode aus der Geschichte der Schiffbrüche,“ die Qualen eines verhungerten Schiffbrüchigen auf einer wüsten afrikanischen Insel grell und widerlich darstellend. — Unter den Marinemalern nenne ich Ihnen noch: Garneray, König und Gilbert; lezterer hat mehrere Seegefechte (für Versailles) sehr glücklich dargestellt. — Bei den Landschaften und Marinen will ich noch anführen, daß eine Menge Darstellungen dieser Art, namentlich auch Architekturen, unter den Aquarellbildern sich finden, und daß diese Aquarelle, als solche, von der allergrößten Vortrefflichkeit sind.

Unter den Thiermalern ist Bracassat der ausgezeichnetste; sein „Kampf zweier Stiere“ ist ein sehr gutes Bild; H. Vernet und Lepaulle malen mit großer Fertigkeit modische Pferde, ersterer auch Portraits. Ueber dieses Fach, die Portraits, hätte ich Ihnen noch Einiges zu sagen; der Masse derselben that ich schon oben Erwähnung. Sehr bedeutende Künstler dieses Fachs finden sich hier nicht, was eigentlich in einer Hauptstadt wie Paris auffallend ist. Der „achalandirteste“ Portraitmaler von Paris ist Dubufe, der aber eigentlich keine Menschen, die leben, sondern Bilder aus dem Modejournal malt; er ist kleinlich in der Behandlung, affektirt und manierirt in Zeichnung und Farbe, gibt aber immer schöne Darstellung von Stoffen, Zeugen u. dgl. Unter seinen Bildern im Salon war das des Königs (in ganzer Figur) das beste, das der bekannten Gräfin Le Hon, der belgischen Gesandtin, das bewundertste. Grosclaude ist ebenfalls ein in der haute société sehr gesuchter Portraitmaler, wie man das schon aus den Portraits, die sich von ihm im Salon befinden, ersieht; sie stellen sämmtlich Minister, Grafen und dergleichen Personen der nicht arbeitenden Classe vor. Grosclaude ist nicht so affektirt als Dubufe, besser ist er aber nicht. — Louis Boulanger hat unter andern auch ein Portrait des Herrn v. Balzac ausgestellt: ein wohlgenährtes, munteres Gesicht mit vielen schwarzen Haaren, als Kleidung eine weiße Mönchskutte. Ein anderes männliches Portrait dieses Künstlers ist mit einer so enormen Virtuosität gemalt und so skizzenhaft gehalten, daß es aussieht, als sey das ganze lebensgroße Kniestück in Zeit von vielleicht einer Stunde, wie man wohl sagt, hingehauen. — Das ausgezeichnetste sämmtlicher Portraits im Salon ist das von Heinrich Scheffer gemalte Kniestück des bekannten Astronomen Arago, ein wahrhaft vortreffliches Portrait.

Damit will ich die Aufzählung dessen, was ich unter den Gemälden des Salons für Sie Bemerkenswerthes gefunden habe, schließen. Redete ich Ihnen von einigen Sachen nicht, so geschah das aus Gründen, die ich Ihnen, wie die Bilder, verschweige. — Noch hätte ich einige Künstler zu erwähnen, die sich, wie jene alte vielgebrauchte

Phrase sagt, „durch ihre Abwesenheit" im Salon bemerklich machten. Vernet, Ingres und Decamps nannte ich schon, ich muß noch Granet anführen, einen in Darstellung von Interieurs, Gewölben u. dgl. ausgezeichneten und bekannten Künstler; im Luxemburg sind einige schöne Bilder von ihm; dann fehlt Isabey, ein auch in Deutschland hinlänglich bekannter Maler von Architekturen, Marinen u. dgl. Unter den Historienmalern vermißt man Ziegler, einen tüchtigen Künstler, in dessen Werken sich ein sehr verdienstliches Streben nach Styl, Ernst und Strenge beurkundet. Von Steuben sind nur ein paar unbedeutende Phantasieportraits da; in den übrigen Bildern dieses Künstlers (nicht so sehr in jenen beiden Portraits) fiel mir ein unangenehmes, häßlich-blau-kaltes Colorit auf. — Von Hesse ist Unbedeutendes da, namentlich ein kaum mittelmäßiges Bild (für Versailles), der Tod Heinrichs IV. Das beste, was ich von Hesse sah, ist eine Anbetung der Hirten in der neuen Kirche Notre Dame de Lorette. Dieses Hauptetablissement neuchristlicher Pariser Kunst hätte ich eigentlich bei Gelegenheit der christlichen Bilder erwähnen sollen, obgleich wirklich Christliches im Grunde nicht viel darin ist. Es ist eine neue Kirche, welche alle Damen „charmant" finden. Man hat, glaube ich gehört zu haben, damit die alten Basiliken nachahmen wollen. Ueber einer seltsamen Façade, welche einem Kaffeehause anzugehören scheint, ragt ein chinesisches Thürmchen hervor. Durch jene Façade tritt man in ein buntes Innere; bunt sage ich, aber die Bezeichnung „bunt" ist nicht bunt genug für dieses Ensemble. Eine solche Anhäufung von Gold, Marmor, Farben, religiösen Bildern, Verzierungen aller Art u. s. w. habe ich nie gesehen, nie für möglich gehalten. Es ist durchaus nichts darin, das ihm den Charakter einer christlichen Kirche gäbe, es könnte eben so gut ein Ballsaal seyn; es enthält trotz der großen Kosten, die es veranlaßt hat, nichts Grandioses oder auch nur Prächtiges, denn beides sezt Einfachheit voraus. Als ich mir diese Kirche besah, fiel mir die Dekoration des bekannten Musard'schen Concertsaales ein, die aber weit weniger „Colifichet" ist als diese Kirche. Wer in ihr andächtig seyn will, muß wenigstens blind seyn. Der religiösen Bilder ist eine enorme Quantität darin, und alle mit lebensgroßen Figuren und zum Theil von bedeutender Dimension. Wahrhaft Bedeutendes ist nicht darunter, dessen kann ich Sie versichern, obgleich die Beleuchtung mir nicht gestattete, die Bilder sämmtlich genau zu betrachten. Was ich in einem früheren Briefe von französisch-christlichen Bildern, desgleichen was ich, bei Gelegenheit der Bilder für Versailles, von den vom Gouvernement bestellten Arbeiten sagte, wird wohl ohne Ungerechtigkeit auf diese Werke angewendet werden können.

Nur der Vollständigkeit wegen hätte ich noch von den Sculpturen zu reden, denn eigentlich ist nichts darunter, das der Rede werth wäre.

Wie die Franzosen in ihren Siegen unersättlich sind, der Revolutionen nie überdrüssig werden, so haben sie, nicht zufrieden mit der Revolution in der Malerei, mit dem Siege der Romantik über das classisch-akademische Princip, auch in der Sculptur, in der Plastik, die Fahne der Revolution aufpflanzen wollen. — Dadurch aber nun offenbarte sich recht, wie jene Revolution in der Malerei bis jezt eigentlich nur eine negative, eine zerstörende war, die eines wahren Princips, einer Synthese ermangelte; denn hätte sich jene Revolution aus bewußter, klarer Ueberzeugung von etwas Besserm gemacht, so würde sie Grenzen und Halt finden. Man hat aber, von einem Bessern noch nicht wissend, nur des Alten satt und überdrüssig, dasselbe abgeschüttelt, und sich mit wilder Hast auf das Neue geworfen. Statt, wie bei der gegliederten, harmonischen Regeneration der deutschen Malerei, mit dem ersten und ursprünglichen Stoffe der Kunst, der Religion, anzufangen, und durch dieselbe zur Romantik überzugehen, fingen sie mit der Romantik an und machten ein Stückchen Revolution, eine Emeute für die Farbe gegen die Form. Sie machte sich ohne Ueberlegung in wilder Eil, wie die politische Revolution von 1789, die dafür nun auch immer wieder anfängt. Jener Wechsel der Herrschaft in der Malerei war aber nun auch ohne die Resultate, die man hätte haben können, und man wird deßhalb auch den Weg noch einmal machen müssen: wie ich überzeugt bin, unter Vermittelung deutscher Kunst. — Die Bildhauer nun fühlten sich, wie die Maler, durch die Antike genirt; ohne zu untersuchen, ob in der Sculptur eine Reform, eine Revolution zulässig und möglich sey, ward dieselbe unternommen, eine Revolution im Sinne der Romantik (worunter man sich hier Alles Mögliche denkt) und der Natur (worunter man hier nur Realismus versteht) gegen das classisch-akademische, gegen das antike, also gegen das eigentlich plastische Princip. Wie für die Malerei, so nahm man auch für die Plastik vollkommene Freiheit des Stoffes und der Behandlung in Anspruch, die nun freilich mit der Grundidee der Plastik in directem Widerspruche steht. Im Gegensatze der antiken Plastik hat man eine moderne gründen wollen, die nur den einzigen Fehler hat, daß sie gar keine ist. Bildhauer, die im Sinne dieser Revolution, oder wie man es diesmal wohl besser nennt, Rebellion, arbeiten, sind: Deboeufs, Lemoine, Feuchère, Gayrard, Gechter, Mercier, Preault, Barrye u. A.

Die Sculpturen des Salons sind so unbedeutend (der Qualität nach), daß ich Ihnen keine einzelnen Werke anführen mag. Einen großen Theil derselben bilden kolossale Statuen französischer Könige und berühmter Männer

für das Museum zu Versailles; Ausgezeichnetes ist nicht darunter. An andern Portraitbüsten, Portraitstatuen und Portraitmedaillons fehlt es auch nicht. Das beste Werk in Marmor ist die Nymphe Salmacis vom Baron Bosio, im antiken Styl sehr hübsch und elegant gedacht und ausgeführt.

Die Plastik ist die Domäne, welche die alten heidnischen Götter bei ihrer Mediatisirung sich vorbehalten haben: Christenthum und Romantik vermögen nicht einzudringen, das Gebiet ist stark geschützt und der Eingang treu bewacht; es ist der Styl, der an der Thüre Wache hält, der Styl aber ist etwas, das die neuere Zeit fast gar nicht kennt. Kein Wort wird so oft gebraucht und mißbraucht, als das Wort Styl. Wir haben das Wort erst, seit die Sache nicht mehr existirt. Tausendfache Definitionen sind davon gegeben, von Goethe, Schlegel und vielen Andern. Sie finden, wie ich glaube, in des Grafen Raczynski Werke einige dieser Definitionen; ich will Ihnen die mittheilen, die ich einem der größten deutschen Künstler verdanke. Nach dieser ist: Styl in der Composition die einfachste und grandioseste Art, den Gegenstand aufzufassen; Styl in der Behandlung die einfachste und grandioseste Art, sich der Natur als Mittels zum Zweck zu bedienen, von der man nur das Nothwendige, nie das Zufällige nimmt. — Diese Definition des Styls halte ich für die klarste, einfachste und erschöpfendste.

Die heutige Zeit, sagte ich, lehnt den Styl ab; denn unsere Zeit hat sich ganz und gar, mit Haut und Haar dem Geistreichen ergeben; das Geistreiche ist aber das directe Gegentheil von Styl. Wie der Styl nur das Nothwendige nimmt, aber das Zufällige ablehnt, so schenkt das Geistreiche dem Nothwendigen wenige oder gar keine Aufmerksamkeit, dagegen liebt und sucht es das Zufällige. Darum können Styl und Geistreiches nie mit einander bestehen. Eine schöne Antike ist nicht „geistreich.“ In Goethe lag das Sehnen nach Form, das Streben nach Styl, das antike, das plastische Princip: darum ist er auch nicht „geistreich.“ Das Geistreiche (— ich rede nur von dem Geistreichen der Form —) ist der Charakter der jetzigen Zeit, der jetzigen Kunst. Namentlich offenbart sich das in der Poesie, da die bildende Kunst noch an Ideen und Stoffen aus früherer Zeit zehrt; daher in der Poesie das Zerrissene, das „Decousu,“ die Formlosigkeit der Form, daher auch der Degout gegen die gebundene Rede, die Verse, daher die Vorliebe für die Prosa. Geistreichigkeit und Formlosigkeit sind aber ein Zeichen des Unterganges: diejenigen der alten Classiker, die man etwa geistreich nennen könnte, sind aus der lezten Zeit, aus der des Untergangs der alten Literatur, sowohl bei den Griechen als bei den Römern. Da aber der Menschengeist sich ewig und immerdar offenbaren muß in der Kunst, so steht — wenn der Untergang jetziger Formen wirklich nahe ist — zu hoffen, daß neue große Revolutionen neue Gedanken und mit ihnen neue Formen bringen werden. — Alte Formen künstlich am Leben zu erhalten, ist so lächerlich und nutzlos, als wollte man, wenn im Herbst die Blätter fallen, sie künstlich wieder an den Bäumen befestigen: kommt der Frühling, werden sich die Bäume neu belauben. Der Geist ist ewig, und da er stets der Form bedarf, um sich zu offenbaren, so wird er nie derselben ermangeln.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juni.

(Fortsetzung.)

Der Dichter Richard.

Alb. Richards neuestes Gedicht: la Peur, erschien voriges Jahr in dem diplomatischen Wirrwarr und den armseligen Kämpfen Berns, des einst so mächtigen, so geachteten und so würdigen Berns, das durch Snellischen Bousingotismus von seiner ehemaligen Höhe herabgestiegen ist. Wir führen aus jenem Gedicht nur einige Strophen an, die des Dichters, dieses jungen Archilochus, Sinn und Kraft ganz bezeichnen dürften, und wir bedauern, daß der Raum dieser Blätter für alle zwei-und-zwanzig Strophen zu eng ist. Non, ruft er seinen schweizerischen Landsleuten gleich beim Eingang zu.

Non, nous n'avons plus rien du sang de nos aïeux!
Triste objet de pitié, d'insolente risée,
Comme un vieillard caduc traine sa vie usée,
Nous nous trainons ployés sous leur nom glorieux.
Nos sommes murs blanchis s'écroulent en ruine,
Marbres à lettres d'or, recouvrant des tombeaux,
Chiens battus, qui, pleurant, vont lécher la houssine,
Sangliers devenus pourceaux.

Später wendet sich der Dichter an Bern und sagt:

Berne, ton ours dort-il dant le fond de ses bois?
L'insulte des puissans le réveillait naguère
Et le faisait bondir. De son allure fière,
De ses rugissemens il effrayait les rois.
Sauvage, il se dressait, les prunelles ardentes,
Se ruait écumant sur l'agresseur surpris,
Et puis se recouchait, gueule et griffes sanglantes,
Sur les drapeaux qu'il avait pris.

Non, ton ours ne dort pas. Sous une lourde chaine,
Ton ours apprivoisé, jouet des plus peureux,
Docile, muselé, misérable, honteux,
Obéit en tremblant au bâton qui le mène.
Faibles, forts, grands, petits raillent dans leurs propos
Ces ongles impuissans, cette humble contenance.
Mais il endure tout; et devant les badauds,
Pour les amuser, ton ours danse.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 55.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 165.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 12. Juli 1837.

Es soll auch heut die gute Stadt
Von uns gepriesen werden,
Wo einst der Musensohn florirt,
Wie nirgends sonst auf Erden.
F. Förster.

Ein Supplement zu dem Aufsatz: Jena zur Zeit Schillers.

In dem Aprilhefte des Morgenblattes d. J., Nr. 84 u. f. befindet sich ein Aufsatz unter obigem Titel, welcher wohl ein allgemeines Interesse erregen dürfte. Um so mehr wäre zu wünschen gewesen, daß ihn der talentvolle Verfasser noch weiter ausgeführt, und das Bild, das die Ueberschrift bezeichnet, vollendet hätte.

Den kleinen Berichtungen und Ergänzungen, welche ich zu geben denke, gehe die Bemerkung voran, daß Jena doch nicht als Ausnahme so schroffe Gegensätze der Personen bewahrte, wie es der Verfasser im Eingange bezeichnen will. Dergleichen, vom Gecken bis zum Betteljuden, vom edelsten Kreise bis zur gemeinsten Rohheit, konnte wohl noch manche andere Hochschule aufweisen, so gut wie jede große Stadt. Wer sie in jener Zeit gekannt hat, konnte auch dort dergleichen finden. Wohl aber war für Jena charakteristisch, und ist es vielleicht noch, eine gewisse Anarchie — was auch der Verfasser eigentlich bezeichnen wollte — nach welcher kein regierender Ton, folglich auch nicht die geringste despotisirende Einwirkung auf das Benehmen und Ergehen der Andern dort aufkommt und sich das Eigenthümliche dieser kleinen Stadt auf die Weise des italienischen Lebens ausbilden kann. Ein solcher Vergleich ist schon Andern aufgefallen. Jenas reizende Umgebungen, sein durch die Lage begünstigtes, wärmeres Clima, als das benachbarte Weimar es besizt, geben sicher Jedem, der nicht die Bedürfnisse des Luxus und der Mode zu seinem Abgott macht, sondern in einer schönen Natur und unter edlen Freunden höheren Genuß sucht, eine Befriedigung, die, hat er erst den Anstoß mancher städtischen Unvollkommenheit überwunden, ihn den längern Aufenthalt in dieser Stadt liebgewinnen läßt.

Jena war damals so groß, weil es so viele gleichgesinnte, auf gleicher hohen Stufe der Bildung stehende Männer vereinigte und dabei durch Frequenz an wohlhabenden Studenten eines bedeutenden Wohlstandes genoß. Es wurde viel Geld schnell verdient und eben so leicht wieder verthan; Gastfreiheit und Lebenslust waren an der Tagesordnung, und überhaupt Ton und Sitten nicht so ernst wie jezt. Schütz, mit seiner Literaturzeitung an der Spitze einer mächtigen Herrschaft, jovial und jedem heitern Vergnügen ergeben, belebte jede Gesellschaft, und keine Woche verging, ohne daß in sein offenes Haus interessante Fremde eingesprochen hätten. Die kantische Philosophie, für welche sich seine Allgemeine Literaturzeitung gleich bei ihrer Stiftung erklärt und die ihren Ruhm begründet hatte, wurde durch Heranziehen ihrer Verehrer der Mittelpunkt aller Gespräche, ja Jenas Celebrität

wurde durch das successive Auftreten der Philosophen Reinhold, Fichte, Schelling ꝛc. recht eigentlich unterhalten. Doch ward sie keineswegs durch diese Richtung allein begründet. In jeder Fakultät fanden sich Männer, ausgerüstet mit der tiefsten und doch auch eleganten Gelehrsamkeit. Und so zog diese Universität junge Männer aus allen Gauen des Vaterlandes so wie des Auslandes, aus den niedern wie aus den höchsten Ständen herbei, deren gewiß die Meisten eine dankbare Erinnerung an die dort zugebrachten Jahre behalten haben werden.

Ein vorzügliches Kennzeichen der hohen Blüthe Jenas lag in dem wissenschaftlichen Geist, dem lebendigen Streben und Weben, das alle Besseren beseelte. Die Reibungen der Philosophen, die nie ganz ruhenden Streitigkeiten in der Literaturzeitung, zugleich die rege Theilnahme an den Ereignissen der damals noch frischen französischen Revolution erfüllten leidenschaftlich alle Köpfe. Und wenn man die feurige Beredsamkeit, den tiefen Ernst wissenschaftlicher Diskussionen, die in den Gesellschaften oft mit lauter Stimme geführt wurden, mit der Nüchternheit der Gespräche, wie sie an manchem andern Orte wohl geführt werden, vergleicht, wo aller Zweck nur in einer Erholung von schweren Amtspflichten, in Beschwichtigung jeder Geistesanstregung besteht, wo Anekdoten aus dem gemeinen Leben alle etwaige Würze ausmachen, da wähnt man wohl einmal in einer ganz andern Welt gelebt zu haben. Indeß möge hinzugefügt werden, daß zu jener erhebenden, begeisternden Stimmung auch gar sehr die poetische Zeit der Literatur wirkte, wo jedes Jahr, jede Messe ein unsterbliches Werk eines Schiller, Goethe, Wieland, Herder u. a. brachte, das von der empfänglichen Jugend verschlungen wurde, das Edle in ihr lebendig erhielt, ja das Gemeine nicht einmal unter ihr aufkommen ließ. Wir Studenten baten uns zu sechs bis acht zum Kaffee, auf dem Tische in der Mitte einen ungeheuren Berg Zwieback, und dabei wurden die wichtigsten Gegenstände, neue Bücher, oder die Ansichten unserer Lehrer verhandelt, ohne daß man aus dieser Bahn des Gesprächs wich. Vorzüglich schön war das Bestreben so Vieler, selbst etwas leisten zu wollen. Allgemeine Begeisterung erregte in dieser Zeit Fichte. Wenn schon man ihm ein feines Untergraben des Bestehenden vorwerfen konnte, so geschah es doch auf eine stets anständige, würdevolle Weise, und die Kraft seiner Rede wirkte ungemein anziehend. Am wohlthätigsten für die jungen Köpfe äußerte sich der Charakter seines Systems, welches, das Subjekt über Alles erhebend, ja es zum alleinigen machend, sie dadurch zur Strenge der Abstraction führte und zumal den Ernst forderte.

Schiller mußte bekanntlich die akademische Laufbahn wieder aufgeben, weil ihm die Anstrengung des Lesens eine schwere Krankheit zugezogen hatte. Als er zum Professor extraordinarius berufen worden war, schrieb er an Griesbach und bat denselben, ihm ein ganz kleines Auditorium zu miethen, weil es ja doch noch ungewiß sey, ob er Zuhörer bekommen werde. Wie mag er überrascht gewesen seyn, als daß größte kaum die Zahl derselben faßte! Indeß scheint sich Schiller nie sehr den Studenten genähert zu haben. In seinem Hause gingen meist ältere Personen aus und ein, besonders hielt er auf seine Landsleute.

Wenn man jedoch die damaligen Bewohner Jenas und Weimars zu sehr um ihre großen Mitbürger beneiden möchte, so sey auch zur Steuer der Wahrheit gesagt, daß dieser Blüthengarten keineswegs ganz ohne Dornen war. Man hatte intolerante, leidenschaftliche Parteien; besonders trugen die Weiber zur Unterhaltung dieser Spannungen und Tracasserien bei. Es gab damals mehrere regierende Damen von mehr oder mindern Vorzügen der Person und des Geistes. Sie waren die Mittelpunkte der Cirkel, aus denen wohl auch auf die Literatur gewirkt wurde. Im bessern Sinne wäre hier der schönen Dichterin Sophie Mereau zu gedenken, eines zarten, sanften Wesens, die nebst ihrer geistreichen Schwester, Henriette Schubart, nicht wenig zum Reiz des damaligen Lebens beitrug. Um sie versammelte sich ein ästhetischer Kreis, in dessen Nähe nichts Niederes geduldet wurde. Ihre zahlreichen Anbeter aller Alter überboten sich dabei in Galanterien, es ereigneten sich aber auch manchmal komische Scenen.

Schillers Garten ist jezt die akademische Sternwarte. Zwar existirt das kleine Häuschen am äußern Ende, in dem er so manches seiner unsterblichen Werke dichtete, nicht mehr, aber es verunstaltet doch nichts die ernste Erinnerung, und wer von außen, den bekannten schmalen Steg entlang, den Wohnsitz des großen Sängers betrachtet, findet den Blick dahin noch unverändert.

Die nobeln Passionen.

Die ritterlichen Uebungen.

3. Die Schützenkunst.

Das Bedürfniß, einen Gegenstand durch eine ferntreffende Waffe zu erreichen, ist dem mit Händen versehenen Geschlecht angeboren, dem Menschen, wie sogar dem Affen; das erste Geschoß, der Stein, bot sich von selber dar und blieb auch nach Erfindung anderer Gewehre noch lange im Gebrauch, bis in's Mittelalter, dessen Geschichten mehr als einmal erwähnen, wie Bauern ihren befestigten Kirchhof mit „Sanct Stephans Geschoß“ vertheidigten. Von dem unsicher treffenden und zu wenig gefährlichen Stein kam der Mensch bald auf die Erfindung

der Wurflanze und dann, da die Kraft des Armes nicht weit genug reichte, auf die der Schleuder und des Bogens, bei dem er viele Jahrhunderte lang stehen blieb, bis er den schnellenden Bügel an einen Schaft befestigte und so die Armbrust bildete.

Schon das für uns fabelhafte Alterthum stellte die Kunst des Schützen sehr hoch, und wenn wir von dem Schleuderwurf, der Goliaths Stirne, und von dem Bogenschuß hören, welcher des Achilles Ferse traf, so würden wir an die Möglichkeit, mit einer so unvollkommenen Waffe so sicher zu treffen, kaum glauben können, wenn nicht bei vielen verschiedenen Völkern ähnliche Kunden sich erhalten hätten, unter denen wir nur die Sage von Robin Hood erwähnen, der durch einen Schuß den im Ziele steckenden Pfeil seines Vormanns spaltete. Das Zielen mit der Armbrust ist uns weniger fremd, denn des Schützen Auge blickt, wie bei unsern Feuerrohren, über einen Lauf nach dem Ziel, und die Erzählungen vom Tell lauten uns nicht fabelhaft, schon weil ja auch in unserer Zeit vielfach mit der Armbrust nach dem Ziel geschossen wird, namentlich in Oesterreich, Bayern und im nördlichen Deutschland. Die Vervollkommnung der Schützenkunst ward jedoch durch die Erfindung des Pulvers herbeigeführt. Das erste Feuerrohr, welches der Sage nach Berthold Schwarz selbst schon gebrauchte, war eben ein eiserner Lauf, der an einer Kette lag; aber die Armbrust lehrte, den Lauf auf einen Schaft zu befestigen, um damit zielen zu können, und so entstanden die ersten Gewehre, die mit Lunten losgebrannt wurden, wobei der Schütze den Lauf auf einen in die Erde gepflöckten Stock auflegte. Die Erfindung der Pulverpfanne am Zündloch machte das Gewehr leichter tragbar, und als die Lunte an eine Art Hahn befestigt wurde, war der Schütze Meister seiner Bewegungen, und brauchte das Geschoß nicht mehr aufzulegen, denn die rechte Hand konnte nun zugleich dasselbe halten und durch den Drücker das Feuer auf's Zündkraut bringen. — Sonderbarerweise aber gerieth nun der menschliche Witz erst durch einen Umweg auf den natürlichen Gedanken, an den Hahn den Feuerstein zu befestigen, der zugleich Funken schlage und den Pfannendeckel wegdränge; denn vorher kamen die sehr künstlichen, aber schwerfälligen Radschlösser in Aufnahme, bis die Batterien erfunden wurden, welche in neuester Zeit jezt von den Pistonschlössern verdrängt werden. Die Vervollkommnung der Läufe fand weit früher statt, als die der Schlösser, und die Erfindung der Züge ist verhältnißmäßig sehr alt. Dagegen kamen die Schrote erst in allgemeinen Gebrauch, als die vervollkommneten Batterien die Verfertigung leichterer Jagdflinten gestatteten; doch waren sie früher nicht ganz unbekannt, denn Benvenuto Cellini z. B. erwähnt schon, man könne eine Büchse auch mit mehreren Kugeln von kleinerem als dem Kaliber des Laufes laden. Das Schießen größerer Thiere in der Flucht kam zuerst auf, als die Gewehre handlicher wurden und der Schütz es in seiner Gewalt hatte, in jedem Augenblick das Feuer durch einen Druck hervorzurufen; kleineres Wild und Geflügel wurden erst lange nach dem Aufkommen des Hagels allgemein geschossen, während man früher sie fing, schon weil die Kugel sie zu arg zerrissen hätte, wenn der Schütz auch geschickt genug gewesen wäre, sie in der Flucht oder im Flug zu treffen.

Die jetzige Schützenkunst zerfällt in verschiedene Abtheilungen: das Scheibenschießen mit der Scheiben- und mit der Pürschbüchse, das Schießen mit der Pürschbüchse auf der Jagd, mit der Jagdflinte, mit der Pistole, und endlich mit der Armbrust und der Bolzbüchse. Von den Kriegswaffen können wir hier nicht wohl reden, denn sonst müßten wir noch das schwere Geschütz, den Carabiner und die Muskete aufführen.

Wenn wir im vorigen Abschnitt den Verfall der Fechtkunst bedauerten, so können wir hier dagegen behaupten, daß die Kunst des Schützen in den meisten Gegenden Deutschlands einheimisch ist, ein Eigenthum des Volkes, von den streitbaren Vätern ererbt und wohl erhalten. Namentlich zeichnen sich die Deutschen im Scheibenschießen aus, die Stämme an der Donau, an der Enns, am Inn und an der Isar, welche mit schweren Büchsen aus freier Hand nach der Scheibe auf 150 Schritt zu schießen pflegen, die westlichen Völker, welche dabei die gezogenen Rohre auflegen, die nördlichen, welche meistens aus glatten Rohren, die ebenfalls aufgelegt werden, nach dem Vogel schießen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juni.

(Fortsetzung.)

Tod König Wilhelms und Thronbesteigung der Königin Victoria.

Der Hergang bei der sogenannten Deklaration der Königin im Staatsrath, so wie das alterthümliche Ceremoniel bei ihrer feierlichen Proklamation sind aus den Tageblättern bekannt. Lange vor der zur Proklamation bestimmten Stunde war der Hof des St. Jamespallastes voll, waren alle Straßen, durch welche die Königin kommen und der Zug sich bewegen und anhalten sollte, mit neugierigen Haufen besezt, alle Fenster, Balkons und Dächer garnirt. Der macadamisirte Hof im St. Jamespallaste blieb indessen der interessanteste Punkt, denn hier bildete sich der Zug und wurde die Königin erwartet. Schlag zehn Uhr donnerten die Kanonen, tönte das Hurrah, schallte Musik; die Königin war angekommen. Wenige Minuten, und sie erschien am Fenster, umgeben von den obersten Kronbeamten, das Haar gescheitelt, in tiefer Trauer, die Rosen ihrer Wangen zu Lilien gebleicht und die Augen schüchtern gesenkt. Sie erhob sie, als der Volksruf der Freude ihr tausendstimmig entgegenbrach, und die Königin neigte sich vor dem jubelnden Volke,

Im englischen Nationalgeschmacke hielt ein stattlicher Reiterhaufe hinter dem Volke; zwischen diesem und seiner Königin reichten wenige Polizeidiener hin, die Reihen in Ordnung und den Raum für die Proklamation frei zu erhalten. Leztere wurde nun zwar verlesen, aber gehört und verstanden wohl von Keinem, denn immer wieder erneuerte sich der Jubel, und Aller Aufmerksamkeit galt der jugendlichen Königin. Nur als der Vorleser, Clarenceux, der Wappenkönig, mit angestrengter Stimme am Ende rief: God save the Queen, da verstanden Alle den Wunsch und gaben ihn verstärkt zurück. Besonders imposant war der Akt in Charing-Croß, wo am Fuße der Reiterstatue Carls I. die Proklamation zunächst verlesen wurde. Charing-Croß, seit Vollendung der Nationalgalerie unstreitig der schönste und größte unter allen öffentlichen Plätzen Londons, war eine Burg von Wagen, eine Masse von Köpfen, eine belebte Häuserreihe. Alle Glocken auf St. Martin läuteten; aber die ehernen Zungen wurden übertönt von den menschlichen Kehlen. Es ist ungeheuer, was die Engländer schreien können, wenn sie wollen und nicht müde sind, denn ein müder Engländer ist der unverständlichste Sprecher, weil er dann den Mund gar nicht aufthut. Von hier rückte der Zug nach Temple-bar, und daselbst wurde die bekannte Comödie in aller Form aufgeführt, nur daß der Lord Mayor einmal aus der Rolle fiel. Er hatte aus seiner vergoldeten, sechsspännigen Staatskarosse die Erlaubniß ertheilt, den Zug in die City einzulassen und die Königin auszurufen. Da ritt der Wappenherold zu ihm heran und überreichte ihm das Dekret des Geheimenraths, die Proklamation betreffend, und er erwiderte, er kenne bereits den Inhalt des Papiers, er habe schon gestern die betreffende Nachricht empfangen, und sitze ja aus keinem andern Grunde und zu keinem andern Zwecke hier, als um seine Schuldigkeit zu thun. Sich indessen eines Bessern besinnend, las er hierauf den Befehl ernsthaft durch und gab ihn sodann dem Wappenherolde zurück, der nun unverzüglich die Königin ausrief.

Wenn es wahr wäre, was natürlich nur ein glückliches Witzwort ist, daß die Ursache, warum weibliche Regierungen oft so glänzend gewesen, darin liege, weil unter weiblichen Regierungen Männer, unter männlichen Weiber das Staatsruder lenken, so reichte das hin, die schönen Hoffnungen zu rechtfertigen, welche England an die Thronbesteigung seiner jungen Königin knüpft. Hier indessen treten zuvörderst glorreiche Erinnerungen an die Stelle jener Behauptung. Es dürfte nur wenige Engländer, keine in der Masse des Volkes geben, denen nicht die Regierung ihrer jungfräulichen Elisabeth ein Glanzpunkt der englischen Geschichte dünkt, und die Regierung der lezten Königin, die England beherrscht hat, der Königin Anna, gilt ja noch heute für das Augustische Zeitalter der englischen Literatur. Läge daher auch jenen schönen Hoffnungen nichts weiter zu Grund, als das dankbare Andenken an jene Lieblinge der Nation, wer möchte die Engländer deßhalb tadeln, sie eines Wahns bezüchtigen, der am Ende eben so guten Grund hat wie die günstige Erwartung, welche fast ohne Ausnahme jedes Volk vom Erben seiner monarchischen Krone hegt. Es ist in der menschlichen Natur, und der Mensch braucht sich dessen nicht zu schämen, daß er jeden Anfang, der nicht offenbar der Anfang von etwas Schlechtem ist, mit freudigem Hoffen, mit freudigem Vertrauen begrüßt. Erreicht ein hoffnungsvoller Erbe seine Mündigkeit, so freuen sich Alle, die ihm verwandt sind oder künftig angehören sollen, und besteigt ein junger Fürst seinen Thron, ist es ja bekannt, mit welcher sanguinischen Gewißheit fast jedes Volk bessern, glücklichern Tagen entgegensieht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Genf, Juni.

(Beschluß.)

Literatur.

Mit gleich treffender und schneidender Bitterkeit, aber auch mit gleicher Wahrheit spricht Alb. Richard von dem Sinn und Geist vieler Schweizer Milizen, und von den lächerlichen Rodomontaden und Großsprechereien seiner Landsleute bei ihren Gelagen und Festen. Einige Strophen wären voriges Jahr am Bundesschützenfest in Lausanne, statt des Schimpfens auf fremde Herrscher und Regierungen, gar gut an ihrer Stelle gewesen.

— — — Nous, nous sommes des femmes:
Dans la marche il nous faut toujours des cieux sereins,
Le sac et le fusil courbent nos faibles reins,
Les fatigues d'un jour épouvantent nos âmes.
O de quel rire amer, sanglant, durs compagnons,
Votre bouche eût sans doute accueilli ces poupées!
Vous eussiez, dans vos doigts, de nos chefs mignons
Rompu les fragiles épées.

C'étoient là des guerriers! mais nous, dans les festins
Vivous! Nous, qui sans eux serions encore esclaves,
Soyons plus avisés! Ne faisons plus les braves,
Ne nous dévouons plus qu'au milieu des bons vins!
Aux pères les sueurs, la mort, aux fils l'orgie!
Pourquoi nous essouffler à marcher sur leurs pas?
Ayons le pied fugace et la langue hardie,
La tête haute et le coeur bas!

Ja, es ist das ganze jetzige helvetische Thun und Treiben noch nie mit so scharfer Lauge gewaschen worden, wie von diesem einheimischen, eingebornen Dichter, der freilich jezt die beste Gelegenheit hat, es auf der classischen Stelle radikaler Schweizerei zu beobachten. Zeigte Richard nicht ein so entschiedenes und schönes Talent für Lyrik und Epik, so möchte man wünschen, daß er eine große und fühlbare Lücke der heutigen französischen Literatur ausfüllte, nämlich mit geistreicher und poetischer Geißelung unsere Zeit, ihre Erscheinungen in Leben, Politik und Literatur darstelle.

Auch im Fach des Romans haben wir glückliche Talente, die sich frei erhalten von der Pariser Romantik und der französischen Literatur Ehre machen durch zarte, sittliche Gemälde, in denen sich die Anmuth der Darstellung und Sprache mit Geist und tiefem Gemüth verbindet. Schon früher haben wir in dieser Beziehung den Professor Töpfer und seine schönen Novellen: „die Bibliothek meines Onkels," „das Pfarrhaus" und einige andere genannt. Seitdem ist gar manches Anmuthige aus seiner Feder hervorgegangen, was zum Theil in der Bibliothèque universelle enthalten ist. — Mad. T. geht in ihrem neuesten Roman „Sophie" mehr in die Entfaltung des weiblichen Gemüths ein, worin sie ein eigenes Talent hat; das Einfachste wird unter ihrer Feder neu und anziehend. Welcher Sturz aus dieser reinen, sonnenhellen und sonnenwarmen Sphäre hinunter zu Mad. Dudevant (Georg Sand), die sich nur darin gefällt, die Leidenschaften und Verbrechen des jetzigen französischen Lebens in äußerst verführerischer Sprache darzustellen. Wir hatten diese Dame vor einiger Zeit hier und sahen sie in Männerkleidern, die Cigarre im Mund, viel auf unserer großen Rhonebrücke spazieren gehen. Ihre Burschikosität kam uns im Anfang pikant vor, führte aber bald zum Ekel.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 26.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 166.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 13. Juli 1837.

— Wer den Besten seiner Zeit genug
Gethan, der hat gelebt für alle Zeiten.
Schiller.

An Bonaventura Genelli.

Es hat sich viel und oft begeben,
Daß einer aus dem Leben schied,
Mit dem geschieden aus dem Leben
Ein ungedichtet Heldenlied;
Von Thoren hört man und von Weisen
In unerschöpflichem Erguß
Gar oft mit lauter Zunge preisen
Den nicht erkannten Genius.

Wenn aber in lebend'gen Zügen
Ein Hoher herrlich sich bewährt,
Den Stoff im Fluge zu besiegen
Nie müde wird, und ungestört
Von kargen Schicksals trägem Walten,
Aus unerschöpflich reichem Schacht
Fortfährt, die Schätze zu entfalten,
Vom innern Gotte angefacht —

Dann darf die Welt sich freudig sagen:
Mag auch nach unerforschtem Rath
An winterlichen Lenzestagen
Sich bergen noch gesäte Saat,
Nicht immer wird der Sturmdrang wüthen,
Laßt nur des Spätschnees Bleigewicht
Erst weichen, eine Welt von Blüthen
Sprießt glänzend dann empor an's Licht.

Das hab' in hochbeglückten Stunden
Vor deiner Schätze reichem Pfund
Nicht ich allein bei dir empfunden,
Genelli — ein geweiht'rer Mund,
Der Echtem freudig Anerkennen,
Dem Mittelgut Verachtung weiht,
Cornelius würdigte zu nennen
Dich einen ersten Stern der Zeit.

Und er, an dessen Flammenherde
Die Schlacke weicht vom Erzgehalt,
Der durch sein mächtig klares Werde
In geistdurchleuchteter Gestalt
Den Meister ehrt, dem er entsprungen,
Kaulbach hat frei und unverblümt
Von dir ein Loblied uns gesungen,
Wie's Besten von den Besten ziemt.

Wo solche Stimmen sprechen, Schweigen
Dann ziemt dem Laien. Wohl denn! nicht
Nenn' ich den Maler, aber zeigen
Darf ich dein wunderbar Gedicht;

Ich darf die Hand, die würd'ge, preisen,
Die, nimmer rastend, jedes Loos
Der Schöpfung aus unzähl'gen Kreisen
In heitre Schönheitsformen goß.

Ich darf vor deiner Dryas weilen,
Wo das Allleben der Natur
In leise hingehauchten Zeilen
Mild überzieht die weiche Flur;
Mit den Amoren darf ich liegen
In ungeschwächter Lebenslust,
Um mit der Brut in vollen Zügen
Zu trinken aus der Löwin Brust.

Ich darf mich auf Arkadiens Matten
Hinstrecken, wo der fromme Hirt
In leichtdurchglühter Zweige Schatten
Durch Götternäh' beseligt wird;
Darf zu der Hirtin mich gesellen,
Wenn bei der Saiten reinem Klang
Dem Göttermunde selbst entquellen
Wir fühlen himmlischen Gesang;

Darf hin mich lagern auf den vollen
Ïonermarkt, wo im Gedrang
Des Volks du lässest niederrollen
Homeros ewigen Gesang;
Dann wiederum auf Phrygiens Auen,
Da wo Aesopus klug und mild
Läßt hoher Weisheit Worte thauen
Im schlicht erfundnen Thiergebild.

Du führst zur Patriarchenwohnung
Uns hin, wo früh der Engel Gruß
Unsträflichen Gebahrens Lohnung
Den Sterblichen verkünden muß;
Von dannen nieder zu den Thürmen
Gomorrha's und Sodoms, wo wild
Aus der Vernichtung Flammenstürmen
Erzürnter Gottheit Strafe quillt.

Und wie du aus dem alten Bunde
In halt'gen Zügen uns verliehn
Von Simsons Kraft gewalt'ge Kunde,
Und wie sich still herüberziehn
Zu der vom Geist geweihten Pforte
Des neuen Bundes mehr und mehr
Die starken, hochgeweihten Worte
Der heiligen Propheten — wer

Durchfühlte nicht der Gottheit Walten,
Auch wo du in Herakles Kraft
Und Schwachheit glänzend zu entfalten
Die Wahrheit weißt der Leidenschaft?

Wen lüde nicht zum Mitgenusse
Dein Satyr und dein Ganymed,
Wenn warm in aller Wesen Kusse
Bei dir Allleben uns durchweht? —

Genug! Wie kann ich die Gebilde
Aufzählen mit nur flücht'ger Hand,
Die dir voll Fülle, Kraft und Milde
Der Genius zum Kranze wand?
Nur leis' andeutend wollt' ich wagen,
Wenn gegen deine Kraft auch matt,
Der Welt in kurzem Wort zu sagen,
Was sie von dir zu hoffen hat;

Von dir, der du des Lebens Wesen
Mit solchem Adlerblick durchschaust,
Daß an dem Eingangsthor zum Bösen
Du schon des Ausgangs Pfort' erbaust,
Daß jedermänniglich erkenne,
Wie aus der Sünde gleißem Roth
Und reichstem Gold der Pfuhl entbrenne,
In dem geboren wird der Tod. *

Du aber lebe! leb' und dichte,
Und heb' aus deinem tiefen Schacht
Empor die mächtigen Gesichte
Des Morgens und der Mitternacht,
Des Mittags und des Abends — Nimmer
Verstieß den treuen Genius
Das Leben noch — Schon tagt der Schimmer,
Der dich der Welt gewähren muß.

Heinrich Stieglitz.

* Das Leben eines Wüstlings, in siebzehn Blättern, von B. Genelli, mit einer das Ganze zusammenfassenden Einleitungstafel.

Die ritterlichen Uebungen.

(Fortsetzung.)

Die Scheibe wird vom Centrum aus mit dem Cirkel in Kreise getheilt, deren erster, vom Umfang einer Büchsenkugel etwa, das Centrum bildet, und die immer weiter auseinander rücken; die ersten vier bis acht dieser Kreise stehen in der Farbe von der übrigen Scheibe ab und heißen allgemein „das Schwarze," obschon sie auch hin und wieder eine andere Farbe tragen, namentlich auf der Haupt- oder Bestscheibe bei einem feierlichen Schießen; denn diese ist oft mit einem bunten Vogel, einem Blumenstrauß oder dergleichen bemalt, um den Schuß zu erschweren. Zuweilen ist die Hauptscheibe auch beweglich, in Form eines Wildes gestaltet und wird vor dem Schützen

quer vorbeigezogen. Die sehr alte Einrichtung bei Bestschießen für eine geschlossene Gesellschaft oder bei Freischießen ist in ihren Grundzügen diejenige, daß ein Hauptpreis, „das Beste“ oder „der erste Dank,“ aus einer Stiftung oder durch eine freiwillige Gabe ausgesezt ist, um welchen von jedem Schützen auf die Hauptscheibe eine gewisse Anzahl von Schüssen, gewöhnlich sechs, gethan werden; nebenbei sind noch andere Scheiben aufgestellt, auf welche die Zahl der Schüsse nicht beschränkt ist, deren jeder einen gewissen Einsatz, „Leggeld,“ kostet; aus dem Ertrag des Leggeldes werden die Nebenpreise und die Kosten bestritten, wozu auch meistens noch der Einsatz für die Hauptscheibe verwendet wird. Bei Schützengesellschaften gibt oft ein Mitglied ein Bestes für die Genossenschaft, zuweilen ein großer Herr bei feierlichen Gelegenheiten für ein Freischießen, oder eine Corporation zu gewissen Zeiten. Doch sind dies nur die Grundzüge, welche nach der Sitte des Landes, der Provinz, selbst des Ortes, im Einzelnen sich verschiedenartig gestalten. — Eine andere Art der Scheibe ist der Stern, von dem die Zacken in einer gewissen Ordnung herabgeschossen werden müssen und zulezt das Centrum; er schwebt an einer hohen Stange in der Luft, wie auch der hölzerne Adler, der ebenfalls stückweis herabgeholt wird, wobei jedes Stück seinen „Dank“ einbringt, deren erster dem Schützen wird, welcher das aller übrigen Gliedmaßen entblöste „Corpus“ von der Stange schießt. — Das Vogelschießen wird im Norden sehr häufig mit der Armbrust betrieben, wie das bekannte, welches alljährlich in Dresden den Anlaß zu einem Volksfeste gibt. Das berühmteste Vogelschießen ist das von Rudolstadt. — Im südlichen Deutschland sind die großen Freischießen, zu welchen die Schützen aus weiter Ferne herbeiziehen, nicht zu zählen, und wir führen hier nur das von München an, welches im Oktober bei dem Fest auf der Theresienwiese abgehalten wird. — Das feierliche Schießen der Eidgenossen ist aller Welt bekannt. — Mit der Pürschbüchse wird im Süden sehr häufig nach Beendigung der Jagd auf eine aus dem Stegreif verfertigte Scheibe geschossen, was man in Oesterreich „Fleckelschießen“ heißt. — Das Scheibenschießen mit der Bolzbüchse wird gewöhnlich an Winterabenden in einem großen Saal betrieben; die Scheibe ist transparent. Das nächtliche Schießen im Freien findet sich in der Steiermark als „Lichtelschießen,“ wobei ein brennendes Licht vor der Scheibe mit der Flamme das Centrum deckt, und in Canada als „Lichtputzen.“ — Unseres Wissens ist anderwärts diese Uebung nicht sehr bekannt.

Bei der so großen Verbreitung der Fertigkeit im Scheibenschießen ist es für einen Zögling der noblen Passionen schier unerläßlich, sich dieselbe nicht nur in hohem Grade anzueignen, sondern auch sich dadurch auszuzeichnen, daß er häufig einen glänzenden Dank aussezt, wozu ja immer der gute Wille den Anlaß leicht findet, wie wir am Beispiel des österreichischen Adels wahrnehmen. — Die Geschicklichkeit in Handhabung der Jagdgewehre ist eine Nothwendigkeit für den Waidmann, und er erringt sie allein durch fleißige Uebung, welche ihm das Scheibenschießen nur theilweise gewährt, denn das Wild läßt ihm nicht Zeit, es bedächtig auf's Korn zu nehmen, sondern er muß rasch „beisammen seyn.“ Vorzüglich aber erfordert der Schuß mit der Pürschbüchse Schnelle und Genauigkeit, denn die geringste Abweichung beim Visiren führt die Kugel klafterweit vom Ziel. Und dennoch muß der Schütz wieder sehr bedächtig zu Werke gehen, denn sonst schießt er in's Blaue hinein, und so ist seine erste und vorzüglichste Eigenschaft: kaltes Blut.

Vor dem ersten Hirsch bekommt der junge Jäger gewöhnlich das „Hirschfieber,“ er zittert nämlich und weiß nicht recht, ob aus Begierde, ob aus Scheu; bei den nächstfolgenden schießt er auf's Geradewohl, bis er endlich lernt, den Augenblick zu gebrauchen, ohne sich zu übereilen und ohne ihn zu verpassen, und dies erfolgt, sobald er merkt, daß die zusammenstimmende Bewegung seiner Blicke und seiner Hände um vieles schneller erfolgen kann, als die wildeste Flucht ihm die ersehene Beute zu entziehen vermag. Der angehende Schütz merke vor Allem das Eine: er vermeide den so gewöhnlichen Fehler, sich zuerst in's Feuer zu legen, das Visir zusammenzubringen, und dann mit dem fertigen ganzen Anschlag das Wild zu suchen, welches er während dieses Bemühens nothwendigerweise hat aus den Blicken verlieren müssen; vielmehr behalte er das Ziel stets im Auge, gewöhne seine Hände, mit sicherer Bewegung im Anschlag das Visir, gleichsam mechanisch, vor's Auge zu bringen, und halte während des Losdrückens nicht etwa still, sondern „fahre nach,“ und schaue scharf durch's Feuer; denn sobald er noch durch's Feuer das Wild vor dem Rohre sieht, trifft er auch gewiß, wenn nicht etwa die Entfernung zu weit, das Gewehr unsicher oder die Ladung fehlerhaft ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wissenschaftliche Notizen.

Fossile Affenknochen. — Bekanntlich wird die Ansicht, nach welcher es keine fossilen Menschenknochen gibt, von den meisten Geologen und Zoologen fortwährend festgehalten. Man sagt damit freilich nur aus, in den bis jezt erforschten, verhältnißmäßig beschränkten Gebieten seyen keine solche Knochen entdeckt worden, nimmt aber keinen Anstand, darauf die sehr folgereiche Hypothese zu gründen, nach welcher das Menschengeschlecht vor der lezten bedeutenden Veränderung, welche die Erdoberfläche erlitten, gar nicht existirt hätte. Weil man bisher in Europa und Sibirien, an einigen Stellen in Amerika und Ostindien neben den fossilen

Knochen von Elephanten, Mastodonten, Nashörnern, Dinotherien, Bären, Hyänen u. s. w. keine Menschenknochen gefunden, soll der Mensch nicht Zeitgenosse dieser, von den entsprechenden Arten der Jetzzeit meist nur wenig abweichenden Thiere gewesen seyn. Merkwürdigerweise theilte der Mensch diese Prärogative eines voraussetzlich modernen Ursprungs mit dem ihm körperlich zunächst stehenden thierischen Typus: bis jezt war selbst in den neuesten Erdgebilden kein entschiedener Affenknochen gefunden worden. Dies kam jener Hypothese insofern zu Statten, als man sich dachte, die Schöpferkraft habe erst so spät ein organisches Schema gefunden, das der Hinaufbildung zur Menschennatur fähig gewesen sey. Ein vor Kurzem bei Auch in Gascogne gemachter Fund beweist nun aber, daß wenigstens die Genealogie des Affen, und zwar des ächten, ungeschwänzten, in die antediluvianische Welt hinaufreicht. Die Zoologen Blainville, Duméril und Flourens haben in der Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften vom 27sten Juni dargethan, daß sich unter den am genannten Orte in derselben Erdschichte beisammenliegenden, wirklich fossilen Knochen vom Nashorn, Dinotherium, Mastodon, von Hirschen, Antilopen u. s. w. die wohlerhaltene untere Kinnlade eines den jetzigen langarmigen Gibbons am nächsten kommenden Affen befindet. Die charakteristische Bildung und Anordnung der sechzehn Zähne kommt der beim Menschen sehr nahe. Die Gibbons leben gegenwärtig nur auf den großen Inseln des asiatischen Archipels. Es ist dies eine der unerwartetsten, interessantesten Entdeckungen auf dem Gebiete der sogenannten Paläontologie.

Ein chirurgisches Wunder. — In derselben Sitzung der Akademie wurde folgender Fall besprochen. Einem Araber war durch einen Säbelhieb der Arm völlig bis auf die Haut an der Außenseite abgehauen worden. Das Blut war mehrere Fuß weit hinausgesprizt, und die Umstehenden hatten mittelst eines Turbans, den sie um den Stumpf fest zuschnürten, das Blut gestillt. Der englische Chirurg Stevenson wollte nach den Regeln der Kunst die Operation vornehmen, aber der Verwundete gab es durchaus nicht zu; man vereinigte daher die Wundränder, und der Araber durfte sich Glück wünschen, daß er der Vernunft kein Gehör gegeben; denn am fünf-und-vierzigsten Tage war die Wunde geheilt und der Arm blieb nur halb gelähmt. — Diese Beobachtung ist sehr wichtig, indem sie beweist, daß die Wiedervereinigung eines so bedeutenden Glieds, wie der Arm, sogar nach Durchschneidung der Pulsadern und Hauptnerven vor sich gehen kann. Man hatte zum Voraus das Gegentheil als Princip angenommen; nach allen Chirurgen war in solchen Fällen die Amputation unvermeidlich, weil ohne die großen Gefäße das Glied unmöglich fortleben könne. Früher schon war einem französischen Chirurgen in einem ähnlichen Fall die Wiedervereinigung gelungen; hier hatte aber das schneidende Werkzeug die Pulsader und die Nerven des Arms verschont, wodurch sich die Umstände der Verletzung wie der Heilung ganz anders gestalteten.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juni.

(Fortsetzung.)

Tod König Wilhelms und Thronbesteigung der Königin Victoria.

Die Engländer sind ein kluges, kaltblütiges Geschlecht; allein dies hindert nicht, daß sie oft noch mehr als ihre leichtgesinnten Nachbarn einer Ahnung zunehmenden Glücks sich hingeben. Das war der Fall, als Georg III., als Georg IV., als der jezt von der Schaubühne abgerufene Wilhelm IV. den Purpur nahmen, obschon die Verhältnisse, unter welchen jeder Einzelne den Thron bestieg, in der Brust jedes unbefangenen Denkers Sorgen wecken mußten, und obschon die Erwartungen, die beim Regierungsantritte eines Jeden sich ausgesprochen, beim Tode desselben mehr oder weniger sich getäuscht sahen. Dies nun, verbunden mit der Erinnerung an die glorreichen Tage einer Elisabeth und einer Anna, hebt die Engländer über die Bedenklichkeit hinweg, daß die Zügel des Regiments in den Händen eines jungen, unerfahrenen Mädchens liegen. — Ich habe schon früher davon gesprochen, wie abgesondert vom Hofe und meist in erlesenen Kreisen die Herzogin von Kent und ihre Tochter gelebt haben. Dies und der makellose Ruf, welcher der fürstlichen Frau selbst von ihren politischen Gegnern nicht geschmälert wird, müßten die Vermuthung rechtfertigen, daß die Königin in Zucht und Sitte erzogen und vom Hauche der Schmeichelei unvergiftet geblieben sey, wenn es nicht ausdrücklich diejenigen versicherten, die oft nahe Beobachter der königlichen Jungfrau gewesen sind, und die Art ihres öffentlichen Erscheinens davon stets Zeugniß gegeben hätte. Der Ausdruck ihres Gesichtes, Bescheidenheit und Unschuld, kann keine Lüge seyn, und wo die Farbe der Gesundheit so blüht, da, sollte man meinen, müsse auch eine gesunde Seele wohnen. In den wenigen Tagen, die zwischen ihrer Thronbesteigung und dem Niederschreiben dieser — ich brauche kaum hinzuzusetzen, von keiner äußern Rücksicht diktirten — Zeilen liegen, hat die Presse manches Ereigniß ihres jungen Lebens, manchen Zug ihres Charakters veröffentlicht. Die königliche Krone ist in England kein Schutz gegen Aufdeckung häßlicher Wahrheiten und Erfindung häßlicherer Lügen; es gibt eine Partei in England, die für ihre Zwecke von der jungen Königin wenig hofft, Vieles fürchtet, und die englische Presse erniedrigt sich nur zu häufig zu einem Parteiwerkzeuge. Aber vielleicht mit Ausnahme irgend eines schmutzigen Winkelblatts ohne Werth und Geltung, hat kein einziges Journal vom Leben und Charakter der gewesenen Prinzessin ungünstig gesprochen, während es an Ausfällen auf ihre Mutter, die Herzogin, nicht fehlt. Viele der gegebenen Charakterzüge mögen erdichtet seyn, mehrere sind verbürgt. Einige der erstern wie der leztern sind eben so unbedeutend, als die darauf gebauten Folgerungen lächerlich. So erzählt ein Blatt, Prinzessin Victoria habe sich bei ihrem mehrmaligen Sommeraufenthalte in Ramsgate, einem kleinen Seehafen, sehr angelegentlich mit allen Einzelnheiten des Schiffsbaues bekannt gemacht, und behauptet, sie habe solches in Betracht ihrer künftigen hohen Stellung und in der Ueberzeugung gethan, daß derartiges Wissen einer Königin von England nicht mangeln dürfe, woraus denn der Erzähler, der den Admiral Codrington als Gewährsmann anführt, den hochwichtigen Schluß zieht, daß die Prinzessin den ganzen Umfang ihres Berufs vollkommen ermessen und sich darauf allseitig vorbereitet habe. Von der Prinzessin mochte das Gift der Schmeichelei abgehalten werden, wer wird aber die Königin davor schützen, wenn ihr nicht anders ihre Mutter ein unfehlbares Gegengift auf den Thron mitgegeben hat?

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 56.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 167.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 14. Juli 1837.

Si les Européens disent que le grand nombre des femmes enfermées est embarrassant, les Asiatiques répondent, que dix femmes, qui obéissent, embarrassent moins qu'une, qui n'obéit pas.

Montesquieu.
Lettres persanes.

Türkische Sitten und Regierung.

Häusliches und öffentliches Leben.

Die Religion erlaubt einem Moslem vier Frauen mit bürgerlichem Contrakt und überdies noch so viel Sklavinnen zu haben, als ihm sein Vermögenszustand verstattet; Alle sind aber seine legitimen Frauen. Dadurch entsteht eine unsägliche Verwirrung in seinem Hauswesen. Reiche Moslem gehen auf den Markt, um neue Frauen für ihren Harem zu kaufen. Hier finden sie eine Menge Sklavinnen, die aus Cirkassien und Georgien weggeschleppt worden sind, überdies auch schöne Negerinnen. Der Sklavenmarkt von Konstantinopel ist der vornehmste und am reichlichsten versehene im ganzen Orient. Den Christen ist's verboten, für sich selbst Sklavinnen zu kaufen. Wenn ein Moslem dergleichen acquiriren will, so geht er auf den Bazar zum rechten Kaufmann, und dieser entschleiert ihm unter vier Augen die Waare. Nun wird herüber und hinüber gehandelt und gefeilscht, Ausstellungen und Gegenbemerkungen gemacht, getadelt und gelobt, bis endlich der Handel im Reinen ist; dann verfügen sich Beide zum Tribunal, genannt Mehkieme, um da von einem Notarius den Kauf bestätigen zu lassen.

Die Türken verachten das weibliche Geschlecht so sehr, daß sie die Frauen nicht einmal einer öffentlichen und feierlichen Bestrafung werth halten; wenn daher eine zum Tode verurtheilt wird, so stecken sie sie mit einem schweren Stein in einen Sack und werfen sie ohne Weiteres in's Meer. Diese Verachtung erklärt auch den Umstand, daß sich die sonst so heftigen Türken oft geduldig von Frauen mißhandeln lassen. Frauen, selbst Sklavinnen, schlagen manchmal ihre Eigner, ohne daß sich diese darüber beklagen. Die Weiber laufen manchmal in Konstantinopel zusammen, wenn die Lebensmittel sehr theuer geworden sind und schimpfen und schelten den obersten Polizeibeamten und selbst den Großvizir, die sich dies ruhig gefallen lassen, als krächzten Krähen um sie her.

Das ganze gesellschaftliche Leben der Türken zerfällt in zwei scharf geschiedene Hälften, in die weibliche und die männliche. Sitten, Gewohnheiten, Gegenstände der Unterhaltung und Vergnügungen sind bei beiden durchaus verschieden. Die Frauen in ihrem Harem tödten die Zeit auf eine eigene, nicht ganz unpoetische Art: sie sitzen auf Schaukeln und singen, erzählen sich Mährchen, schlafen, kauen Mastix und schlürfen eine Tasse Kaffee nach der andern. Zwar haben sie vor unsern Christenfrauen etwas voraus: sie kennen keine Schmähchronik (chronique scandaleuse) und kein Fraubasengeschwätz; um sich aber für diesen Verlust zu entschädigen, lassen sie alte Frauen aus

der Stadt zu sich kommen, die ihnen die Tagesneuigkeiten erzählen müssen, z. B. daß das Volk, unzufrieden über den hohen Preis und die schlechte Qualität des Brodes, über die Backöfen hergefallen sey; daß eine Feuersbrunst in dem oder jenem Stadttheil ausgebrochen und tausend Häuser mit zweitausend Kaufläden in Asche gelegt habe; daß der Polizeiminister einen Spezereihändler mit dem Ohr habe annageln lassen, weil sein Gewicht unrichtig befunden worden; daß der Großvizir ungekannt in der Stadt herumgegangen sey und einen Christen habe enthaupten lassen, weil er sich erfrecht, gelbe Pantoffeln zu tragen; daß er auch einer türkischen Dame begegnet, deren Ferradré (Mantel) weiter gewesen als der Paßfak, d. h. die Kleiderordnung, erlaube, und daß er ihr denselben auf der Stelle habe zerreißen und die elegante Dame so weiter gehen lassen u. s. w.

Die öffentlichen Bäder sind der Lieblingsaufenthalt der Türkinnen. Da häufige Abwaschungen ein Religionspunkt bei den Moslem sind, so ergreifen ihre Frauen diesen Vorwand, um auszugehen und freie Luft zu schöpfen, besonders aber, um fremde Männer, wo möglich Christen, auf ihrem Weg zu sehen. Manchmal, aber selten, gehen sie auch auf den Markt, um da Einkäufe zu machen, die Bürgerfrauen zu Fuß, die vornehmen oder reichen Damen auf Wagen, die von Ochsen oder Pferden gezogen werden. Im Frühling und Sommer besuchen sie häufig die öffentlichen Spaziergänge, aber immer verschleiert und entfernt von den Männern. Langsam und ungern gehen sie wieder nach Haus, oft mit dem Bild eines schönen Christen im Sinn, dem sie begegneten und der sie genau angesehen hat.

Der reiche Türke ist in seinem Harem gewöhnlich düster, schweigsam und herrisch; an Scherz, Heiterkeit und häusliche Vertraulichkeit ist nicht zu denken. Auch verläßt er den Harem so bald als möglich, um wieder in seinen Selamlick zu gehen, wo er nur mit Männern zusammen ist, wo er Freunde empfängt und ihnen Selam oder guten Tag sagt. Da verrichtet er sein Gebet, kleidet sich an, trinkt seinen Kaffee und raucht eine Pfeife nach der andern. Hier besuchen ihn seine Freunde und Bekannte, seine Schmarotzer und Lieblinge, hier wird von öffentlichen und Privatgeschäften gesprochen, da werden sie auch verhandelt und abgemacht, hier frühstückt er, hier ißt er zu Mittag und Abend; kurz, hier bringt er den größten Theil des Tages zu, so lange er zu Haus ist. Manche Türken lassen zwischen ihrem Harem und dem Selamlick eine große Mauer aufrichten, wodurch in einem Haus zwei Häuser entstehen, das eine voll Leben und Thätigkeit, das andere stille, düster und verschlossen.

Die Kindererziehung liegt den Frauen im Harem ob, den freien wie den Sklavinnen, und hiernach kann man sich eine Vorstellung davon machen. Diese Weiber besitzen nicht nur nicht die geringste Kenntniß, den geringsten Unterricht, sie haben auch gar keinen Begriff von Erziehung. Dazu kommt noch ihre Gleichgültigkeit gegen die Kinder, und diese ist wieder ganz erklärlich, denn die Zucht gründet sich nicht, wie bei uns, auf Liebe zum Gatten, auf seinen Beifall, seine Theilnahme an dem schweren Geschäft. Die Väter geben vielmehr hierin den Müttern das schlimmste Beispiel, denn ihre Gleichgültigkeit gegen die Kinder, ihr Leben oder Sterben, ihr Gedeihen, ihre Fortschritte, ihre Eigenschaften u. s. w. ist unglaublich. Im Jahr 1812 sah ich davon ein auffallendes Beispiel. Damals war die Pest in Konstantinopel so heftig, daß in fünf Monaten mehr als hundert und fünfzigtausend Menschen starben. Der Conferenzminister Hadsy-Halil-Effendi, ein reicher, angesehener, und wegen seiner trefflichen Eigenschaften allgemein geachteter Mann, hatte von vielen Kindern, die früher gestorben waren, noch einen einzigen fünfzehnjährigen Sohn. Ich hörte, dieses Kind sey auch von der Pest weggerafft worden, und ging mit dieser Nachricht sogleich zu einem meiner Verwandten, um ihn zu warnen, daß er nicht zu dem Türken gehe, der sein besonderer Gönner und Patron war. Er aber erwiderte mir: „Wie wäre dies möglich? ich komme so eben von Hadsy-Halil; wäre sein einziger Sohn gestorben, so hätte ich auf seinem Gesicht doch einigen Ausdruck von Schmerz und Wehmuth, oder wenigstens einige Falten übler Laune gesehen; von alledem bemerkte ich aber nichts; im Gegentheil, er war sehr heiter; ich will aber gleich hin zu ihm, um mich zu überzeugen." Wirklich hatte er, augenscheinlicher Lebensgefahr ungeachtet, den Muth dazu, und hier wurde ihm die volle Bestätigung meiner Nachricht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die ritterlichen Uebungen.

(Fortsetzung.)

Die allererste Uebung werde gegen einen stillstehenden Gegenstand gerichtet, die zweite gegen emporgeworfene Steine, Aepfel und dergleichen; und um dann weiter sich Kaltblütigkeit zu erwerben, übe sich der Lehrling, auf Schwalben, Hasen, und was sonst des Ortes Gelegenheit darbietet, mit einem ungeladenen, bloß mit dem Zündkraut versehenen Gewehre zu zielen und abzudrücken, wobei er sich gewöhnen wird, Alles sehr genau auf's Korn zu nehmen, und das ganz ruhig, weil er weiß, daß er doch nichts erreichen kann. Hat er etwa reizbare Augennerven oder sonst Neigung zu Feuerscheu, so sey seine Flinte mit einem Batterieschloß versehen und allenfalls

auch blind geladen. — Einen ganz besonderen Vortheil wird es ihm gewähren, wenn er sich gewöhnen kann, beide Augen beim Schießen offen zu halten; doch ist dies stets schwer, meist aber ganz unmöglich, sobald es nicht von Anfang an beobachtet worden. Die Befolgung dieser angedeuteten Regeln dient, die Fortschritte zu beschleunigen und eine heilsame Folgerichtigkeit in die Uebung zu bringen, namentlich wenn einer das Schießen erst in reiferen Jahren erlernt, wo er die Nützlichkeit davon einzusehen im Stande ist, die ein Knäblein in zarter Kindheit nicht begreift; diesem aber gebt, sobald er sie halten kann, eine Armbrust in die Hand, denn der Bolzen, den er fliegen sieht, macht ihm im Augenblick klar, was stundenlange Erläuterungen ihm räthselhaft lassen würden, und sobald er den Begriff von der Wechselwirkung des Zielens und Treffens durch die in die Augen fallende Erscheinung sich angeeignet hat, laßt ihn mit einer Flinte, wie er sie zu halten vermag, irgend einen Spatzen vom Zweig schießen, und der Instinkt wird das Uebrige thun, dem ihr fortan nur mit leiser Hand nachzuhelfen habt. Der Schuß, mit dem der Knabe den Vogel erlegte, pflanzt ihm für immerdar die edle Leidenschaft in die zarte Seele, die Gewohnheit macht ihn zum fertigen Schützen, und es müßte sonderbar zugehen, wenn er im zehnten Jahre nicht seine Doppelflinte führte, ohne Rechenschaft geben zu können, wie er sich eigentlich anstellt, um Schuß auf Schuß niederzulegen, was immer in den Bereich seines Blickes und seines Rohrs kommt, es laufe oder fliege. — Eine solche Erziehung macht Schützen groß, die einst nicht dem Gespött ihrer Büchsenspanner anheimfallen, wie jene, hinter denen der grüne Begleiter bereit steht, des Jagdherrn Fehler zu verbessern und zu vertuschen; denn die dienstbaren Geister sind immer geneigt, ihren Herrn und Meister zu verhöhnen, der Jäger, sobald er sieht, daß es zweckmäßiger wäre, wenn der Gebieter lüde und er selbst dagegen schöße, so wie der Reitknecht, wenn er merkt, daß der Gebieter besser auf den Klepper als auf das edle Roß paßte. Und sie haben in ihrer Weise Recht, weil es schmerzlich zu sehen ist, wenn die Unfähigkeit den unverdienten Vorzug behauptet.

Von dem adligen Schützen, Kaiser Max, an, hat es wohl wenig Fürsten gegeben, die nicht die Kugelbüchse zu handhaben gewußt hätten, bis auf den heutigen Tag, obschon in so vielen Ländern und Provinzen das Scheibenschießen unter Prinzen und Edelleuten abgekommen und nur noch die Pürschbüchse im Brauch ist. Zu allen Zeiten aber hat es Schützen gegeben, die mit ihrem Gewehr das schier Unglaubliche leisteten, und es war natürlich, daß in dem Sinn des Volkes auf diese Waffen der Wunderglaube sich übertrug, der in früheren Zeiten so manche Wehr mit Zauberkräften begabt hatte. — Wenn auch der wilde Jäger mit seinem Heer sich nicht der Neuerung fügte, sondern dieselbe Bewaffnung beibehielt, welche von uralter Zeit her ihm eigen war, so brauste dagegen der schwarze Jäger durch die Wälder und machte sich auch in friedlicher Gestalt an die Waidleute, die er zuerst zu Spiel, Trunk und Gotteslästerung verleitete, bevor er sie verführte, seine schwarzen Künste zu erlernen, ihr Gewehr durch höllischen Segen zum Bösen zu weihen und Mitternachts auf dem Kreuzweg die gefeiten Kugeln zu gießen, die alle sicher treffen mußten, bis auf eine, welcher der Fürst der Finsterniß ihren Weg vorzeichnete; auch lehrte er seine Zöglinge, fremde Gewehre zu verhexen, daß sie nicht trafen oder nicht tödteten, sie zu besprechen, daß der darauf gelegte Zauber weiche, und verlieh ihnen die Passauer Kunst, welche sie unverwundbar machte gegen Blei und Stahl. — Und obschon heutzutage der finstere Jäger sich selten mehr zeigt, so haben doch noch einige seiner Künste sich erhalten und mancher alte Waidgesell weiß eine Büchse zu besprechen oder zu verzaubern, wie er just mag. — Von den amerikanischen Schützen werden sonderbare Stückchen erzählt; der Cooperschen Fabeln haben wir schon erwähnt, so wie des „Lichtputzens" der Canadier, die allgemein sich der kurzen Büchse bedienen, welche bei ihnen Carabiner, in einem großen Theil des südlichen Deutschlands aber Stutzen heißt. Dieselben Schützen erlegen die Eichhörnchen, ohne den Pelz zu verletzen, indem sie auf den Zweig schießen, auf welchem das Thier sitzt, so daß es durch die Erschütterung allein betäubt und herabgeschnellt wird; so soll es auch bei ihnen für einen schlechten Schuß gelten, wenn ein Fasan anders als durch den Kopf geschossen ist. (!?)

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

Das Fest in Versailles.

Nun haben die Pariser der Feste genug gehabt und können eine Zeitlang ausruhen, wenigstens bis zu den Julifesten, für welche abermals etwas Großartiges für sie zubereitet wird. Schon lange hatte Ludwig Philipp den Vorsatz gefaßt, den von ihm mit so vieler Pracht wieder hergestellten Versailler Pallast großartig zu inauguriren. Die Heirath seines ältesten Sohnes, und wohl noch mehr die Amnestie war eine würdige Veranlassung dazu. Die Art der Einweihung und Eröffnung war ganz Erfindung des Stifters des Musée historique. Die Künstler, welche an den Gemälden und den Verzierungen gearbeitet hatten, sollten auch Theil an dem Feste nehmen, eben so die beiden gesetzgebenden Kammern und die Akademien. Solch einen Verein von Gelehrten, Künstlern und Staatsmännern hat ein König nie um sich gehabt, und schwerlich hat je ein Hof vierzehnhundert Menschen aus solchen Classen um sich gesehen; auch hatte man es kaum für möglich gehalten, eine solche

Menschenmenge in einem Pallaste einen ganzen Tag hindurch angenehm zu unterhalten. Dieses große Fest wird vielleicht einzig in seiner Art bleiben: zuerst das Durchwandern des Pallastes, das Beschauen der vielen Herrlichkeiten, die in den Gemächern aufgestellt oder erneuert worden sind, dann das große Bankett und zulezt die glänzende Darstellung eines Molière'schen Lustspiels in dem Versailler Schauspielsaale von den Schauspielern des Pariser Théâtre français, welche dazu glänzende Trachten bekommen hatten; und nun der Hof selbst, die Versammlung so vieler berühmten oder doch bekannten Männer: wem hätte solch ein Tag nicht eine merkwürdige Erscheinung seyn sollen: Zum Bekritteln einzelner Mängel war an diesem Tage keine Zeit; aber die legitimistischen und radikalen Blätter ließen es an den folgenden Tagen nicht daran fehlen. Die gegründetste Veranlassung dazu gab das historische Museum selbst, welches bekanntlich viele mittelmäßigen Stücke enthält, so glänzend auch das Ganze in's Auge fällt, und so herrlich auch die Säle geschmückt sind. Ich behalte mir vor, hierüber besonders zu berichten, wenn ich den Versailler Pallast, zu welchem nunmehr ganz Paris wallfahrtet, besucht haben werde. Dann hatten auch einige Künstler Anlaß zum Spotte gegeben, indem sie sich die kostbarsten Trachten hatten machen lassen, um auf eine, wie sie meinten, würdige Art bei dem Feste zu erscheinen, und daher von Gold strozten, als ob sie Millionärs wären; sie sahen ihren Irrthum zu spät ein. Uebrigens war bei allen Festen den eigentlichen Hofleuten die Pracht beinahe zur Pflicht gemacht worden, und sicher haben diese Tage großen Einfluß auf die Fabriken der Luxusartikel gehabt. Seit dem Versailler Feste hat das Théâtre français zu Paris eine Darstellung desselben Molière'schen Lustspiels (le Misanthrope) gegeben, mit den Costümen, die den Schauspielern geschenkt worden waren. Das Publikum hat dieselben zwar ihres Glanzes wegen bewundert; Kunstrichter meinen aber, es sey nicht ganz die Tracht, die man zur Regierungszeit Ludwigs XIV. getragen. Ueberhaupt begeht man hier in den Theatercostümen arge Verstöße; entweder wissen die Künstler, denen das Zeichnen der Trachten aufgetragen wird, die Epochen und Länder nicht zu unterscheiden, oder die Schauspieler, und besonders die Schauspielerinnen, verlangen Veränderungen, weil sie befürchten, in den vorgeschlagenen Trachten nicht zu ihrem Vortheil zu erscheinen. Seitdem jedoch die Vorzeit wieder zu Ehren gekommen ist, werden die Costüme der verschiedenen Zeiten genauer studirt, und der Costümier kann nun nicht mehr wie sonst ungestraft Schnitzer machen; sie werden manchmal in den Tageblättern scharf gerügt. Nach diesem Versailler Feste kam das Pariser Fest; seinen feierlichen Einzug hatte das königliche Brautpaar schon früher gehalten, und dadurch war den Parisern die Gelegenheit geworden, über die Gesichtszüge und den Anstand der Braut ein Urtheil zu fällen. Daß kein legitimistisches Blatt ihr die geringste Schönheit zugesteht, läßt sich vermuthen, auch wenn man diese Blätter nicht liest.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, Juni.

(Beschluß.)

Tod König Wilhelms und Thronbesteigung der Königin Victoria.

Die Königin konnte in der kurzen Zeit aus freiem Willen und freier Entschließung noch keinen Schritt thun, der für eine Bürgschaft ihrer politischen Gesinnung, für eine Garantie ihrer künftigen Regierungsweise gelten kann. Die zwei einzigen Akte von öffentlicher Wichtigkeit, welche die Königin bisher vollzogen, sind die Deklaration, die sie in dem ersten, von ihr gehaltenen Staatsrathe ablas, und die Zurückgabe der bei derselben Gelegenheit von den Ministern ihr überreichten Amtssiegel, lezteres ein symbolisches Zeichen, daß das Ministerium unverändert fortbestehen solle. Durch die Deklaration bekennt sich die Königin zu den, das jezige Whigministerium leitenden Grundsäzen, und durch die Zurückgabe der Siegel bestätigt sie die gegenwärtigen Minister. So betrachtet, rechtfertigen beide Akte die Hoffnungen der Whigs und die Besorgnisse der Tories. Allein ein Ausfluß des freien Willens der Königin und ihrer freien Entschließung können beide Akte nicht genannt werden. Die Abgabe der Deklaration ist reine Form; der erste Minister verfaßt sie, der neue Souverän spricht sie lesend nach; der erste Minister ist für ihren Inhalt verantwortlich, und von den Privatansichten des Souveräns ist derselbe eben so unabhängig, wie die Thronrede, mit welcher der Souverän das Parlament zu eröffnen hat. Die Beibehaltung des Ministeriums anlangend, mußte wohl die Königin handeln, wie sie gehandelt. Es wäre lächerlicher Widerspruch gewesen, jezt zu den politischen Grundsäzen des Ministeriums sich zu bekennen und in der nächsten Minute dieses Ministerium zu entlassen, ganz von der Unklugheit abgesehen, derer die Königin durch die Auflösung eines Kabinets sich schuldig gemacht haben würde, welches die öffentliche Stimme dem verstorbenen König aufgedrungen, und welches die Mehrheit im Hause der Gemeinen besizt. Können nun aber beide Akte kein Zeugniß geben für die Denkungsart der Königin, so verdient unstreitig ihr Verhalten bei Vollziehung derselben doppelte Aufmerksamkeit, und nach dem zu urtheilen, was hierüber in beiden Häusern des Parlaments beim Besprechen der gewöhnlichen Beglückwünschungsadresse von den entgegengesezten Parteien geäußert worden und auch außerdem in's Publikum gekommen ist, scheint die junge Königin die Nothwendigkeit begriffen und die schwere Kunst verstanden zu haben, hier nicht auszuzeichnen, dort nicht zu verlezen, hier wie dort Alle zu gewinnen. „Ich wage zu behaupten," bemerkte Sir Robert Peel, der Gegner des bestehenden Ministeriums, „daß, wer Ihre Majestät gesehen hat, wie sie, achtzehn Jahre alt, zum ersten Male hervortrat aus dem Kreise ihres häuslichen Lebens, zum ersten Male die hohen Pflichten ihres öffentlichen Wirkens zu erfüllen, keine andere als die feste Ueberzeugung hegen kann, daß die, die so sich benahm, bestimmt seyn muß zu einer Regierung, glücklich für ihr Volk, glorreich für sie selbst. Es gibt ein Etwas, welches die Kunst nicht nachzuahmen, kein Lehrmeister zu lehren vermag, und in jenem Benehmen war ein Etwas, das nur aus einem hohen und edeln Gemüthe entsprungen seyn kann." Der von der Königin angekündigte Entschluß, bis zum Begräbnisse König Wilhelms so viel als möglich zurückgezogen zu leben, spricht für ihre Absicht, das Resultat neuer Parlamentswahlen zur Richtschnur ihres künftigen Verhaltens zu machen, ein Vorsaz, der, ob Folge fremden Rathes oder eigener Erwägung, von der Klugheit empfohlen wird und eines Herrschers über England vollkommen würdig ist. Das gegenwärtig versammelte Parlament dürfte demnach von allen vorliegenden Geschäften nur die dringendsten erledigen und dann aufgelöst werden, um der Nation Gelegenheit zu bieten, für oder gegen das bestehende Ministerium sich zu erklären, und durch diese Erklärung auf dem Wege der Constitution ihre heiligsten Interessen bei ihrer jungen Königin zu vertreten. Ueber alles dies muß schon die nächste Zukunft entscheiden.

W. S.

Beilage: Literaturblatt Nr. 70.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 168.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 15. Juli 1837.

What wind blew you hither, Pistol?
Shakespeare.

Die ritterlichen Uebungen.

(Fortsetzung.)

Die Türken stemmen zu Pferd das Gewehr seitwärts hinaus an die Hüfte, und sollen auf diese Weise ziemlich sicher schießen, was wir zu glauben sehr geneigt sind, da wir schon Aehnliches haben versuchen sehen. Die Art und Weise des Zielens dabei hat mit der Führung des Bogens ungefähr die gleichen Grundsätze. Uebrigens haben wir bei Gelegenheit des Waidwerks hinlänglich angedeutet, wo und wie die Jagdgewehre im Brauch sind, und können mithin füglich zu der kleinsten, aber deßhalb nicht unwichtigsten Art von Feuergewehren übergehen, zu der Pistole, die in früheren Zeiten Faustrohr hieß.

Das Faustrohr war von jeher eine Reiterwaffe, und kam erst in Aufnahme, als die Schlösser erfunden worden, welche das Zündkraut hinlänglich festhielten; zur Zeit des dreißigjährigen Krieges gehörte schon allgemein eine Pistole zur Ausrüstung des Reiters, und noch in demselben Jahrhundert scheint man auch darauf gekommen zu seyn, ihn mit einem Paar zu versehen. Natürlicher Weise eignete sich nun der kriegerische Adel diese so verbreitete und nützliche Waffe auch zu anderm Gebrauch an als zu dem im Scharmützel, und übte sich, damit nach dem Ziel zu schießen, und zwar vom Sattel aus; denn auf den Gedanken, ein Faustrohr zu Fuß zu brauchen, gerieth man erst sehr spät. — Obschon wir nicht gelehrt genug sind, um mit Bestimmtheit angeben zu können, in welchem Jahr man angefangen hat, das Pistolenschießen als eine ritterliche Uebung einzuführen,* so glauben wir doch mit ziemlicher Bestimmtheit versichern zu können, daß der allgemeine Gebrauch erst nach 1640 entstanden. Wir folgern dies aus dem Umstand, daß wir nie von einem Pistolenduell gelesen haben, das noch in der ersten Hälfte des dreißigjährigen Krieges vorgefallen wäre; mithin ward erst später das Faustrohr eine adlige Waffe, kam dann aber auch sehr schnell in allgemeine Aufnahme, wie heutzutage noch die Pistole die gewöhnlichste Duellwaffe ist, was wir nicht billigen können.

Der Zweikampf, in früherer Zeit ein allgemeines Rechtsmittel, ward nach und nach in der öffentlichen Meinung entweder ein Vorrecht (oder eine Dienstbarkeit, wie's einer just nehmen will) gewisser Stände, vor allen des Edelmanns und des Offiziers, und die strengsten Verordnungen waren nicht im Stande, den

* Die Einführung scheint indessen schon in den Beginn des siebzehnten Jahrhunderts zu fallen; so finden sich z. B. bei Shakespeare Stellen, welche dies bestätigen, wie da, wo Prinz Heinrich anachronistisch von Douglas sagt, er schieße im Galopp mit der Pistole nach einem Spatzen.

einmal bestehenden Begriffen eine andere Richtung zu geben; weder Gewalt half, noch Ueberredung, bis endlich die neueste Zeit auf den schicklichsten Ausweg gerieth, das Duell da zu dulden, wo es mit Fug hingehört, ohne die bestehenden Gesetze aufzuheben, so daß die Regierung es immerdar in ihrer Gewalt hat, da strafend einzuschreiten, wo irgend ein Mißbrauch sich offenbarte.

Als das Faustrohr eine ritterliche Waffe ward, mag sein Gebrauch im Duell zu allererst wohl durch zufällige Streitigkeiten (rencontres, im Gegensatz zu Kämpfen, denen eine Ausforderung vorherging) entstanden seyn; dabei ward es bloß zu Roß gebraucht, weil ja nur der Reiter es bei sich führte. Jedenfalls scheint sowohl in Deutschland als in Frankreich das Kämpfen mit Pistolen schon nach dem Jahre 1660 allgemein gebräuchlich gewesen zu seyn, denn bei zwei Fällen der Art, die zu unserer besondern Kenntniß gekommen sind, scheinen die Geschichtschreiber die dabei gebrauchten Waffen als etwas, was sich von selbst versteht, stillschweigend vorauszusetzen, indem sie sonst wohl diesen Umstand hervorgehoben haben würden, während sie beide Zweikämpfe nur ihrer sonstigen Sonderbarkeit wegen berichten, weil nämlich der eine zwischen Brüdern, der andere zwischen Damen stattfand. Wir wollen die Erzählungen hier anführen. — Die beiden Reichsgrafen von Kriechingen (Créanges), Johann Ludwig und Ernst Casimir, ritten im April 1665 von Willingen, wo sie einige Zeit in brüderlicher Eintracht mit einander sich vergnügt hatten, wieder heimwärts, als ihnen ein Priester begegnete, den Johann anredete, während Ernst seinen Weg fortsezte; diesem nun ritt nach einer Weile einer von Johanns Dienern nach, um ihm zu hinterbringen, wie sein Herr Uebles von ihm rede, worauf Ernst in solchen Zorn gerieth, daß er das Faustrohr zückte, sein Roß wandte und dem Bruder entgegen ritt, den er beim Dorf Wilderfangen antraf. Da nun Graf Johann bemerkte, wie Ernst mit erhobener Waffe drohend und scheltend gegen ihn ansprengte, entblößte er schnell auch seine Pistole und gab Feuer, in demselben Augenblick, als der andere ebenfalls losdrückte. Beide trafen und wurden getroffen, Ernst durch den Kopf, Johann mit zwei Kugeln in den Leib; der erstere blieb todt auf dem Platz, der andere wurde geheilt und überlebte noch sechzehn Jahre lang den entsetzlichen Augenblick, aber ohne je wieder des Daseyns froh zu werden, denn eine tiefe Schwermuth hatte sich seiner Seele bemeistert. — So erzählt (nach unserm Gewährsmann Juncker, in seiner Fortsetzung der Ludolffischen Schaubühne der Welt) Imhof in Notitia Proc. Imp. den Vorfall, während andere behaupten, die beiden Brüder seyen betrunken gewesen und der Streit habe über einer Hasenhetze sich entsponnen. — Der andere Fall ist minder trauriger Art. Zwei vornehme Damen des französischen Hofs, Madame de Pré l'Abbé und Madame de la Mothe, hatten sich (in demselben Jahr 1665) entzweit und schossen sich zu Pferd. Die leztere ward in den Schenkel getroffen, worauf der Streit auf Befehl des Königs durch Mademoiselle vertragen wurde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Türkische Sitten und Regierung.

(Fortsetzung.)

Man hat in der Türkei so wenig Begriffe von der Sorge für die Gesundheit der Kinder, daß bei weitem die meisten sterben, nicht an der Pest oder andern außerordentlichen, sondern an ganz gewöhnlichen Krankheiten, die in diesem gesunden Clima leicht zu heilen wären. Kaum ein Viertheil der türkischen Kinder entkommt diesen Uebeln. Gelangen sie glücklich zum Jugendalter, so wird ihnen höchst selten eine einigermaßen vernünftige Erziehung zu Theil. Allerdings haben sie Lehrer, es sind aber größtentheils persische und arabische Pedanten, die selbst nur wenig, und das Wenige nur halb wissen. Daher wissen die jungen Leute am Ende des Unterrichts blutwenig, zumal die arabische Sprache voll grammatikalischer Schwierigkeiten ist, die beim Mangel eines verständigen und methodischen Unterrichts fast unübersteiglich werden; auch die arabische Orthographie ist sehr schwer. Für die Armen gibt es freilich Elementarschulen, Namens Mektebs, wo sie das Hauptsächlichste von der arabischen Grammatik, aber weiter nichts lernen. Die Seminarien nehmen bloß Geistliche auf. Daher kommt es, daß die Türken im Allgemeinen ein sehr unwissendes Volk sind; unter hunderttausend gibt es gewiß nicht mehr als dreißig, die fertig Arabisch lesen und schreiben können. — Die weibliche Erziehung ist nun vollends ganz vernachlässigt: an angenehme Künste und Fertigkeiten läßt sich nicht denken, aber nicht einmal einige Kenntniß des Hauswesens wird ihnen beigebracht, etwas Kochen ausgenommen. Dies beschränkt sich auf den Pillau, den Helva und den Ghulladz. Daher bleiben diese Weiber in der krassesten Ignoranz. Nur eine einzige Türkin machte davon eine Ausnahme, nämlich Filnet, deren Vater Großmufti war; sie ist die türkische Sappho. Ihre Gaselen und Episteln sind sehr geschäzt wegen ihrer fließenden, blumenreichen Sprache, die alle Freunde türkischer Poesie entzückt.

Die Bürgersöhne treten bald aus der Schule, die einen, um des Vaters Handwerk zu lernen, andere, um das leichte Gewerb von Packträgern und Aufwärtern in den Kaffeehäusern zu übernehmen, noch andere treten in die kaiserliche Marine oder in das Heer. Die meisten nehmen Dienste bei Ulemas und andern Staatsbeamten, die oft

mehr als zweihundert Diener haben. Dies Geschäft ist am leichtesten und dabei einträglich. Sind sie klug, anstellig, geschickt, besonders aber hübsch, so erlangen sie bald die Gunst ihrer Herren und durch ihre Verwendung Aemter, Ansehen, ja manchmal bekommen sie gar ihre Stellen. Die meisten jetzigen Paschas und Ridsals oder Pfortenminister waren Anfangs die Bedienten der Männer, deren Stellen sie jezt einnehmen.

Die von ihren Einkünften oder zurückgezogen lebenden Türken, wie die hohen Geistlichen, wenn sie nicht gerade Dienst haben, bringen fast ihre ganze Zeit zu Haus mit Schach-, Damen- und Langenpuffspiel zu, denn Karten spielen nur die albanesischen und rumeliotischen Militärs. Verlassen sie aber ihre Wohnungen, um sich Bewegung oder Besuche zu machen, so gehen sie nie zu Fuß, sondern reiten oder fahren in Kähnen. Daher sieht man immer eine Menge Reiter in den Straßen und auf den Plätzen nach allen Richtungen, wobei sie aber sehr aufmerksam sind, ja Niemanden zu beschmutzen, auch nicht den Niedrigsten und Aermsten. Aus Schonung für die Fußgänger gewöhnen sie ihre Pferde an einen langsamen Schritt. Die Söhne der Minister und Großwürdenträger, die jungen reichen Leute der ersten Familien stehen in dieser Beziehung weit über den Dandys, Incroyables und Reiteroffizieren unserer europäischen Städte; denn ihnen wird nie die barbarische Unsittlichkeit und Grobheit einfallen, wie Unsinnige an Fußgängern vorbeizusprengen und sie zu erschrecken oder zu beschmutzen.

Die Bürger und untern Stände gehen den ganzen Tag ihrer Arbeit und den Geschäften nach, und zur Erholung bringen sie täglich höchstens zwei Stunden in einem Kaffeehaus zu. Diese Café's und die Barbierstuben sind die Vereinigungspunkte aller der vielen Müssiggänger, Schwätzer und politischen Kannegießer. Ehe die beglückende Zeitungscivilisation aus Europa bis Konstantinopel vorgedrungen war, ehe hier ein kaiserlicher Moniteur aufkam, hatten die Kaffeeaufwärter und Barbiere ihren Kunden kein Zeitungsblatt anzubieten, dafür brachten diese ihre Neuigkeiten mit, Jeder eine andere, und tauschten sie gegen einander aus. Einer erzählt und streicht sich dabei den Bart und wickelt den Schnurrbart über den Zeigefinger, die andern hören aufmerksam zu und rauchen gravitätisch ihre Pfeifen; hierauf spricht einer nach dem andern, und die Sache wird ganz besonnen, ohne Heftigkeit wie ohne Prätention besprochen. Die europäischen Gesellschaften könnten auch hierin von den Türken lernen. Manchmal wird sehr frei gegen die Regierung gesprochen, dies ist aber nicht ohne Gefahr, denn die Spione des Sultans oder Großvizirs schleichen sich gar oft ein und berichten das Gehörte, wo dann der kühnste Sprecher häufig für sein ganzes Leben verstummt. Im Ramasan sind diese Café's wirklich brillant und anziehend; denn die Meddah's oder Erzähler sitzen da auf Schemeln und erzählen Mährchen aus Tausend und Einer Nacht, zum großen Vergnügen ihrer zahlreichen Zuhörer. Wenn auch die Kaffeehäuser und Barbierstuben nur wenig zur Entwickelung der öffentlichen Meinung beitragen, so sind sie doch eine Art von Schule für das türkische Volk; hier lernen die Leute reden, ihre Gedanken klar ausdrücken, hier lernen sie über ihre Regierung urtheilen, und hören, was sich im Reich und im Ausland zuträgt. Ihre Nachrichten, Urtheile und Kenntnisse über Lezteres sind meistens für uns sehr komisch.

Ankündigung der am 14ten August dieses Jahrs stattfindenden feierlichen Enthüllung der Statue Gutenbergs.

Der 14te August dieses Jahrs ist jezt definitiv zur feierlichen Enthüllung der Statue Gutenbergs bestimmt. Die Stadt Mainz ladet in einem vor Kurzem ausgegebenen Blatte Jedermann zu dieser Feier ein; ein beigegebenes Programm beschreibt die mannichfaltigen, auf drei Tage berechneten Festlichkeiten. Wir legen eine Abbildung der Statue bei und geben einen Auszug aus den eben erwähnten Papieren, um auch das Unsere beizutragen, daß die Sache möglichst veröffentlicht werde. D. Red.

Mainz.

Der Friede in fast ganz Europa und die glückliche Lage unserer Stadt verheißen Erfüllung unsern herzlichen Wünschen, Tausende Mitfeiernder von allen Sprachen Europa's in unserm Kreise zu begrüßen. Festlichkeiten verschiedener Art sollen den Besucher erfreuen, und diese Festlichkeiten sollen vorzugsweise einen geistigen Charakter tragen, in Angemessenheit zu den vorzugsweise geistigen Segnungen der hier mitgefeierten Erfindung. Segneten doch auch die ersten Erzeugnisse der Gutenberg'schen Presse, die heiligen Urkunden unsers Glaubens, gewissermaßen die Wirksamkeit alles fernern Bücherdrucks ein, und stellten sie dadurch unter den besondern Schuz der über uns wachenden, uns nach ihren Planen fort und fort führenden Vorsehung, des alliebenden Gottes! Und so wenig dem Commissionsaufrufe zu Beiträgen irgend eine bloß örtliche, noch weniger irgend eine politische Tendenz oder Parteisache, heimlich oder offenbar, zu Grunde lag, sondern lediglich nur die, wenn auch späte Abtragung einer Ehrenschuld gegen den um das Menschengeschlecht höchstverdienten Erfinder, so soll dieser Akt der Dankbarkeit, vier Jahrhunderte nach der Erfindung begangen, diese Erfindung als eine neue Aera der allgemeinsten Belehrung, des weltbeglückenden Lichtes und des umfassendsten Geisterverbandes feiern. Mit solchen Gesinnungen ladet hiemit die Stadt Mainz zur Feier dieses Aktes ein, nicht als zu einem einzel-städtischen, oder zu einem temporären, oder nationalen Feste, sondern gleichsam zu dem allgemeinsten Völkerfeste, zu dem Feste aller Civilisirten und Gebildeten. Sie kommen Alle, sie schauen Alle das Werk, geschaffen von Thorwaldsen in Rom und von Crozatier in Paris! Dabei mögen dann die Schauenden sich der edlen Worte erinnern, welche Thorwaldsen unter dem 8ten Juni 1834 der

Gutenbergscommission aus Rom geschrieben: „Ich habe nun eine Arbeit geendigt, die für mich so hohes Interesse hatte, und ich darf sagen, daß, wenn wahre Liebe zum Gegenstande vortheilhaft auf die Vollendung der Arbeit eingewirkt, das Monument in dieser Beziehung seiner edeln Bestimmung nicht unwürdig seyn wird."

Programm der Festlichkeiten.

Erster Tag. Montag den 14ten August. Morgens acht Uhr: Versammlung auf dem Stadthause aller hiesigen Behörden und Vereine, der Deputation der Buchdrucker, Schriftgießer und Buchhändler von Mainz mit der vollständigen Gutenbergscommission und den vom Festcomité besonders einzuführenden Deputirten auswärtiger Städte, der Buchdrucker-, Schriftgießer- und Buchhändlercorporationen, der Gelehrten- und Kunstinstitute u. s. w. — Um halb neun Uhr: Festzug der genannten Behörden und Deputirten durch die Schustergasse in den Dom, unter dem Vortritte der Züge der Corporationen mit ihren Fahnen und Emblemen. Nach geendigtem Hochamte verfügt sich, unter dem Vortritte der Züge der männlichen Schuljugend, der Festzug in derselben Ordnung, wie beim Gange zur Kirche, und unter ehrerbietigster Aufnahme der im Dom versammelt gewesenen Fremden und Autoritäten, auf den Platz Gutenberg. Der Musik, welche den Festzug empfangen hat, folgt die Aufführung des Tedeums von Ritter Sigismund Neukom durch die Liedertafel. Nach dessen Beendigung nimmt der Präsident der Gutenbergscommission die Rednerbühne ein und hält seine Uebergabsrede. Am Schlusse derselben erfolgt unter dem Schalle der Trompeten und Pauken die Enthüllung des bisher den Blicken der Anwesenden verdeckt gebliebenen Monuments. Hierauf hält der Bürgermeister seine Uebernahmsrede, und ein musikalischer Uebergang von Militärharmonie geleitet zum Austritt den Redner, welchen sich die Corporationen der Buchdrucker, Schriftgießer und Buchhändler als ihren Repräsentanten gewählt haben werden. Nach einem musikalischen Uebergange hält der Präsident des Kunst- und Literaturvereins die Schlußrede. Nach deren Vollendung stimmt die Liedertafel mit Männerstimmen das Volkslied: „Heil dir, Moguntia!" an, in dessen zweizeiligen Refrain das ganze Volk einstimmt. — Um zwei Uhr: Mittagessen auf Subscription in den Sälen des Hofes zum Gutenberg; eben so, wenn der Raum daselbst nicht ausreichen sollte, Mittagessen in einem andern Lokale, wobei der Stadtrath und die Gutenbergscommission durch einige ihrer Mitglieder gleichfalls repräsentirt seyn werden. — Abends sieben Uhr: Großes Oratorium durch die Liedertafel im Schauspielhause: „Gutenberg," gedichtet von Giesebrecht, componirt von Dr. Löwe in Stettin.

Zweiter Tag. Nachmittags zwei Uhr: Volksfest, bestehend in einem allgemeinen Schifferstechen mit Siegeszeichen auf dem Rheine, längs der neuen Anlage, und feierliche Vertheilung der von der Stadt hiezu eigens bestimmten Preise durch die Behörde. — Um halb neun Uhr: Allgemeiner Fackelzug, insbesondere von den Corporationen der Buchdrucker, Schriftgießer und Buchhändler, an das Monument. Allda hält der gewählte Repräsentant der genannten Corporationen eine der Feier angemessene Rede. — Abends zehn Uhr: Festball im Schauspielhause.

Dritter Tag. Morgens neun Uhr: Versammlung im großen Saale des Hofes zum Gutenberg von Seiten der Gelehrten, Buchhändler und Buchdrucker; sie werden, gleichsam eine allgemeine Jury, durch eine öffentliche Disputation das Säkularjahr der Erfindung der Buchdruckerkunst mit beweglichen Lettern festsetzen. — Nachmittags vier Uhr: Großes öffentliches Militärconcert in der neuen Anlage. — Abends halb acht Uhr: Große Oper im Schauspielhause.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Fortsetzung.)

Die Pariser Feste.

In den ultraliberalen Blättern wurde die Braut nicht günstiger beurtheilt. Es ist ein harter Stand für eine Prinzessin, sich von einigen hunderttausend Menschen begaffen zu lassen, von ihnen vom Kopf bis zu den Füßen gemustert und kritisirt zu werden. Die Stadt, oder eigentlich der Munizipalrath hatte keine Kosten gespart, um das Fest so glänzend als möglich auszustatten, und da der König das Versailler Fest in einem so großartigen Style angelegt hatte, so konnte auch die Stadt Paris nicht umhin, große Auslagen zu machen; glücklicherweise ist Paris eine gewaltige Steuereinnehmerin; sie hat nur mit Millionen zu thun, und es kommt ihr daher nicht viel darauf an, ob sie eine halbe Million mehr oder weniger für ein Fest ausgibt. Auch reicht die bloße Ankündigung eines Stadtfestes hin, Tausende aus der Provinz und aus der Fremde nach Paris zu ziehen. Die Verbrauchsteuern werfen dann mehr ab, und die Stadt findet bald ihr Geld wieder. Uebrigens geht es ihr wie den großen Herrn und den großen Staaten: mangelt es ihr an Geld, so nimmt sie zu Anleihen ihre Zuflucht, und je mehr sie schuldig ist, desto leichter findet sie Kapitalien. Sie hat noch nicht einmal die Hälfte der vor einigen Jahren aufgenommenen vierzig Millionen wieder abbezahlt, und dennoch war sie gar nicht verlegen, als sie diesmal über eine halbe Million für ein großes Fest auszulegen hatte. Bekanntlich war das Fest in zwei Theile oder Tage (jornados, wie die altspanischen Schauspiele) abgetheilt. Der erste Tag sollte für das Volk seyn, der zweite für die Honorationen. Eine Volksmenge von einigen hunderttausend Menschen zu belustigen, ist, wie ich schon vor einiger Zeit bemerkte, eine schwierige Aufgabe, besonders wenn es, wie in Paris, der obligaten Volksfeste mehrere im Jahr gibt. Die Phantasie ist nicht schöpferisch genug, um etwas Neues zu erfinden, das heißt, etwas Neues, das nicht kostspieliger ist, als das, was bereits da war. Es gibt in Paris nur Einen Ort, wo man die Volksmenge ohne Gefahr sich versammeln lassen kann, das sind die Champs élysées; hier ist Schatten und doch auch viel Raum; sie liegen in der Stadt, und zwar neben den Tuilerien, ein großer Theil der Bewohner kann sich also leicht dahin verfügen; sie sind von allen Seiten offen und zugänglich, hier kann also beim Ein- und Ausgehen kein Gedränge entstehen. Hunderte und Tausende von Krämern können hier ihre Zelte und Buden aufschlagen, ohne dadurch das Wogen der Volksmenge aufzuhalten oder auch nur zu stören, und dann findet auch das Volk in den Champs élysées viele Schenken und kleine Kaffeehäuser, wo man bei der Hitze allerlei Erfrischungen bekommen kann. Die Lustbarkeiten in den Champs élysées gehen daher auch immer ohne irgend einen Unfall von statten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 27. und die Abbildung der Statue Gutenbergs.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.



GUTTENBERG.

№ 169.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 17. Juli 1837.

> Die Nothwendigkeit einer Entgegensetzung von Zweien, von Polaritäten, Seitenhälften, Geschlechtern, wenn in der Natur irgend eine Gestaltung oder Bewegung entstehen soll, zeigt sich von den niedersten Bildungen des Steinreichs bis hinan zu den Systemen der Doppelsterne.
>
> G. H. Schubert.

Psychologische Charakteristik der Geschlechter.

Von Professor F. Fischer.

Wie die Seele des Individuums zwei Pole hat, welche in der Lebenskraft Organisation und Leben, im Uebergange zum Geiste Sensibilität und Irritabilität, im Geiste selbst aber Bewußtseyn und Willen heißen, so zerfällt die Menschheit im Ganzen in zwei ähnliche Pole: die Männlichkeit und die Weiblichkeit. Wir werden den Geschlechtsgegensatz nur psychologisch, als den in Mann und Weib wiederscheinenden geistigen Gegensatz von Wille und Bewußtseyn fassen, indem wir es, wenigstens hier, dem Physiologen überlassen, den Gegensatz von Organisation und Leben, von Sensibilität und Irritabilität in Weib und Mann wieder zu finden. Eine psychologische Charakteristik der Geschlechter kann und wird übrigens nur so weit eine scharfe und bestimmte Zeichnung geben, als sich überhaupt ein so ganz fließender Unterschied fixiren und festhalten läßt.

Im Allgemeinen wird sich zeigen, wie durch alle Züge der Männlichkeit das schaffende, durch alle Züge der Weiblichkeit dagegen das gestaltende und bildende Prinzip hindurchgeht. Der männliche Geist denkt und erfindet, der weibliche versteht und faßt; der männliche herrscht und bezwingt, der weibliche ist hingebend und gewinnend; jenes Ziel ist Selbstständigkeit und Ehre, dieser will geliebt seyn und gefallen. Es repräsentirt somit von den Polen des Menschengeistes die Männlichkeit den schaffenden, herrschenden Willen, die Weiblichkeit dagegen das empfängliche, bildsame Bewußtseyn, so daß in Wahrheit die Gegensätze des individuellen Menschengeistes sich als die Gegensätze des Menschengeistes der Gattung wiederholen.

Wenn der Grundcharakter der Männlichkeit in den Willen, der der Weiblichkeit in das Bewußtseyn gesezt wird, so soll damit weder der weiblichen Seele der Wille, noch der männlichen das Bewußtseyn abgesprochen werden, sondern nur von einem Uebergewichte des einen und des andern Prinzips die Rede seyn. Es liegt dies übrigens auch schon in dem Begriffe der Pole, worunter man zwei sich aneinander entwickelnde Gegensätze versteht, von denen jeder den andern in sich schließt, indem sie in der Mitte sich ausgleichen, von der Mitte an aber mit immer zunehmendem Uebergewichte des einen und des andern auseinander treten.

Der Gegensatz, der uns in dem individuellen Menschengeiste wie in dem Menschengeiste der Gattung entgegentritt, geht durch die ganze übrige Natur, indem er auf den verschiedenen Stufen der Naturreiche nur

verschiedene Erscheinungsformen annimmt und demnach auch verschiedene Namen führt. Die männliche Seele entspricht dem positiven und substantiellen, die weibliche dem negativen und formellen Pole der Natur. Beide sind schon in dem Mineralreiche vorgebildet: die männliche oder substantielle Kraft erscheint hier als Ausdehnung, worauf alle Raumerfüllung, und als Abstoßung, worauf alle Raumbehauptung der Körper beruht; die weibliche oder formelle Kraft tritt dagegen als Zusammenziehung, wodurch alle körperliche Figur, und als Anziehung auf, wodurch aller körperliche Zusammenhang entsteht. Deutlicher schon und erkennbarer tritt das männliche Prinzip in dem Leben der Pflanze und in der Irritabilität des Thieres, das weibliche dagegen in der Organisation der Pflanze und der Sensibilität des Thiers heraus.

Die körperlichen Unterschiede der Geschlechter berühren wir, gleich den damit zusammenhängenden Gegensätzen der männlichen und weiblichen Lebensfunktionen, ihre Darstellung dem Physiologen überlassend, nur kurz. Schon in den äußerlichsten Unterschieden der Größe, der Festigkeit und Weichheit, der Stärke und Zartheit, der Kräftigkeit und Schönheit, scheint der geistige Geschlechtsunterschied wieder. Der männliche Körper ist größer, als Organ des expansiven Prinzips; seine Festigkeit, Stärke und Kräftigkeit rührt von dem Uebergewichte des Knochen- und Muskelsystems her, welches dem Willen dient und worin der Wille sich verkörpert. Die Weichheit und Zartheit des weiblichen Körpers entsteht durch das Uebergewicht des Gefäßsystems, welches dem organisirenden Prinzip entspricht, oder richtiger, worin dieses körperlich erscheint. Die Grundform des männlichen Körpers ist keilförmig, breiter über die Schultern und schmaleres Becken; die des weiblichen wellenförmig, breiteres Becken und schmaler über die Schultern. Brust, Schultern und Arme sind die Basis der Bestimmung des männlichen Körpers, daher ihre größere Entwicklung; der Mann ist zur Arbeit bestimmt und zum Kampfe gerüstet. Die Aufgabe des weiblichen Körpers liegt in der Bestimmung des Weibes, Mutter zu seyn; daher das Uebergewicht des Beckens.

Der **Geschlechtsunterschied des menschlichen Geistes** kann nach zwei Haupttheilen, intellektuell und gemüthlich, gefaßt werden, und wir werden ihn in dieser zweifachen Beziehung zu fixiren suchen, wobei natürlich nur die Regel, nicht aber die Ausnahmen in's Auge zu fassen sind. Denn unter allen Unterschieden und Gegensätzen der Natur ist wohl der zu besprechende einer der fließendsten, und es gibt in geistiger, wie indeß auch in körperlicher Beziehung eben so viele Weibmänner als Mannweiber.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die ritterlichen Uebungen.

(Fortsetzung.)

Aelter als die hier angeführten Pistolenduelle ist freilich der Kampf, den der schwedische General Goldstein mit dem Grafen Bruay im Angesicht beider Armeen vor der Schlacht von Jankau (1645) bestanden; doch wird diese Thatsache von gleichzeitigen Geschichtschreibern als etwas ganz Besonderes angeführt; es war wohl nur gleichsam der Auszug eines Reitergefechtes, ähnlich den homerischen Einzelkämpfen, und nicht ein ordentliches Duell; denn wenn die Pistolen dabei schon allgemein gebräuchlich gewesen, so würden jene zwei adligen Fräulein von Aix in der Provence, welche sich im Jahr 1648 um eines Liebhabers willen mit Degen schlugen, wahrscheinlich statt dessen der Feuerwaffen sich bedient haben. — Jedenfalls sind wir übrigens gern bereit, unsere diesfallsige Meinung zu berichtigen, wenn sich Jemand die Mühe geben will, uns eines Bessern zu belehren.

Der Gebrauch des Zweikampfes um persönlicher Beweggründe willen ist schon sehr alt, und seine ursprüngliche Form war das „Gottesgericht," dem sich später auch zierliche außergerichtliche Zweikämpfe gesellten; gewöhnliche Streitigkeiten wurden in Raufhändeln ausgefochten, wo sich just der Hader entspann, oder schon vorher erbitterte Gegner einander trafen. Solche Raufhändel wurden, als der allgemeine Landfrieden Wurzel zu fassen vermochte, wie Mord und Frevel bestraft, während früherhin dies nur geschehen, wenn sie an ausdrücklich verbotenen Stellen stattgefunden, wie etwa im Frieden der kaiserlichen Pfalz. — Späterhin wurde das Duelliren überhaupt unter Androhung entehrender Strafen verpönt und das Gesetz streng gehandhabt, bis endlich eine besser erleuchtete Einsicht den Gebrauch einführte, der die Anwendung des Gesetzes regelt, wodurch erzielt wurde, daß die Raufhändel (oder rencontres) gänzlich abkamen und die Duelle unter Beobachtung der gehörigen Regeln stattfanden.

Die Vorschriften, nach welchen Ausforderung und Kampf einzuleiten und zu vollführen, sind im Ganzen jetzt überall dieselben und stammen von den frühesten Formen, die sich den Bedürfnissen der Zeit anschmiegten. Es ist nicht schicklich, daß die Gegner nach der Beleidigung mit Worten hart an einander gerathen oder gar auf einander zuschlagen, sondern sobald die Beleidigung einmal fiel und allenfalls ein verlangter Widerruf nicht erfolgte, genügt ein Blick oder ein halbes Wort, die Rede auf einen andern Gegenstand zu lenken und so stillschweigend die unausbleiblichen Folgen anzukündigen. Alles Uebrige ist Sache der Sekundanten, deren Obliegenheiten keine geringen sind, besonders wenn der Zeuge des Beleidigten

noch allenfallsige Zweifel zu erörtern hat, ob sein Freund sich auch füglich mit dem Beleidiger schlagen könne, welche Zweifel sich oft in fremden Landen, vorzüglich in sehr besuchten Badeorten darbieten. Beide Sekundanten mitsammen haben zu untersuchen, ob der Streit zu blutiger Entscheidung sich eigne, und wenn dies unzweifelhaft ist, dennoch Alles aufzubieten, den Frieden zu vermitteln, wozu sie noch den lezten, oft glücklichen Versuch machen, wenn die Gegner schon mit den Waffen in der Hand einander gegenüber stehen. So bestimmen sie auch gemeinschaftlich Ort und Zeit, so wie die übrigen Bedingungen des Kampfes, prüfen die Waffen, laden die Pistolen, messen die Entfernung, theilen Licht und Wind.

Die gebräuchlichste Art des heutigen Pistolenduells ist das Schießen im Avanciren, wo beide Gegner gleichweit von einer gesteckten Barrière einander gegenüber stehen, gewöhnlich jeder neun Schritt von der Schranke, so daß ihre erste Entfernung achtzehn Schritt beträgt; ein jeder hat die Freiheit, zu schießen, wann er will, stehen zu bleiben oder vorwärts zu gehen, wobei jedoch die Schicklichkeit erfordert, daß, so Einer vorwärts geht, der Andere nicht stehen bleibe, und daß der Beleidiger dem Beleidigten den ersten Schuß gönne. Nachdem Beide geschossen haben, ohne daß Einer traf, haben die Sekundanten wieder zu laden, da gewöhnlich nur ein Paar Pistolen angewendet wird, und hier sind die Versöhnungsversuche zu erneuern; selten und nur in den wichtigsten Fällen gestatten die Zeugen die dritte Ladung, oder gar die vierte, über die hinaus zu gehen sie sich im Voraus unmöglich zu machen pflegen, indem sie keine weitere Munition mitzunehmen vorsichtig genug sind. Bei einem solchen Duell zwischen zwei österreichischen Offizieren ward der eine vom ersten Schuß erreicht, worauf er die Wunde zudrückte und an die Barrière vorschritt, bis wohin ihm der andere entgegenkam, dem er die Pistole auf die Brust sezte, dann aber in die Luft schoß, weil er nur den Muth des Kameraden hatte prüfen wollen; „hätte er gebebt," sagte der Verwundete nach seiner Genesung, „so würde ich ihn als einen feigen Hund niedergestreckt haben." — Nicht selten haben auch die Gegner auf ein und demselben Platz stehen zu bleiben, und hier wechselt die Entfernung von acht bis fünfzehn Schritten. Die sicherste Art, Einen von Beiden fallen zu machen, ist freilich das Schießen über das Schnupftuch oder den Mantel, wobei nur eine Pistole geladen ist. Diese Weise ist aber im höchsten Grade unritterlich, und trägt ein ganz chinesisches Gepräge.

Zum Duelliren nimmt man gewöhnlich glatte Pistolen, die mit keinem Visir versehen sind, und deren noch keiner der Kämpfer sich bedient hat; auch werden die Kugeln nicht mit dem Pflaster, sondern mit Papier geladen, wodurch die Sicherheit des Schusses vermindert wird. Zum Scheibenschießen hingegen bedient man sich gerne gezogener Läufe, oder pflastert doch wenigstens die Kugel. Zu Pferd sind die Halfterpistolen gebräuchlich, und als Sicherheits- oder Mordwaffe die Terzerolen. In der Geschichte der Selbstmorde spielen die Pistolen ebenfalls eine bedeutende Rolle, und zwar schon seit dem siebzehnten Jahrhundert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Morgenlied eines Handwerksburschen.

Die Kost ist rauh und mager,
Der arme Beutel leer,
Auf meinem harten Lager
Wälz' ich mich hin und her.

Herr, hätt' ich doch zu essen
Von deinem Brod und Fisch!
Hast du mich denn vergessen
An deinem großen Tisch?

Ich will ja gern nicht sorgen
Wie unzufriedne Leut':
Was werd' ich essen morgen? —
Nur was ich esse heut.

Ein Vöglein hör' ich singen,
Das weiß es auch noch nicht,
Wer ihm wird Futter bringen,
Doch singt es sein Gedicht.

Von einem Baum zum andern
Fliegt es, von Ort zu Ort:
So will ich singend wandern
In Gottes Namen fort.

Nic. Müller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Fortsetzung.)

Unglücksfälle auf dem Marsfeld. Das Fest im Stadthaus.

Bekanntlich sind die Lustbarkeiten in den Champs élysées immer dieselben: zwei große Theater unter freiem Himmel, worauf pantomimische Darstellungen gegeben werden, besonders Gefechte, Tanzorchester und eine Kletterstange mit aufgehängten Preisen für die geschicktesten Kletterer. Seit Anfang dieses Jahrhunderts bis dato, unter Republik, Kaiser

und Königen älterer und jüngerer Linie ist dies das stereotype Programm des Festes in den Champs élysées. Bis zum Abend ist die Polizei nicht verlegen, wie sie das Publikum ohne Gefahr für die öffentliche Sicherheit belustigen soll; und der bei jedem Stadtfeste sich bildende Markt trägt noch mehr zur allgemeinen Unterhaltung bei, als das, was die Obrigkeit mit so vielen Kosten veranstaltet. Aber mit Einbruch der Nacht geht die Noth an. Ohne Feuerwerk kann ein Fest nicht beschlossen werden; dies läßt sich aber in den Champs élysées nicht geben, denn es könnte dort nicht in der Entfernung gesehen werden, und diesmal wurde es ja auch zum Vergnügen der königlichen Familie gegeben; es mußte also nicht weit von den Tuilerien aufgestellt werden. Man hatte dazu bereits bei dem Philippsfeste den Kay d'Orsay ausersehen, welcher dem Tuileriengarten gegenüber, am jenseitigen Ufer der Seine liegt. Dieser Platz wurde auch diesmal gewählt, und wenn man das Feuerwerk nicht auf dem großen Concordeplatze abbrennen will, was diesmal wegen der auf diesem Platze vorgenommenen Arbeiten nicht anging, so läßt sich wohl kein schicklicherer Platz dazu finden. Dann ist aber das Gedränge im Tuileriengarten unvermeidlich, zumal da dort zur selben Zeit unter freiem Himmel ein Concert gegeben wird. Um nun dies Gedränge zu vermeiden, hatte man diesmal den klugen Einfall gehabt, zu gleicher Zeit ein ganz außerordentliches Schauspiel auf dem Champ de mars anzukündigen, nämlich das Beschießen und Erstürmen einer Festung mit Leuchtkugeln, Raketen u. s. w. Man hatte von diesem Schauspiel so viel Aufhebens in den Tageblättern gemacht, daß wohl vorherzusehen war, dorthin werde sich eine ungeheure Masse von Neugierigen drängen. Die Polizei war ruhig; denn sie dachte, beinahe die ganze Bevölkerung von Paris könne auf dem ungeheuern Marsfelde Raum finden, hier werde also sicher kein Gedränge entstehen; und sollte etwas vorfallen, so war die Munizipalgarde, das heißt die Gendarmerie, da, um die Ordnung wieder herzustellen; auch stößt eine Kaserne an's Marsfeld, die im Nothfalle Truppen hergeben kann. Die ministeriellen Blätter behaupteten, die Polizei habe sich nichts vorzuwerfen, denn sie habe alle erdenklichen Vorkehrungen getroffen. Eines hatte sie aber nicht bedacht, was sie hätte bedenken sollen, daß nämlich das Marsfeld mit einem eisernen Gitter umgeben ist, und nur einige nicht allzubreite Thore hat. Freilich, wenn Jedermann ganz ruhig seinen Weg ginge und seine Zeit abwartete, so würden diese Thore hinreichen; aber wer weiß nicht, wie es der Pöbel macht, wenn er nichts mehr zu sehen und zu genießen hat! Er stürmt fort, besonders wenn er weit von Hause ist. So geschah es auch hier, und so ereigneten sich denn die schrecklichen Unfälle, worüber sich die Tageblätter umständlich ausgesprochen, und welche den Parisern die Volksfeste verleidet haben. Es ist traurig, wenn man bedenkt, daß das Volk bei seinen wenigen Belustigungen auch noch Gefahr läuft, umzukommen. Die angesehenen Leute haben ruhig alle Feste zu Fontainebleau, Versailles und Paris genossen, ohne die geringste Gefahr zu laufen, ohne irgend einen Unfall zu erleiden; und das sogenannte Volk mußte am Abend des einzigen Tages, welcher eigentlich zu *seiner* Belustigung bestimmt war, so viele Opfer hergeben! Indessen war es nicht der eigentliche Pöbel, welcher an diesem Tage litt; *er* ist harter Natur und weiß sich überall durchzuhelfen. Die Umgekommenen waren meistens Leute aus dem kleinen Handelsstande, unter andern eine verheirathete Frau aus dem Stadtreviere, worin ich wohne. Die Unglückliche war gleichsam durch ein böses Geschick ihrem Untergange entgegengetrieben worden; denn sie hatte eine so heftige Begierde, mit ihrem Manne dem Schauspiel auf dem Marsfelde beizuwohnen, daß sie, um nicht durch ihre häuslichen Geschäfte verhindert zu werden, die Nacht zuvor mit einer gemietheten Frau gearbeitet hatte, um sich den Tag frei zu machen. Der Mann wurde im Gedränge von ihr getrennt, und als er sie bald darauf am Boden todt wieder erblickte, übermannte ihn der Jammer dergestalt, daß er die Sprache verlor, und erst vier-und-zwanzig Stunden hernach seinen Schmerz laut werden lassen konnte. Man hat eine Menge von ähnlichen Unfällen in den Zeitungen erzählt. An komischen Zügen fehlte es auch nicht. So kennt einer meiner Bekannten einen geizigen Hagestolzen, welcher gerne alle Vergnügungen mitnimmt, wofern sie ihn nichts kosten. Dieser Mann hatte sich auch im Gedränge befunden, ohne zu wissen wie, und war fast besinnungslos herausgekommen und wie ein Wahnsinniger die Nacht hindurch in Paris umhergestreift. Als er am andern Morgen nach Hause kam, fehlte ihm seine Uhr, sein Spazierstock mit goldenem Knopfe, und aus seinem Rocke war ein Spenzer geworden. — Das Fest im Hôtel de ville, das am folgenden Abend gegeben werden sollte, wurde nun einige Tage aufgeschoben. Da Alles bereits angeschafft war, so soll dieser Aufschub über 50,000 Franken gekostet haben. Mehrere Tageblätter verlangten, das Fest solle bei der allgemeinen Trauer über den Unfall im Marsfelde ganz unterbleiben; allein ungeheure Kosten und Vorbereitungen waren gemacht worden, Alles war fertig, sogar der Putz der vielen eingeladenen Damen; welche Verzweiflung hätte das Unterbleiben des Festes veranlaßt! Auch machten die ministeriellen Blätter darauf aufmerksam, daß durch dieses Fest eine Menge von Gewerben sehr viel gewonnen. In der That haben seit einem Monat alle Handthierungen, welche mit Anzug, Putz, Fuhrwerk u. s. w. zu thun haben, außerordentlich viele Beschäftigung, und eine Menge von Gehülfen beiderlei Geschlechts u. s. w. nöthig gehabt. Die Unternehmer und Inhaber großer Werkstätten müssen dabei reich geworden seyn, wenn sie ihre Unternehmungen gut berechnet und ausgeführt haben. Wie glänzend das Fest ausgefallen ist, weiß nun bereits ganz Europa. Ueber das so prachtvoll eingerichtete Innere des Hôtel de ville, über den herrlichen Ball und das köstliche Nachtessen vergaßen die Damen die Unannehmlichkeit, drei bis vier Stunden in den Kutschen zubringen zu müssen, ehe sie der Reihe nach hatten anlangen können; sogar die Hitze, welche in den geräumigen, aber überfüllten und stark beleuchteten Sälen herrschte, war nicht vermögend, das Entzücken zu mäßigen. Nur der Gedanke, was doch aus dieser Versammlung würde, wenn durch einen unglücklichen Zufall die Flamme alle die leichten Zierrathen ergriffe, womit die Säle geschmückt waren, erregte bei mehreren Eingeladenen lebhafte Besorgniß; denn die Ausgänge waren enge, und was vor einigen Abenden auf dem Marsfelde vorgefallen war, konnte sich hier bei Feuersgefahr sehr leicht wiederholen. Glücklicherweise lief das Fest ohne irgend einen Unfall ab, und Jedermann hatte Ursache, mit demselben völlig zufrieden zu seyn. Die Munizipalräthe hatten nichts gespart und vortrefflich die Honneurs gemacht. Von denjenigen, welche zu demselben beigetragen haben, das heißt, welche die Consumtionssteuern bezahlen, waren aber natürlich nur Wenige dabei; die Uebrigen mußten sich mit den schönen, ja fast poetischen Beschreibungen begnügen, welche die Tageblätter an den folgenden Tagen lieferten.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 71.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 170.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 18. Juli 1837.

Your words have took such pains, as if they labour'd
To bring manslaughter into form, set quarreling
Upon the head of valour.

Shakespeare.

Die ritterlichen Uebungen.

(Fortsetzung.)

In der Geschicklichkeit des Pistolenschießens hat es die neue Zeit sehr weit gebracht, und es gibt oder hat Schützen gegeben, welche mit großer Sicherheit auf etwa zehn Schritt eine aufgestellte Klinge so trafen, daß die Kugel sich in zwei ziemlich gleiche Theile spaltete, die auf zwanzig Schritt und weiter noch das Aß aus einer Karte schossen, oder Schuß für Schuß in bestimmter Reihenfolge die Punkte aus einem andern Blatt; doch sind die Schützen selten geworden, welche das Faustrohr zu Roß, nämlich im Galopp oder gar im Trabe, mit Geschicklichkeit zu führen wissen, seit das Duelliren zu Pferde, aus billiger Rücksicht für die unschuldigen Thiere, außer Uebung gekommen. — Eine besondere Fertigkeit im Pistolenschießen hat manchen guten Gesellen schon zum Uebermuth verleitet, ihn zum Raufbold gemacht und endlich in's Verderben gestürzt.

Als das Muster eines anständigen Duells gilt in unsern Zeiten dasjenige, welches ein deutscher Edelmann im Herbste 1834 bestanden und von dem in Semilasso's vorletzem Weltgang Rechenschaft gegeben wird. Die Gegner hatten sich nie vorher mit Augen gesehen, erblickten sich mithin zum ersten Mal auf dem Kampfplatz, grüßten sich stumm, schossen, und als einer verwundet war, wechselten die Sekundanten die schon im Voraus ausgefertigten gegenseitigen Erklärungen aus, und die Gesellschaft trennte sich. — Unter solchen und ähnlichen Formen vorbereitet und ausgeführt, gewährt das Duell wenigstens den Nutzen, daß es eine völlige Ausgleichung der Gegner herbeiführt, insofern nur eine conventionelle Beleidigung den Anlaß gab, und nicht etwa eine von denjenigen, welche die weite Welt für zwei Männer zu eng erscheinen lassen. Von lezterer Art mag die Kränkung gewesen seyn, welche den jahrelangen Haß zwischen dem Polen Rzewuski und einem andern Cavalier entzündete: wo sie einander trafen, schossen sie sich, und jedesmal ward einer von ihnen verwundet, bis es endlich dem Grafen Rzewuski gelang, den Gegner zu erlegen. — Oft wird eine an sich geringfügige Beleidigung nur durch Nebenumstände, besonders durch ein nicht gehörig abgemessenes Betragen der Streitenden, oder eines von ihnen, so schwer, daß alle Versuche zur Versöhnung vergeblich bleiben müssen; meistens ist aber ein solcher Auftritt, wenn er zwischen Leuten von Erziehung vorfällt, mit Berechnung herbeigeführt, um der Welt einen annehmbaren Grund vor Augen zu stellen, sobald sie den eigentlichen Anlaß nicht wissen soll, wie wenn z. B. ein betrogener Ehemann dem Verführer an's Leben will. Denn unsere Zeit, obschon sie sittlichere

Grundsätze angenommen, als das achtzehnte Jahrhundert bekannte, hegt über diesen Punkt immer noch Gedanken von einer empörenden Leichtfertigkeit, so daß sie nur allzuoft den Beleidigten verhöhnt, den Beleidiger begünstigt.

Vor Allem glauben wir die leider noch so gewöhnlichen Studentenduelle nicht hart genug tadeln zu können, weil dem die Waffe nicht gebührt, der erst sich vorbereitet, in der Welt einen Mann vorzustellen, und weil es lächerlich ist, wenn der, welcher die Gesetze erlernt, sich eine Pflicht daraus macht, sie zu übertreten, der, welcher ein Verkünder des Friedens werden soll, unter blutigen Händeln die Gottesgelahrtheit sich aneignet, und der, welcher die Heilkunst einst üben will, damit anfängt, Wunden zu schlagen, als ob der nahende Beginn seiner praktischen Laufbahn ihm nicht genug der Opfer vorbehielte. Und daß dieser Unfug auf deutschen Universitäten noch fortbesteht, ist einzig die Schuld derer, welche nicht einsehen wollen, wie die veralteten Formen nicht mehr in unsere Zeit passen; denn so heilsam es im Mittelalter gewesen seyn mag, durch die Vorrechte der Hochschulen dem Erlernen der Wissenschaften einen besondern Reiz zu verleihen, eben so sehr läge es in den Bedürfnissen unserer Tage, die Lernenden recht lebhaft empfinden zu lassen, was sie unter den jetzigen Verhältnissen zu vergessen so sehr geneigt sind: daß sie Schüler sind, und erst künftighin Männer und Bürger werden können, wenn sie die ihnen obliegenden Pflichten treulich erfüllen.

Im Ganzen treffen in den Ansichten über das Duell die zwei einander am meisten entgegengesetzten Systeme zusammen, der absolute Despotismus und die republikanische Denkart; denn beide verlangen Staatsbürger, deren Gut und Blut, Leben und Ehre allein dem Gemeinwesen angehören. Die romantische Gesinnung aber gesteht dem Himmel und dem Kaiser nur das zu, was ihnen gebührt: die Seele und das Leben, das Herz und die Ehre der eigenen Verfügung vorbehaltend.

Psychologische Charakteristik der Geschlechter.

(Fortsetzung.)

Wenn nach unsern vorläufigen Andeutungen das Bewußtseyn das vorherrschende Prinzip der Weiblichkeit, der Wille aber das überwiegende Prinzip der Männlichkeit ist, so sollte man denken, es müßte in der weiblichen Seele die Intelligenz eben so sehr überwiegen, als im Manne der Charakter; die weibliche Seele müßte sich eben so sehr durch erstere, als die männliche durch lezteren auszeichnen. Dem scheint nun aber nicht so zu seyn; denn wir sehen, wie jeder Zeit die Frauen in der Wissenschaft nur Mittelmäßiges geleistet. Alle wissenschaftlichen Entdeckungen und Bereicherungen gehören dem männlichen Geiste an; gelehrte Frauen sind nur seltene Ausnahmen von der Regel. Die bloße gesellschaftliche Sitte erklärt diese Unwissenschaftlichkeit des weiblichen Geschlechts nicht: denn einmal läßt sich echter wissenschaftlicher Genius, wenn er nicht ganz abgeschnitten von allen wissenschaftlichen Quellen lebt, nicht unterdrücken, sondern bricht sich durch alle Hindernisse Bahn und sättigt sich selbst mit kümmerlicher Nahrung. Indessen ist unsere gesellschaftliche Sitte weit entfernt, das weibliche Geschlecht von wissenschaftlicher Bildung auszuschließen, so daß neuerer Zeit demselben nur vielleicht zu viel davon aufgedrungen, namentlich aber, was noch mehr als schulmeisterische Mißhandlung der Natur zu tadeln ist, der weibliche Unterricht ganz in der trockenen, abstrakten und gelehrten Weise der Knabenschule ertheilt wird. Dessen ungeachtet sehen wir aber verhältnißmäßig kaum mehr gelehrte Frauen aufstehen, als sonst zu den Zeiten mangelhafterer weiblicher Bildung. Indessen, und dies ist wohl entscheidend, verwirft das allgemeine Gefühl die Erscheinung einer gelehrten Frau als unnatürlich, und man kann sich kaum enthalten, dabei an ein Mannweib zu denken oder wenigstens eine mißhandelte Weiblichkeit zu beklagen. Der echte weibliche Geist verschließt den genossenen wissenschaftlichen Unterricht als inneren Reichthum geistigen Lebens; er vergißt oder resorbirt seine Kenntnisse, indem er sie in geistige Substanz verwandelt, so daß er sie nicht mehr hat, sondern ist; er zeigt seine wissenschaftliche Bildung nur in concreter, lebendiger Anwendung, wo es dann nicht mehr Gelehrsamkeit, sondern Bildung ist und heißt. In der Bildung sind die Kenntnisse concret geworden und in Fleisch und Blut übergegangen; sie existiren und äußern sich nicht als Kenntnisse in abstrakter Form, sondern als Reichthum und Fülle geistigen Lebens. Trockene, nackte Gelehrsamkeit zerstört den Liebreiz des schönsten Mundes; die ernste gelehrte Miene läßt die Frau nur komisch, ihr abstraktes Räsonnement verscheucht den gewöhnlichen Mann und kann dem Sachkenner nur ein mitleidiges Lächeln abnöthigen. Es wird kein besonnener Mann eine Schriftstellerin oder Dichterin darum lieben oder gar heirathen, wie der arme Bürger seine Elise. Denn wie mit der Wissenschaft, so ist es nun auch mit der Kunst. Durch alle Zeiten hindurch gehören die Hauptwerke der Malerei, der Plastik, der Musik, der Dichtung, den Männern an. Eine Dichterin ist, als solche, nicht viel liebenswürdiger als eine Schriftstellerin. Die weibliche Poesie soll sich schamhaft und jungfräulich in stille Träume zurückziehen. Wenn sie sich äußert, darf sie nur verstohlen, als verschönernder Schwung der

Phantasie, das weibliche Leben heben. Nur keine weiblichen Verse und Gedichte! Schon eher Dramen oder Romane, am willkommensten aber Memoiren oder Briefe, wo die Poesie sich unter gesellschaftlichem Takte, unter Beobachtung und Menschenkenntniß verhüllt geben kann.

Man ist ziemlich allgemein geneigt, hieraus den Schluß zu ziehen, daß ein Uebergewicht der Intelligenz auf Seiten des männlichen Geschlechts vorwalte, wogegen man das weibliche Geschlecht mit voller Einräumung der gemüthlichen Vorzüge zu entschädigen sucht. Alte Pedanten, welche keine Intelligenz als die wissenschaftliche kannten, wollten sogar bei der Frage nach der Intelligenz der Frauen bedenklich den Kopf schütteln und halb und halb daran zweifeln, wenn sie nicht noch gröber waren. Die guten Herrn dachten freilich an die Intelligenz des täglichen Lebens, wovon sie selbst wenig besitzen mochten, gar nicht. — Indessen würde auch nur eine Annahme überwiegender Intelligenz auf Seiten der Männlichkeit schlecht zu unserem Satze, daß ein Uebergewicht des Bewußtseyns den Grundcharakter der Weiblichkeit bilde, passen. Allein jener Schluß erfordert noch eine genauere Untersuchung.

Wissenschaft und Kunst sind Produktionen der Intelligenz, wozu Schöpferkraft, somit das Element des Willens gehört, und es wäre nun leicht möglich, daß es der Weiblichkeit zu wissenschaftlichen und künstlerischen Schöpfungen weniger an Intelligenz als an Produktivität mangelte. Die Intelligenz, so weit sie reine Sache des Bewußtseyns ist, zeigt sich hauptsächlich in der Auffassungskraft und dem Verständniß, mit Einem Wort, in der Receptivität. Bekanntlich hat mancher in Wissenschaft und Kunst schöpferische Geist dieser receptiven Intelligenz, z. B. des Verstandes im täglichen Leben, nicht eben besondern Ueberfluß. Nur sein kräftiger, schöpferischer, fleißig geübter Wille befähigt ihn, mit dem vielleicht bescheidenen Maße seiner Intelligenz Außerordentliches zu schaffen. Von diesem Gesichtspunkte aus dürfte sich leicht unser Urtheil über das beiderseitige Maaß der Intelligenz ganz anders gestalten. Offenbar hat das weibliche Geschlecht eine viel leichtere und schnellere Fassungskraft in allen Dingen, wozu kein besonderer Fleiß und keine außergewöhnliche Anstrengung gehört. Durch fleißige Anstrengung, welche aber Sache des Willens ist, lernt freilich am Ende der Mann mehr und sammelt sich zuletzt einen Schatz von Kenntnissen, welcher dem Weibe gar nicht erreichbar ist. Allein welcher von beiden Theilen lernt leichter und spielender? so muß die Frage gestellt werden, um über das wahre Maaß der receptiven Intelligenz, somit der Intelligenz an sich und abgesehen von dem in ihr wirkenden Willen, zu entscheiden. Darin aber werden ohne Zweifel alle Erzieher und Beobachter dem weiblichen Geschlecht den Vorzug geben müssen. Nehmen wir ferner den Blick, die Auffassung und Beobachtung im täglichen Leben, im gesellschaftlichen Umgange u. s. f., so ist ohne Zweifel das weibliche Auge ungleich gewandter, schneller und feiner als das männliche. — Was endlich das Verständniß anbelangt, so wird jeder aufrichtige Mann dem schönen Geschlechte den richtigeren und feineren Takt zugestehen.

Eine ganz andere Frage ist, ob die Frau ihre Beobachtungen und Verständnisse in klare Begriffe übersetzen, sie sagen oder gar niederschreiben kann. In dieser Reproduktion, wenigstens im Schreiben (denn im Sagen ist das schöne Geschlecht noch stark), mag der Mann im Allgemeinen wieder überlegen seyn; denn sie erfordert Schöpferkraft und fleißige Uebung. Indessen ist bekannt, daß die Memoiren und Briefe, und selbst die Romane von gebildeten Frauen ungleich feinere und interessantere gesellschaftliche Beobachtungen enthalten, als sie einem Manne möglich gewesen wären. Hiemit stimmt ganz gut zusammen, daß, nach einer sehr richtigen Beobachtung, die wissenschaftlichen Arbeiten der Frauen bloß Erlerntes wiedergeben, ihre Dichtungen einen Mangel an schöpferischer Phantasie beurkunden und sich bloß durch Beobachtung und Verständniß auszeichnen, daß ihre Kunstwerke nur Copien sind, nach irgend einer Manier gearbeitet. Ihre Intelligenz ist receptiv, oder mehr nur reine, bloße Intelligenz, aber als solche sehr überwiegend.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Juni.

Tasso und Alphons von Este.

Es dürfte nöthig seyn, noch einmal auf Torquato Tasso und seine in Rom befindlichen Handschriften, wovon in einem frühern Briefe die Rede war, zurückzukommen, um Mißdeutungen vorzubeugen, welche in Hinsicht des Charakters des Herzogs von Ferrara nur zu leicht stattfinden könnten. Es ist nichts wohlfeiler, als in volltönenden Phrasen, die Jedem zu Gebote stehen, in Alphons nur den erbarmungslosen Tyrannen darzustellen, und seine Handlungsweise gegen den unglücklichen Dichter mit den schwärzesten Farben auszumalen. Ehe man aber so rasch verfährt, möge man sich fragen, ob man dennoch nicht etwa falsch oder zu hart urtheilt. Ich bin, meines Theils, nicht im Geringsten geneigt, einen Panegyricus des Herzogs zu schreiben: ich bin weder Bibliothekar eines Herzogs von Modena, noch widme ich diese Zeilen einem Sprößling der Este. Alphons war, wie die Geschichte ihn uns zeigt, gemessen, ruhig, pomphaft, prachtliebend, übrigens ziemlich frei von jenen Lastern und Ausschweifungen, welche die Lebensbeschreibungen mehr denn eines Gliedes der Häuser Medici und Farnese zu Blut- und Schaudergeschichten machen. Er genoß allgemeiner Achtung, und es fehlte ihm wenigstens nicht an jener Staatsklugheit, die ihn vor den anhaltenden Reibungen mit dem päbstlichen

Stuhl bewahrte, welche seinen Vorgängern zu verschiedenen Zeiten so viel Ungemach verursacht hatten. In Allem, was er that, blickte das Bestreben durch, die Würde seines Hauses aufrecht zu erhalten, welches den ersten Rang unter den Fürsten Italiens für sich in Anspruch nahm; er war äußerst eifersüchtig auf dessen Stellung, und seine Sucht zu glänzen veranlaßte ihn zu einem Aufwande, der die Kräfte seiner Familie und seines Landes bei Weitem überstieg. Seine vielen, geldraubenden Reisen, seine kostspielige Hofhaltung, mehr die eines Königs, denn eines Herzogs, mit anhaltenden Banketten, Turnieren und andern Festlichkeiten, seine großentheils ganz unnützen Bauten, Villen, Befestigungen u. s. w., nöthigten ihn, das Ferraresische mit einer Menge von Abgaben zu belasten, welche den Wohlstand untergruben und ihm die Gemüther entfremdeten, so daß selbst der übervorsichtige Muratori in seinen Antichità Estense die Bemerkung nicht zu unterdrücken vermag: die große Anhänglichkeit und Liebe, welche das Volk seit Jahrhunderten zu seinem angestammten Herrscherhause genährt, sey unter ihm sehr vermindert worden. Die absolute Unmöglichkeit, worin nach Alphonsens Tode sein Nachfolger Don Cesar sich befunden zu haben scheint, sein Erbe gegen den Pabst zu behaupten, der es als erledigtes Lehen einzog, mag eine Folge von allem diesen seyn. — Denken wir uns nun neben einem Fürsten dieser Art den leidenschaftlichen, unvorsichtigen, in einer Ideenwelt lebenden Tasso; denken wir uns diesen in einem Verhältnisse zu Gliedern der Familie eines solchen Fürsten, wie es durch die mehrerwähnten Handschriften völlig enthüllt wird, so müssen wir wohl von ganzer Seele beklagen, können uns aber kaum darüber wundern, daß der Ausgang so tragisch war. Daß Alphons dem Dichter wohl wollte, und ihn selbst bei Veranlassungen, wo dessen, von seinen Zeitgenossen so oft erwähnte und beklagte melancholische Stimmung und krankhaft reizbares Wesen Unfrieden hätten veranlassen können, und die Verstöße gegen die Sitte doch gar zu auffallend waren, mit Milde und Nachsicht behandelte, davon geben Tasso's eigene Briefe und Dichtungen vor und nach den Unglücksjahren, so wie die Aussprüche Gleichzeitiger hinlänglich Zeugniß. Er ehrte in ihm den großen Dichter und betrachtete ihn als die Zierde seines Hofes; es redet dafür die Aufnahme, welche dem Aminta und der Gerusalemme zu Theil ward; er fand Vergnügen daran, ihm selber Gegenstände, welche sich auf das Kriegswesen bezogen, zum Behuf seiner Dichtung zu erläutern. Wenn es eine Reise galt, oder einen feierlichen Empfang (z. B. als Heinrich III. v. Valois 1574 von Polen nach Frankreich zurückkehrte), oder einen Ausflug nach den Villen, fehlte Tasso nicht. Dies mögen Kleinigkeiten seyn, aber auf Verhältnisse dieser Art werfen Kleinigkeiten nicht selten ein großes Licht. So weiß man z. B, daß er dem Dichter, um dessen pecuniäre Lage zu verbessern, einmal den Lehrstuhl der Geometrie in Ferrara ertheilte, was wohl nur pro forma war, da jener blutwenig von mathematischen Wissenschaften verstand; daß er sich bei den italienischen Höfen eifrigst verwandte, um Nachdrucke der Gedichte Tasso's zu verhindern u. s. w. Aus Tasso's Briefen ist bekannt (auch sein Biograph Serassi redet davon), daß er einmal dem Herzoge klagte, es fehle ihm an Geld, Wein zu kaufen, und der Herzog ihm köstlichen Wein in seine Wohnung bringen ließ. Es war bei dieser Gelegenheit, wo Alphons unter Tasso's Verse folgende Zeilen schrieb, die noch vorhanden sind:

Sia data una botta di vin al Tasso:
Beva, scriva, riposi, e vada a spasso.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Juni.

(Beschluß.)

Der Opernball.

Einige unabhängige Blätter haben sich über das Journal des Débats lustig gemacht, welches seine pompöse Beschreibung „in der Nacht um zwei Uhr" und vom Hôtel de ville datirt hatte, wie ein Feldherr den Bericht über einen errungenen Sieg vom Schlachtfelde datirt. Nun blieb nur noch ein Fest übrig, das nämlich, welches die Nationalgarde dem königlichen Brautpaar und der gesammten königlichen Familie geben wollte. Dies war ein eigentlicher Subscriptionsball; hier bedurfte es keiner Begünstigung, um zugelassen zu werden; jeder Nationalgardist, das heißt jeder Bürger, hatte das Recht, für sein Zwanzig-Frankenstück Einlaß zu fordern. Auch war an Subscribenten kein Mangel; denn was ist ein Goldstück für die vielen wohlhabenden Pariser, welche zur Nationalgarde gehören! Natürlich waren der Nichtsubscribenten noch zehnmal mehr. Man mußte die Subscribentenliste früher schließen, als wohl gewünscht wurde, weil sich schon mehr Personen gemeldet hatten, als der Opernsaal fassen konnte. Die Subscriptionsgelder reichten aber nicht hin, um die großen Kosten des Festes zu decken; es scheint, daß man das Uebrige aus der Kasse der Nationalgarde genommen. Dies mag wohl nicht ganz gesetzmäßig seyn; allein darauf wurde diesmal nicht gesehen, und sogar die Vergoldung des Opernsaales wurde auf Kosten der Nationalgarde erneuert, damit der Ballsaal desto festlicher aussehe. Somit hat unverhofft die große Oper einen Schmuck erhalten, womit sie wenigstens einige Jahre lang wird prangen können. Ein Subscriptionsball mußte natürlich anders aussehen, als ein Fest, an dem nur geladene Gäste Theil nehmen. Es ging hier ungezwungener her, als bei den übrigen Festen; denn die Gäste waren gleichsam zu Hause, und konnten nicht vergessen, daß sie die Kosten des Festes bestritten. Uebrigens benahmen sie sich so galant, wie man es von gebildeten Parisern erwarten kann. Den Damen waren rund um den Tanzboden des Opernsaals Sitze angewiesen worden, welche sich amphitheatralisch erhoben, und da die Damen mit Juwelen und künstlichen Blumen und den kostbarsten Zeugen geschmückt waren, so nahm sich dieser Kranz, den man mit einem großen Blumenkorbe verglich, herrlich aus. Besonderes Aufsehen erregten sechs junge und schöne Frauen von Nationalgardisten aus der sogenannten Banlieue, welche die ländliche Tracht beibehalten hatten; aber statt des gewöhnlichen Kopfzeuges trugen sie die feinsten Spitzen, statt der vergoldeten Zierrathen waren sie mit Juwelen geschmückt. An Juwelen konnte es jedoch natürlich Niemand der Herzogin von Orleans gleich thun, deren Anzug mit den ihr bei der Hochzeit geschenkten Juwelen gleichsam besäet war. Auch einige Fischweiber, oder wenigstens reiche Marktfrauen waren da, ebenfalls in sehr kostbarer Tracht. Die legitimistischen Blätter thaten ihr Bestes, dieses Fest lächerlich zu machen; so behaupteten sie, die Bürger und Bürgerinnen haben sich in Wäscherkarren und in allem möglichen Fuhrwerke zum Balle führen lassen, und die zur Oper führenden Gassen haben ausgesehen wie am Fasching. An Miethkutschen jeder Art ist aber in Paris kein Mangel, und kein Bürger versagt sich den Gebrauch derselben, wenn es darauf ankommt, seine Frau und Tochter zum Balle zu führen. Dieses lezte Fest hat wenigstens die Steuerpflichtigen nichts gekostet, und insofern verdiente es, wie ein unabhängiges Tageblatt bemerkt, den Vorzug vor dem Feste des Hôtel de ville, an welchem die Zahlenden nur durch eine geringe Anzahl von Repräsentanten Antheil nehmen konnten. Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 57.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 171.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 19. Juli 1837.

Die Narrheit eines Narr'n ist nicht so wundersam,
Als die des Weisen, wenn sein Witz in's Faseln kam.

Shakespeare.
Verlorne Liebesmüh'.

Paradoxer Kritiker.

1.

Einst sah'n wir einen Löwen mit goldner Mähnenzier;
Mit feuerhellen Augen gebietend, stand er hier;
Und hob er seine Stimme in rechter Zornesfüll',
O wie wir alle bebten vor'm donnernden Gebrüll!

Ein junges Hündlein spielte zu seinen Füßen da;
Großmüthiglich der Löwe gar sanft heruntersah,
Wenn es an seiner Tatze sich mit den Zähnchen hielt,
Und oft mit seiner Mähne zutraulich fortgespielt.

Als wir nun angestaunet die Magnanimität
Und die Condescendenzen der Löwenmajestät,
Erhob sich eine Stimme: „Das ist nicht wunderbar!
Wißt, daß des Löwen Mutter bloß eine Hündin war!

Ich hab's ihm nachgespüret und kritisch aufgedeckt:
Ein Möpschen hat den Löwen im Hundestall beleckt;
Drum hält er's mit den Hunden, und gäb' ich Alles kund,
So hieltet ihr ihn Alle für einen bloßen Hund!“

Man staunte ob dem Herren; er war ein Philosoph,
Der überall von Witzen und Consequenzen trof.
Ein Papagei im Käficht erhob sich recht und schlecht,
Und rief aus dickem Schnabel: „Herr Bruder, du hast Recht!“

2.

Wir wandelten von hinnen — der Sommer machte heiß —
Und sezten uns zum Weine vergnüglich in den Kreis.
Der Wirth gab uns das Beste von seinem Eilfer Wein,
Damit die werthen Gäste befriedigt möchten seyn.

Wie duftete im Grünen so frisch das nasse Gold!
Wie schwamm die Abendsonne im Bechergrund so hold!
Wir hoben die Pokale und dankten unsrem Gott,
Der uns zur süßen Labe solch edle Feuchtung bot.

Wir sprachen von der Rebe, die tief am Boden hin
In stiller Demuth ranket, und deuteten den Sinn
Der himmlischmilden Demuth, die unterst wollte seyn,
Damit sie uns erzeugte den ew'gen Freudenwein.

Der Philosoph indessen saß hinterrücks gebückt,
In Machtphilosopheme gewaltiglich entzückt,
Und als er seine Flasche gegossen in das Glas,
Rief er im Donnertone: „Herakles! was ist das?

„Da schwimmt in meinem Weine ein Fäserchen umher
„Von einer Felsendistel! — Schnell gießt die Flasche leer!
„Die blinden Bursche drüben, die mögen fröhlich seyn,
„Doch Kritiker goutiren nie solchen Distelwein!“

Man staunte an den Weisen — der Wein war herrlich gut —
Und ließ ihn weidlich schimpfen auf's goldne Distelblut.
Ein Papagei im Käficht erhub sich recht und schlecht:
„Joko will auch nicht trinken! Herr Bruder, du hast Recht!"

3.

Drauf sank die Sonne nieder, wir gingen Alle heim,
Der Kritiker alleine mit seinem Weisheitskeim
Saß trocken in der Laube. — Die Sonne nieder geht!
So sprachen wir; er murrte: „Nein, unsre Sonne steht!

„Und steht die Sonne stille, so kann's nicht werden Nacht,
So nehmen bloß die Blinden nicht ihren Glanz in Acht!
Drum werd' ich hier verbleiben, hoch über dem Gespött." —
Wir aber gingen ruhig und legten uns in's Bett.

Der Philosoph indessen hat jene dunkle Nacht
In seiner Laube nickend beim leeren Krug verbracht,
Und als die Schatten oben vor Sterne sich gerollt,
Sprach er in stolzem Frieden: Das ist nur Sonnengold!

Mehr hat man nicht erfahren, weil er alleine blieb;
Kein Kellner blieb mehr wachend dem feinen Herrn zulieb;
Der Papagei im Käficht rief bloß, vom Traum geschwächt,
Zur Mitternacht herüber: „Herr Bruder, du hast Recht!"

4.

Des andern Tages kamen von nahe und von fern
Und freuten sich des Lenzes viel edle Frau'n und Herrn.
Da saß er eingeschlafen, der Kritiker, gar mild,
Und war in seinem Schlafe der echten Weisheit Bild.

Weil er die Nacht genommen tiefkritisch für den Tag,
Was Wunder, daß er heute fest eingeschlummert lag?
Man lachte, trank, spazierte; das war ihm ungenehm.
„Ihr Eulen," rief er zürnend, „was stört ihr mein System!

„Jetzt schlafen alle Weisen, denn seht, ich schlafe auch,
„Und bin ein Mann des Schlummers vom Scheitel bis zum Bauch!
„Drum kann jetzund die Sonne nicht an dem Himmel stehn,
„Fahrt hin, ihr wüsten Käuze, bis Morgenlüfte wehn!"

Da lachten alle Gäste: Du hältst den Tag für Nacht,
Und nur als Tag erscheinet dir blinde Mitternacht!
Der Papagei im Käficht trat an und schrie dazu:
„Joko will auch nun schlafen! Herr Bruder, bleib' in Ruh'!"

A. Knapp.

Psychologische Charakteristik der Geschlechter.

(Fortsetzung.)

Durchgehen wir die einzelnen Erkenntnißvermögen zum Behufe der Vergleichung, so finden wir im Allgemeinen bei den Frauen vollkommenere Sinne. Sie haben ein schärferes Gesicht, was sich nicht durch die verschiedene, die Augen mehr oder weniger angreifende Beschäftigung der Geschlechter erklären läßt, indem einerseits die meisten weiblichen Beschäftigungen nicht sehr schonend für das Auge sind, andererseits die Männer meist für die Augen ungefährlichere Beschäftigungen und dagegen weit mehr Uebung und Stärkung des Auges im Freien haben. Das weibliche Ohr ist feiner, z. B. viel geeigneter zum Lauschen. Der weibliche Tastsinn ist zarter, zu feineren Arbeiten geschickter, ihr Geruch empfindlicher, z. B. gegen den Tabak, gegen den der Mann in der Regel nur aus Galanterie oder der Sitte zu lieb sich erklärt. Ihr Geschmack endlich ist delicater, so daß er sich z. B. sehr entschieden gegen manche Lieblingsspeisen der Männer sträubt. Der innere Sinn oder das Selbstbewußtseyn ist dagegen wieder bei den Männern ausgebildeter, denn es ist dies kein passives Hinnehmen, sondern eine anstrengende That. Die Frauen machen zwar auch feine psychologische Beobachtungen, aber nicht an sich selbst durch den innern Sinn, sondern an andern vermittelst des äußern Sinnes. Selbstkenntniß, eine schwere Aufgabe schon für Männer, ist doppelt schwer für Frauen.

Die Fassungskraft der Frauen, so weit Fleiß und Anstrengung keinen Unterschied machen, ist, wie schon bemerkt, gewandter, schneller und feiner. Ihr Gedächtniß ist, in Betracht der gewöhnlich geringen Uebung, getreuer. Wie leicht behalten sie Physiognomien, kleine Geschichten und Züge des Lebens, Anekdötchen, die Details einer Gesellschaft. Welcher Vater, um nur einige Züge zu erwähnen, könnte die tausend Kindergeschichtchen behalten, welche uns unsere Mütter mit immer neuem Vergnügen aus unserer frühesten Jugend erzählen? Welches männliche Auge vermöchte den Putz einer großen Gesellschaft in den wenigen Minuten, deren ein weibliches Auge bedarf, zu durchmustern, und zwar mit der Gründlichkeit, welche keine Blonde, kein Geschmeide übersieht, um sich vielleicht nach Jahren noch des geringfügigsten Details zu erinnern!

Die Phantasie der Frauen ermangelt zwar der zweckmäßigen Produktivität, namentlich in der Anwendung auf Wissenschaft und Kunst; allein eine andere Frage ist, ob nicht ein reicheres, üppigeres Bilderspiel der weiblichen Phantasie entquillt? Wenigstens scheint das weibliche Auge

viel mehr umzogen, bald von lachendem Scheine, bald von trübem Gewölke, während das männliche Auge die Wirklichkeit viel wahrer und nackter sieht. Welches Geschlecht ergibt sich leichter der Furcht und Hoffnung? Welches ergeht sich mehr in stillen, das weiche, hoffende Herz umspielenden Träumen, und findet darin den Ersatz für die, von der unbilligen Wirklichkeit ihm auferlegte mannichfache Resignation? Welches Geschlecht ist beredter im Umgang, in der Gesellschaft? — Offenbar spinnen sich die Bilder und Gedanken viel langsamer und schwerfälliger aus der männlichen Phantasie als aus der weiblichen. Wie, um nur ein Beispiel anzuführen, möchte eine männliche Phantasie in Fruchtbarkeit und Beweglichkeit ausreichen, um die Fluth von Worten, welche dem Munde einer erbosten Frau entströmen, zu erzeugen? — Solche unmittelbaren und fortlaufenden Erzeugnisse, wie die tägliche Fülle der Gesprächigkeit, beweisen viel mehr als die künstlichen, durch Anstrengung und Uebung erzeugten Produkte in Wissenschaft und Kunst; besonders da leztere bloß in einzelnen begeisterten Momenten geschaffen werden, in welchen sich alle Seelenvermögen zu demselben Zwecke zusammendrängen. — Gehen wir endlich zur *Intelligenz* selbst über, so werden wir gestehen müssen, daß der weibliche *Scharfsinn* feiner, der weibliche *Verstand* treffender ist als der männliche. *Urtheilskraft*, als Sache der Uebung und Reflexion, *Klugheit*, als die Willensseite der Intelligenz, mag dagegen den Mann auszeichnen, während die Frau wieder mehr List und Schlauheit besizt. Die Frau ist unter gleichen Umständen gewandter und gebildeter als der Mann; dieser dagegen ein- und umsichtiger.

Den zweiten Hauptgesichtspunkt unserer Vergleichung haben wir als den *gemüthlichen* bezeichnet, womit wir nach dem gewöhnlichen vageren Sprachgebrauch die ganze *Gefühls-* und *Willensseite* befaßt haben wollen. Wir verbinden damit gleich den *sittlichen* Gesichtspunkt, um die verschiedene Entwicklung der einzelnen Triebe in beiden Geschlechtern desto leichter in ihrem ganzen Umfang überschauen zu können.

Betrachten wir zuerst den *theoretischen Trieb* nach seinen Gefühlen und Willensäußerungen, so werden wir finden, daß die *Ueberzeugung* im weiblichen Geiste inniger und ungetheilter ist, als im männlichen. Für die Frau ist Alles entweder wahr oder falsch, nur der Mann unterscheidet zwischen theilweiser Wahrheit und theilweiser Falschheit eines Satzes, einer Ansicht, eines Dogmas; dies rührt daher, daß der Mann seine Ueberzeugung mehr nur hat und daher freier damit schaltet, während die Frau ihre Ueberzeugung ist. Aus gleichem Grunde weiß sich der Mann über seine Vorstellungen und Gedanken zu erheben, sie mit ihren Gegenständen und der Wirklichkeit zu vergleichen, wodurch er *Vernunftgründen* zugänglich wird, *Einsicht* in die Wahrheit und den Zusammenhang gewinnt und seine Ueberzeugung zur *Gewißheit* und *Nothwendigkeit* erhebt, zu gleicher Zeit aber mehr dem *Zweifel* anheimfällt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Corsets, mécaniques.

Die Schnürbrust ist in dem System weiblicher Kleidung, wie es sich seit Jahrhunderten in Europa ausgebildet hat, die unerläßliche Grundlage jedes Anzugs im engern Sinne des Worts; *sie* ist die grundirte Leinwand, auf welcher die Mode ihre launischen Contouren zieht und ihre bunten Farben aufsezt. Sie bestimmt den Umriß des für die Kleidung entscheidenden Körpertheils, der Büste, und die mathematische Figur, welche leztere beschreibt, erscheint als die eigentliche Formel für die ganze weibliche Tracht einer Zeit. Diese Formel war im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert bekanntlich ein umgestürzter Kegel, dessen Spitze sich in die gebauschte Umkleidung der Hüften einsenkte, während die natürliche weibliche Gestalt gerade die umgekehrte Figur beschreibt. Dieser Typus hat sich, neben den Familienbildern, in den naiven hochbusigen Holzpuppen der Nürnberger und hie und da in der Esther und Judith des Kartenspiels erhalten, gleichsam zur Abschreckung; troz dem sind in neuerer Zeit einige schüchterne Versuche gemacht worden, darauf zurückzukommen, die indessen, keineswegs am Schönheitssinn der heutigen Welt, wohl aber an dem sich immer mehr entwickelnden Sinn für „Comfort" scheitern müssen. Die Schnürbrust des neunzehnten Jahrhunderts ist, wie so Vieles, ein auf der tabula rasa der Revolution aufgeführtes Gebäude; ein bedächtiges Umlenken zu mäßiger Unnatur von der unhaltbaren modern-antiken Natürlichkeit; eine umsichtige Erweiterung des gar zu schlichten Apparats, der den griechischen Draperien zum Stützpunkt diente, als David im Departement der weiblichen Toilette den Vorsiz führte. Sie hat für immer der alten Steifheit, Lästigkeit und Plumpheit entsagt, aber sie kann vermöge ihrer Organisation eine Menge alter unvernünftiger Rechte oder Launen wieder in's Leben rufen, und verhält sich zum alten unbeugsamen Schnürleib wie die jezigen Tribunale in deutschen Landen zum seligen Reichskammergericht. — Die zwar häufig übertriebenen, aber bei der zarten Jugend nie genug zu berücksichtigenden schlimmen Folgen der Schnürbrust waren bei beiden Systemen verschieden, wie die Partieen, welche der Begriff von Eleganz dem härtesten Druck unterwarf. Die kurze, über den Hüften scharf einschneidende Schnürbrust unserer Großmütter beeinträchtigte vorzüglich den Unterleib, desto weniger dagegen die Brust; unser Corset, indem es die widerstehenden Hüften umfängt, stiftet in den untern Organen weit weniger Schaden als nach obenzu, und der größte Nachtheil dabei ist, daß der Hauptdruck dahin wirkt, wo der der Zusammenpressung elastisch widerstrebende Brustkasten aufhört und der Rückgrat am beweglichsten, aber auch am verschiebbarsten ist. Da der Druck theils in Folge des Baues des Corsets, theils, und vornämlich, wegen der nicht symmetrischen Anordnung der Eingeweide gerade an jener Stelle ein ungleicher ist, so müßte, bei unvernünftigem Gebrauch der Schnürbrust, Verkrümmung des Rückgrats in jugendlichen Körpern noch viel häufiger vorkommen, wenn nicht die Wirbelsäule das vollendetste mechanische Kunstwerk

wäre. Auch der Mensch ist, vermöge seiner Mitgift an göttlichem Geiste, ein großer Mechaniker; im Fache, von dem hier die Rede ist, hat er aber nur Dinge erfunden, die das göttliche Meisterstück verderben; man muß froh seyn, wenn hie und da ein Genius ersteht, der die schlimmen Folgen plumper menschlicher Maschinerie mindert, und darum Ehre dem Corsetschneider Ihrer königlichen Hoheit der Herzogin von Orleans! Tausende von Weibern werden in Kurzem mit leichtem Athem den Namen Josselin segnen. Schon längere Zeit kannte man Mittel, sich prompt und gründlich selbst einzuschnüren; aber die paar Dutzend Schnürbänder, die man dabei zumal anzog, verwirrten sich jeden Augenblick, und man kehrte ärgerlich zum althergebrachten, langweiligen, aber sichern, vier Ellen langen Schnürnestel zurück. — Jezt aber verfertigt Josselin einen sinnreichen Mechanismus, mittelst dessen man sich in wenigen Sekunden ohne die geringste Mühe einschnürt; aufgeschnürt ist man in einer Sekunde, und man drückt zu diesem Zweck nur auf eine kleine Feder. Fortan kann sich eine Dame mitten in der Gesellschaft nach Bedürfniß loser oder fester schnüren, oder gar aufschnüren, ohne alle Umstände, ohne ihre Toilette zu verrücken, ohne daß es ein Mensch merkt. — Der Einfluß, den diese neue weibliche Fähigkeit — denn als solche muß es bezeichnet werden — auf das gesellige Leben und die ganze Haltung desselben äußern muß, ist nicht zu berechnen. Hier nur einige Andeutungen. Eine Dame wird im Lesen oder Schlummern durch die Ankündigung eines Besuchs gestört; im Augenblick hat sie sich selbst in die obligate Figur des Anstandes gebracht, und kaum hat der Besuch den Rücken gewendet, so läßt sie mit einem Druck auf die Feder der Natur wieder den Lauf und kehrt hochaufathmend zu Buch oder Kopfkissen zurück. Bei Festen, bei Vorlesungen, im Theater, überall, wo Affekte im Großen entwickelt werden, können die Frauen durch denselben leisen Druck dem von Rührung oder Schmerz gepreßten Herzen Luft machen, und ein sehr ergreifendes Stück wird als ein solches bezeichnet werden, das man nur aufgeschnürt anhören kann. Auch für die so beliebte dramatische Wahrheit und Natürlichkeit wird dadurch ein wesentliches Moment gewonnen. Hatte bisher eine Schauspielerin in Ohnmacht zu fallen und im Laufe der Scene wieder zu sich zu kommen, so war es kläglich anzusehen, wie gar nicht natürlich die Hülfleistung ausfiel, weil schon der Anstand verbot, zum radikalen Mittel zu greifen und den Schnürnestel zu durchschneiden. Fortan aber braucht nur derjenige, dem die Unglückliche in den Arm gesunken, den Gestus des besprochenen Federdrucks zu machen, um sie pantomimisch aufzuschnüren und mit ihrem Leben die scenische Wahrheit zu retten. — Josselin nennt seinen neuen Apparat corsets mécaniques, als ob nicht jedes Corset ein Mechanismus wäre; gerade so ist den französischen Postillons der Hemmschuh nicht mechanisch genug, und so nennen sie die neue Sperrvorrichtung mit Hebel und Schraube vorzugsweise la mécanique.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Juni.

(Beschluß.)

Tasso und Alphons von Este.

Alphons war weder ein düsterer Tyrann, noch ein Verächter des Edeln und Schönen. Aber man muß und darf nicht, wie es fast immer geschieht, das zwischen Beiden bestehende persönliche und Dienstverhältniß außer Augen lassen. Alphons vergaß nicht, daß er der Fürst und Tasso der Hofmann war, der in seine Dienste zu treten gewünscht und eifrig nachgesucht, den er gütig aufgenommen, obwohl sein Bruder, der Cardinal, sich über ihn zu beschweren Grund zu haben glaubte, dem er Wohlthaten erzeigt hatte und der ihm Verbindlichkeiten schuldete. Man sollte dies um so weniger übersehen, als man vom Dichter selbst in jedem Augenblick an seine Stellung und seine Ansprüche als Edelmann erinnert wird. Durch dessen Benehmen und unbegreifliche Indiscretion wurde der Herzog gerade in dem Punkte verlezt, wo er am empfindlichsten war: in der Ehre seiner Familie. Ob er in seinen Empfindungen und Gefühlen Recht hatte oder nicht, mögen Andere entscheiden; genug, sie waren vorhanden. Nachdem er in Bel Riguardo die ganze Wahrheit vernommen, verfuhr er keineswegs rasch; erst dann, als Tasso nach seiner zweiten Rückkehr alle und jede Rücksicht hintansezte, befahl er, ihn einzusperren. — Von diesem Momente an bleibt mir nichts zu sagen übrig. Ich kann nur wiederholen, daß Alphons völlig umgewandelt war, daß er dem Gefangenen nur gezwungen die Freiheit wiedergab, daß er ihm nie auch nur scheinbar Verzeihung gewähren wollte. Die Härte, womit der Unglückliche in S. Anna wenigstens während der ersten Zeit durch den, die strengsten Vorschriften ohne Schonung befolgenden Prior behandelt wurde, hat einen unauslöschlichen Flecken auf dem Charakter des Herzogs zurückgelassen, und wird Verwünschungen auf ihn laden bis zum Absterben der Erinnerungen. Der Name der Este ist an den Tasso's geknüpft: er ist, wie Lord Byron sagt, ihr Ruhm und ihre Schande. Keinem wird es einfallen, Alphonsen vertheidigen oder rechtfertigen zu wollen. Um so mehr aber dürfte es gerecht und billig seyn, die Umstände, welche diesen traurigen Begebenheiten vorausgingen und sie herbeiführten, genauer in's Auge zu fassen, und namentlich, Zeit, Sitte, Verhältnisse, Menschen aneinanderhaltend, ohne Sentimentalität, womit uns hier eben so wenig wie bei andern historischen Fragen geholfen wird, ernstlich sich darüber zu unterrichten, wo ursprünglich der Haupttheil der Schuld lag und was zu thun war. Ich muß noch einmal aussprechen, was ich schon früher gesagt: man darf bei der Beurtheilung Torquato Tasso's nicht den gewöhnlichen Maßstab anlegen, man würde damit in keinem Falle ausreichen. Kann man dies aber billig dem Herzog von Ferrara zumuthen? Italiens größter Epiker, sieben Jahre lang in einem Narrenhause schmachtend, ist ein zu grausiges Bild, ein zu entsezlicher Gedanke, als daß man nicht, aus Achtung vor Menschheit und Menschlichkeit, versuchen sollte, nachzusehen, ob nicht aus der Natur der Sache Umstände hervorgehen, welche dazu beitragen können, das Gewicht des Abscheus zu mindern, welches auf demjenigen lastet, den man als den Urheber bezeichnen muß. Kein Geschichtschreiber hat es gewagt, die Sache wahr und ehrlich darzustellen; die, welche es hätten thun können, und denen authentische Dokumente zu Gebote standen, sahen immer im Hintergrunde einen sie schreckenden Popanz, die unselige sogenannte Ehre des Hauses Este, und verhehlten die Wahrheit. Durch lächerliche und unvernünftige Bemäntelung schadeten sie insgesammt Alphonsen mehr, als bei einer offenen Darlegung des Thatbestandes zu fürchten gewesen wäre. Rt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 72.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 172.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 20. Juli 1837.

Ueberall regt sich Bildung und Streben,
Alles will Sonne mit Farben beleben;
Aber an Blumen fehlt's im Revier,
Sie nimmt geputzte Menschen dafür.
Goethe.

Dänischer Frühling.

Das Folgende ist den neuesten Briefen des jüngern Marmier entnommen, der früher auch Deutschland bereist und deutsche Zustände beschrieben hat und gegenwärtig auf einer Reise durch Scandinavien begriffen ist. Das Erste und Hauptsächlichste, was die gebildeten Franzosen in germanischen Ländern beschäftigt, ist in der Regel das poetische Element in unserem Volkscharakter. Die Art, wie sie dieses von ihrem Standpunkt auffassen und schildern, ist meist sehr ergötzlich. Oft ist es aber auch, als ob sie, die meistens doch auch einen Theil deutschen Bluts in den Adern haben, eine Sehnsucht befiele nach dem, was ihrem Volk im Lauf der Geschichte abhanden gekommen ist. Dann versuchen sie sich gleich, wie eben Marmier, in Naturauffassung und Schilderung nach deutscher Weise, und bei der Richtung der modernen französischen Poesie, welche von der deutschen so Vieles geborgt hat, ist ihnen dies ziemlich geläufig.

* * *

Der Frühling stellt sich spät in Kopenhagen ein; endlich und endlich zeigt er seine Flügelspitze, er hat aber wahrhaftig lang genug auf sich warten lassen. Schon im März erheben die Dichter ihre Stimme, um ihn herbeizusingen. Die Mädchen wissen wohl noch, wie groß die Lust im vorigen Jahre war, und sehnen sich herzlich nach ihm, um sich wieder so träumerisch im Wald zu ergehen, und die Modehändler von Oestergada wünschen ihn noch sehnlicher herbei als die Mädchen, denn das Loos der neuen Kleider und der Gaze, die sie von Paris kommen lassen, steht auf dem Spiel. Aber der Frühling macht ganz kleine Tagreisen, wie ein großer Herr; er hält sich in Frankreich auf, in Deutschland, überall, wo eine hübsche Wiese ihn lockt, eine Laune ihn vergnügt, und seine beiden Vorreiter, Schwalbe und Grasmücke, melden ihn am Gestade des baltischen Meers drei Wochen bevor er in Person über die Elbe geht.

Endlich eines Tags läuft es durch die Stadt, der Himmel sey ganz blau, der Kukuk habe gerufen und im Park schlagen die Bäume aus. Da werden flugs alle Miethkutschen in Beschlag genommen und Alles fliegt aus, um draußen im Freien den wiederkehrenden Götterjüngling zu begrüßen. Wir Franzosen sind undankbare Menschen, wir empfangen den Frühling, als ob er eben seine Schuldigkeit thäte; aber im Norden vergöttert man ihn und bringt ihm Dankopfer. In Deutschland wird im Mai das Rosenfest gefeiert: da ist das ganze Haus voll Rosen, Rosenkränze auf allen Tischen, Rosensträuße in aller Frauen Hand, und die Männer singen, trotz Anakreon, die Rose und den Frühling. In Dänemark spricht man einen ganzen Monat von nichts, als daß der Frühling wieder

da ist. Um diese Zeit bleibe die Politik mit wichtigen Begebenheiten zu Haus: keine Parlamentsdebatte, kein Kriegsereigniß kommt auf vor einem frisch belaubten Baumzweig in Frederiksberg oder einem Blümchen, das sich unter dem Fenster erschließt. Frühling ist das einzige Wort, das man dann mit Anstand in die Gesellschaft bringen kann; man mag sonst die ganze Sprache vergessen, wenn man nur beim Eintritt in ein Gesellschaftszimmer sagen kann: wie befinden sie sich? und: der Frühling ist gekommen! In diesen Tagen der Freude ist alles um die Stadt voll Leben und Regsamkeit: die Bräute lustwandeln in den Wald, pflücken Primeln und schwärmen in der Zukunft; die guten Bürger spazieren in den Vorstädten und lassen sich ihre Pfeife trefflich schmecken in Gottes schöner Natur; die Branntweinschenken und Lachshändler postiren sich am Eingang des Parks, die Seiltänzer schlagen ihr Gezelt auf dem Rasen von Charlottenbund auf, der Wirth auf dem Klampenberg ordnet seine Tische am Rand des Hügels über dem Meer, und der Wirth auf Bellevue, der jenen scheel ansieht, läßt seine Baumgänge säubern und kommt schier dazu, seine Buchebäume zu reformiren, die seit zwanzig Jahren zu Thürmen und Zuckerhüten zugeschnitten sind.

Kaum, und dies ist das Wunderlichste, sieht man keinen Schnee mehr am Boden und kein Eisgewölk mehr am Himmel, so bilden sich die Kopenhagner ein, es sey unerträglich heiß, und denken daran, auf dem Lande der Kühlung und der Ruhe zu genießen. Wer nur eine Hufe Landes nicht zu weit von der Stadt hat, rüstet sich zum Aufbruch. Die Wissenschaft und der Adel schließen ihre Thore, und selbst die Justiz wandert aus. Wohl kommt allgemach etwas Leben in die Erde, aber die Bäume schaudern im Nordwind, und den armen Pflanzen, die aufgehen möchten, ist es zu kalt; man wärmt sich an der Sonne, man verschließt fest die Fenster der Landhäuser und drängt sich um den Ofen wie im Januar: Alles einerlei, es ist einmal die schöne Jahreszeit, es ist Frühling, und wer kann in der Stadt bleiben, wenn es nach dem Kalender scharf auf die Hundstage zugeht? Auch ich ließ mich vom Strome fortreißen und suchte die Sonne Dänemarks an den Ufern des Sunds auf.

Nirgends sieht man wohl so herrliche Buchwälder als in Dänemark. Auf Seeland wiederholt sich häufig folgendes Landschaftsbild: weite Ebene, hier weiden Ziegen, dort dreht die Windmühle ihre mächtigen Flügel; dann dicker Wald mit unregelmäßig durchgehauenen Gängen, ergreifend, geheimnißvoll; an manchen Stellen nächtiges Dunkel, weiterhin Sonnengold durch das Laubdach blitzend. Es wird einem ganz seltsam zu Muth, wenn man einen solchen Forst betritt: man athmet eine Ruhe, wie man sie nie empfunden draußen in der Welt, und zugleich beschleicht einen jene süße, gegenstandslose Trauer, die Weemod des Dänen. — Ja, da ist poetische Luft, da rührt eine unsichtbare Hand alle Saiten des Herzens, daß sie in Harmonien rauschen; der Glaube steigt zu einem nieder und die Liebe, man fühlt sich angezogen von einem unnennbaren Etwas, und eine Ahnung des Unendlichen taucht im Gemüthe auf. Es ist, als wäre die ganze Natur bereit, uns ihre Räthsel zu lösen, das Ohr lauscht und der Gedanke steht stille. Unten am Wald liegt der See, wo der Dompfaff den Schnabel nezt, wo die Baumzweige in der Abendsonne spielen, und daneben hebt die ländliche Hütte schüchtern ihr Strohdach über die Schleedornhecke; weiterhin liegt die Kirche aus Backsteinen, im Styl der alten angelsächsischen Gotteshäuser, mit dem schweren, viereckigen Thurm, der Glockenstuhl treppenförmig ausgebaut, was wohl die mystische Treppe bedeutet, auf der der Geist sich von der Erde zum Himmel erheben soll.

Die Straße nach Helsingör (Elseneur schreibt der Franzose) läuft zwischen einem der schönsten Forsten Seelands und dem Meere durch. Hier ist oft der Himmel düster, und die lachende Erde unter diesem Himmel gemahnt einen wie ein Mädchenangesicht, das aus dem Trauerschleier blickt. Gegen den Wald zu sieht man zierliche Landhäuser, Gärten voll Blumen; an der Seeseite streckt sich nur die kahle Küste hin; die Netze des Fischers hängen auf den Pfählen und sein Häuschen liegt an Wassers Rand, wie eine auf den Strand gezogene Barke. Auf dem Ufersande wächst nur Eine Blume, die Myosotis (Vergißmeinnicht), die Blume der Erinnerung. Es ist, als wollte sie dem Wanderer an dieser fernen Küste das Bild der Heimath vor die Seele bringen, das Bild der Lieben, denen er Lebewohl gesagt.

Kein Freund der Poesie wird es versäumen, bei Helsingör, neben Odins Grabhügel, auch den Buchwald zu besuchen, wo Hamlets finsterer Schatten drei unförmliche, übereinander gethürmte Felsblöcke umschwebt. Die Volkssage mag, wie die Ungläubigen meinen, keinen Grund haben; aber der Ort könnte einmal nicht besser gewählt seyn. Der Wald ist finster wie der Gram in Hamlets Herzen. Nur verstohlen bricht das Licht herein und man vernimmt nichts als das Rauschen des Winds im Laub und das Tosen der Wogen. Ganz nahe dabei ist ein zierliches Schloß, die Residenz des Königs; dort wird gesungen, getanzt, gejubelt, während Hamlets Seele in der Einsamkeit schlummert. Hier saß ich einmal Abends, und ich meinte, auch Shakespeare müsse hier gewesen seyn, so herrlich treu hat er diese Poesie des Nordens wiedergegeben. Ich beugte mich nieder auf den kalten Stein und fragte Hamlet, ob ihm sein Räthsel gelöst worden, und im Gehen pflückte ich eine der blassen Blumen, die an seinem Grabe wachsen: sie wäre gut gewesen für Opheliens Kranz.

Psychologische Charakteristik der Geschlechter.

(Fortsetzung.)

Die Frau lebt und webt in ihren Vorstellungen und Gedanken, ihre Ueberzeugung ist mit ihren Vorstellungen verwachsen. Gründe haben daher keine große Gewalt über sie; um die Frau zu überzeugen, muß ihre Stimmung verändert werden; sie erhebt sich eben daher seltener zu klarer Gewißheit und noch seltener zur Einsicht in die Nothwendigkeit; sie lebt im Glauben und Meinen. Der Glaube namentlich ist der Grundton aller weiblichen Ueberzeugung. Die Frau liebt die Verwunderung, den Gegensatz der Nothwendigkeit in der Ueberzeugung, wodurch der Mann sich gedrückt und angespornt fühlt, zur Einsicht durchzudringen. Der Zweifel schlägt in der weiblichen Ueberzeugung ohne weiteres in Unglauben um, oder in Glauben zurück; sie hält sich nicht lange in der schwebenden Mitte des Zweifels. Daß die Frau ihre Ueberzeugung und ihr Glauben so ganz und ungetheilt ist, beweist auf's Neue das Uebergewicht des Bewußtseyns in ihrem Geiste; denn nur der Wille ist's, wodurch der Mann sich über seine Ueberzeugung und seinen Glauben, welche dem Bewußtseyn angehören, erheben, sie prüfen und theilweise wegwerfen, theilweise behalten kann.

Auch in den praktischen und sittlichen Gestaltungen des theoretischen Triebes wird sich wiederum die Freiheit des Mannes und die Gebundenheit und Unmittelbarkeit der Frau in der Ueberzeugung zeigen. Da alle zweckmäßige Thätigkeit dem Willen angehört und das Bewußtseyn für sich allein, wie wir in der Phantasie sehen, mehr auf spielende Beschäftigung ausgeht, so wird sich der Erkenntnißtrieb in dem weiblichen Naturell mehr als Neugierde, in dem männlichen mehr als Wißbegierde und Lernbegierde entwickeln. Rein theoretische Wißbegierde ohne gemüthliches Interesse ist so wenig Sache der Weiblichkeit, daß es ihr nicht einmal gut ansteht.

Was endlich die Tugend des theoretischen Triebes, die Weisheit anbelangt, welche in einer Liebe der Wahrheit um jeden Preis besteht, so wäre es beinahe grausam, diese Tugend der Weiblichkeit zuzumuthen. Die Weiblichkeit lebt, was sie weiß und glaubt, auf die unmittelbarste Weise, sie ist ihre Vorstellungen und ihre Ueberzeugung, ihr Glauben ist mit all den gangbaren Vorurtheilen und Illusionen der Zeit und der Gesellschaft verwachsen. Wer möchte in diese Welt des unmittelbaren, lebendigen Glaubens die Brandfackel des Zweifels und der Untersuchung werfen, welche aller Weisheit Anfang sind? Nur der Mann ist stark genug, seine Ueberzeugung und seinen Glauben zu seciren, um den Irrthum von der Wahrheit zu unterscheiden, ohne Gefahr zu laufen, intellektuell an dieser Zergliederung seiner Ueberzeugung zu sterben, weil er sie bloß hat, nicht ist. Wenn wir die Tugend der Weisheit dem schönen Geschlechte absprechen, ja abrathen, so wollen wir ihm deßwegen noch nicht das Laster der Thorheit oder der böswilligen Verläugnung der Wahrheit, der muthwilligen Selbsttäuschung aufbürden. Wir sind vielmehr der Ansicht, daß dieses Laster für die Weiblichkeit eben so wenig existirt als die korrespondirende Tugend. Es sind dies rein männliche Tugenden und Laster.

Wenn schon der theoretische Trieb in seiner Unmittelbarkeit mehr die weibliche Natur charakterisirt, während seine Schöpfungen mehr der männlichen Natur angehören, so ist dies noch viel mehr bei dem ästhetischen Triebe der Fall; denn die Weiblichkeit ist das Schöne, während die Männlichkeit dasselbe bloß hervorbringt.

Die weibliche Schönheit ist der vollendete Ausdruck des bildenden und gestaltenden Princips der Seele, theils als der Organisationskraft, theils als des Bewußtseyns. Das Gesetz der vollendeten Bildung und Gestaltung geht durch das ganze geistige, wie durch das körperliche Leben des Weibes hindurch, so daß die weibliche Bestimmung auch geradezu als das Gesetz der Schönheit bezeichnet werden kann. Die Bestimmung des Weibes ist: schön zu seyn in geistigem wie in körperlichem Sinne, in Denkweise, Gesinnung und Benehmen. So weit die Erreichung dieser Bestimmung dem Weibe unmittelbar durch die Natur versagt ist, ist es ihr Unglück, das aber mannichfach durch freie und sittige Verwirklichung des Schönheitsgesetzes wieder gut gemacht werden kann. Das Gesetz der Schönheit bildet den Bau des weiblichen Körpers, es ergießt sich als Grazie und Reiz über seine Haltung und Bewegung, es liegt als süßer Wohlklang in dem Tone seiner Stimme, es leitet als Gefälligkeit und Liebenswürdigkeit sein Betragen, es beherrscht als Anstand und Sitte sein gesellschaftliches und sittliches Benehmen.

Für das Schöne außer sich hat die weibliche Natur das feinste Gefühl und den sichersten Takt, mit Einem Worte, sie hat unmittelbaren und natürlichen Geschmack; der Mann dagegen mag richtiger über das Schöne urtheilen und raisonniren. Daß die Frauen in der Kunst noch wenig Ausgezeichnetes geleistet haben, ist schon bemerkt worden. Die weiblichen Produktionen in der Dichtung und Malerei, wie in der Musik ermangeln der Originalität, der schöpferischen Idee; sie beschränken sich auf geschickte Nachahmung und gefällige Manier; höchstens sind es glückliche Copien der Natur. Allein dies hindert nicht, daß dennoch das Gesetz der Schönheit der weiblichen Natur wesentlicher angehört, als der männlichen; denn schön zu seyn in Wesen und Leben, ist mehr, als das Schöne zu produciren. So finden wir also, daß die Schönheit und der Geschmack, oder

die eine Seite des Bewußtseyns, als des bildenden Princips der Seele, der weiblichen Natur eben so wesentlich und unmittelbar angehört, als die andere Seite desselben, die Wahrheit und die Intelligenz. Beide sind der Puls des weiblichen Seelenlebens. Für die männliche Natur dagegen sind beide, das Wahre und das Schöne, mehr äußerliche Gegenstände der Beurtheilung und Produktion.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Die große Oper. Duprez.

Die Oper hat nun wieder einen Sänger, einen Primo Tenore, wie die Italiener sagen, und das ist eine wichtige Begebenheit in einer Hauptstadt, wo die Schauspiele einen so bedeutenden Theil der öffentlichen Vergnügungen ausmachen. Als vor einigen Monaten Nourrit wegging, gab man fast die Oper verloren; wenigstens sah man nicht ein, wie manche große Opern, die Meyerbeerschen besonders, ferner noch würden aufgeführt werden können; denn welcher unter den vorhandenen Sängern durfte es wagen, die erste Rolle in denselben auf sich zu nehmen? Aber es waltet ein günstiges Geschick über den Belustigungen der Pariser, und wenn die Noth am höchsten, ist die Hülfe oft am nächsten. So auch diesmal. Das Geschick hielt für sie einen gewissen Duprez bereit, dem sie es sonst, als er auf der Odeonbühne sang, schwerlich abgesehen hätten, daß er der erste Opernsänger werden würde; denn er besaß damals ein zartes, schwaches Stimmchen, mit dem er, der natürlichen Vermuthung nach, unmöglich weit kommen konnte, und was noch schlimmer war, dem Manne ging zuweilen das schwache Stimmchen ganz aus und kam erst nach fünf oder sechs Tagen wieder. So wird wenigstens in einem Tageblatte erzählt, und dabei etwas wirklich Wunderbares versichert. Duprez habe nämlich mehrere Aerzte zu Rathe gezogen, diese haben ihm allerlei verordnet und gerathen, ohne daß etwas geholfen. Dies ist jedoch das Wunderbare noch nicht; denn so etwas kommt gar häufig vor, obschon sich einige Aerzte ganz besonders mit den Krankheiten des Stimmorgans abgeben. Auch das ist nicht zu verwundern, daß er einmal nach einem Heilmittel ein längeres Ausbleiben der Stimme erlitt, als zuvor, und daß er aus Verzweiflung darüber, das ihm geschickte Aerzte nicht helfen konnten, sich der Behandlung eines Quacksalbers anvertraute, der sich anheischig machte, ihm unfehlbar seine Stimme wieder zu verschaffen. Er nahm, wie es scheint, den ihm dargereichten Trank mit eben der Zuversicht, wie König Alexander in seiner schweren Krankheit, und Beide erhielten den Lohn ihrer Zuversicht, das heißt ihre Genesung. Duprez fühlte sich ganz leicht, nachdem er getrunken hatte, die Brust war wie gereinigt und die Stimme hell und wohlklingend geworden, was sie zuvor nie gewesen war. Das Wunder war verrichtet, und das Material, der Stoff war da; nun aber mußte auch noch die Kunst hinzukommen: das ihm so wunderbarerweise gewordene Talent mußte ausgebildet werden. Er war klug genug, dies nicht zu versäumen; er übte sich fleißig, studirte, begab sich nach Italien, und vervollkommnete sich dergestalt, daß er als ein vortrefflicher Sänger zurückkam, und nachdem er sich in Paris hatte hören lassen, keine große Schwierigkeit fand, an der Oper angestellt zu werden, als Nourrit abging. Ich nehme an, daß diese Geschichte sich ganz so zugetragen hat, wie sie in Paris erzählt wird, möchte aber doch Niemand rathen, Duprez's Beispiel nachzuahmen; denn nicht alle Quacksalber sind so glücklich in ihren Kuren wie der, welcher Duprez's Atonie geheilt hat. Uebrigens hätte Duprez wohl gethan, das Recept bekannt zu machen, welches die wunderbare Wirkung gehabt haben soll, einen stimmberaubten Mann zum Opernsänger zu machen. Solch ein Recept muß sicher mehr werth seyn, als Pradiers Recept gegen das Podagra, welches die Napoleonsche Regierung für eine halbe Million (wenn ich nicht irre) angekauft, und das die Zahl der Podagristen keineswegs vermindert hat. Duprez konnte nun, wie gesagt, kühn auf die Opernbühne treten, und Meyerbeer und Rossini und alle lebenden oder schon gestorbenen Tonkünstler vornehmen; der Quacksalber hatte ihn zu Allem fähig gemacht. Anfangs aber war doch noch einiges Vorurtheil gegen ihn, oder wenigstens schadete ihm das Andenken des Nourritschen Gesanges im Publikum; er wurde daher bei den ersten Vorstellungen nur mit großen Einschränkungen gelobt; aber er überwand alle Schwierigkeiten; dazu kam, daß er keinen Nebenbuhler hatte, und man fand keinen Bessern als ihn, um bei den Festen zu Fontainebleau, im Hôtel de ville, auf dem Balle der Nationalgarde Cantaten zu singen; er ward troz Allem Primo Tenore, und tritt nun in den besten Opern auf; ja er ertheilt ihnen sogar neues Leben, und Niedermeyers „Stradella,“ welche schon halb todt war, steht durch seine Kunst wieder auf. Duprez ist in gegenwärtigem Augenblick ein unentbehrlicher Mann; auf ihm ruht die ganze Last des heroischen Gesanges, und bis wieder neue Gestirne des Gesanges am Horizonte erscheinen, darf Duprez's Gestirn nicht erbleichen. Man hat in diesen Tagen aus den Debatten der Deputirtenkammer durch die Rede des Ministers des Innern erfahren, welch harten Stand die Oper hat, und wie sie, troz des ihr vom Staate ertheilten Zuschusses von mehr als einer Million, troz des beständigen Zuspruchs von Fremden und Einheimischen, dennoch im vorigen Jahr nur 11,000 Franken Ueberschuß gehabt hat, was wahrlich bei einem so ungeheuern Unternehmen eine Kleinigkeit ist. Um also den Gewinnst der Oper etwa auf 20 oder 30,000 Fr. zu bringen, müßten die Kosten beträchtlich vermindert werden; daran ist aber leider gar nicht zu denken; denn eben weil keine Kosten gespart werden, weil der Staat freigebig ist und der Direktor mit einer Hand ausgibt, was er mit der andern empfängt, hat die Oper so starken Zulauf. Thut doch jedes Theater alles Mögliche an Aufwand, um sich in der Gunst des Publikums zu erhalten. Jezt ist das Publikum auch zu verwöhnt, als daß es sich mit Wenigem begnügen könnte. Die Zeit ist längst vorbei, da man die Oper bloß aus Gewohnheit, oder weil es zum Bonton gehörte, besuchte, und es verschwieg, daß man in derselben sich langweile. Jezt will man angenehm unterhalten seyn für sein Geld, und deßhalb muß die Direktion nicht allein vortreffliche musikalische Compositionen haben, sondern auch schöne, von ächten Künstlern verfertigte Dekorationen, die allerlei optische Effekte hervorbringen, wie Mondschein, auch außerordentliche Dinge darstellen, an welche man sonst nicht dachte, z. B. Kirchen, Klostergänge und dergleichen. Die Costüme müssen den herrlichen Dekorationen entsprechen; sogar das Orchester muß nach neuen Effekten streben, sich daher mit Orgeln und anderm kostspieligen Zubehör versehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 58.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 173.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 21. Juli 1837.

Junker Tob. — Wie weit hast du es in der Gaillarde gebracht, Junker?
Junker Christ. — Mein Seel', ich kann eine Kapriole schneiden, und den Kapensprung thu' ich auf's Haar so hoch, als einer in Illyrien.
Junker Tob. — Warum verbergen sich diese Künste? weßwegen hängt ein Vorhang vor diesen Gaben? bist du bange, sie möchten staubigt werden?

Shakespeare.
Was ihr wollt.

Die noblen Passionen.

Die ritterlichen Uebungen.

4. Das Tanzen.

Wenn wir in den vorhergehenden Abschnitten dieses Capitels von edlen Rossen und Waffen sprachen, die das Leben einer ritterlichen Jugend schmücken, sey es in blutigem Ernst des kriegerischen Treibens, sey es in Spielen mannhafter Uebungen, so gehen wir jezt zu einem anmuthigeren Gegenstand über, der zugleich den Mittelpunkt bildet, um welchen sich der gesellige Verkehr fast aller Stände dreht.

Die Gesellschaft, in engerem Sinne nämlich, ist diejenige Beziehung der Standesgenossen unter einander, durch welche sie bei gewissen Anlässen mit einander zu ihrem Vergnügen verkehren, und diese Beziehung ist besonders in höheren Kreisen des Lebens von großer Wichtigkeit, weil die Gesellschaft es ist, welche — gleich einem mächtigen Schicksal waltend — mehr oder minder die Stellung ihrer Mitglieder bestimmt, so daß der Verkehr, welcher eigentlich aus dem Trieb nach Zerstreuung und Erheiterung entsprang, zu einem Geschäft geworden. Die Gesellschaft, im engsten Sinn, bestimmt das Geschick ganzer Reiche, und ein Mann, der seine Stellung in der großen Welt mit Ehre und Vergnügen behaupten will, muß diese Gesellschaft als eine bestehende Macht anerkennen; die Jugend aber, welche nach dem Ansehen strebt, zu welchem ihre Verhältnisse sie berufen, kann nicht umhin, der Gesellschaft zu beweisen, daß sie mit allem Fleiß sich der Ausbildung widme und am wenigsten die körperliche vernachlässige, was sie durch Tanzen darzuthun hat, denn die Blüthe des geselligen Verkehrs sind die Ballfeste. Doch ist es nur die Jugend, von der die Gesellschaft mit Strenge verlangt, daß sie tanze, während den andern ritterlichen Uebungen der Mann bis in's späteste Alter getreu zu bleiben pflegt. Da aber das Tanzen unter allen Ständen so sehr verbreitet und üblich ist, so muß, wie wir schon bei andern Gelegenheiten geäußert haben, der Hochgestellte sich desto mehr darin auszeichnen, was ihm dadurch erleichtert wird, daß er durch andere, aus dem Grund erlernte Uebungen Meister seiner Bewegungen geworden und somit den eigenen Körper in der Gewalt hat; so wie andererseits ihm bei verschiedenen Anlässen wiederum die beim Tanzen erworbene leichte und sichere Haltung sehr nützlich ist.

Dies ist, in kurzen Worten angedeutet, die Stellung der Tanzkunst, als adlige Uebung betrachtet. Ihr Ursprung, ihre Entwicklung sind oft erörtert worden: sie entwickelte sich aus dem Hüpfen kindlicher Freude, sie diente als

Aeußerung der frommen Erhebung, oder doch als ein Schmuck des feierlichen Gottesdienstes, und sie entfaltete sich zu dem, was sie noch ist: eine pantomimische Darstellung des Werbens um Minnesold, wo nicht diese Werbung selbst. — In dieser Beziehung liegt auch der unwiderstehliche Zauber, welcher dem Tanz eigen ist und der ihm seine Wichtigkeit verlieh, und dieselbe Beziehung ist ein unerschöpfliches Thema für Sittenprediger, die oft nur zu sehr recht haben, aber dennoch, wenn sie die Grenzen ihres Rechtes überschreiten, die meisten andächtigen Hörer und Hörerinnen anlocken, namentlich zur Fastenzeit, wo sich an ihren donnernden Redensarten die sitzengebliebenen Tänzerinnen des jüngsten Faschings trösten.

Der größte Fehler, für den jedoch die Tanzkunst nichts kann, ist wohl der, daß sie so häufig als Zweck und Ziel betrachtet wird, während sie doch überall nur ein Mittel seyn sollte, in der großen Welt, wie wir oben andeuteten, für den Jüngling, sich geltend zu machen und gegen andere nicht zurückzustehen, im gewöhnlichen Verkehr aber allein eine vorübergehende Lustbarkeit zu gewähren. Sie ist daher oft der Anlaß zu einer unwürdigen Verweichlichung und daraus entspringenden Sittenverderbniß, denen ein großer Theil der hoffnungsvollsten Jugend als Opfer anheimfällt; deßhalb aber haben wir nicht das Recht, sie gänzlich zu verdammen, denn es gibt beinahe nichts Edles und Schönes auf dieser Welt, das nicht durch Mißbrauch gemein und häßlich werden könnte. Der Tanz und seine Ausübung sind zugleich auch eine Schule der höheren Höflichkeit, welche einem jungen Mann so wohl ansteht und welche er doch so leicht verlernen könnte, wenn er nur mit Pferden, Geschossen und blanken Waffen allein sich abgäbe; und während der Tanz den seichten Fant der Verlegenheit überhebt, seine Leerheit allzusehr preiszugeben, erspart er zugleich dem tieferen Geiste die undankbare Mühe, im Verkehr mit Damen mehr aufzuwenden, als just zur Sache gehört, ohne daß die Gelegenheit zu glänzen ihm gänzlich abgeschnitten wäre; beide aber finden in gleichem Maße die oben angegebenen Vortheile der äußerlichen Bildung, so daß es nur von ihnen selbst abhängt, dieselben anzuwenden. — Dabei ist freilich nicht zu leugnen, daß manche junge Männer, die zu hohen Dingen berufen sind, hier sich als Gecken zeigen und bewähren, so daß man bei ihrem Anblick wähnt, irgend einen Handwerksburschen vor sich zu haben; das ist aber gewöhnlich nur ein Fehler der Erziehung, wenn dem Lehrer die Fähigkeit fehlte, dem Zögling zugleich nobles Thun und Denken neben den noblen Uebungen zu lehren. Es ist nicht die Geburt allein, welche Prinzen und Herrn macht, sondern sie legt nur die Verpflichtung auf, dieselben als solche zu erziehen und diejenigen Eigenschaften in ihnen auszubilden, welche sie, wenn Gott will, von ihren Vätern und Ahnen erben; denn das Vererben mancher, nicht den höchsten Kreisen der Seelenfähigkeiten angehöriger Eigenschaften können wir im Allgemeinen um so weniger leugnen, da wir ja aus Erfahrung wissen, daß bei vielen Thierarten sich dieselbe Erscheinung offenbart. Die Fähigkeiten der Seele vererben sich nicht, weder der Genius, noch das Talent, häufig aber gute und schlimme Neigungen, sogar noch andere Zustände, die nicht allein dem todten Mechanismus des Leibes angehören; aber die Erziehung allein bildet die guten Neigungen aus, mildert die Wirksamkeit der schlimmen und führt ein Gebäude auf, das um so fester und sicherer steht, wenn eine haltbare Grundlage sich bereits vorfand.

Einer weiteren Ausführung über die Tanzkunst enthalten wir uns, denn der Gegenstand an und für sich ist zu allgemein in Uebung, als daß wir etwas sagen könnten, was nicht überall bekannt wäre; somit konnte in dieser Hinsicht unsere alleinige Aufgabe seyn, den Tanz von dem erwählten Standpunkt dieser Blätter zu betrachten. Wenn wir übrigens in den andern Abschnitten auch Vieles vorbringen, das alle Welt schon weiß, so getrösten wir uns, daß die Zusammenstellung dem größeren Publikum manche neue Ansicht gewähren möge, und daß selbst viele von denen, welchen diese Gegenstände nichts weniger als fremd sind, zu einer oder der andern heilsamen oder ergötzlichen Betrachtung geleitet werden dürften.

Psychologische Charakteristik der Geschlechter.

(Fortsetzung.)

Die Unmittelbarkeit des Bewußtseyns in der weiblichen Natur zeigt sich nun endlich noch sehr schlagend in den sittlichen Gestaltungen des ästhetischen Triebes, der Wahrhaftigkeit und der Falschheit. In der letztern, z. B. der Lüge, der Verstellung, der List, ist bekanntlich der Mann nur ein Stümper gegenüber der Frau. Die weibliche Seele hat eine ungleich größere Gewandtheit, sich innerlich in den erlogenen Zustand zu versetzen, sich in die beabsichtigte Lüge umzuwandeln, so daß die äußerliche Repräsentation sich von selbst ergibt. Die Lüge wird natürlich, während sie beim Manne immer künstlich und gemacht ist. Die weibliche Lügnerin geht in dem lügenhaften Bewußtseyn auf, während demselben beim Manne immer noch der beschämte Wille gegenüber steht und dasselbe als schlechtverhüllende Maske trägt.

In Beziehung auf die Entwicklung der Willensseite des Menschengeistes, wozu wir übergehen, waltet in der Weiblichkeit eben so sehr das Gemüth vor, als in

dem Manne das *Selbstgefühl und der egoistische Wille*, ganz gemäß dem durchgreifenden Geschlechtsunterschiede: denn das Gemüth ist die receptive, die Selbstliebe die active Seite des Willens. In der Selbstliebe ist das Ich der große Zweck, dem alles Andere als Mittel dienen soll; während das Gemüth (was wir hier in seinem engeren, wahren Sinne gebrauchen), als Liebesfähigkeit gegen Andere, diese zum Zwecke macht und sich ihnen als Mittel hingibt, nicht selten opfert. Die Selbstliebe ist reiner, sich selbst behauptender und geltendmachender Wille, während in dem Gemüthe die Empfänglichkeit für Anderes und die Bildsamkeit nach Anderem mit aufgenommen ist. Von der Wahrheit des angedeuteten Geschlechtsunterschieds werden wir uns leicht überzeugen, wenn wir die hervorstechendsten sittlichen Eigenthümlichkeiten beider Geschlechter in's Auge fassen. — Die *Geschlechtstugenden* des Mannes sind *Tapferkeit* und *Selbstständigkeit*, die des Weibes *Aufopferung* und *Treue*. Die *Geschlechtsleidenschaft* des Mannes ist *Herrschsucht* und *Ehrgeiz*, die des Weibes *Eifersucht*, *Gefallsucht* und *Eitelkeit*.

Geschlechtstugenden sind so eigenthümlich, daß sie sich nicht einmal rein von dem einen Geschlechte auf das andere übertragen lassen, sondern sogar Tadel erfahren würden. Wir würden z. B. einer Frau den Geist männlicher Selbstständigkeit schwerlich sehr gut anrechnen, sondern es hart, unweiblich und unschön finden. Allerdings ist die Weiblichkeit nicht ausgeschlossen von den männlichen Tugenden der Tapferkeit und Selbstständigkeit, allein sie dürfen bei ihr gleichsam nur in der Form und mit dem Grundtone gemüthlicher Hingabe erscheinen. Nicht für sich und um ihretwillen, sondern aus Treue, aus Aufopferung und Hingabe an geliebte Personen und Verhältnisse ist die echte Weiblichkeit tapfer und heroisch, selbstständig und unüberwindlich; ihre Tapferkeit aber ist duldend und defensiv. Die *unbedingte Hingabe seiner physischen und moralischen Persönlichkeit an Andere*, die tadelnswertheste Erniedrigung bei dem Manne, ist es nicht in dem Grade und nicht in jeder Beziehung für die Frau; ja es wird selbst das absolute Opfer ihrer Person für die Geliebten gefordert in der ehelichen und mütterlichen Liebe und Treue; der Schimpf der Servilität existirt sogar gar nicht für das weibliche Geschlecht. Die weibliche Seele gibt dem Erwählten sich selbst, alles, was sie ist und hat. Die Mutter opfert Schlaf und Gesundheit der Sorge und Liebe für die Kinder, selbst wenn dieses Opfer unartig und undankbar mißbraucht wird. Sie duldet mit Sanftmuth und Ergebung die Unart und Tyrannei, selbst die Untreue eines geliebten Mannes. Sie bleibt selbst dem Verbrecher, dem Staatsverräther treu, wenn auch ohne in sein Verbrechen einzugehen; sie schweigt oder räth ab, aber sorgt für seine Sicherheit und Unentdecktheit. Den Sohn vollends, das Kind, das sie unter dem Herzen getragen, mag es sich auch noch so sehr gegen Staat und Gesetz verfehlt haben, die Mutter wird fortfahren, es zu verbergen und zu schützen, immer hoffend, es noch zu retten, während der Vater das ungerathene Kind verstoßen und dem Arm der Gerechtigkeit übergeben mag, in gewissen Fällen selbst es soll. — Von einem Opfer der Person, der persönlichen Würde und Ueberzeugung bei solchen und ähnlichen echt weiblichen Aufopferungen tadelnd reden zu wollen, wäre höchst unpassend; es ist zwar der Sache nach vorhanden, aber geheiligt durch die gemüthliche Grundtugend der Weiblichkeit, die Aufopferung und Treue, die jede andere Rücksicht überwiegt.

Bis auf einen gewissen Grad scheint nun zwar die Männlichkeit in dem Zustande der Geschlechtsliebe diese unbedingte Hingabe der Person zu theilen, und zwar, wenn auch nicht mit Ruhm, doch ohne Tadel. Allein einmal ist die Hingabe des Mannes an die Geliebte nie so ganz unbedingter und passiver Art; es ist immer viel geschmeichelter Stolz des Siegers, und viel Selbstgefühl des Schutzherrn der schwächern, hülfsbedürftigen Frau dabei, was dem Opfer der Persönlichkeit wieder das Gegengewicht hält. Sodann bleibt die sklavische Hingabe und Unterwerfung unter den Willen und die Launen der Geliebten, oder gar der Frau bei dem Pantoffelhelden, durchaus nicht ohne Spott und Tadel über die verlorene Würde der Männlichkeit; während man dieselbe Opferung und Unterwerfung einer Frau gegenüber von ihrem Manne nie tadeln wird. — Von der Tugend der Treue ist der Mann so wenig ausgeschlossen, als die Frau von der Tugend der Selbstständigkeit, immer jedoch unter der Bedingung unverletzter Selbstständigkeit und Ehre, die bei ihm eben so sehr jede andere Rücksicht überwiegt, als bei dem Weibe die Treue. So wird z. B. der Mann von einer ungetreuen Frau sich scheiden, eine Verbrecherin wenigstens selbst bestrafen, unartige Kinder züchtigen, mißrathene verstoßen, Freunde, die ein Verbrechen, z. B. einen Staatsverrath, begehen wollen, warnen und nach fruchtloser Drohung denunciren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Fortsetzung.)

Eluts. Der improvisirende Professor.

Eine erste Tänzerin und ein erster Sänger, wo möglich auch eine erste Sängerin, können nur vermittelst eines ungeheuern Gehaltes engagirt werden. Alles dieses erfordert

große Summen. Auf die Oper ist Paris stolz, und in der That ist sie die schönste und größte aller bestehenden Anstalten der Art. Nur fehlt ihr noch ein Hauptstück, nämlich eine Primadonna ersten Ranges, eine echte Virtuosin mit himmlischer, oder mit tadelloser menschlicher Stimme. Dieses Einzige hat ihr gefehlt, seit Madame Damoreau zur komischen Oper übergegangen ist. Da die Direktion jedoch so glücklich war, einen Duprez aufzufinden, so lebt vielleicht irgendwo im Verborgenen auch eine zweite Damoreau, und es bedarf nur eines Zufalls, um sie auf die große Opernbühne zu bringen. — Jezt beginnt aber die harte Zeit für die Oper, wie für alle andern Pariser Schauspiele. Die so lang ersehnte schöne Jahrszeit ist gekommen, die Session der Kammern geht zu Ende, die Feste sind auch vorbei, die reiche Welt zerstreut sich, um den Sommer auf dem Lande, in Bädern oder auf Reisen zuzubringen, die zurückbleibenden Pariser gehen auf den Boulevards oder in öffentlichen und Privatlustgärten spazieren, die arbeitenden Classen strömen, am Sonntage besonders, schaarenweise aus den Barrièren, um doch etwas Landluft zu genießen und wohlfeilern Wein zu trinken, als in Paris, und somit haben die Theater große Mühe, an den Tagen, wo sie im Winter am vollsten sind, Parterre und Galerien auch nur halb zu füllen. Vom Juni bis Ende Septembers herrscht für sie die sogenannte Saison morte, deren Folgen auch andere Gewerbe, wie Buchhändler, empfinden. Die Buchhändler pflegen daher auch das Erscheinen ihrer Hauptverlagsartikel auf den Herbst aufzuschieben. — Durch die Errichtung von Clubs und Casino's wird jezt auch allmählich einem längst gefühlten Bedürfniß abgeholfen, theils aus Nachahmung der englischen Sitten, theils auch, weil die politischen Parteien jezt ihre vorige Schroffheit abgelegt haben und die Pariser Geselligkeit nun wieder ihr altes Recht geltend machen kann. Auch hat die Regierung gar keinen Grund mehr, die sonst gefürchteten Clubs in Verdacht zu ziehen. Sie werden alle von Reichen gestiftet, bloß um einen Vereinigungspunkt in dem großen Pariser Gewühle zu haben, und zwar ohne Rücksicht auf politische Meinungen. Von Absonderung oder Ausschließung irgend eines Standes ist bei denselben gar keine Rede. Von einem adeligen, oder einem bürgerlichen, oder einem Militärclub weiß man hier nichts; so etwas paßt nicht mehr zu der Denkweise und der Lebensart des jezigen Frankreichs. Dagegen gibt es einen Cercle agricole, wo besonders reiche Güterbesizer Subscribenten sind. Nicht weit davon, auf dem Kay Voltaire, befindet sich ein Club, der namentlich von Staatsbeamten, Deputirten und Pairs, reichen Handelsleuten u. dergl. besucht wird und das Besondere hat, daß seit Kurzem auch ein literarischer Verein mit demselben verbunden ist. Es bestand nämlich eine sogenannte Société d'encouragement des lettres et des arts, welche auch Damen zu Mitgliedern aufnahm, mit welcher es aber nicht recht fort wollte. Ein Theil derselben erhielt nun von dem Club die Erlaubniß, sich in seinem schönen Hotel anzusiedeln und dort öffentliche und Privatversammlungen zu halten. Somit entstand aus diesem Zweige der Société d'encouragement eine neue Gesellschaft unter dem Namen Société d'émulation; diese hat ebenfalls nicht viel auf sich, aber sie hält sehr glänzende öffentliche Sizungen, und zwar monatlich eine, in dem schönen Clubhause des Cercle. Diese Sizungen erhalten besondere Zierde durch die Virtuosen, welche sich hören lassen, so daß sie wahre Concerte werden; die Mitglieder des Gelehrtenvereins haben das Recht, den Club zu besuchen, als ob sie Subscribenten wären, und deßhalb ist es dem Vereine auch nicht schwer geworden, eine Menge von Tonkünstlern und Andern als Mitglieder anzuwerben. Eben so können die Subscribenten des Clubs den Sizungen des Gelehrtenvereins beiwohnen. Ein neues Privatunternehmen der Art ist ferner das sogenannte Prytanée, wo wissenschaftliche und belletristische Vorträge für die Abonnenten gehalten werden, also ein Nebenbuhler des Athenée, das schon seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts besteht und denselben Zweck hat. Das Athenée hat viele Abonnenten, große Säle, eine Bibliothek, einen physikalischen und chemischen Apparat u. dergl. Gegen diese Anstalt nun will das Prytanée kämpfen; es hat von allen jenen Herrlichkeiten noch fast nichts, dagegen besizt es einen Schaz in einem improvisirenden Professor ganz eigener Art, Namens Rastoul. Man erzählte Wunderdinge von dem Mann, und ich war sehr begierig, ihn zu hören. Er ist ein junger Provençale und besizt das besondere Talent, stundenlang über ein ihm aufgegebenes Thema zu sprechen, und zwar auf eine angenehme und belehrende Weise. Die Sizung, der ich vor einiger Zeit beiwohnte, begann mit einigen Musikstücken; dann trat Rastoul auf und zeigte sich auf einer erhöhten Rednerbühne mit einem freimüthigen, offenen Gesichte und angenehmen Tone. Er begann damit, daß er die Versammlung bat, ihm ein Thema aufzugeben, worüber er sprechen solle. Es ward nun stille, und aus einer Ecke des Saales, in welchem die Freunde Rastouls beisammen zu stehen schienen, erscholl der Ruf: Lord Byron! Ich möchte wetten, daß dieses so abgeredet war; denn bei ähnlichem Auftreten von Improvisatoren habe ich fast immer diesen Kunstgriff anwenden sehen. Indessen braucht es eben nicht so sehr auf die Täuschung des Publikums, als darauf abgesehen zu seyn, zu verhindern, daß nicht Jemand aus der Gesellschaft einen barocken Gegenstand aufgebe, aus dem weder Redner noch Dichter etwas machen kann. Rastoul machte aber sogleich bemerklich, daß hier keine Verabredung stattgefunden habe, und daß dies bei ihm überhaupt nicht möglich sey. Er pflege nämlich über eine Stunde lang zu sprechen und in dieser Stunde ungefähr achtzig Seiten eines Octavbandes vorzutragen; um diese abzufassen, brauche es wenigstens zwei Tage, um sie aber auswendig zu lernen, eine weit längere Zeit. Gedichte könne man leicht auswendig lernen, weil hier Reim und Metrum zu Hülfe kommen; aber Prosa auswendig zu lernen, sey außerordentlich schwierig; er wenigstens besize diese Fähigkeit nicht, obschon er sonst ein sehr gutes Gedächtniß habe. Das habe ich auch wohl an der Art seines Vortrags bemerkt, daß er denselben sicher nicht auswendig gelernt hatte; aber er kann, ja er muß denselben vorbereitet haben, dadurch nämlich, daß er die Materialien vorher sammelte; er hatte ohne Zweifel vorher die Abrede getroffen, man solle ihm aufgeben, über Lord Byron zu sprechen, und nun das auf das Leben und die Dichtungen des berühmten Engländers Bezügliche nachgeschlagen und fleißig gelesen. Dies benimmt ihm in meinen Augen wenig von dem Verdienste eines bewundernswürdigen Redners; nur hätte ich gewünscht, daß er offen gestanden hätte, wie die Sache war. Nun hat mich zwar ein Freund versichert, Rastoul habe am Abend zuvor in der Wohnung dieses Freundes, nach dem Besehen der Kupferstiche, die an der Wand des Zimmers hingen, beinahe zwei Stunden lang über diese Kupfer einen Vortrag gehalten; hier konnte ihm jedoch seine Phantasie zu Hülfe kommen.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 73.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 174.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 22. Juli 1837.

O rühmliche Wonne,
Mit Mond und mit Sonne
Zu baden im Meer!
Die wallenden Gluthen
Der purpurnen Fluthen
So rund um uns her!

F. L. Graf zu Stollberg.

Briefe aus der Normandie von J. V.

Havre, den 8ten Juli.

Das Seebad.

Gleich oberhalb der Jetée du Nord sind die bains Frascati. Man kann in denselben zu jeder Jahrszeit Seebäder haben. In der Badesaison aber nimmt man diese im Freien, und zu dem Zweck sind unter dem Badegebäude auf dem Strande kleine hölzerne, bewegliche Cabanen aufgestellt, in denen man sich auskleidet. Eine gute Strecke weiter liegt eine zweite Badeanstalt, die weniger brillant, aber weit besuchter ist. In der ersten Anstalt trifft man meist nur Fremde, oder auch solche Havrer, die sich von dem großen Haufen absondern wollen. Die leztere hat wenigstens den Vorzug, daß sie belebter ist.

Einen höhern Genuß als das Seebad gibt es kaum auf dieser Erde, und es knüpfen sich an dasselbe meine schönsten Erinnerungen vom Meere. Die See muß etwas ungehalten seyn; nur darf es nicht gerade zu hoch hergehen. Stürmt es aber so, daß man eben ohne Gefahr oder mit etwas wenig Gefahr hinein oder wieder hinaus kann, so wartet unser eine Götterlust. Kaum ist man an einem solchen Tage bis über die Knie im Wasser, so wird man im nächsten Augenblicke von einer sich am Ufer brechenden Welle erfaßt und in das Wogenspiel hinein getragen. Hier ist der Jubel groß: ruhig liegt man einen Augenblick zwischen zwei Wellen, wie in einem Thale, dessen Aussicht von allen Seiten geschlossen ist, oben der klare Himmel, ringsum die bewegten Wassermauern. Dann tritt die nächste Welle bedächtigen Schrittes, das Haupt mit zierlichen Schaumlocken geschmückt, oder durch der Sonnenstrahlen Spiel mit Blumen und Brillanten bekränzt, auf uns zu und neigt sich vor uns und hebt uns in die Höhe, bis auf die Spitze des kleinen Wasserberges, und läßt uns hier ein paar Sekunden ausruhen und der rings geöffneten Aussicht genießen, die uns die schöne Gegend, die sich neckenden Schwimmer und Badenden, die fernen Schiffe und den weiten Horizont zeigt, bis sie wieder unter uns wegtritt und uns wieder zwischen Wasserberge versteckt. Der deutsche Sänger sang:

O legt mich nicht in's dunkle Grab,
Nicht unter die grüne Erde hinab.
Soll ich begraben seyn,
Legt mich in's tiefe Gras hinein.

Er kannte nicht diese lebendige Ruhe, dieses ewige Leben, dieses Grab, wo die hüpfenden Wellen die Gräberwände und der klare, blaue Himmel der Sargdeckel sind, sonst hätte er gesungen:

Soll ich begraben seyn,
Legt mich in's Wellenspiel hinein.

Und wieder hebt es uns und wieder wirft es uns hinab; und kaum einen Arm braucht man in diesem Elemente zu rühren, um die Wonne zu genießen, von der man in den seligsten Träumen phantasirt, um von den Wasserwolken getragen zu werden, um die Wellen zu durchfliegen. Fliegen und Schwimmen zugleich wären Worte für diese Seligkeit, aber es sind nur Worte, gefesselt an die Masse, die wir Erde und Mensch, Zunge und Gaumen nennen.

Und wie das Meer selbst, so wechselt auch der Genuß der Badenden und Schwimmenden. Nicht ein Tag gleicht hier dem andern. Oft war ich allein hier, und dann ergriff mich, wenn ich die Wellen durchschwamm, wenn ich zwischen zwei Wasserbergen lag, in dem schaurig gewaltigen Elemente das Gefühl des Alleinseyns und beengte mir die Brust; und doch ließ mich der Zauber nicht los. Oft waren Hunderte mit mir hier und ich freute mich an dem Jubel, den das belebende Element in Allen hervorrief, an den neckenden Spielen der Schwimmer, an der Angst der badenden Schönen, an der Sorgfalt, mit der der Vater seine Kleinen bewachte, und endlich an dem Hoffnungsstrahl, der bei der stärkenden Wirkung des Bades in dem Auge jedes Kranken wiederleuchtete. Der Kranken waren übrigens, da Havre kein eigentlicher Badeort ist, gewöhnlich nur Wenige hier; sie waren nur da, um auch in dieser Beziehung die Wunderkraft des Meeres zu bekunden, und ich kenne eine Frau, die zu Anfang der Badesaison mit Krücken kam, und die nach drei Wochen diese an dem Altar Neptuns als Wahrzeichen des Mirakels, das er gethan, hätte aufhängen können.

Ebbe und Fluth ändern jedesmal die Scene. Eine tausend und oft mehr Schritte breite Sandebene liegt bei der Ebbe vor dem Meere, und über diese von der Sonne erwärmte Fläche müssen die Badenden, um in's Wasser und aus demselben zu ihren Cabanen zu kommen, und ich habe außer ein paar Kranken kaum je welche gesehen, die nicht vor und nach dem Bade dieselbe zum Tummelplatze ihrer Neckereien und ihrer Lust gemacht hätten. Im Meere selbst geht diese Sandebene ganz unmerklich abwärts, und so kann man bei der Ebbe mehrere hundert Schritte weit in's Meer hineingehen, ehe das Wasser bis an die Brust steigt. Hiedurch wird den Badenden ein unendlicher Raum gegeben, und sie zerstreuen sich nach allen Seiten hin, so weit es ihr Muth oder ihre Körpergröße erlaubt. Bei der Fluth dagegen geht das Ufer jählings abwärts, und dadurch wird der Kreis, in dem sich die Badenden bewegen, viel enger. Die Männer, und mitunter auch die Frauen, die schwimmen können, wagen sich wohl etwas weiter hinaus und schwimmen hin und her. Die aber dieser Kunst nicht mächtig sind, stehen, besonders wenn das Meer etwas hoch geht, in langen Reihen, an Seilen sich haltend, die an Pfählen befestigt sind, wo sich dann die springenden Wellen an ihnen brechen und oft über die lezten der langen Reihe wegschießen.

Männer und Frauen baden hier zusammen, und ich wüßte nicht, was man dagegen haben könnte. Die Weiber tragen Badekleider, so züchtig, wie kaum je sonst, und gegen die ein Ballanzug wahre Nacktheit ist. Mitunter spielen die Wellen eine Krempe los, und dann sieht man wohl die feine Wölbung einer runden Schulter, und die Schönen erröthen von Rechtswegen, als ob sie das Alles nicht, wenn's eben die Mode will, jedem Blicke Preis gäben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Psychologische Charakteristik der Geschlechter.

(Fortsetzung.)

Was die Geschlechtsleidenschaften anbelangt, so will der Mann persönlich gelten und herrschen, die Frau dagegen gefallen und geliebt seyn. Der Mann liebt Freiheit und Unabhängigkeit, wie billig, und schwärmt gerne in excentrischen Freiheitsideen, welche, wenn auch nicht immer dem Wohl und der Ruhe der menschlichen Gesellschaft zuträglich, doch der männlichen Natur angemessen sind und im männlichen Charakter liegen. Freiheitsideen beim Weibe, wie sie die neuere Zeit demselben anräth, z. B. die freie Frau der St. Simonisten, die politische Emancipation der Französinnen, die auch ihren König haben wollen, die sittliche Entfesselung durch das junge Deutschland, sind widernatürliche Lächerlichkeiten; denn die Frauen kümmert nicht das Gesetz und die Verfassung, sondern bloß die Sitte, wogegen sie sich aber jeder Rebellion enthalten mögen; denn die Sitte ist unbedingtes Gesetz der Weiblichkeit.

Der Rechtssinn des Mannes ist scharf und fest, daher sein Zorn gewaltig und aufbrausend. Man hat schon den Zorn den Geschlechtsaffekt des Mannes nennen wollen; wir glauben indeß, daß das schöne Geschlecht sich diesen Affekt nicht wohl wird nehmen lassen, nur trägt er bei ihm einen andern Charakter, wie er aus einem andern Grunde entspringt. Der Zorn der Weiblichkeit wird meist, wenn nicht aus dem verlezten Rechte zu gefallen entspringen, doch eine sehr bestimmte Beziehung darauf haben. Wenigstens wird die Rache der Weiblichkeit immer diese Richtung nehmen; sie wird die Liebenswürdigkeit, die Reize, die persönlichen Vorzüge, die Ehre des unglücklichen Gegenstandes ihres Zornes zu zernichten suchen. Der weibliche Zorn schimpft oder lästert, der männliche droht und donnert. Leztere Entladung namentlich sollte die Weiblichkeit gänzlich dem männlichen Zorne

überlassen, wie die erstere dem Manne wo möglich noch schlechter steht als der Frau. — Die weibliche Güte gegen Beleidigungen ist Sanftmuth, die männliche Großmuth. Mit lezterer wäre fast zu viel vom Weibe, mit ersterer zu viel vom Manne verlangt.

Die Leidenschaften des übereizten Rechtssinnes, die Rechthaberei und Herrschsucht, sind wiederum nicht ausschließliche Geschlechtseigenthümlichkeiten des Mannes; auch hier liegt der Unterschied mehr in der Form. Die männliche Herrschsucht ist nackt und brutal; sie will herrschen, um in dem süßen Gefühl persönlicher Geltung zu schwelgen. Dies ist dagegen, wenn auch nicht ohne Beispiel bei den Frauen, doch immerhin sehr unweiblich. Die Frau darf bloß herrschen wollen aus Eifersucht und Gefallsucht, d. h. aus dem Anspruch, ausschließlich geliebt zu werden und vorzugsweise zu gefallen. Eine ganz weibliche Leidenschaft ist allerdings, ihre Umgebungen durch Liebenswürdigkeit zu bezaubern und sich zu unterwerfen, den Geliebten und Ehemann gefangen zu nehmen, aber nicht um zu herrschen, sondern um die Genugthuung ungetheilter Liebe oder vorzugsweisen Gefallens zu haben. Widerspruch gegen ihre Herrschaft verlezt nicht als Kränkung des egoistischen Gefühls persönlicher Geltung, sondern der gemüthlichen Leidenschaft, geliebt zu seyn und zu gefallen, nicht als Ungehorsam, sondern als Vernachlässigung. Daher sind auch die Mittel weiblicher Herrschsucht verschieden von den männlichen; hier ist's direkter Befehl und Gewalt, dort sind es die Waffen der Liebenswürdigkeit, der Gefälligkeit, der Schmeichelei, der List und Verstellung, der Thränen.

In Beziehung auf den Besitz liebt der Mann alles, was seiner persönlichen Geltung schmeichelt und ihm Ehre und Ansehen vor dem Publikum gewährt: Haus und Hof, Gut und Geld, Waffen und Pferde; die Frau dagegen, was das Daseyn innerhalb der häuslichen Schranken schön, behaglich, bequem, geordnet und gesellschaftlich-glänzend macht: Putz, Schmuck, schöne Geräthe und Geschirre. Die Vorräthe in Küche und Schränken gehören der Frau, der volle Keller dagegen dem Manne, wie Scheune und Vorrathskammern. Ueberall aber schafft die Frau Sauberkeit, Zierlichkeit, Nettigkeit, Ordnung. Von den Leidenschaften des Besitzes ist der Geiz mehr eine weibliche, die Habsucht mehr eine männliche Leidenschaft; Industrie und Erwerbsamkeit sind mehr die Aufgabe des Mannes, Häuslichkeit und Sparsamkeit mehr die Aufgabe der Frau.

In Beziehung auf die Ehrliebe haben wir schon bemerkt, daß ihre Begierden und Suchten die männliche Geschlechtsleidenschaft sind. Die Ehre ist die Grundbedingung der gesellschaftlichen Existenz des Mannes; Verlust der Ehre ist sein bürgerlicher und gesellschaftlicher Tod. Er opfert dem Ehrgeiz und der Ruhmsucht seinen Fleiß und seine Kräfte, Hab und Gut, häusliche Behaglichkeit und Ruhe, Blut und Leben. Er ist stolz und in der Bescheidenheit höchstens billig und gerecht gegen Andere; nicht selten hochfahrend, anmaßend, übermüthig, wohl auch unverschämt. Der Frau dagegen ist es weniger um Ehre und noch weniger um Ruhm zu thun, sondern um Anerkennung und Bewunderung ihrer persönlichen Reize und Vorzüge. Nackte Achtung und Ehrerbietung, Unterthänigkeit und dergleichen ist ein kahles, kaltes Opfer, welches dem weiblichen Stolze schlecht gefällt; sie will gefallen, geliebt, angebetet, bewundert seyn. Ihre Ehrliebe ist Eitelkeit, in gutem und schlechtem Sinne, in ersterem so gut ein nothwendiger Charakter und eine halbmoralische Triebfeder für die Frau, als die Ehrliebe für den Mann. Nichts ist unweiblicher als eine Frau, die auf den Anspruch zu gefallen verzichtet, ihre Person, ihren Anzug, ihr Haus vernachlässigt, sich unschöne und ungefällige Nachlässigkeiten erlaubt, oder gar durch Unreinlichkeit abstößt. Sey sie eine noch so treue Gattin, noch so zärtliche Mutter, gebildet, gelehrt, Poetin; sie hat den Werth des Weibes verloren, wogegen der bloße Werth des Menschen kaum aufkommen kann. Dagegen stammen aus der Eitelkeit und Gefallsucht auch wieder die meisten Fehler und Vergehen des Weibes, z. B. Putzsucht, Koketterie, Leichtfertigkeit, Untreue, Neid, Lästerung.

Das Gemüth ist die Urquelle des weiblichen Seelenlebens; hier wurzeln ihre Neigungen und Leidenschaften, hier ihr Glück und Unglück, ihre Tugend, aber auch wieder ihr Laster. Sehnsucht, geliebt zu seyn, und unbedingte Aufopferung für den geliebten Gegenstand sind die Grundzüge des weiblichen Gemüths. Daß die Frau im Allgemeinen mehr Gemüth hat als der Mann, sieht man z. B. in der Vergleichung der Mutterliebe mit der Vaterliebe: die Mutter liebt wahrhaft und rein, während der Vater sich mehr nur an seinen Kindern ergözt und erfreut. Man vergleiche ferner die Liebe zweier Liebenden: er freut sich, sie sein zu nennen, sie, sein zu seyn. Auf der andern Seite zeigt sich das Uebergewicht des Gemüths eben so sprechend im giftigen Hasse, dem zehrenden Neide, der unversöhnlichen Feindschaft, der unerbittlichen Schadenfreude, der schneidenden Grausamkeit erbitterter, gereizter Frauen, wie eben jedem Vorzuge die Möglichkeit eines eben so bedeutenden Fehlers gegenübersteht.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Fortsetzung.)

Der Improvisator Rastoul.

Bei dem Vortrag über Lord Byrons Leben mußte Rastoul sich an Thatsachen halten, und diese konnten ihm

unmöglich so zu Gebote stehen, wie die Eingebungen der Phantasie. Er nahm indessen das ihm aufgegebene Thema an, und ohne sich weiter zu bedenken, begann er sogleich, den vollständigen Lebenslauf des Dichters zu entwickeln, in einer gefälligen, zwar nicht immer eleganten und ganz korrekten, aber heitern Sprache; er vergaß keinen wichtigen Umstand, kein merkwürdiges Datum, und Alles erschien in der gehörigen Ordnung, wie man es in einer wohlabgefaßten biographischen Notiz zu lesen gewohnt ist. Gab eine Thatsache Anlaß zu politischen, moralischen oder literarischen Bemerkungen, so ließ er sich auch wohl in diese ein, und gerieth dabei zuweilen in Eifer, wodurch der Vortrag sehr gewann. Auch wenn er etwas aus einem Dichter oder Prosaiker zu citiren Gelegenheit fand, unterließ er es nicht; kurz, er trug seine Notiz vor, gerade wie ein mit Geist und Geschmack begabter Schriftsteller sie zu schreiben pflegt. Einige Thatsachen schien er sogar aus mündlichen Ueberlieferungen und Versicherungen, nicht aus Büchern zu haben; manchmal war er in der Wahl des Ausdrucks und in seinen Aeußerungen über die Thatsachen sehr treffend, und wurde durch Beifallsbezeugungen unterbrochen. Den Faden der Biographie wußte er aber immer gerade da wieder aufzunehmen, wo er ihn hatte fallen lassen müssen, und ließ sich überhaupt durch nichts stören. Als er einmal etwas Auffallendes über die Vampyre äußerte, bei Erwähnung des dem englischen Dichter zugeschriebenen Werkchens dieses Titels, und eine Dame darüber ihr Erstaunen laut zu erkennen gab, unterbrach er den Vortrag, um die Dame zu belehren, daß dieses Faktum sich in einem Aufsatze finde, den Ch. Nodier zuerst in's Journal des Débats eingerückt und hernach in eine Sammlung kleiner Schriften aufgenommen, deren Titel, Jahrszahl, Verleger und Drucker er umständlich angab. Wenn er alles Andere so gut im Kopfe hat, wie dieses, so muß er wahrlich ein erstaunliches Gedächtniß besitzen. Nachdem er nun über eine Stunde lang, gerade wie er es angekündigt, geredet hatte, schloß er mit einigen Bemerkungen über die Dichtungen Lord Byrons: Alles ohne Mühe und Nachdenken; es floß aus seinem Munde, wie es aus der Feder eines fertigen Schriftstellers geflossen seyn würde. Man war allgemein erstaunt über diese große Leichtigkeit des Vortrags und über das ungeheure Gedächtniß, welches demselben zu Grunde liegt. Merkwürdig ist es, daß das Improvisationsvermögen nur den Südländern eigen zu seyn scheint; auch Triers ist ja ein Provençale. — Vor wenigen Tagen besuchte ich wieder eine Matinée musicale et littéraire des Prytanäums. Diesmal wurden Rastoul mehrere Themen vorgeschlagen, nämlich Maria Stuart, Chateaubriands Einfluß auf die französische Literatur, Cromwell, classische und romantische Dichtkunst, Duell. Als er diese Themen beisammen hatte, fragte er die Zuhörer, ob sie von ihm eine Rede über alle fünf Gegenstände zusammen hören wollten, die, wie er meinte, sich durch irgend einen Faden aneinander reihen ließen, oder ob sie einen Vortrag über einen derselben wünschten. Das Auditorium entschied sich für Letzteres, und die meisten Stimmen sprachen sich sodann für eine Rede über das Duellwesen aus. Er nahm den Vorschlag an, und begann nun sogleich eine Rede, die, seiner Gewohnheit nach, ungefähr eine Stunde dauerte, und worin er die Geschichte des Duells zwar nicht gründlich gelehrt, aber doch mit erstaunlicher Belesenheit durchführte. Am oberflächlichsten war er in der Geschichte des germanischen Zweikampfes. Uebrigens begann er seine geschichtliche Uebersicht mit dem grauen Alterthum. Die Römer und Griechen haben den Zweikampf als Ehrenstreit nicht gekannt; bei diesen Völkern sey es für einen Helden keine Schande gewesen, einem Stärkern zu weichen oder eine Unbilde zu ertragen; denn seine Tapferkeit habe von Niemand in Zweifel gezogen werden können. Auch habe jeder Bürger vor Allem seinem Vaterlande angehört, und nur diesem sein Leben zum Opfer gebracht. Finde man bei ihnen einen Zweikampf, so sey es ein Kampf mit Feinden des Vaterlandes, nicht mit persönlichen Feinden. Das egoistische Gefühl der Rache für persönliche Beleidigungen vermittelst des Zweikampfes sey die Wirkung der Barbarei, und nur bei barbarischen Völkern des Mittelalters finde man diesen Gebrauch im Gange. Nun kam der Redner natürlich auf den gerichtlichen Zweikampf zu sprechen. Interessante Züge führte er von der Duellsucht des französischen Adels im sechzehnten Jahrhundert an. Es gab da Menschen, welche einander auf der Gasse anfielen, stundenlang wie wüthend mit einander kämpften, und, wenn sie gestört wurden, die Fortsetzung ihres Zweikampfes auf einen günstigern Augenblick verschoben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

Ein Wald von Vögeln mannichfalt,
Und Alle jung und Keiner alt,
Und Alle singen frisch und munter,
Ist mancher lockre Zeisig drunter,
Und mit den Rosen buhlt dein Schall,
O liebetrunkne Nachtigall!

Auch zwitschert manches junge Blut
Zur Harmonie des Ganzen gut,
Und eitele Kukuke singen,
Sich einen Namen zu erzwingen;
Doch sich vergisset, wenn sie singt,
Die Lerche, die sich aufwärts schwingt.

Ein Andrer kreischt aus Futternoth
Sein Bettellied um's liebe Brod;
Ein Andrer klagt euch Liebesleiden,
Wie, daß er muß vom Liebchen scheiden;
Ein Dritter jammert von der Pein,
Im weiten Wald allein zu seyn.

Noch Andre singen, was geschah,
Eh noch im Wald man Vögel sah,
Sie singen ihres Volks Geschichten
Und wissen viel hineinzudichten;
Von Streitigkeiten mancherlei
Nachahmen sie das Kriegsgeschrei.

Oft steckt in ihren Liedern gar
Verborgner Sinn, auch singt ein Aar,
Ein Schwan wohl seine seltnen Lieder,
Und Klänge tönen im Walde wieder,
Wodurch die alte gute Zeit
Der Macht des Sanges sich erneut.

Doch dieser Vögel froher Chor
Schwingt nie sich in die Luft empor,
Die Lerche selbst, von der wir singen,
Hat nur der Sehnsucht zarte Schwingen:
Ach! wann bricht wohl die Stunde an,
Daß sie auch fliegen, fliegen kann!

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

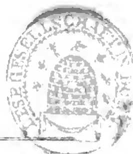
№ 175.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 24. Juli 1837.



Drum danket Gott, ihr Söhne der Zeit,
Daß er die Pole für ewig entzweit.
Goethe.

Psychologische Charakteristik der Geschlechter.

(Beschluß.)

Je unbedingter die Hingabe des weiblichen Gemüthes ist, desto ungetheilter ist ihre Neigung oder Abneigung, ihre Liebe oder ihr Haß. Gleichgültige Verhältnisse, wie sie der Mann nach allen Seiten hin anspinnt, cultivirt und festhält, liegen im Grunde der weiblichen Natur ferne; erst die gesellschaftliche Nothwendigkeit kann das weibliche Gemüth dazu gewöhnen. Von Natur wird das weibliche Herz jeden Gegenstand, jede Person, für die es sich überhaupt interessirt, mit Neigung anziehen oder mit Abneigung abstoßen, lieben oder hassen. Insbesondere aber wird ihre Neigung oder Abneigung, ihre Liebe oder ihr Haß ganz und ungetheilt seyn; während der Mann Unterschiede macht, an seinen Bekannten und selbst an seinen Freunden verschiedene Seiten und Beziehungen sondert, die eine schätzt, die andere verwirft. Zu dieser Abstraktion wird sich das weibliche Gemüth nur sehr schwer gewöhnen. Eine liebenswürdige Seite, so wie sie überwiegend sich aufdringt, macht die Frau blind gegen alle übrigen Fehler, umgekehrt aber vollendet auch wieder ein überwiegend in die Augen springender Fehler ihr Verdammungsurtheil. Die Weiblichkeit vermag die Unterscheidung, welche der Mann auf einmal und zu gleicher Zeit macht, nur successiv und zu verschiedenen Zeiten zu machen; daher die wechselvolle Launenhaftigkeit, welche man dem weiblichen Herzen im Allgemeinen nicht ganz mit Unrecht zum Vorwurfe macht.

Als Gegenrecht gegen die unbedingte Hingabe an den Geliebten fordert nun aber die Frau auch ausschließlichen Besitz; sie ist eifersüchtig, und so kommt es, daß der Mann, der in unbedingter Hingabe nicht gerne seine Selbstständigkeit opfert, durch Eifersucht dem weiblichen Gemüthe fortgehende Qualen verursacht. Ein merkwürdiger, die weibliche Eifersucht von der männlichen unterscheidender Zug ist indessen, daß es der Frau weniger um den ausschließlichen physischen Besitz des Mannes zu thun ist, als um den ausschließlichen Besitz seiner Liebe, Achtung und Huldigung; so daß selbst edle und reine, streng sittliche Frauen dem Manne eine physische Untreue mit auffallender Nachsicht verzeihen, wenn sie nur seine Liebe und Huldigung ungetheilt sich erhalten und kein öffentlicher Scandal den kränkenden Schein der Vernachlässigung auf sie wirft. Eben so auffallend ist die Milde, womit die weibliche Eifersucht frühere, der persönlichen Verbindung vorangegangenen Verirrungen des Mannes verzeiht. Es mag seyn, daß hierin viel Resignation gegen die Unverbesserlichkeit der Männer liegt;

allein ein tieferer Blick offenbart uns, zu großer Auszeichnung des weiblichen Geschlechts, einen geistigeren, gemüthlicheren, ungleich weniger sinnlichen Charakter der weiblichen Liebe und Eifersucht. — Daß der Mann die Leidenschaft der Eifersucht nicht ebenfalls theilte, soll durch die Bezeichnung derselben als einer gemüthlichen Geschlechtseigenschaft des Weibes nicht gesagt seyn; nur wird bei ihm die Erscheinungsform derselben sich wiederum sehr verschieden gestalten. Die männliche Eifersucht stammt mehr aus dem Rechtsgefühle des ausschließlichen Besitzes und Eigenthums; seine Eifersucht wie seine Liebe ist egoistischer und physischer als die weibliche. Haß und Rache weiblicher Eifersucht fällt auf die Rivalin und Verführerin des Mannes; der Haß des betrogenen Mannes geht dagegen auf das ungetreue Weib, während seine Rache den Verführer trifft.

Was endlich das sympathetische Gefühl betrifft, so ist die Frau dem Mitleid zugänglicher als der Mann. Ihre Mitfreude beschränkt sich auf die engsten gemüthlichen Verhältnisse, während sie sich beim Manne auf entfernte Bekannte, Genossen und Vaterland erweitert. Die Theilnahme der Frau ist wärmer; aber in demselben Grade auch Neid und Schadenfreude lebhafter. Daher findet man, wenn gleich in der Regel mehr kalte, brutale Grausamkeit bei Männern, die giftigeren, schneidenderen Grade bei Frauen.

In der Religion ist die Frau ihrer Natur nach gläubig und devot, und der Katholizismus steht ihr wohl; der Mann dagegen ist kritisch und selbstständig, ein geborner Protestant. Der Weiblichkeit fällt mehr die religiöse Demuth, dem Manne die Erhebung, jener die Resignation, diesem das Vertrauen anheim; jene schöpft aus der Religion Trost und Hoffnung, dieser Kraft und Begeisterung.

Nachdem wir durch alle Seiten des Menschengeistes den Gegensatz der Männlichkeit und Weiblichkeit hindurch geführt, ergibt sich von selbst das Resultat für ihre Stellung und Berechtigung gegen einander. Wie die Seiten des Menschengeistes, die sie repräsentiren, sich im Individuum zur Seele, so ergänzen sich Männlichkeit und Weiblichkeit zur Menschheit. Jedes hat seine eigene Aufgabe: der Mann, recht Mann, das Weib, recht Weib zu seyn, und so ist es denn auch mit ihren Rechten. Sie haben gleiche, aber nicht die gleichen Rechte.

Briefe aus der Normandie von J. V.

(Fortsetzung.)

Ein paar Mal machte ich die Erfahrung, daß das Zusammenbaden von Männern und Weibern ein wahres Glück war. Das Meer ist mitunter tückisch; bei angehender Ebbe zieht es einen stets in die Weite hinein, und man hat dann Mühe, das Ufer wieder zu erreichen, wenn man eine Strecke in die See hineingeschwommen ist. Eines Tags hatte eine schöne Tochter Albions der Herrschaft, die ihr Vaterland sich über dieses Element anmaßt, etwas zu viel vertraut. Sie war eine Strecke in die See hineingeschwommen, und als sie zurück wollte, versagten ihr bald die zarten Glieder den ungewohnten Dienst. Ihr Hülferuf machte auf viele der anwesenden Damen solchen Eindruck, daß sie augenblicklich aus dem Wasser hinauseilten und erst am sichern Ufer dem tragischen Ereignisse, das sich vorbereitete, zusahen, wogegen die übrigen gleich zu einem tapfern Echo ihres Angstgeschreis wurden. Zwei junge Männer, die einzigen anwesenden Schwimmer, die bereits in ihren Cabanen waren, stürzten augenblicklich aus denselben heraus, in's Wasser hinein, und in ein paar Minuten brachten sie die, vor Angst wenigstens, halb entseelte Schöne im Triumphe an's Ufer. Tags darauf rettete einer dieser Beiden, mein Freund Braumüller aus Stettin, drei Frauen zugleich in ein paar Sekunden. Es war diesmal die Fluth, die auch ihre Tücke hat und versuchen wollte, ob es ihr besser gelinge, ihr Opfer zu erhaschen, als gestern der Ebbe. An der Stelle, wo bei niedrigem Wasserstande die Fluth ihre höchste Stufe erreicht hat, wühlt dieselbe gewöhnlich den Grund ein paar Fuß tief aus. Jenseits dieser Vertiefung beginnt dann die Sandebene, von der ich sprach. An jenem Tage hatten drei junge Frauen ruhig auf dieser Ebene gebadet, während die Fluth immer höher stieg. Als sie endlich sich zurückziehen wollten, stand das Wasser in jener Vertiefung wenigstens Frauenhoch und schnitt den kecken Badenden den Rückzug ab. Je näher sie dem Ufer zuschritten, desto höher stieg das Wasser an ihnen hinauf. Ihr Angstgeschrei war ihre einzige Nothwehr. Die am Ufer stehenden Frauen liefen voll Entsetzen durch einander, und ein hundertfaches ohnmächtiges Echo des Hülferufs der Gefährdeten war, wie gestern, Alles, was ihnen zu Gebote stand. Mein Freund kam gerade in diesem Augenblicke an, und wenn er gestern vergessen hatte, die Schwimmhosen anzuziehen, so vergaß er heute den Rock abzuwerfen, stürzte sich in's Meer und brachte die drei Frauen, die bereits, als er sie erreichte, den Boden verloren hatten, an's Ufer. Nur zwei Minuten später wären sie rettungslos verloren gewesen. — Schon wegen solcher Zufälle mag man immerhin erlauben, daß Männer und Frauen zusammen baden.

Eine weitere Gefahr, doch nur für solche, die etwas zu keck sind und zum baden eine etwas stürmische See vorziehen, ist die Brandung. Ich hatte mich eines Tags, wo mir das Meer gerade nicht toller schien als sonst oft, da ich mich seiner Bewegung gefreut hatte, ihm getrost

anvertraut und mich dem Genusse des fliegenden Schwimmens oder des schwimmenden Fliegens überlassen. Mein Herz hatte gejubelt in dem Jubel der Wogen; es fiel mir nicht auf, daß ich allein war und daß die meisten Ankommenden unverrichteter Dinge wieder abzogen; denn es war zu schön im Wasser, um an etwas anderes als an die Wohllust des hohen Genusses zu denken. Aber als ich hinaus wollte, merkte ich wohl, warum ich der einzige Badende war. Entweder war schon, als ich in's Bad ging, das Meer höher als die Tage vorher, oder es war, während ich badete, stürmischer geworden. Genug, als ich an's Land wollte, riß mich die Brandung jedesmal, so oft ich festen Fuß faßte, um und warf mich wieder in die nächste Woge hinein. Beim ersten Male lachte ich mit den auf dem Ufer stehenden Zuschauern, beim zweiten Male auch noch, aber es kam schon weniger von Herzen, beim dritten Versuche wurde mir unheimlich zu Muthe, und ich lachte nicht mehr, und beim vierten Male fluchte ich der Lacher, und als mir gerade bei dem Fluche eine neue Welle in den Hals flog, ließ ich selbst das Fluchen. Wohl zehn-, zwölfmal versuchte ich an's Ufer zu gelangen, und immer vergebens, und mit jedem neuen Versuche wurde, mir schien es wenigstens so, das Meer stürmischer und das Brausen der Wellen höhnischer. Ich fühlte, daß ich den Kampf nicht lange mehr aushalten würde. Um mich zu erholen, schwamm ich eine Strecke zurück, und hier fielen mir die Stricke ein, und ich begriff kaum, warum ich nicht gleich daran gedacht. Ich schwamm dahin, wo sich ein solcher befand, wartete, bis ein Wellenthal mir denselben zeigte, erfaßte ihn und zog mich an demselben, die Wellen gingen dabei ein paar Mal über mich her, bis ans Ufer. Ich gestehe gerne, daß ich mich recht innig wohl fühlte, als ich endlich wieder festen Boden unter mir hatte, mich wieder aufrecht stellen konnte, und daß ich mir ernstlich vornahm, in Zukunft besser zuzusehen und nicht zu leicht zu vertrauen, was ich ehrlich gehalten. Oft aber that es mir innig leid, daß ich dem Genusse eines stürmischen Seebades entsagen mußte.

Das Lied vom Thale.

Ich weiß ein Thal, da wohnt die Ruh',
Da wohnt die Ruh', da möcht' ich seyn;
Der Lärm der Welt kann nicht hinein,
Es schließen's dunkle Berge zu.

Der Strom durchfließt es voll und klar,
An seinem Ufer schläft das Grün,
Die Welle, im Vorüberziehn,
Benezt das Rohr und Weidenhaar.

Die Sonnenlichter spielen gern
Auf dieser hingegoss'nen Fluth,
Und wenn sie dann im Dunkel ruht,
Dann blickt herab der Abendstern.

Rings auf den Höh'n ist luft'ger Wald,
Im Grunde saftiges Gebüsch,
Da ruht sich's kühl, da weht es frisch —
Ach wär' ich doch im Thale bald!

Thekla.

Korrespondenz-Nachrichten.

Christiania, Juli.

Norwegen und Dänemark.

Obgleich die Dänen und die Norweger, wenigstens die Städter, im Ganzen dieselbe Sprache reden, die Bevölkerung Einem Stamme entwachsen ist und beide Nationen lange politisch vereinigt waren, so sind doch die geselligen Verhältnisse in Kopenhagen und Christiania ganz verschieden. Hier ist weder Adel, noch Hof; die Hauptstadt Dänemarks ist die Stadt der Junker. Die dänischen Hofbedienstungen sind sehr zahlreich, und ihre Rangordnung im Verhältniß zu den Civil- und Militärämtern sehr hoch. Das Vermögen des dänischen Adels ist im Ganzen sehr heruntergekommen, wie denn namentlich der Umstand, daß die Gesetzgebung Majorate nicht begünstigte, dahin wirken mußte. Die Kopenhagener Studenten halten an Fastnachten komische Aufzüge; bei einem derselben wurde auch ein Mensch vorgestellt, der in den Mond gefallen ist und dessen Bewohnern umsonst in deutscher, französischer, englischer Sprache sich verständlich zu machen sucht; desto besser glückt es ihm mit der dänischen. Seinem Erstaunen darüber wird endlich durch die Erklärung ein Ende gemacht, daß ja die Güter des dänischen Adels im Monde liegen und ihre Leibeigenen natürlich dänisch reden. — Der Gegensatz der Dänen und der Deutschen ist auch in den höchsten Gesellschaften nicht zu verkennen, um so mehr, da es namentlich noch einige adelige Familien aus Holstein sind, welche in Kopenhagen aus eigenen Mitteln große Häuser machen können und mit Geschmack zu machen wissen. Aber nicht bloß hier, nicht bloß in der Literatur macht sich diese verschiedene Nationalität geltend, sondern das deutsche Element greift auch auf dem platten Lande um sich, indem aus Holstein und den benachbarten Ländern häufig Arbeiter, die etwas erspart haben, nach Schleswig und Jütland auswandern und dort Pächter und mit der Zeit Eigenthümer werden; denn die Dänen haben offenbar weniger Energie, Beharrlichkeit und Ausdauer in Gewerbe und Ackerbau, als die Deutschen; man wirft ihnen bedeutende Lahmheit vor. Ein französischer Gesandter schrieb einmal nach Paris: „Denken Sie sich, was die Dänen für Leute seyn mögen, wenn ich Ihnen sage, daß die Deutschen ihre Gaskogner sind!“ Dafür sind sie aber treffliche Seeleute, die besten in der Ostsee; Mannschaft und Schiffe sind viel besser, als die der Schweden, deren Schiffe zu befrachten solide Kaufleute nicht selten Anstand nehmen. Auch setzen die Dänen ihre Nationalehre darein; das nationale Streben, nach der Zerstörung der herrlichen Flotte wieder eine neue zu schaffen, mag wohl

auch nicht wenig zur Untergrabung der dänischen Finanzen beigetragen haben. Es wird alle zwei Jahre eine Fregatte ausgerüstet und in die See geschickt; vor einiger Zeit hat eine einen Wettlauf mit einer amerikanischen gehalten und den Sieg davon getragen. Es gibt Leute, welche glauben, Dänemark sey dazu berufen, einmal die Seemacht des deutschen Reichs zu werden. — Norwegen hat das mit Dänemark gemein, daß wenige Städte zweiten Ranges über die Oberfläche des Landes zerstreut sind. Christiania aber blüht in eben dem Grade auf, in welchem Kopenhagen abnimmt. Dagegen ist der Handel von Bergen nicht mehr ganz so blühend wie früher, obgleich daselbst noch sehr gute Häuser, meist ursprünglich deutsche, in ihrer Solidität sich behaupten. Die ungeheuern, Linienschiffen an Größe gleichen Archen aus dem Norden, voll getrockneter Fische, von Bauern ohne alle Kenntniß der neuen Hülfsmittel der Schifffahrt, nach Art der Alten von Bucht zu Bucht geführt, haben noch immer hier ihren Stapelplatz. Von hier wird besonders der Stockfisch in ungeheurer Menge nach dem Mittelmeer geführt; bekanntlich behaupten die Italiener, die Kirche sey von den nordischen Ketzern bestochen, die Fastengebote aufrecht zu halten, damit sie ihre Stockfische verkaufen können. — Christiania hat eine von etwa 500 Studenten besuchte Universität, deren Professoren meist zugleich die Redaktoren der politischen Journale sind, welche auch in Dänemark viel gelesen werden. Man würde sich sehr täuschen, wenn man glaubte, daß der in Journalartikeln mitunter athmende Haß gegen Dänemark in Norwegen überhaupt noch verbreitet sey. Es ist durchaus kein Grund zu Philippiken vorhanden; denn von Dänemark ist gewiß nichts zu fürchten. Allerdings blüht das Land seit der Trennung augenscheinlich auf, im Genuß seiner Unabhängigkeit und im Schutz seiner beinahe amerikanischen, für seine einfachen innern und äußern Verhältnisse ganz geeigneten Verfassung; aber gedrückt ist Norwegen von Seiten der dänischen Regierung nie worden, sondern nur vernachlässigt. Ueber Christiania liegt das aus Backsteinen gebaute neue Schloß für den König, welcher der Verfassung gemäß einen Theil des Jahrs hier zubringen soll, bisher aber durch Mangel eines Obdachs sich entschuldigte. Daß er hier, wo er eigentlich nur Präsident des Staates ist, sich nicht so gerne aufhält, als in dem königlichen Stockholm, ist natürlich; indeß nimmt seine königliche Haltung den Norweger nicht minder für sich ein, als seine republikanische Gesinnung. Die von ihm befohlene Räumung der Grenzfestung gegen Schweden hin hat allerdings den Norwegern nicht ganz gefallen, und jeder Versuch, die schwedische Verfassung einzuführen, würde Bürger-, Bauern- und Soldatenstand zum Widerstand gerüstet finden.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Juli.

(Fortsetzung.)

Der Improvisator Rastoul.

Am französischen Hofe lebte ein Herr v. Crillon, der solch ein Haudegen war, und mit einem Herrn v. Bussy häufig im Streite lag. Man hatte sie mit vieler Mühe abgehalten, einander die Hälse zu brechen, als sie Beide von dem Herzoge von Anjou, welcher zum Könige Polens erwählt worden war, als die besten Kämpfer auserseben wurden, ihn zu begleiten. Aber am sächsischen Hofe, wo die schreckliche Pariser Bluthochzeit noch im frischen Andenken war, und wo der Herzog von Anjou, welcher Antheil an der großen Verrätherei gehabt hatte, sehr kalt und beinahe verächtlich aufgenommen wurde, kaperte man den Herrn v. Bussy weg und warf ihn in's Gefängniß. Der Herzog war schon wieder auf der Landstraße mit seinem Gefolge, als er die Abwesenheit Bussy's bemerkte. Nun erbot sich Crillon, ihn zu holen. Er kehrte in der That in die Stadt zurück, drang mit gezogenem Degen in's Gefängniß ein und holte seinen Landsmann und Gegner heraus; und als sie nun Beide aus der Stadt waren, sagte Crillon ganz kaltblütig: „Jetzt bist du wieder frei und kannst den in Paris begonnenen Kampf mit mir wieder fortsetzen: also den Degen gezogen und Achtung!“ Diesmal ließ jedoch der streitsüchtige Bussy den Degen in der Scheide, erwiderte, er sey seinem Retter allzusehr verpflichtet, als daß er ferner noch mit den Waffen sich ihm gegenüberstellen könne, und fiel ihm um den Hals, anstatt mit dem Degen in der Faust über ihn herzufallen. — Die Geschichte der neuern Zweikämpfe behandelte der Redner kurz, und schloß mit der Bemerkung, durch Verbote das Duellwesen in Frankreich auszurotten, sey beinahe unmöglich. Bei Völkern mit verfeinerten Sitten sey das Ehrgefühl zu stark, als daß sich Jemand ungerochen könne beschimpfen lassen, oder zugeben, daß ein unter seinem Schutze stehendes Wesen beschimpft werde. Auch haben Gesetze wider das Duell die Sache jedesmal schlimmer gemacht. Die Deputirtenkammer habe daher sehr weise gehandelt, daß sie bisher sich mit keinem Gesetze wider das Duell abgegeben. Was aber das übertriebene Ehrgefühl und die Duellsucht betreffe, so werden dieselben als barbarische Vorurtheile und rohe Sitten schon nach und nach abkommen. Ich bemerkte, daß einem Theile des Auditoriums, dem wahrscheinlich die neulich von Dupin vor Gericht gehaltene Rede wider das Duell noch lebhaft im Andenken schwebte, dieser Schluß nicht gefiel; einige Personen bemerkten ziemlich laut, daß es doch so unnütz nicht seyn würde, einige gesetzliche Vorkehrungen gegen das Duell zu treffen. Rastoul erzählte auch die Geschichte des Duells, worin der Sohn des Grafen von Fontanes umkam, welcher unter der Napoleonschen Regierung Großmeister der Universität, das heißt des gesammten Unterrichtswesens im französischen Reiche, gewesen war. Der junge Mann bekam Streit wegen einer Kleinigkeit mit Jemanden, dessen Namen man nie erfahren hat. Einer von Beiden, ich weiß nicht welcher, forderte den Andern zum Zweikampfe; die beiden Gegner fanden sich an dem bestimmten Orte ein; der junge Fontanes, oder St. Marcellin, wie er hieß, schoß; da er aber kein geübter Schütze war, fehlte er seinen Gegner; dieser war im Gegentheil ein so furchtbarer Schütze, daß er zu seinem Sekundanten sagte, er wolle den jungen Mann zwischen den Augen treffen, und leider auch richtig Wort hielt. Der junge Mann fiel, lebte aber noch einige Stunden. Als Hülfe kam, waren die Andern verschwunden; man fragte St. Marcellin, wer auf ihn geschossen habe. „Ich weiß nichts,“ erwiderte er, „als daß er ein famöser Schütze ist.“ Er verschied kurz darauf, und man trug seinen Leichnam in seines Vaters Hotel, welcher an demselben Abend einen Ball gab. Was für eine Verwirrung durch diesen Auftritt im Hotel entstand, läßt sich besser denken, als beschreiben.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 74.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 176.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 25. Juli 1837.

Schickt nur Gefahr von Osten bis zum West,
Wenn Ehre sie von Nord nach Süden kreuzt,
Und laßt sie ringen!

Shakespeare.
Heinrich IV.

Briefe aus der Normandie von J. V.

Die Gefangennehmung Sidney-Smiths.

Die folgende Anekdote ist den ungedruckten, in einer Haverer literarischen Gesellschaft niedergelegten Memoiren zweier Augenzeugen, des Ingenieur en chef Frissard und des Kaufmanns Thomas, entnommen; die Thatsachen sind vollkommen verbürgt. Ich kenne kein Geschichtswerk, das dieselbe enthält, und glaube sicher, daß der Vorgang bis jezt nicht mit den angegebenen Umständen erzählt worden ist.

„Altengland hoch!“ — „Hurrah hoch!“ antworteten alle Anwesenden beim Klange der Gläser auf den Toast, den einer der Gäste des tapfern Commodore Sir William Sidney Smith ausgebracht hatte. „Wenn ich nicht,“ äußerte der Commodore, „mitunter das Vergnügen hätte, die Kapitäne der neutralen Schiffe bewirthen zu können und mit ihnen bei einem Glase Punsch die Langeweile zu vertreiben, so wäre dieser thatlose Krieg, diese gefahrlose Jagd auf ein paar unglückliche Strandläufer gar nicht auszuhalten. Auf ihr Wohl, meine Herrn!“ Und wieder klangen die Gläser. „Dem tapfern Besieger der Fregatte la Révolutionnaire!“ rief ein alter grauer schwedischer Schiffskapitän, der an der Tafel des Engländers vergaß, daß er verhindert worden, mit einer Ladung Holz in Havre einzulaufen, weil das Holz in den vagen Artikel: „Kriegsbedarf,“ hineingezwängt worden, und dieser selbst auf neutralen Schiffen verboten war. Alle Gäste stimmten mit ein und Sidney Smith sagte, als das Hoch verhallt war: „Ja! die Zeiten lobe ich mir noch; aber jezt ist's anders, und wir sind froh, wenn wir mitunter einen etwas zu vorlauten Corsaren jagen können. Ich liebe die See und den Krieg, und gestehe, daß ich gar gerne mit den Franzosen zu schaffen habe; denn sie sind tapfer wie die Löwen, und wenn sie uns an Schiffen gleich wären, so müßte es eine wahre Lust seyn, sich mit ihnen zu messen; aber so ist die Sache nur langweilig.“

„Deßwegen,“ erwiderte der schwedische Kapitän, „versuchen Sie wohl auch mitunter die Eintönigkeit durch ein kleines Abenteuer zu unterbrechen. Entsinnen Sie sich noch, wie ich in Brest dem schlichten Normannen auf die Schulter klopfte und ihm: Good day, Sir William! in's Ohr flüsterte? Erst wollte mich der Normanne nicht kennen, und da er noch von der Schule in Caen her ganz gut Normännisch sprach, so antwortete er mir im Caener Dialekt: „Was wollen Sie? ich kenne Sie nicht!“ Und erst als ich ihn auf Schwedisch fragte, ob er den Obersteuermann Perthes, der mit ihm so manchen Kampf gegen die Russen bestanden, nicht mehr kenne, reichte er mir die Hand und sagte: „Stille, Freund, auf Wiedersehen!“

und ließ mich stehen.“ — „Wahrlich!“ antwortete Smith, „ich traute Ihrem Herzen alles Gute, am Ende freilich auch eine Unvorsichtigkeit zu, und hatte nicht Lust, als Spion gehenkt zu werden.“

So verflossen die Stunden am 18ten Juni 1796 unter frohem Gespräche auf der englischen Fregatte Diamant, die vor Havre kreuzte. Endlich machte der Wein und Punsch, nach Seemannsart in langen Zügen getrunken, den Raum in der Kajüte zu enge, und die ganze Gesellschaft stand auf und erging sich auf dem Verdecke. Das schöne Schauspiel der untergehenden Sonne auf offenem Meere blieb unbeachtet von den an dasselbe gewöhnten Seeleuten. Die Gesellschaft zerschlug sich in Gruppen, und die lebendigste war die, welche der Commodore, ein Lieutenant der Seesoldaten, Namens Bromley, der schwedische und ein paar andere Kapitäne neutraler Schiffe bildeten. Der Schwede erzählte einige der kecksten Züge Smiths aus der Zeit, wo dieser unter der schwedischen Flagge die russische bekämpfte, wofür dann der Commodore erzählte, wie sein Obersteuermann Perthes einst mit zwei Matrosen versucht habe, über Nacht eine russische Brigg anzustecken, und dabei um ein Haar mit seinem Pulverfasse in die Luft geflogen wäre.

Während man so plaudernd an der Brustwehr stand, sah man einen französischen Corsaren unter dem Schutze der Batterien, die am Strande angebracht waren, langsam am Ufer vorbeisegeln und nahe am nördlichen Damme von Havre Anker werfen. „Das sind die Feinde, mit denen wir zu kämpfen haben!“ sagte Smith in halbverächtlichem Tone, indem er auf den Corsaren zeigte. — „Und doch macht es Ihnen Freude genug, wenn Sie einen solchen auftreiben können,“ versezte der Schwede. — „Je nun, weil es die Langeweile vertreibt,“ antwortete Smith. „Und weil es,“ fuhr der Schwede fort, „am Ende gerade so schwer für einen Löwen ist, einen Hasen einzuholen als einen Elephanten.“ Aber Bromley, der Lieutenant, sagte: „Hasen sind's nun eben nicht, und Englands Seeleute müssen gestehen, daß selbst der kleinste französische Corsar ihnen genug zu schaffen macht und sich wehrt, so lange er noch eine Kanonenladung hat.“ — „So böse war der Vergleich nicht gemeint,“ erwiderte der schwedische Kapitän. „Ich kenne die Franzosen und lasse ihnen Gerechtigkeit wiederfahren. Es freut mich überdies, daß Ihnen die Corsaren so viel zu schaffen machen, denn ich war lange genug selbst Corsar, und ich habe mich nie vor einer Brigg oder selbst einer Fregatte gefürchtet.“ — „Kapitän!“ fiel ihm ein junger Schiffslieutenant des Diamant in's Wort, „Ihr hattet eben nur mit den Russen zu thun und nicht mit Altenglands Söhnen, sonst wäret Ihr nicht so keck gewesen.“ — „Gerade so keck wie der Corsar dort, der da vor uns liegt und aus und einläuft, ohne sich bei Ihnen, meine Herrn, erst die Erlaubniß zu erbitten. Was können Sie ihm anhaben?“ — „Ihn uns holen, ohne uns die Erlaubniß bei der Besatzung und den Batterien von Havre dazu auszubitten!“ fiel rasch der Commodore ein, dessen gewöhnliche Keckheit durch das genossene Getränke noch gesteigert war. „Das möchte ich wohl sehen,“ erwiderte der ehemalige Corsar, und Smith sagte: „Die Freude soll Ihnen werden: ich wette ein Mittagsmahl, daß er morgen Früh unser ist, wenn Sie die Wette halten wollen.“ Der Schwede schlug freudig in die dargebotene Hand, und die Wette war richtig.

(Die Fortsetzung folgt.)

Türkische Sitten und Regierung.

Das Serail.

Das Serail * hat zwei Hauptabtheilungen mit scharfer Trennung, deren jede wieder in eine Menge kleinere Wohnungen oder Quartiere zerfällt. In der einen wohnen mehrere tausend Männer und keine Frau. Sie heißt Selamlick, nach dem Ort, wo sich, wie wir schon bemerkt haben, die Moslem das Salem oder den Gruß sagen. Die andere Hauptabtheilung enthält nur Frauen und keinen Mann; sie wird Harem oder unverletzlicher Ort genannt; hier herrscht das Schweigen des Schattenreichs und die tiefe Ruhe des leeren Raums; es ist ein Gottesacker für Lebende.

Früher öffnete sich dieser Kerker von Zeit zu Zeit, wenigstens für manche der Bewohnerinnen. Um die schönste Jahreszeit zu genießen, bezogen die Großherren sonst zu Anfang Mai's ihre Lustschlösser am Kiagbid-Hané oder süßen Wasser. Hierher folgten ihnen ihre Frauen und Lieblingssklavinnen. Während dieses ländlichen Aufenthalts lebten sie in Halvet oder Zurückgezogenheit, d. h. alle die schönen Frauen und Mädchen gingen frei herum, badeten im Fluß, legten sich in den Schatten duftender Gebüsche, spielten mit einander, jagten Schmetterlinge und freuten sich ihres Lebens und der Freiheit. Um aber alle fremden Blicke von diesem Zauberorte abzuhalten, wo der Großherr der einzige Mann war und sich auch nur von seinen Geliebten, für Gröberes aber von schwarzen Eunuchen bedienen ließ, standen in sehr weiter Entfernung zwei- bis dreitausend Bostandschys um den Park her und hüteten alle Zugänge; Niemand durfte sich auf eine Meile nähern. Dies reizende Thal, Kiagbid-

* Das türkische Serai bedeutet eigentlich jeden Pallast. Der des Großherrn heißt Serai-Humayun (kaiserlicher Pallast) mit einem Thor, wo die Köpfe der Verbrecher ausgestellt werden, Babi-Humayun (kaiserliche Pforte), und einem andern für das Ministerium, Babi-Aly oder hohe Pforte. — Auch die Hotels der fremden Minister in Pera heißen Serails.

Hané genannt, nach einer Papierfabrik, welche ehemals Türken hier angelegt hatten, liegt im Innern des Ceratischen Golfs. Dieser verengt sich, je mehr er in's Land tritt, wo der kleine, silberklare Fluß hineinfließt, an dem jene Fabrik lag. An beiden Ufern liegen Palläste und Lusthäuser aus den Zeiten des Sultans Achmed, nach den Plänen, die ihm zur Zeit Ludwigs XIV. der türkische Gesandte in Paris übersandte, und die mehr an Versailles als an arabischen Baustyl erinnern. Zwischen beiden Ufern gingen die anmuthigen Kaiks oder türkischen Gondeln hin und her, wenn schwarze Verschnittene die Odalisken zum Bad und zurück führten. All dieser orientalische Genuß und das müssige Leben unter Weibern gefällt aber dem jetzigen Großherrn nicht; da er Thätigkeit, Handeln und Wirken über Alles liebt, so unterbleibt jezt der Halvet. Die Natur jener Gegend hat aber ihre Reize noch wie ehemals. An beiden Ufern landeinwärts liegen lachende Hügel, Weingärten, blumige Wiesen und duftende Gärten voll Rosen, Tulpen und Narcissen. Besonders reizend sind die unmittelbaren Ufer des Flüßchens. Selbst die mürrischen, oft wild blickenden Türken können der Anmuth dieses Thals nicht widerstehen und fangen hier an, freundlich und heiter auszusehen. Hier steht besonders eine alte, schöne Eiche, an deren Fuß man eine der anmuthigsten Ansichten Konstantinopels hat, das mit seinen unzähligen Minarets zwischen dem Dunkelgrün der Cypressen liegt.

Das Haupt der schwarzen Eunuchen heißt Kislar-Agassi oder Haupt der Mädchen; er nennt sich auch Darons-saadé-Agassi oder Herr des Pallastes der Glückseligkeit. Er ist im Rang dem Großvisir gleich, und wenn er zum Großherrn kommt, läßt ihn der Fürst sogleich niedersitzen. Freilich geht er nur in einer, und zwar in einer sehr wichtigen und angenehmen Angelegenheit zu ihm, nämlich um ihm offiziel die Geburt eines Sohnes zu melden. Unter ihm stehen alle Schwarze des Serails, deren mehr denn zweitausend sind, alle im Dienst der Sultaninnen Schwestern, der Sultanin Mutter u. s. w., deren Palläste in Konstantinopel oder an den Ufern des Bosphorus liegen. Er ist auch Verwalter des ganzen Harems, und selbst die Cadinen oder Frauen des Sultans respektiren ihn. Seine ganz vom Selamlick getrennte Wohnung ist sehr geräumig und liegt dicht beim Harem.

Jeder Moslem kann, wie schon oben gesagt, mit Nikiah oder Civilcontrakt vier Frauen und außerdem so viel Sklavinnen halten, als ihm seine Vermögensumstände erlauben. Leztere gehören als volles Eigenthum dem Mann, der sie gekauft hat; ihre Kinder sind aber so gut legitim, als die von den Nikiahfrauen. Indeß besteht doch ein Unterschied zwischen beiden; denn der Mann kann die Nikiahfrau selbst dann verstoßen, wenn sie ihm Kinder geboren hat, die Sklavin kann er aber in gleichem Fall nur verstoßen, nachdem er ihr die Freiheit gegeben. Hat ihm aber die Sklavin kein Kind geboren, so steht es ihm frei, sie auf dem Bazar zu verkaufen. Liebt ein Moslem seine Sklavin, so macht er sie zu seiner Nikiahfrau, und dadurch erlangt sie die Freiheit. Der Sultan hingegen hat durch die Constitution in dieser Beziehung weniger Rechte, als der geringste seiner Unterthanen; denn er darf keine Sklavin zu seiner Nikiahfrau machen, wäre sie ihm auch noch so theuer; wäre ihm dies verstattet, so könnte er auch freie Nikiahfrauen nehmen und dadurch Verwandtschaftsverhältnisse mit seinen Unterthanen eingehen; dies aber verbietet ihm ausdrücklich das Staatsgesetz. Er wählt aus seinen Sklavinnen die, welche ihm gefallen, und gibt ihnen den Titel Cadine oder Madame; dadurch werden sie seine Titularfrauen, heißen aber nie Sultaninnen, wie man oft irrig in Europa glaubt. Diese Gunst des Großherrn wird ihnen mit einem schönen Pelz aus der Hand des Fürsten, den im Harem nur die Cadinen tragen dürfen. Ehemals belief sich ihre Zahl auf vier bis fünf, Abdul-Hamid hatte gar sieben, und der jetzige Sultan Mahmud wurde von der siebenten geboren. So wie eine Sklavin zur Cadine erhoben wird, erhält sie eine besondere Wohnung mit Sklavinnen. Unter einander sehen sie sich nur, wenn eine niederkömmt; dann statten ihr die andern Glückwünschungsbesuche ab, und allerdings ist diese Niederkunft ein Glück für sie. Wenn dem Sultan eine seiner Cadinen nicht mehr gefällt und wenn er ihrer überdrüssig ist, oder wenn sie ihm kein Kind geboren hat, so verweist er sie aus seinem Harem, indem er sie mit einem seiner höhern Beamten oder Offiziere verheirathet, die dies für eine große Gnade ansehen müssen, und anstatt der abgegangenen nimmt er eine andere. Ist aber die Cadine einmal Mutter geworden, ihr Kind mag noch leben oder nicht, so kann sie der Sultan mit aller seiner Macht nicht aus dem Serail verweisen. Er kann sie vernachlässigen, aber ihre vorige Stellung im Serail bleibt ihr immer.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Beschluß.)

Das Duell.

Wie viele rührende Geschichten hätte Rastoul noch erzählen können, wenn es ihm darum zu thun gewesen wäre, Abscheu gegen das Duell einzuflößen! Wer erinnert sich z. B. in Paris nicht eines unglücklichen jungen Dichters Namens Charles Dovalle, welcher 1829 im Zweikampf das Leben verlor, in welchem er sich so rühmlich hätte auszeichnen können? Er lebte in Poitou ganz ruhig, und hatte bereits einige so zartsinnige Dichtungen an Pariser Zeitschriften eingesandt, daß man sie einem jungen Frauenzimmer

zuschrieb. Diese Dichtungen waren mit Beifall aufgenommen worden, und dies munterte den Jüngling auf, sich nach der Hauptstadt zu begeben, wo allein Ruhm und Belohnung dem Dichter zu Theil werden; denn in der Provinz ist man zu gleichgültig gegen die schönen Blüthen der Poesie. Aber der Jüngling bedachte oder wußte nicht, daß die Laufbahn eines Schriftstellers in der Hauptstadt nicht allein ihre Unannehmlichkeiten, sondern auch ihre Gefahren hat. Und wenn nun besonders ein junger Schriftsteller Mitarbeiter an einem der kleinen Tageblätter wird, welche durch Witzeleien und Spott ihr Glück machen, so setzt er sich dadurch der Unannehmlichkeit aus, wegen dieser witzigen Einfälle zur Rede gestellt zu werden und seine Späße und Witze mit dem Degen oder mit der Pistole in der Hand verantworten zu müssen. So erging es auch dem jungen Dovalle, der wahrscheinlich nur das Angenehme, nicht aber die Kehrseite des Lebens eines solchen Journalisten beherzigt hatte. Auch er mußte einmal sich wegen seines Journals schlagen, und wurde von einer Kugel getroffen, welche, wie ich damals berichtet habe, durch die Brieftasche fuhr, worin er den Abschiedsbrief an seine Mutter gesteckt hatte. Vielleicht hätte dieser junge Dichter in Frankreich der Dichtkunst einen neuen Schwung gegeben; so konnte er aber seinem Vaterlande nur seine Jugendversuche hinterlassen. Wie manche andere junge Schriftsteller hat die Duellsucht dahingerafft, ehe sie ihr Talent hatten entwickeln können! Und wer denkt hier nicht an den unglücklichen Armand Carrel? Auf dem Lande weiß man von dieser Geißel der bürgerlichen Gesellschaft nichts, und in den Landstädten nur wenig; aber in einer großen Stadt wie Paris, wo die Menschen so gedrängt beisammenleben und auf so vielfältige Art mit einander in Berührung gerathen, ist des Haders und des Duellirens kein Ende, und es wäre gut, wenn sich Lokalmittel finden ließen, wodurch dem Uebel gesteuert, oder dasselbe wenigstens vermindert werden könnte. Ob Gesetze nichts helfen, wie Rastoul behauptet, kann bezweifelt werden. Mit einem bloßen Verbote ist freilich so viel wie nichts gethan. Will man also die Duelle abschaffen, oder glaubt man sie abschaffen zu können, so muß man neben dem Verbot auch den an ihrer Ehre Gekränkten die Mittel an die Hand geben, die Unbilde zu rächen. Man müßte es den Vorstehern besonders der Militärschulen zur Pflicht machen, Abscheu gegen den barbarischen Zweikampf einzuflößen; aber immer wird das in Frankreich so gesteigerte Point d'honneur dazwischen kommen, und dieses läßt sich nicht bekämpfen. Dg.

Christiania, Juli.

(Beschluß.)

Norwegen. Stände. Arme. Volksbildung.

Beide Völker sind auch sehr verschieden, schon hinsichtlich der gesellschaftlichen Hierarchie. Der schwedische Adel ist zahlreich und arm, aber stolz und gebildet. In Norwegen dagegen gibt es nur einzelne adelige Familien, und man ist gleichsam darüber einverstanden, sie nicht als solche gelten zu lassen, und sie selbst machen keine unnöthigen Ansprüche. Die Staatsbeamten sind zwar schlecht bezahlt, aber sie gelten eigentlich doch, und mit Recht, für die beste Gesellschaft, da sie die Gebildetsten sind. Der Kaufmannsstand ist zum Theil reicher, aber die Anstalten für seine Bildung sind noch sehr mangelhaft; die meisten jungen Kaufleute aus bessern Familien werden nach England oder Frankreich geschickt; da sie aber keine Vorkenntnisse haben, so kehren sie meist ohne weitere Bildung als kaufmännische zurück. Im intimeren Umgang und im Scherz spricht man wohl auch in gebildeten Familien einen vom Dänischen ziemlich abweichenden Dialekt, das Deutsche ist mehr die Gelehrtensprache, indeß liest man viel Deutsch, und das Französische ist den höhern Kreisen um so geläufiger, da die königliche Familie französisch spricht. Auch wird auf den Liebhabertheatern in den bessern Kreisen beinahe ausschließlich französisch gespielt. Es ist in Christiania ein ganz neues Theater gebaut worden, welches jedoch vom Staat keine, vom Könige nur einige Unterstützung erhält. Wenn Kopenhagener Schauspieler dahin kommen, so ist der Zudrang, selbst an den langen, heißen Sommertagen, sehr groß; sonst kommen keine ausländischen Schauspieler auf Kunstreisen dahin. — Das Militär hat keine große Bedeutung in der Gesellschaft, zumal es schon seit sehr langer Zeit keine Kriegsdienste gethan hat. Das Avancement geht sehr langsam; der Hauptmann trägt meist die Krone der Ehren, die grauen Haare, und ist mehr ehrwürdig, als liebenswürdig. Der Hauptgrund aber ist, daß außer den 2000 Mann stehender, geworbener Truppen, welche ganz abgesondert vom Nationalheere gehalten werden, dieses nie in Garnisonen zusammengezogen wird. Die Offiziere sind über das dünnbevölkerte Land hin zerstreut und haben um sich her, wie Pastoren ihre Gemeinde, ihre Soldaten bei ihren Familien und ihren Brodherrn. Jedes Jahr wird die Compagnie in ihrer Heimath selbst, in einer für den Landmann und Schiffer gelegenen Zeit, zusammengezogen und exercirt. Natürlich verbauert so auch der in der Militärschule zu Christiania gebildete Offizier am Ende; allein er bleibt handfest, wie das Volk, das sein Jagdrecht an Wölfen, bisweilen auch an Bären übt. Das Skylaufen könnte wohl dem Heere bei einem Winterfeldzug von wesentlichem Vortheil seyn, obgleich das Umlenken und das Bergangehen dabei große Schwierigkeiten hat. Es ist noch besonders zu bemerken, daß nur der Bauernstand dieser Conscription unterworfen, der Städter aber mit seinen Bedürfnissen, besonders Colonialwaaren, dafür um so mehr besteuert ist. In welchem Grade dieses geschehen soll, darüber handelt es sich oft im Storthing. Da dieser mitunter aus Bauern, guten Theils aus sehr erfahrenen, klugen Leuten besteht, so ist eine starke Stimme hier immerhin ein Hauptерforderniß, um seine Ansichten durchzusetzen. — Obgleich kein Schulzwang besteht, obgleich ein Theil der Bevölkerung den Sommer mit dem Vieh auf den Bergen zubringt, so steht es doch mit dem Volksunterricht gut; beinahe jeder Bauer kann lesen, viele auch schreiben. Außer der Bibel werden überall alte Volksgeschichten auf den Bauerhöfen gefunden. Vor einiger Zeit bekam ein Reisender Streit mit seinem Postillon, wobei Norweger die Partie des Postillons nahmen. Als dieser aber im Verlauf des Wortwechsels als Ausflucht sagte, er könne nicht lesen, waren im Augenblick Alle gegen ihn, da dieses unmöglich sey und er sich dadurch als Lügner verrathen habe. Es ist zu befürchten, daß die Erziehung der wohlhabenderen Familien in dem Grade, in welchem sie sich ausdehnt und liberaler wird, minder national werden möchte. Auch die regelmäßigen Fahrten der Dampfschiffe bis Drontheim im hohen Sommer, überhaupt die durch die Regierung sehr gehobenen Mittel der Communikation dürften den noch so autochthonischen Stamm zum Theil in zu schnelle, unvorbereitete Verbindung mit Ausländern bringen; schon fangen Engländer an in ihren Yachten herüberzufahren, und obgleich Jedermann ihr Geld gerne sieht, so wäre es doch wohl ein Unglück, wenn Reisen in diese Schweiz des nordischen Oceans Mode unter den hohen Lords und den reichen Industriellen würden.

Beilage: Kunstblatt Nr. 59.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 177.

Morgenblatt
für
gebildete Leser.

Mittwoch, den 26. Juli 1837.

Ein Treibhaus ist's —
Wo hundertfach der Schönheit Blume glüht
Und ungesehn verschmachtet und verblüht.

V. Hugo.

Türkische Sitten und Regierung.

(Fortsetzung.)

Der Sultan kann auch keine Cadine seines Vorfahrers nehmen, im Gegentheil, so wie er den Thron besteigt, muß er sie mit ihrem Schmucke und sonstigem Besitzthum in ein anderes Serail verweisen. Dies war ehemals das Eéqui-Séraï oder das alte Serail, ein ungeheures Gebäude mitten in der Stadt, mit hohen Mauern umgeben. Der jetzige Sultan hat aber nach der Bildung seiner Truppen auf europäischen Fuß das Hauptquartier ihres Commandanten und eine Kaserne für diese Truppen daraus gemacht. Die Cadinen des vorigen Sultans, die da wohnten, wurden mit ihrem Hofstaat in das Tsifté-Séraï, ein großherrliches Serail, das auch in Konstantinopel liegt, übergeführt. Hier haben die Frauen alle Bequemlichkeiten, nur ihre Kinder folgen ihnen nicht dahin; denn sind es Knaben, so werden sie mit den andern Thronerben in die Caffesse eingeschlossen, die Mädchen aber bleiben im Harem unter Aufsicht der Kéhaya-Cadine bis zu ihrer Verheirathung; dann aber nehmen sie ihre Mutter aus dem Tsifté-Séraï zu sich. Gleiches geschieht mit der Mutter des auf den Thron steigenden Prinzen. So wie er zur Regierung gelangt, nimmt er seine Mutter aus jenem Serail, ernennt sie zur Validé-Sultanin und räumt ihr eine schöne Wohnung in seinem Pallast ein, wo sie vielleicht früher als Cadine eine bedeutende Rolle gespielt hatte. Diese zarte Sorgfalt für die Mütter ist ein schöner Zug im türkischen Fürstenleben.

Bekanntlich muß der Großherr in Person bei den in Konstantinopel so häufigen Feuersbrünsten gegenwärtig seyn, um darauf zu sehen, daß Civil- und Militärbehörden ihre Pflicht thun, mag das Feuer nun in der Stadt selbst, in den Vorstädten oder in den Dörfern am Ufer des Bosphorus ausgebrochen seyn. Wenn in der Nacht Feuer ausbricht, so wird der Silih-Dar oder Schwertträger sogleich davon benachrichtigt, und dieser setzt den Kislar-Aga in Kenntniß; unverzüglich geht letzterer in den Harem, und zwar gerade nach dem Schlafzimmer des Sultans, vor dem fünf Sklavinnen abwechselnd die Nacht über wachen. Eine setzt einen rothen Turban auf, das Zeichen der Feuersbrunst, tritt in das Schlafgemach, und wenn der Sultan schläft, so nähert sie sich, ohne ein Wort zu sagen, dem Bett und streicht ihn leise an den Füßen, bis er erwacht. So wie er den rothen Turban sieht, fragt er nach dem Ort, wo das Feuer ist, dann steht er gleich auf, kleidet sich an und geht in seinen Selamlick, wo ihn sein Gefolge schon erwartet, und mit diesem reitet er schnell nach der Feuerstelle.

Der Großherr ist unbeschränkter Herr aller Sklavinnen des Harems, und deren ist eine Menge. Seine Mutter, Schwestern, Tanten und Cousinen, desgleichen andere reiche Moslem machen ihm Sklavinnen zum Geschenk, wozu immer die jüngsten, schönsten, anmuthigsten Mädchen gewählt werden. Einige Zeit vorher gibt man ihnen eine sorgfältige Erziehung, besonders in allen gefälligen, reizenden und verführerischen Künsten; sie lernen ein Instrument spielen, singen, entzückend tanzen, arabische, persische und türkische Fabeln und andere Gedichte mit Gefühl hersagen u. s. w. Sind diese schönen Blüthen so erzogen, so werden sie dem Großherrn zugeführt, der gewöhnlich bedeutende Geschenke an Diamanten, Perlen u. s. w. dagegen macht. Manchmal ist dies ein Glück für diese Sklavinnen, manchmal aber werden sie auch dadurch sehr unglücklich, zumal wenn sie — was häufig geschieht — durch die Gitter ihres Harems mit einem jungen Baltadzy des Sultans, oder mit einem Offizier ihrer Herrinnen ein Liebesverständniß angeknüpft haben, das gewöhnlich um so glühender ist, da sie immer vom Geliebten getrennt sind und in ihren feurigen orientalischen Gemüthern die Einbildungskraft Wunder wirkt. Ich will in dieser Beziehung nur zwei Fälle anführen, die überdies dem Charakter Mustaphas III. und seines Sohnes Selim alle Ehre machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe aus der Normandie von J. V.

(Fortsetzung.)

Unterdessen war die Sonne untergegangen und dunkle Nacht deckte das Meer. Die Gäste gingen wieder in die Cajüte zurück, und noch manches Glas wurde unter frohem Gespräche und lautem Gelächter geleert. Endlich gegen Mitternacht brach man auf. Die Schaluppen der einzelnen Kapitäne stießen nach und nach ab, und als auch unser Schwede von der Fregatte in seine Schaluppe gestiegen war, rief er noch in neckendem Tone dem Commodore zu: „Auf Wiedersehen, Sir William! Morgen bin ich wohl wieder Ihr Gast von wegen des Corsaren. Also morgen, Commodore!" verhallte bereits im Ruderschlage.

Kaum aber war die lezte Schaluppe der Gäste vom Diamant abgestoßen, so änderte sich bald die ganze Scene. Ein Wink des Commodore und die Pfeife des Oberbootsmanns weckte die Matrosen, die bereits sich der Ruhe überlassen hatten. Die Elite der Mannschaft des Diamants wurde beordert, die Boote in's Meer zu lassen; andere mußten die Ruder mit Segeltuchstücken einwickeln, und ehe noch eine halbe Stunde verflossen war, ehe noch die lezten Gäste ihre Schiffe erreicht hatten, sprang bereits Sidney Smith in eines der Fahrzeuge und stieß von der Fregatte ab.

Mit der höchsten Vorsicht ruderten die Matrosen; und die Vorsicht war nothwendig, denn das geringste verrätherische Geräusch hätte fünfzig und mehr Kanonen auf die Kähne des Commodore gerichtet und wenigstens seinen Plan hintertrieben. Unbemerkt und ungestört langte man endlich beim Corsaren an; im nächsten Augenblick hatten die Engländer denselben erklettert und die Oeffnungen verschlossen, die in den Schiffsraum führten, wo die Mannschaft, vertrauend auf den Schutz der Kanonen am Strande, ruhig schlief. Die Corsaren waren gefangen, ihr Schiff erobert und die Wette gewonnen. Smith schickte die Boote zurück und blieb mit ein paar Matrosen und dem Lieutenant Bromley, der als Freund des Commodore selten bei seinen kecken Abenteuern fehlte, auf dem Corsaren, um ihn bei eintretender Fluth der englischen Station zuzuführen. Als die Boote abstießen, rief Smith mit gedämpfter Stimme einem Bootsmanne zu: „John, geh zum Schweden und sage ihm, er könne den Küchenzettel machen."

Bis zur Fluth mußten noch zwei lange Stunden verstreichen. Aber der Abends reichlich genossene Wein und Punsch legte sich auf die Augen der Engländer, und bald schliefen sie alle so fest wie die gefangenen Corsaren.

Ein französischer Matrose hatte ruhig zwischen dem Tauwerke gelegen und seine Wachstunde abgeschlafen. Er kam erst zu sich, als das Schiff bereits von den Engländern besezt war. Es war nun freilich zu spät, sich zu widersetzen, und er wußte und hatte vorerst nichts Besseres zu thun, als der kommenden Dinge in seinem Verstecke zu harren. Als aber die Engländer so fest schliefen, wie er selbst bei ihrer Ankunft, als das Schnarchen der Schlafenden bekundete, daß er sie nicht mehr zu fürchten habe, kroch er beim Beginn der Fluth aus seinem Verstecke hervor und schnitt die Ankertaue durch. Er wußte, daß die steigende Fluth, die stets die Seine zwingt, stromaufwärts zu fließen, das Schiff in den Fluß hineintreiben, daß dann für die des Fahrwassers unkundigen Engländer ohne Piloten die Rettung schwer, wenn nicht unmöglich werden, und endlich, daß die Besatzung von Havre aus der unsichern Bewegung des Schiffes schließen würde, daß etwas Außerordentliches vorgefallen. Und wie er vorausgesehen, so geschah es. Die Fluth trieb den Corsaren in die Seine hinein und den Strom hinauf, und als es endlich Tag wurde, merkten die am Ufer wachhabenden Seeleute bald, was hier vorgehe. Im Augenblicke regten sich die französischen Kriegsschaluppen, und ehe noch die Engländer recht wach geworden, ehe sie wußten, was vorging, war der Corsar von denselben umgeben. Sidney Smith, bald genug einsehend, daß hier an

keinen Widerstand zu denken, war gezwungen, seinen Degen dem Kapitän Leloup, dem Commandanten der Schaluppen, zu übergeben. Wenn Kapitän Perthes seine Botschaft noch vor Anbruch des Tages erhalten hatte, so war die Rechnung diesmal ohne den Gast gemacht. Smith hatte die Wette verloren, und es ist die Frage, ob die beiden Seeleute sich je wieder gesehen, um den Wettpreis mit einander zu verzehren.

Das Leben und die Abenteuer des Admirals Sidney Smith sind hinlänglich bekannt. Jedermann weiß, wie er durch eine bisser gelungene List, indem mehrere seiner Freunde sich in Offiziere des Pariser Generalstabs verkleideten und dem Gefangenwärter des Tempels in Paris die Ordre, ihnen Sidney Smith auszuliefern, überbrachten, aus der Gefangenschaft befreit wurde, und wie er dann durch seine Vertheidigung von St. Jean d'Acre auf das Geschick Bonapartes einwirkte.

Der folgende Umstand ist zwar auch bekannt, ich rufe ihn aber hier in's Gedächtniß zurück, weil er sich an Smiths Gefangennehmung und Gefangenschaft knüpft. Der Lieutenant Bromley war mit unter den Gefangenen. In Havre aber erklärte Smith, er sey sein Kammerdiener. Er mochte Ursache dazu haben, ihn so an seine Person zu fesseln. Bromley selbst spielte seine Rolle sehr gut, und um so besser, da er kein Wort Französisch verstand. Beide wurden zusammen von Havre nach Rouen, von hier nach Paris, und in Paris aus einem Gefängniß in's andere gebracht, bis sie endlich zusammen auf die angegebene Weise aus dem Tempel entkamen. In Egypten sah ein in Havre wohnender alter Seeoffizier, den ich kenne, beide wieder. Wie wunderte er sich aber, als eines Tags Jemand ihn im besten Französisch ansprach und ihn fragte, ob er sich des Kammerdieners noch entsinne. Seine Verwunderung hatte eine zweifache Ursache, einmal war der ehemalige Kammerdiener Smiths jezt Obrist, dann war die Aussprache des Stockengländers, der als Kammerdiener nicht eine Sylbe Französisch verstand, so rein französisch, als ob er in Paris geboren und erzogen wäre. Das Gefängniß hatte Wunder gethan, und das Wunder bestand darin, daß der Lieutenant Bromley, der Kammerdiener, der Stockengländer, ein junger französischer Emigrirter, de Tromelin, war, der durch die Verleugnung seiner Muttersprache sich seinen Kopf erkauft hatte.

Der Gefangene.

Wen schleppt zum Königsschlosse vom Ozean
Die jähen Felsenstiegen man dort hinan?
Das ist in Eisenbanden Harald, der Held,
Sie haben zehn den Einen zulezt gefällt.

Im hohen Saale thronet der Königsgreis,
Um ihn die Helden alle, ein stolzer Kreis;
Sie rufen dem Gefangnen gewaltig Hohn:
„Vernichtet und entmannet, o Högnes Sohn!

„Wo ist die Eisenstärke, die Asen glich,
Der Troz des Felsenherzens, das Keinem wich,
Das Schwert an Ruhm, an Siegen, an Narben reich,
Die Zunge scharf und feurig, dem Schwerte gleich?“

„„Gefangen heißt gestorben, die Stärke brach,““
Demüthig der Gefangne und seufzend sprach;
„„Doch wolltet ihr mir reichen ein Horn mit Wein,
Das würde Glück und Freiheit und Ruhm mir seyn.““

„Das Wunder wollt' ich schauen!“ Voll bis zum Rand
Der König reicht ihm selber das Horn zur Hand.
Das trank in dreien Zügen der Helde leer:
„„Habt Dank! und weiter wünschet Harald nichts mehr.““

Und mit der scharfen Kante gewaltiglich
Entzwei die Heldenstirne, die hieb er sich;
Roth schoß das Blut in Wellen, den Bifroststeg
Ging er, zu Odins Auge den kühnen Weg.

„„Da nehmt die armen Scherben! wie wähntet ihr
Zu früh die Kraft erstorben im Herzen mir?
Den athmend nichts bezwungen, nicht Lust, nicht Pein,
Frei geht er, ob gefesselt, in Walhall ein.““

Ernst sah zur Erde nieder der Königsgreis:
„Wer wähnte ihn bezwungen?“ still schwieg der Kreis.
„Laßt ehren uns den Todten! mit Schild und Speer
Den Freien senkt in's freie, in's große Meer.“

C. Matzerath.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

Hippologie. Die Zillerthaler. Lemm. Hirt. Lehmdächer.

Eine neue Wissenschaft: die Hippologie, ist hier entdeckt; doch ist es leider nur der Name. Unsere Vorlesungen darüber, welche alljährig um diese Zeit unterhalb des Kreuzberges gehalten werden, sind zur Zeit nur noch abgelesene Collegienhefte der hohen Schule von Epson. Die Wetten, die vorher ein- und ausgeschwizten Jockei's (ihre kleine Schwizschule ist im Dorfe Schöneberg), die Kampfrichter, die Steeplerennen, alles dies und dergleichen ist noch die wörtliche Uebersezung aus England. Aber es darf nicht bezweifelt werden, daß bei der großen Theilnahme aller derer, die sich für Vollblut interessiren, auch wir uns zum Originalen durcharbeiten müssen. Frequenz und Glanz

der diesjährigen Wettrennen war wenigstens ein Trost für die mittel- oder unmittelbar dabei betheiligten Vollzüchter, die ihrerseits bei ihrem Wettrennen um die besten Preise diesmal sehr zurückgeblieben sind. Voraus vor den Britten sind wir wahrscheinlich in der exakten polizeilichen Ordnung bei den Rennen und in den minutiös gewissenhaften Berichten über dieselben. Auch wird bei uns nicht gestohlen; ob betrogen, ist eine andere Frage. Ist es diesmal geschehen, wie die Vertrauten munkeln, so hatte es nur einen galant loyalen Zweck. Man hat einen Gönner gewinnen lassen, und der Verlierer hat freiwillig den Kürzern gezogen. Doch soll dieser Sieg contra naturam einigermaßen erschwert worden seyn durch das gute Pferd, welches zum Verlieren im Voraus verdammt war; denn dasselbe fühlte ein solches Ehrgefühl in sich, daß es alle Kunst seines Reiters erforderte, es in den Schranken der loyalen Unterwürfigkeit zu erhalten. Das Pferd ist offenbar ein aristokratisches Thier. Sollte von daher eine Opposition gegen das absolutistische Princip neuerdings aufstehen? Was Menschen anlangt, so hat, wider alles Erwarten, unter den kunstvoll ausgeschwitzten englischen Jockei's ein kleiner märkischer Bauerjunge, ohne Ahnen und Schule, den Preis der allgemeinen Anerkennung davongetragen. Auch ein besonderer Preis ward ihm von hoher Hand. Die Bildung für die neue Wissenschaft ist im Zunehmen.

Der berühmte Mensen Ernst hat einen Schnelllauf in Charlottenburg gehalten. Die ihn gesehen, zollen ihm volles Lob; entweder lag es aber an den Anschlagzetteln, oder an der Erwartung auf die edlern Renner, es haben ihn Wenige gesehen. Nach seiner Aussage soll es sein leztes Rennen seyn. — Rüstige Bergkletterer und vielleicht Gemsenjäger werden aus Tyrol erwartet, wenn auch nicht als solche: den Gemeinden im Zillerthal, welche, früher Protestanten, sich nicht mehr zu den ihren Vätern wieder aufgedrungenen Grundsätzen der römisch-katholischen Kirche halten wollen, ist die erbetene Zuflucht gestattet worden. Man nennt ein Dorf im schlesischen Riesengebirge, welches durch die Gnade des Königs den bedrängten Gläubigen zur Ansiedelung überlassen wird. Ein Korrespondenzartikel aus Wien in unsern Zeitungen suchte die Sache in einem Lichte darzustellen, wie sie bei uns nicht betrachtet wird. Der Hofprediger Strauß war in dieser Angelegenheit bekanntlich in Wien.

Unsere jüngste Todtenliste zählt wieder drei namhafte Männer: den Schauspieler Lemm, den Direktor des Gymnasiums, welches den Namen „das graue Kloster" aus dem Mittelalter herübernahm, Köpke, und den Kunstkenner Professor Hirt. — Lemm starb in der Kraft seiner Jahre, doch war seine Gesundheit längst zerrüttet. Er war einer der wenigen rastlos strebenden Künstler, die sich selbst nie genug thun. Leider fehlte ihm aber der Spiritus, der ihm gebot: bis hieher und nicht weiter! An seinem guten Willen und zu angestrengten Studien scheiterte seine Kunst nur zu oft. Richtig durchdacht war jede seiner Rollen; in der Ausführung streiften seine hochtragischen bisweilen an die Karrikatur. Der selige Ludwig Devrient erklärte Lemm für einen der größten Tragiker in der Ruhe, wenn er es nur über's Herz bringen könne, ruhig zu bleiben. Aber wie mittelmäßige Schauspieler wohl in geweihten Momenten der Genius überkommt, der sie wider Willen über sich selbst erhebt, so überkam diesen guten Schauspieler leider oft ein böser Genius, und das trefflich angelegte Bild verlor plözlich mit der Schönheit auch die Wahrheit. Er hatte körperlich viel zu leiden, und hinterläßt den Ruf eines Ehrenmannes. — Hirt gehört den Veteranen einer abgelebten Zeit an. Die Gräfin Lichtenau brachte ihn von ihren Reisen unter der Regierung des vorigen Königs aus Italien nach Berlin. Nicht alle durch diese Vermittelung Angestellten hatten gleichen Anspruch, sich über die Zeit ihrer Protektoren zu erhalten. Abhold dem Romantischen, in welcher Gestalt es sich auch zeige (z. B. ein constanter Feind des gothischen Styls), hatte Hirt sein langes Leben hindurch als Kunstkritiker Fehden auszufechten, die zum Theil mit Waffen gefochten wurden, für welche heute unsere Constitution zu schwach scheint. Er wechselte Streitschriften mit dem Philologen Wolf, mit Rumohr und vielen Andern, die durch bittere Invectiven und beißende Wize über den Kreis hinaus bekannt wurden, für welchen sie geschrieben waren. Das neue Museum rief ihn zum lezten Male in die Arena; im Innern hatte er mit der Rumohrschen Schule, im Aeußern mit dem ganzen gelehrten Publikum zu fechten; denn von ihm rührt die bekannte, vielfach verschrieene und lächerlich gemachte lateinische Inschrift her: Fridericus Guilelmus III. studio etc. Nachdem man dem Lapidarspruch alle möglichen komischen Auslegungen gegeben, und ein Gutachten der Akademie darüber erfordert worden, blieb Hirt insofern Sieger, als man die ursprüngliche Inschrift stehen ließ, weniger vielleicht auf das offizielle Gutachten, daß sie sich doch vor dem Forum der Latinität rechtfertigen lasse, fußend, als auf den triftigen Grund, daß eine Umschreibung mehrere tausend Thaler gekostet hätte.

Abschweifsweise bei baulichen Angelegenheiten angelangt, mache ich Sie auf eine kleine vor Kurzem erschienene Schrift aufmerksam, welche ein klares Licht über eine der wichtigsten neuern Entdeckungen in der Architektur verbreitet. Ich meine die nach dem Erfinder genannten Dornschen, oder Lehmdächer, von denen ich Ihnen gelegentlich schon früher schrieb, und deren praktischer Nuzen sich durch die Erfahrung mehr und mehr bewährt. Der königliche Bauinspektor Gustav Linke hat jezt in einem Büchlein, betitelt: „Der Bau der Dornschen Lehmdächer, nach eigenen Erfahrungen mit Rücksicht auf die dabei vorkommenden Holzconstruktionen und Kostenberechnungen, Braunschweig, Friedr. Vieweg u. Sohn," die Verfahrungsart so deutlich und anschaulich beschrieben, daß ein ganz Unerfahrener diese Dächer sich allenfalls selbst fertigen kann. Zum Ueberfluß ist eine Kupfertafel angehängt. Ohne Zweifel wird in einigen Jahren diese ungemein wichtige Bedachungsart zum Vortheil der Beutel der Hausbesitzer, so wie zu Gunsten unsers Comforts und des Schönheitssinnes eine ausgebreitete Anwendung finden, was auch noch einige Gegner aller Neuerungen dawider einwenden mögen. Die Sache spricht für sich selbst und ad hominem. Besonders beachtungswerth ist aber die Uneigennüzigkeit des Erfinders, mit der er der Sache sofort die größte Publicität gegeben hat. Einer Ihrer Landsleute, dem ich vor einigen Wochen hier die glücklichen Resultate der Erfindung zeigte, und der nach meinen Notizen in Stuttgart Versuche machen wollte, welche nicht wenig zur zweckmäßigen Verschönerung ihrer Häuser beitragen dürften, wird in diesem Linke'schen Büchlein eine bessere Anweisung finden; wie denn selten eine technische Schrift über eine neue Erfindung, freilich eine sehr einfache, sich eines gleich guten Styls und einer ähnlichen Anschaulichkeit erfreuen dürfte.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 75.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 178.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 27. Juli 1837.

Wohl dem, dem die Geburt den Bruder gab!
Ihn kann das Glück nicht geben; anerschaffen
Ist ihm der Freund, und gegen eine Welt
Voll Kriegs und Truges steht er zwiefach da.

Schiller.

Die Braut.

Novelle von A. T. Beer.

Ein alter, reicher Kaufherr rollte im Frühjahr 1837 in einem gemächlichen Wagen auf der langweiligen Chaussee von Köln nach Düsseldorf dahin und überließ sich in der Einsamkeit der Reise seinen trüben Gedanken. „Ich sehe dich, wenn auf dem fernen Wege der Staub sich hebt," das war der Ton, der in seinem Innern in tausend Abänderungen wiedertönte; denn vor zwei Jahren hatte er den jüngsten Sohn im zurückgeschlagenen Reisewagen, liebend nach ihm und der Mutter zurückwinkend, verschwinden sehen, und die Staubwolke, die das Fuhrwerk aufgeregt hatte, und die nach und nach wieder zurücksank, war das lezte sinnliche Zeichen von des Sohnes geliebter Nähe.

Dieser war seitdem in langsamen Tagereisen durch Deutschland gefahren, hatte das französische Land bis Nizza durchschnitten und wollte dort seine kranke Brust durch die linden Lüfte des Südens heilen; den Vater hielt ein bedeutendes Geschäft daheim, die Mutter hatte schmerzlich zwischen den zwei Pflichten, Mann und Hauswesen zu versorgen, oder den Sohn zu pflegen, gekämpft, und hatte sich endlich für die erstere entschieden, da sie ihre Unkunde der französischen Sprache und ihre eigene Kränklichkeit erwog; der Bruder war in Amerika, wo er sich für das großartigere kaufmännische Leben ausbilden sollte. Er war schon als Jüngling einmal nach Newyork gegangen, und sein Herz war dabei so ruhig geblieben, als handle es sich um eine Fahrt nach Neuwied oder dem Siebengebirge; auch war er fröhlich und guter Dinge zu seinem Eduard zurückgekehrt, der eben die Schule absolvirt hatte und die Universität beziehen wollte. Die beiden Brüder waren zwei Zwillingsseelen, voll Liebe und Einigkeit, beide der gerechte Stolz ihrer Eltern. Eduard war lustig gewesen bis zur Ausgelassenheit; aber er war jezt allmählich in das Alter getreten, wo ein ungewisses Sehnen das Uebermaß der Fröhlichkeit zu dämpfen anfängt: man nennt es ein „Sehnen," vielleicht ist es auch ein Vorgefühl der Schmerzen und Lasten, die das Leben, zwar nach und nach, so daß der Bau nicht zusammenbricht, aber sicher jedem Menschenkinde aufzubürden pflegt. Der Jüngling hält das ewige Klagen der Eltern über das Glück der Kindheit für eitel Geschwäz, obgleich ihn schon hie und da ein Verhältniß zu drücken anfängt; doch wenn er sich dann als Mann, mit seiner ganzen Last auf den Schultern, wiederfindet, dann ändert sich auch sein Sinn. Menschen müssen sich gewöhnen, sogar Steine können es; in Kopenhagen ist im königlichen Schlosse ein niedriges, sehr flaches Gewölbe von der Dicke

eines einzigen Backsteines, aber wohl ineinander gepaßt und regelrecht gebaut; auf dieses Gewölbe legte der Baumeister am ersten Tage einen Felsstein, um zu sehen, ob es die Last tragen werde, und da es sie trug, am zweiten einen zweiten, und so fort, bis am heutigen Tage eine unglaubliche Last immer neu hinzugefügter Steine auf der dünnen Brücke liegt, die noch immer hält; — denke sich ein Jeder dabei, was er will, ich kehre zu meinen Jünglingen zurück.

Konrad, der ältere Bruder, war schon viel gereist, und sein ganzer Charakter neigte sich mehr zum Ernsten; nur Eduards jugendliche Heiterkeit fesselte ihn mit jedem Tage mehr; er lebte in ihm, er wachte über die schuldlosen Ausbrüche seines Muthwillens, und fand sein Ideal von Liebenswürdigkeit in ihm verwirklicht. Die Universität, die Eduard bezog, war nicht fern von Konrads Aufenthaltsort, daher sahen sich die Brüder oft und fanden ihre liebste Erholung im wechselseitigen Umgang. Da fing Eduard an, an Beklemmungen, häufigen Fieberanfällen und andern beunruhigenden Symptomen zu leiden; Konrad wachte mit überspannter Aengstlichkeit über die Fortschritte seines Uebels. Der Arzt verordnete eine Reise, Konrad ließ es sich nicht nehmen, den Bruder zu begleiten; auch den Eltern war es recht, daß er vor der Hand alle Geschäfte ruhen lassen und nur Eduard leben wollte. Diesen ängstigte im Anfang der Gedanke, daß ihn sein Uebelbefinden in seinen Studien zurücksetzen würde; aber Konrads unermüdete Liebe und kluges Zureden half ihm über dies beunruhigende Gefühl hinweg, und in der milden Atmosphäre der brüderlichen Zärtlichkeit und eines Landes, dessen Lüfte sich kaum weniger schmeichelnd an das Herz legen, schien er gänzlich zu genesen

Mit glänzenden Augen und blühenden Wangen kehrte Eduard zurück; seine große Magerkeit ward auf die Schnelle seines Wachsthums geschoben, das in den lezten Jahren außerordentlich gewesen war. So kam die Zeit heran, in der ein neues Geschäft Konrad nach Amerika rief. Er wünschte das Versäumte nachzuholen, aber eine unerträgliche Last auf dem Herzen hinderte ihn fast an der Ausführung seines Vorsatzes. Kaufleute indessen lassen sich ungern durch Sentimentalität, ja sogar durch gegründete Gefühle bestimmen, sie sind gewohnt, sich allein den Vortheil ihres Geschäfts als die Säule zu denken, die nichts erschüttern darf. — Konrad ging; Eduards in Thränen glänzendes Auge war die lezte Erinnerung, die er aus der Heimath mitnahm. Er war noch kein Jahr weg, als des Bruders Uebel sich mit verdoppelter Uebermacht einstellte. Die erste Reise hatte so vortheilhaft gewirkt, daß der Vater den Vorschlag einer zweiten mit Freuden aufnahm; auch hielten beide Eltern seinen Zustand nicht für so gefährlich, als er es eigentlich war, wie sich die Nächsten überhaupt am leichtesten täuschen lassen; und so hatte der Augenblick der Trennung zwar unter Thränen, aber doch auch unter reichen Hoffnungen geschlagen. Es war Sommer, als Eduard ging; ein milder Herbst erfreute ihn, aber heilte ihn nicht. Ein ungewöhnlich wechselnder, rauher Winter schlug unheilbare Wunden in seinen kranken Körper, und als der Frühling kam, mußte der gute Arzt, der ihn sehr lieb gewonnen hatte, den Eltern melden, er gebe keine Hoffnung. Fast zugleich mit dieser Nachricht traf auch Konrad ein; er nahm sich kaum Zeit, seinen Koffer zu packen, und eilte nach Nizza, wo er den Kranken ganz an's Bett gefesselt und vom schrecklichsten Husten gequält wieder fand.

Was er an diesem Krankenbette litt, ist unaussprechlich. Der Tröstende, Erheiternde blieb Eduard; er verfügte über sein ganzes Eigenthum, als wäre von einer Weihnachtsbescheerung an seine Lieben die Rede; seine Gedanken in eine andere Welt schienen sich alle an den zuversichtlichsten Hoffnungen hinüber zu spinnen; er sagte wiederholt zu Konrad: „Nicht wahr, Sterben ist nichts Schreckliches?“ Und wenn ihm dann Konrad, von Schmerz zerrissen, doch mit ruhigem Gesichte antwortete „nein,“ dann lächelte er kindlich und selig und sah ganz befriedigt aus. In einer Krankheit dieser Art veredeln sich die Züge und der Ausdruck unglaublich; Eduard sah aus wie der liebste Jünger Christi, nicht mehr Jüngling, noch weniger Jungfrau, ganz Engel.

(Die Fortsetzung folgt.)

Türkische Sitten und Regierung.

(Fortsetzung.)

Die Sultanin Asma, Schwester Mustaphas III., überschickte ihrem Bruder eine junge Sklavin aus Mingrelien, die sich durch ihre körperlichen Reize, ein Gesicht voll edler Schönheit und Anmuth und durch die hinreißendste Gestalt eben so auszeichnete als durch Eigenschaften des Gemüths und erlernte Geschicklichkeiten. Der Sultan hatte sie schon früher mit besonderer Lust bei seiner Schwester tanzen sehen; sie hieß Ruchem oder die Glänzende. Sie sehen und lieben war bei dem Sultan Eins. Er legt ganz seine Rechte als Großherr und Sultan ab, redet sie freundlich und liebreich an; denn er fühlt zum ersten Mal sein Herz in wahrer Liebe schlagen; er ergreift ihre Hand, spricht mit sanfter, unterbrochener Stimme zu ihr und wagt es sogar, sie zu liebkosen. Aber Ruchem schweigt, schlägt die Augen nieder und drückt den Beherrscher aller Gläubigen mit Respekt, aber entschieden und keck von sich. Mustapha glaubt, alles dies

komme nur von jungfräulicher Schüchternheit und Zurückhaltung, und erglüht darum nur noch mehr in Liebe. Als er endlich in ihren schönen Augen nichts sieht als Schmerz und Furcht, verläßt er sie. Am folgenden Tag kommt er wieder, ist noch wärmer, liebevoller und drängender; Ruchem aber weist ihn noch entschiedener und kälter zurück. Als der Sultan auch am dritten Tage nicht glücklicher in seiner Bewerbung war, ging ihm die Geduld aus, und er verlangte eine freimüthige Erklärung ihres Betragens. „Ich, schöne Ruchem," sagte er zu dem kalten Mädchen, „ich liebe dich, und bin nicht bei dir als dein Herr und Gebieter, sondern als Liebender; denn ich will, ich kann meine Macht nicht bei dir geltend machen; ich habe bei dir nur einen Wunsch: die Gluth in deinem Herzen zu erregen, die das meinige verzehrt; warum theilst du nicht meine Gefühle? Sage mir ohne Furcht die Ursache deiner Abneigung; ich schwöre dir, wenn es seyn muß, will ich dir meine Liebe opfern." Er sprach so herzlich und dringend zu ihr, er beruhigte sie so durch seine freundlichen Worte, daß sie ihm endlich schüchtern und zitternd ihre Liebe zu dem Intendanten der Sultanin, ihrer vorigen Herrin, gestand. Sie hatten sich Beide Liebe bis in den Tod geschworen. „Sey ruhig," erwiderte ihr der Sultan, „du sollst glücklich werden, wie ich unglücklich." Am folgenden Morgen ging er zu seiner Schwester und sprach: „Liebe Schwester, du bist sehr ungerecht; ja, du bist es." — Die Sultanin erschrickt und fragt nach der Ursache seines Unwillens. — „Warum hast du mir doch eigenmächtig das Recht eines Andern abgetreten? Du schicktest mir Ruchem als Geschenk, das Mädchen gehört aber deinem Intendanten;" und dabei erklärte er ihr alles Nähere. „Wo ist dein Intendant? er soll auf der Stelle herkommen." Dieser erschien sogleich voll Unruhe; der Großherr sagte aber zu ihm: „Ich ernenne dich zum Pascha von Ghiassel-Hissar und gebe dir meine Sklavin Ruchem zur Frau." Der Großherr verbiß seinen Schmerz und hauchte ihn in einem Gasel aus, worin er zu Ruchem spricht und sich über seine unglückliche Liebe beklagt. Dieses Gasel ist bei den Türken allgemein bekannt und berühmt durch seine Gluth und Zartheit; es beginnt mit den Worten: „Ruchem, ich gebe dir mein Herz, du aber willst es nicht, und mit Leid nehme ich es wieder."

Selim III. besuchte oft seine Schwester, die Sultanin Beyham. Bei ihr sah und bewunderte er eine reizende Sklavin, die im Harem wegen ihrer schönen Haut und Gesichtsfarbe Bembé-Haré oder rosenfarbener Atlas genannt wurde. Die Sultanin dachte gleich daran, ihrem lieben Bruder mit dem Rosaatlasmädchen ein Geschenk zu machen. Doch sollte es seiner ganz würdig werden, darum ließ sie Bembé-Haré sorgfältig erziehen, namentlich ihr, da sie ausgezeichnete Anlage für Musik zeigte, bei dem damals berühmten moslemischen Musiker Saadullah aus Candia Unterricht im Singen geben. Das Mädchen sang auch bald mehrere türkische und persische Lieder mit großer Anmuth. Ihr junger, schöner Lehrer hatte aber mit seiner melodischen Stimme noch einen andern Eindruck auf sie gemacht; sie liebte ihn und er liebte sie. Als die Erziehung des Mädchens vollendet war, wurde sie dem Sultan Selim in einem großen, mit Rosen und Jasminblüthen angefüllten Korb von vier schwarzen Sklaven zugetragen. Der arme Saadullah war untröstlich; unbekannt aber ist, wie Bembé-Haré den Sultan aufgenommen hat, und ob sie so kalt gegen ihn geblieben ist, wie Ruchem gegen Mustapha. Selim war ein großer Freund und Kenner der Musik, deßwegen ließ er manchmal Saadullah in den Harem kommen, um persische Lieder von ihm singen zu hören. Bald merkte der Sultan eine Veränderung am Sänger; sein Gesang war nicht mehr heiter, wie sonst, sondern schwermüthig und voll Wehmuth. Darum sagte Selim einmal zu ihm: „Aus deiner Art zu singen sehe ich, daß du etwas hast, was dich kümmert und peinigt; das thut mir leid; verbirg dich nicht vor mir, ich schwöre es dir bei Gott, ich will Alles für dich thun." Saadullah faßte sich ein Herz, warf sich vor dem Sultan nieder und sagte: „Herr, ich liebe deine Sklavin! Laß mir den Kopf abhauen, um mich von meinem unglücklichen Daseyn zu befreien; ich liebe Bembé-Haré, die nicht die Meinige werden kann!" — „Du sollst sie haben," antwortete der Sultan, und auf der Stelle gab er sie ihm zur Frau mit einer bedeutenden Mitgift. Ich habe diesen schönen Zug von Saadullah selbst.

Es ist kein Beispiel vorhanden, daß ein Sultan ein Christenmädchen oder eine Frau seiner christlichen Unterthanen auf irgend eine Art zu gewinnen oder gewaltsam in den Harem zu bringen versucht hätte.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

Der Sarg Wilhelms IV.

Da die bevorstehende Parlamentsauflösung in Folge der tausendfällig dadurch angeregten Interessen Alles absorbirt, was der Engländer seinen Privatgeschäften an Zeit und Aufmerksamkeit abzumüßigen vermag, so ist es ein vortheilhaftes Zeugniß für die Loyalität — oder wie man die Motive taufen will — der guten Londoner, daß sie König Wilhelm noch nicht vergessen haben. Man könnte behaupten, schon die Trauerkleidung, in welcher männiglich einhergeht, und die Laden vor den Fenstern der Gewölbe müssen sein Andenken wach erhalten; aber der Mensch ist einmal ein Geschöpf der Gewohnheit, und die Trauerkleider und die halb geschlossenen Laden fallen jezt, nach vierzehn Tagen, eben so wenig auf, als sie Anfangs überraschten. Würden aber wohl die

Londoner ohne Theilnahme für ihren hingeschiedenen König so ungeheuer begierig gewesen seyn, wie sie es waren, seinen Sarg zu sehen? Der König starb in Windsor und sollte in Windsor beigesetzt werden. Sein Sarg hingegen wurde in London gearbeitet, nicht weil es in Windsor an tüchtigen Tischlern fehlt, um vier Bretter und zwei Brettchen kunstgerecht zusammenzufügen und geschmackvoll zu verzieren, sondern weil in London, und zwar in der neuen Bondstraße ein Mann wohnt, der das traurige Vorrecht besitzt, die Särge der königlichen Familie zu fertigen. Es wäre unbegreiflich, wie ein Mensch den Muth haben kann, einen König und die Glieder eines königlichen Hauses um das Privilegium anzugehen, ihre Särge zu zimmern, oder das Privilegium anzunehmen, falls ein sarglustiger König, wie Kaiser Karl V., es ihm anböte, wenn nicht die Sucht der englischen Krämer und Handwerker, ein to their Majesties über ihre Thüren zu schreiben, jedes Bedenken überwöge. In einer andern Straße befindet sich ein Gewölbe, ausschließend für den Verkauf von Instrumenten, die, meist aus Zinn gefertigt, allerdings in einem vollständigen Haushalte selten fehlen, jedoch deshalb nicht weniger häßliche Verräther menschlicher Gebrechlichkeit sind; und der Inhaber des Gewölbes hat die Stirn, jedem verschämten Menschen das Blut in die Wange zu treiben durch die in Gold aufgeschriebene Versicherung, daß die Königin, die Herzogin von Kent und Prinzessin Victoria ihren diesfallsigen Bedarf bei ihm kaufen; dieß nebenbei. Dem Tischler Turner also war der Auftrag geworden, den Sarg für den verewigten Monarchen zu fertigen, und den Tag vor der Ablieferung schloß Turner seine Werkstatt und stellte den Sarg zur Schau aus. Es ist kaum zu glauben, wie schnell solche Dinge in London bekannt werden; wenigstens zwanzigtausend Personen strömten herbei. Das Zimmer, in welchem der Sarg stand, war rings mit schwarzem Tuch ausgeschlagen, und darüber hingen Gewinde von schwarzem Krepp. Auf silbernen Wandleuchtern brannten Wachskerzen und die mit matten Gläsern bedeckten Lampen des Kronleuchters gossen ein mildes Licht auf den, in der Mitte des Zimmers auf Gestellen ruhenden Sarg. An den vier Ecken desselben standen vier schwarz gekleidete Männer mit weißen Stäben, Hüter des Sarges, ein nothwendiger Schutz in einem Lande, dessen Eingeborene aller Stände die Eigenthümlichkeit besitzen, nichts betrachten zu können, ohne es zu betasten. Der über sieben Fuß lange Sarg war aus dem feinsten spanischen Mahagoni gearbeitet, mit genuesischem Purpursammet bedeckt und mit weißem Atlas ausgeschlagen. Handhaben und Nägel, erstere eben so geschmackvoll als kunstreich, waren von vergoldetem Silber. Auf dem Deckel prangte im obern Felde, zierlich in gleiches Metall gegraben, das königliche Wappen Englands, im untern der Hosenbandorden, zwischen beiden eine massivgoldene Platte mit der aus den Tagblättern bekannten Inschrift. Um Sarg und Deckel wanden sich zwei verschlungene Nägelreihen, und in erhabener Arbeit glänzten die Kranzleisten, das Ganze um so schöner, je einfacher es war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, Juli.

(Fortsetzung.)

Poesie im Gewerbsstande. Persönliches.

Auch ein neuer Dichter liegt vor mir, der „Blumen für seine Freunde“ hier bei Herbig ausgestreut hat. Die Poesie macht im gewerbtreibenden Bürgerstande Progressen, eine Erscheinung, auf die man acht haben sollte, mehr als auf das Erschienene. Es ist kaum ein Jahr her, daß der berühmte Bierbrauer Josty Bière de mon tonneau herausgab, patriotische Gelegenheitsgedichte, in deutscher, französischer und romanischer (Chur) Sprache. Ihm folgte der Dichter Heinzelmann, von dessen originellen Produkten Ihnen gemeldet wurde. Jetzt ist der Kunstgärtner P. Fr. Bouché, wohlbekannt den Berlinern unter dem Namen des „Winkelbouché,“ um ihn von seinen Verwandten zu unterscheiden, mit jener genannten Sammlung von Originalgedichten aufgetreten. Er sagt zu seinem Leser:

Nimm hin, was ich in einsam stillen Stunden,
Nimm gütig hin, was ich gefühlt, gedacht,
Was Glaube, Liebe, Hoffnung angefacht,
Und was dabei mein fühlend Herz empfunden.

Die Jugend ist mir längst wie Träum' entschwunden;
Doch ist einmal das Schön' in uns erwacht,
Dann jeden Morgen neues Leben tagt,
Hat nur Gefühl und Lieb' uns fest umwunden.

Ein Kunstgärtner aus der französischen Kolonie, der deutsche Gedichte macht, ist eine Merkwürdigkeit, eine größere ein Dichter der Kolonie, welcher noch 1837 den deutschen Mann als Genus so ansingt:

Ein herzig Wort, ein Druck der Hand
Ist mehr als Komplimententand.
Wer ehrlich denkt, kann grade stehn,
Braucht nicht die Hand zu küssen,
Und legt sich nicht zu Füßen,
Kann Jedem in die Augen sehn.

Ein: guten Morgen, gute Nacht,
Und dabei etwas Gut's gedacht,
Ist mehr als alle Faselei;
Und das sind wahrlich reine Narren,
Die viel mit Händ' und Füßen scharren,
Ihr Thun ist doch nur Kriecherei.

Wir meinen, daß so durchdachte Gedanken nicht mehr in Versen ausgesprochen zu werden brauchen. Herr Bouché singt noch auf dieselbe naive Weise alle Blumen seines Gartens an, und steht in seiner poetisch positiven Gesinnung so ehrenfest da, wie als Mann und Bürger im Leben.

Steffens Roman: „die Revolution,“ ist eben als fertig angekündigt. Von der (jezt bestimmt gekannten) Verfasserin des „Godwin Castle“ wird ein zweiter Roman erwartet, nachdem sich die Theilnahme für den genannten entschieden bewährt hat. Auch von W. Alexis kann ich Ihnen nun bestimmt sagen, daß ein Roman, der die jüngste Gegenwart berührt, im Werden ist. Raupach schweigt in Schlesien auf seinem Gute. Fr. v. Raumers leztes historisches Werk aus den großbritannischen Archiven ist eben fertig. Der Verfasser beabsichtigt eine Reise nach Paris, um die dortigen Staatsarchive, wozu er eine Einladung von Mignet erhalten, so viel ein Sommeraufenthalt erlaubt, zu studiren. Eben dahin wird der Minister v. Kamptz eine Reise antreten, um die französische Hauptstadt und den Hof der Tuilerien von Angesicht kennen zu lernen. Steffens will das südliche Deutschland besuchen. Von unserer aus Konstantinopel gewünschten militärisch wissenschaftlichen Expedition dahin wird zwar noch fortwährend gesprochen; es kommt aber noch nicht zur Ausführung. Das Denkmal Schleiermachers soll in den nächsten Tagen aufgestellt werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 60.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 179.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 28. Juli 1837.

Es gibt kein bittereres Gefühl, als sich, wenn auch nur auf Augenblicke, seines Vaterlands zu schämen, vorausgesetzt, man wisse warum.

Börne.

Briefe aus der Normandie von J. V.

Die Auswanderer.

Havre ist eine Kolonie, zu der alle handeltreibenden Völker mehr oder weniger ihre Repräsentanten geschickt haben. Es gibt daher kaum eine civilisirte oder halbcivilisirte Sprache, die nicht hier oder dort auf den Spaziergängen oder in den Kaffeehäusern das Ohr berührte, und keine französische Stadt, in der die schmucke Sprache des Landes so geradbrecht wird. Hier hört man das r der Schweizer, dort das w der Engländer, hier das deutsche sch, dort die italienischen Consonanten vorherrschen. Der Deutschen sind sehr viele hier, und außer den hier Ansäßigen lösen sich beinahe von vierzehn zu vierzehn Tagen ein paar tausend Auswanderer ab. Diese haben eine Menge deutscher Wirthe, Kleinhändler und Mäkler hieher gezogen, und sehr oft bleiben die Frauen und Kinder, oft ganze Familien deutscher Auswanderer zurück, wodurch die Zahl der hier ansäßigen Deutschen noch größer wird.

Eines Abends, als ich auf den von den Arbeitern verlassenen Quais mich erging, hörte ich von einem Schiffe her eine Geige, die einen Walzer spielte, und mitunter das frohe Juchhei unserer deutschen Bauernbursche herüberschallen. Ich entsinne mich nicht, dasselbe je in Frankreich, wenn auch der Tanz noch so ausgelassen war, gehört zu haben. Es konnten dies nur Deutsche seyn; und so ging ich über mehrere Schiffe weg, bis ich auf das gelangte, wo wirklich die ganze deutsche Schiffsladung auf dem Verdecke nach der Geige eines Dorfspielmanns aus Rheinbayern tanzte. Das Schiff sollte morgen abgehen und alle Auswanderer, Bursche und Mädchen, Männer, Weiber und Kinder tanzten in tollem Jubel, als ob sie ein Kirchweihfest feierten.

Ich habe ein paar Mal deutsche Auswanderer gesehen, die sich die schweren Thränen aus den trüben Augen wischten, wenn das Schiff am Damm vorüberfuhr, und sie einem Freunde, der morgen oder übermorgen mit einem andern Schiffe abgehen sollte, ihr Lebewohl zuwinkten. Ich sah einmal ein junges Weib sich das Brusttuch zerreißen, um dem gepreßten Herzen Luft zu machen, und dann unter dem Rufe: „Meine Mutter! meine arme Mutter!“ ihren Mann, der ihr ein halbjähriges Kind entgegenhielt, zurückstoßen. Und ein anderes Mal sah ich einen Schwarzwälder, der seinen Schmerz durch starke Getränke zu tödten gesucht hatte, auf die Brustwehr des Schiffes springen und einen Kernfluch ausstoßen, mit dem er Deutschland und den Amtmann von N. in den Boden hineinschlagen wollte, wobei er seine Pelzmütze in's Meer warf und um ein Haar ihr nachgestürzt wäre.

Alle auf der Jetée Anwesenden, selbst die Mehrzahl der Auswanderer lachten aus vollem Halse bei dieser lezten Scene und waren theilnahmlos bei den vorhergehenden; mir aber griff diese wie jene an's Herz. Doch Alles das war nichts gegen die Kirchweihlust auf dem zur Abfahrt gerüsteten Schiffe. Diese Leute verließen ihr Vaterland, Hof und Herd, den Ort, wo sie als Knaben gespielt, als Jünglinge geliebt, als Männer sich an dem Lallen des Erstgebornen gefreut hatten; und nichts, nichts verrieth, daß sie dem Heiligsten auf ewig den Rücken zugekehrt, daß sie das Grab ihrer Väter aufgegeben, die Wiege ihrer Kinder verkauft hatten. Sie tanzten, sie jubelten. Juchhei! das war eine Lust!

Wie heißt das Land, unglücklich genug, solche Söhne zu zeugen, oder unglücklicher noch, solche Gleichgültigkeit zu erklären und zu rechtfertigen? Ich kenne es, das Land, ich kenne das Volk Süddeutschlands mit dem Herzen, das zu brechen droht, wenn das Heimweh mit Fiebergluth die Adern durchläuft und die Brust zersprengt. Und diese Leute wandern aus, und tanzen und jubeln am Vorabend ihrer Abfahrt!

Ich hörte hier in Havre selbst den ärmsten Arbeiter, den elendesten Matrosen nie anders als mit Verachtung von den Deutschen sprechen, oder vielmehr von den Suisses, wie sie hier heißen, weil vor Zeiten ein deutsch sprechendes Schweizerregiment in Havre stand, und selbst der Mittelstand, theilweise auch die höhern Classen theilen diese Ansicht. Ich verstummte jedesmal, wenn ich es versucht hatte, sie zu vertheidigen, und man mir antwortete: „Aber warum wandern sie denn aus? Wir Franzosen würden lieber zu Hause trockenes Brod essen, als anderswo in Ueberfluß leben. Was muß das für ein Land seyn, das man so, wie diese Suisses, verlassen kann!“

Deutschland ist eines der schönsten Länder der Erde. An Allem Ueberfluß, und doch solche Noth, daß sie jährlich Tausende zwingt, einen andern Himmel zu suchen, um nicht durch die Qualen der Erdenhülle an der Hoffnung eines Himmels jenseits, einer waltenden Gerechtigkeit verzweifeln zu müssen! Das erkläre mir Jemand, wenn er's kann. Man sagt oft, eben die germanische Sehnsucht, die da wissen möchte, was hinter den Bergen und jenseits des Meeres ist, die mit einer Art von Wohllust in ferne Länder treibt, sey daran Schuld. Ich will es nicht ganz ableugnen. Ich kenne diese Sehnsucht; auch mich hat sie in die Weite hinausgetrieben, über Berg und Thal gejagt; aber ein Wort, der zufällig ausgesprochene Name eines Ortes, wo ich mich einmal heimisch fühlte, der Ton einer Glocke, die wie die Morgenglocke der Kirche klingt, neben der ich einst wohnte, das Zwitschern eines Vogels, ein Traum, ein Nichts, reichen oft hin, um eine andere Sehnsucht in mir lebendig zu machen und die Seele auf die Reise nach Hause zu schicken. Die Wanderlust treibt uns in die Weite, das Heimweh zieht uns mit unwiderstehlicher Kraft wieder in die Arme der Unsrigen zurück und fesselt uns an den Ort, wo wir als Knaben spielten, wo wir zuerst merkten, daß ein Herz in unserer Brust schlägt. Gerade dieser Widerspruch ist der deutsche Charakter, aber nicht das Eine oder das Andere allein. — Man spricht von der ewigen Völkerwanderung der Deutschen, um die Auswanderung der armen Bauern nach Amerika zu erklären. Aber diese Wanderungen hatten stets dieselbe Ursache. Alle jene Stämme der Germanen — die Sachsen, Franken, Normannen, und wie sie alle heißen — hatten keinen Platz im Vaterlande, sie wußten nicht, was thun und wovon leben, und nahmen das Schwert zur Hand und suchten ein neues Vaterland, weil sie im alten nicht Hungers sterben wollten. So ist es noch heute. Nur die Noth, die schlimme Gegenwart, eine noch schwärzere Aussicht in die Zukunft zwingt diese Unglücklichen, freudig einem heißgeliebten Vaterlande Lebewohl zu sagen, um in einem fernen Lande arbeitend leben zu können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Braut.

(Fortsetzung.)

Endlich kam der schwere Tag; der Kranke war verändert, ja unkenntlich, er hob die Augenlieder mühsam, und nur wie im Schreck, sagte kein Wort, als: „ich bin müde!“ und starb nach wenigen Stunden. — Konrad trug ihn in seinen Armen aus dem Bette und ließ die geliebte Leiche von Niemanden berühren; er sorgte für Alles mit rastloser Thätigkeit, aber als es nun aus war, als Alles besorgt war, was für den Bruder auf Erden noch geschehen konnte, o wie war ihm da! Schwach wie ein Kind fühlte er seinen Körper, ermattet seinen Geist, nichts thätig als den Schmerz, der ihn zu tödten drohte. So meinte er wenigstens, denn es kommt der Jugend immer vor, als müsse der erste Schmerz sie tödten. Er sezte sich in den Wagen und fuhr der Heimath zu; bei Basel bestieg er ein Schiff und fuhr den Rhein hinab ohne Sinn für dessen Schönheit; so kam er nach Hause. — Ach, daß es auch solches Wiedersehen geben muß! daß das Wiedersehen nicht immer einer der Momente seyn kann, den man in alle Ewigkeit ausdehnen möchte!

Die Eltern hingen ihr Herz mit verdoppelter Liebe an den Einen, Uebriggebliebenen; aber wo sollte er mit seiner Liebe hin? Es war ihm, als sey ihm nun alles gleichgültig auf der Welt; er sank in die tiefste Schwermuth. Jedermann sah seinen Schmerz mit Verehrung

an; aber Niemand drückte die Hände so fest zusammen im Gebete für ihn als Anna, ein gutes Kind, deren Eltern zwei Häuser weit von Konrads Eltern wohnten. Diesen entging die zunehmende Innigkeit des Mädchens für ihren Sohn nicht; sie war ihnen bis jezt gleichgültig gewesen, aber ihre Theilnahme an Konrads Schmerz rührte sie. Sie fielen darauf, ihn durch Liebe heilen zu wollen.

Anna war ein liebes, hübsches Ding, mit ein paar schmachtenden, ausdrucksvollen Augen; ihre Eltern waren nicht in so glänzenden Verhältnissen als Konrads, aber sie waren gebildete Leute, denn ihr Vater war Direktor der Schule und hatte manches anerkennende Wort von gelehrten Freunden bekommen. Konrads Eltern fingen an, den Schulrath zum Oeftern einzuladen, liebkosten die Tochter und machten allerlei Hoffnungen in der Mutter rege, die schon auf tausend angenehme Nebendinge gedacht hatte, die ein solches Hauptglück mit sich bringen konnte. Konrads Eltern hatten, nicht was man in der großen Welt Equipage nennen würde, aber einen bequemen, in Offenbach gebauten Wagen und zwei langschwänzige Mecklenburger Braunen, die freilich auch zu mancherlei Nebenzwecken, als da ist: Sandfahren, Waaren an das Ufer bringen ꝛc. gebraucht wurden, aber die doch auch die Familie ganz behaglich auf ein benachbartes Dorf oder um die Stadt herum zogen. Fahren aber war der Frau Schuldirektorin größtes Vergnügen, und eine Bekannte vom Wagen herab grüßen, gehörte gewiß zu den Punkten, bei denen sie der Satan am leichtesten hätte fassen können. Was aber das Schlimmste war, Konrad schien keineswegs in diese Plane einzugehen; er war zwar recht artig gegen Anna und fand sie sehr niedlich, bis ihm seine Mutter einst vorstellte, wie wohl ihm ein häusliches Leben mit einer lieben Frau thun werde, und ob Anna dazu nicht wohl die tauglichste sey? Von dem Tage an mochte er sie nicht mehr sehen; er wollte nicht getröstet seyn, er hätte sich gehaßt, hätte er aus seinem Schmerze heraus gehen können.

So standen die Sachen, als die Generalversammlung der Düsseldorfer Eisenbahngesellschaft zusammen berufen ward, was den alten R** auch veranlaßte, eine Reise dorthin zu unternehmen; er schlug Konrad vor, zu seiner Zerstreuung mitzugehen, aber dieser wollte nichts davon hören und lehnte die Einladung entschieden ab; und so sehen wir denn nun den alten Herrn allein auf der Straße nach Düsseldorf, in die Staubwolken hinein sehend und seiner Söhne gedenkend.

Der alte Mann hatte Sinn für alles Schöne und Gute, obgleich er wenig Gelegenheit gehabt, sich in seinem thätigen Geschäftsleben allzuviel darum zu bekümmern; einer seiner ersten Gänge war daher nach der Akademie, deren Ateliers zu gewissen Stunden geöffnet sind. Es war eine der Epochen, wo fast jeder der bedeutenderen Maler eben ein Bild geliefert hatte und nun einen Augenblick ausruhte; daher war sie weniger reichhaltig als zu andern Zeiten. Fast überall standen Cartons statt der Bilder, deren Farbenglanz den Unkundigen erst ermuthigt, in die strengere Schönheit der Formen und der Composition einzudringen. Die meisten Ateliers waren leer, da es um die Mittagsstunde war; nur in einem, das für mehrere Maler bestimmt seyn mochte, saß noch ein jugendlicher Künstler, der so mit einem eben vollendeten Bilde beschäftigt schien, daß er den Eintritt des Fremden nicht bemerkte. R. stellte sich hinter ihn und sah das Bild, vor dem der Jüngling saß, mit Wohlgefallen an; es stellte ein eben aufgeblühtes Mädchen dar: ein violettsammtnes Leibchen reichte bis gegen die Hüften, darunter fiel ein olivenfarbiger Atlasrock an dem schlanksten Körper hinab und verlor sich im Rahmen; die schönste jungfräuliche Brust konnte durch ein dünnes Flortuch errathen werden; der lange, runde Hals trug einen Kopf, der einen überraschenden Eindruck auf den Beschauer machte; das weiße, zarte Fleisch der Gestalt ließ auf eine Blondine schließen, aber um diesen Kopf spielten dunkelbraune Locken, die von einem rothsammtnen Käppchen leicht zusammengehalten wurden; knabenhafte Schelmerei blizte aus den wunderschönen, weit geschnittenen, hellbraunen Augen; die Nase war klein und fein gebogen, die Augenbrauen markirt genug, um die lebhafte Physiognomie noch mehr zu heben; der Mund war eher zu groß, aber schön geformt, und man errieth die glänzendsten Zähne unter den frischrothen Lippen; sie hielt einen Falken auf der Hand, zu dem sie hinaufblickte, so daß der wunderschöne Aufschlag ihrer Augen in seiner ganzen Pracht sich bewundern ließ.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

(Fortsetzung.)

Beisetzung Wilhelms IV.

Von Morgens bis gegen Mitternacht dauerte der Andrang. Dann wurde der Sarg auf eine, von sechs Rossen gezogene Bahre gesezt, und nahm still und friedlich den Weg nach Windsor. Hier war der Abend des achten Juli zur Begräbnißfeier bestimmt, eine Bestimmung, welche wohl zum Ressort des Staatsministers des Innern gehört, und eine zahllose Menge Menschen und die Presse ernsthaft beschäftigt hat. Ich habe in einem frühern Berichte erwähnt, daß die Lokale der englischen Handelswelt um den Tod des Monarchen trauern wie um einen beim Geschäft Betheiligten, daß sie bis zum Tage des Begräbnisses theilweise, und an lezterem Tage ganz geschlossen werden. Nun war der achte Juli ein Sonnabend, und wenn der Sonnabend für alle Krämer der civilisirten Welt der einträglichste Wochentag

ist, so muß er das doppelt für die Krämer und Handwerker Englands seyn, die, mit Ausnahme der Branntweinschenken, Obsthändler und Zuckerbäcker, also gerade mit Ausnahmen, für welche ein Grund der Nothwendigkeit keineswegs in die Augen springt, gesetzlich, bei Vermeidung schwerer Buße, gezwungen sind, von der Mitternachtsstunde des Sonnabends zum Sonntage bis zu der des Sonntags zum Montage allen Vertrieb ihrer Artikel einzustellen. Hieraus erklärt sich der gewaltige Lärm, welchen die Krämer aus jedem Winkel Englands, die Londoner natürlich an der Spitze, wider die auf einen Sonnabend angesetzte Begräbnißfeier erhoben, und weil nun einmal in England Politik und Partei selbst über die unbedeutendste Regierungsmaßregel Gericht halten, so schrieen alle Torykehlen: „da seht eure Whigs, die gerühmten Volksfreunde! sogar euern sonnabendlichen Verkehr respektiren sie nicht, kümmern sich kein Jota, ob der arme Arbeiter für seinen sauer verdienten Wochenlohn sich und den Seinigen einen Sonntagsbraten kaufen kann oder nicht." — Kein Gesetz mißt die Zeit ab, welche zwischen der Todes- und der Begräbnißstunde des Monarchen verstreichen soll; kein Gesetz macht den Begräbnißtag zu einem Feiertage, an welchem Handel und Gewerbe ruhen sollen. Folglich ist Niemand rechtlich verbunden, die an solchem Tage verfallenden Zahlungen Tags zuvor zu leisten. Demnach blieb dem gewerbe- und handeltreibenden Publikum bloß die Wahl, entweder ihre Loyalität den Sonnabendsgeschäften, oder die Sonnabendsgeschäfte ihrer Loyalität aufzuopfern. Versammlungen wurden berufen, geharnischte Beschlüsse gefaßt, die Ortsobrigkeiten wurden zur Vermittelung aufgefordert; kein Zeitungsschreiber, der sich nicht für den Gegenstand interessirte, kein Korrespondent, der ihn nicht zum Stoffe einer Mittheilung machte. Alles vergebens: es war bestimmt und es blieb dabei, die Begräbnißfeier sollte am Abend des achten Juli stattfinden. Sobald nun Krämer und Handwerker sahen, daß nichts den Sinn des Ministers zu beugen vermochte, thaten sie das Klügste, was sie thun konnten, fügten sich in die Nothwendigkeit und schlossen zwischen ihrer Loyalität und ihren Sonnabendsgeschäften einen Vertrag, des Inhalts, bis sieben Uhr Abends letzteren, dann ersterer nachzuleben, d. h. ihre Lokale in der Stunde zu schließen, in welcher die Begräbnißfeierlichkeit beginnen sollte, und so geschah es, daß England zu der angegebenen Zeit ganz sonntäglich aussah. Hat nun aber jenes Abkommen die gefürchteten Nachtheile kräftig beschworen, wie, wenn der Minister das erwartet und deßhalb auf seinem Sinn bestanden hätte? Am Ende verloren Handel und Gewerbe hiedurch weniger, als wenn sie einen ganzen Feiertag gehalten hätten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, Juli.

(Fortsetzung.)

Mäßigkeitsangelegenheiten. Defraudationen.

Wenn Sie von einer höchsten Verordnung hören, der zufolge jeder Beamte (auch in richterlichem Amte fungirende, welche bisher nur in Folge von Urtel und Recht entlassen werden konnten) auf der Stelle seines Amtes entlassen werden soll, sobald er auch nur einmal an einem öffentlichen Orte in trunkenem Zustande betroffen worden, so ziehen Sie daraus keinen Schluß auf eine solche Demoralisation unserer Beamten im Allgemeinen. Wenn die Verordnung nicht durch ganz einzelne Ereignisse oder Stimmungen veranlaßt ist, was in Neu-Europa wohl vorkommt, so dürfte man eher darin eine anderartige Tendenz, als eine Anklage wegen Völlerei erblicken. Auf der andern Seite glauben Sie indeß auch nicht, daß, weil hier über Errichtung von Mäßigkeitsgesellschaften verhandelt wird, künftig das Trinken hier aufhören wird. Die Sache, in ihrem Kerne gewiß höchst löblich, scheint nicht am rechten Ende angefaßt, wenn man die amerikanisch-englischen Statuten buchstäblich bei uns in Anwendung bringen will. Man darf doch nicht ganz aus dem Auge lassen, was seit tausend Jahren, und vielleicht noch länger, unter dem guten deutschen Volke ein „nüchterner Mensch" bedeutet, womit freilich dem Branntwein und seinem Rausche nicht das Wort geredet wird.

Eben so wenig, als Sie aus jener Verordnung gegen trunkene Beamte auf einen entsprechenden Thatbestand zurückschließen dürfen, mögen Sie einen Zweifel an der bewährten Rechtlichkeit unserer Postoffizianten aus einigen argen Defraudationsgeschichten, die das Publikum in diesem Augenblicke beschäftigen, schöpfen. Die Genauigkeit, das höfliche Benehmen, die strenge, uneigennützige Pflichtausübung in unserer Postverwaltung ist von In- und Ausländern so anerkannt und gerühmt, daß es selbst unrecht wäre, in dem kleinen Odium, welches die Post durch ihren Widerstand gegen die Eisenbahnen sich zur Zeit im Publikum zugezogen hat, einen Grund zu suchen, weßhalb man gerne dergleichen Nachrichten anhörte. Der arge, aber schlau eingeleitete Diebstahl, den ein junger, eben erst angestellter Postbeamte hier begangen, gehört, auch in den interessanten Details, wie er ihn ausgeführt, und wie er in Hamburg, mit einem Fuß im Schiffe nach Amerika, noch ergriffen wurde, mehr in criminalistische als in literarische Mittheilungen. Ein anderer minder bedeutender Fall, der sich in einer Provinzialstadt zugetragen hat, spielt schon in das Fatalistische hinüber, und hat eine so harmlose Moral, daß er, wenn auch nur des guten Beispiels wegen, bekannt zu werden verdient. Ein armer Postoffiziant wird vom Glanz des Goldes verführt, und beschließt mit einigen hundert Thalern, die aus ihrer Hülle sich losgemacht haben, die dumpfe Luft seiner trüben Packkammer zu verlassen und die weite Welt zu suchen. Inzwischen, bis er seine Angelegenheiten in Ordnung gebracht, versteckt er das Geld in einem uralten Polsterstuhle, der unbenützt in einem Winkel der Registratur steht. Alles ist geordnet; was er von Habseligkeiten hat, in der Tasche, schleicht er wieder im Abenddunkel in die Registratur. Der Polsterstuhl steht, wie er ihn hingestellt. Zitternd greift seine Hand hinein; aber — das Geld ist fort. Verzweiflung, Vernichtung und — ein rascher Entschluß. Die Welt ist zwar weit, aber ohne Geld nichts darin anzufangen, weßhalb es sich lohnte, fortzulaufen. Die Rückkehr ist ihm verschlossen; also bleibt ihm nichts übrig, als seinem Leben oder seinem Betruge ein Ende zu machen. Er wählt das Letztere und gibt sich auf der Stelle selbst als Cassendieb, und zwar zugleich als bestohlener Cassendieb an. Zur Untersuchung des Thatbestandes eilt der Postmeister sofort in die Registraturstube und greift in den verhängnißvollen Polsterstuhl. Aber er greift tiefer in seinem Pflichtbewußtseyn als der Defraudant in seinem Schuldbewußtseyn, und zieht die unberührten achthundert Thaler heraus. Der alte Stuhl hatte nicht allein oben im Polster, sondern auch im Boden ein Loch; die Gurte waren indeß noch mit starker Leinwand gefüttert, und in diesem Sack hatte sich das Geld gerettet. Zwar nicht ehrlich wie vorher, aber mit doppelten Milderungsgründen erwartet nun der Selbstbetrüger sein Urtheil.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 76.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 180.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 29. Juli 1837.

— Er steht entzückt,
Er fühlt sich im Besitz von diesem Schatz beglückt;
Er kommt und geht, und kann sich nicht entfernen.

Goethe.

Die Braut.

(Fortsetzung.)

Das Bild fesselte den alten R**. Endlich redete er den jungen Künstler an mit den Worten: „Was haben Sie sich bei diesem Mädchen gedacht?“ — „Etwa die Tochter eines Falkenwärters,“ erwiderte der Maler bescheiden, „die mit den Pfleglingen ihres Vaters spielt.“ — „Ein glücklicher Mann ist dieser Falkenwärter,“ sagte R**, der sich schon lebhaft in die ganze Situation versezt hatte, und hinter dem Bilde alle übrigen Falken und den Vater des Mädchens und den Ritter sammt seinem ganzen Troß zu sehen meinte, so daß er endlich ganz ernsthaft fragte: „ob sie wohl schon einen Liebhaber hat?“ — „Nein, noch keinen,“ antwortete der Maler, unmerklich seufzend. — „Ei, wer kann für ein schönes Mädchen stehen?“ fiel der Alte eifrig ein, „es finden sich Hunderte für Einen.“ — „Mir hat noch Niemand zehn Thaler darauf geboten,“ murmelte der Maler halb für sich. — „Ach so!“ verbesserte sich R**, „Sie sprechen von Kaufliebhabern für Ihr Bild; ich meinte nun eigentlich das Original; lebt es?“ — „O ja,“ antwortete der Maler gedehnt, „es lebt wohl — aber —“ — „Geschwind!“ rief R**, „wo ist es?“ — „Wie es da steht, nur in meinem Kopfe und hier auf der Leinwand,“ sagte der Maler ernsthaft; „es gibt kein Mädchen wie dieses auf der Welt.“ — „Schade!“ versezte kopfschüttelnd der Alte; „aber was ist dies Bild, wie es hier steht, wohl werth?“ — „Ich sollte wohl zweihundert Thaler dafür bekommen,“ meinte der Künstler seufzend, „aber es gibt so viele Maler hier.“

R** war eigentlich großmüthig, doch zu sehr Kaufmann, um für eine Sache gerade die Summe zu geben, die dafür gefordert wurde. Der sichtbare Wunsch des Jünglings, sein Werk zu verkaufen, rührte ihn indeß, und er sagte: „Hundert-fünf-und-siebenzig Thaler möchte ich wohl selbst dafür geben.“ Ein Freudenstrahl blizte in den Augen des Künstlers auf; doch schnell wieder ruhig, sagte er: „es ist nicht Ihr Ernst.“ — „Gewiß ist es das,“ versezte R** eifrig; „und wenn Sie wollen, können Sie mir das Bild morgen zuschicken und das Geld empfangen.“

Des Jünglings Brust hob sich unter einer heftigen Bewegung und Thränen füllten ihm die Augen; er trat mit Würde einen Schritt zurück, sah auf das Bild und dann zum Himmel; nach dieser Bewegung sagte er zu R**: „heute Morgen noch glaubte ich meine ganze Laufbahn aufgeben zu müssen, weil mir die Mittel fehlten, sie fortzusetzen; denn so reich mich die Akademie auch unterstüzt, habe ich doch für zu Viele zu sorgen, um nicht oft kleinmüthig zu werden. Ihr großmüthiges Anerbieten gibt mir neuen Muth; möchten Sie Freude an

dem Bilde haben, möchte es Ihnen noch über's Jahr nicht minder gefallen; ich will ein neues Werk anfangen und Ihrer dabei gedenken.“ R** hustete ein wenig. „Mein Herr,“ sagte er, „Sie meinten, zweihundert Thaler sey das Bild werth; ich schäme mich, daß ich Ihnen weniger bot; ich denke, es bleibt bei Ihrem ersten Worte, ich will nicht fünf-und-zwanzig Thaler an Ihrer augenblicklichen Verlegenheit profitiren.“

Der Maler reichte ihm dankbar die Hand, und nachdem R** ihm seine Adresse gegeben hatte, entfernte er sich. Kaum war er eine Stunde zu Hause, als das Bild ihm nachfolgte. Hatte es ihm in der Akademie gefallen, so gefiel es ihm jezt noch viel mehr; er ging davor auf und ab, rieb sich die Hände und freute sich wie ein Kind über seinen Handel. „Aber was mache ich damit?“ sagte er nach einer Weile zu sich selbst. „In der grünen Stube hängen alle Kupferstiche aus dem Wieland, dahin paßt es nicht; im Saal sind die Familienportråts, im Kabinet hängt unser guter König mit allen Prinzen und Prinzessinnen; das nimmt schon ein mäßiges Zimmer ein; im Gartenzimmer, da hängt nun freilich noch nichts, aber zu den einfachen Rohrmöbeln und den Tischen, mit Wachstuch überzogen, paßt der breite goldene Rahmen nicht, und die Fliegen sind nirgends häufiger als da, und feucht ist's auch ein wenig. Ich schenk's dem Konrad!“ rief er plötzlich, aus aller Verlegenheit gerissen. „Will er keine lebendige Braut wählen, so bringe ich ihm diese gemalte mit; zwar der Anna sieht sie nicht ähnlich, doch glaube ich kaum, daß diese viel häßlicher aussieht; und dann, wer weiß, ob der immerwährende Anblick eines weiblichen Wesens ihn nicht auf Heirathsgedanken bringt!“

Als die Versammlung der Eisenbahnaktionäre sich endlich ihrem Schlusse nahte, ließ R** eine solide Holzkiste über seine künftige Schwiegertochter machen und brachte sie so wohlbehalten den Rhein hinauf in seine Heimath. Man hatte ihn nicht so früh erwartet, und Konrad war auf einem langen Spaziergange. Der Alte ließ sich kaum Zeit, seine Frau zu bewillkommen, und rief sogleich nach dem Hausknecht und nach Hammer und Schraubenzieher, um das Bild auszupacken; darauf hing er's im besten Lichte über Konrads Schreibtisch an einen starken Nagel und sezte sich behaglich auf das gegenüberstehende kleine Sopha, um sich an dem Effekte zu erfreuen.

Als diese Geschäfte eben beendigt waren, trat Konrad in das Haus und sein Vater ihm entgegen. Nach der ersten Freude der Begrüßung bemerkte jener, daß der Vater etwas besonderes auf dem Herzen habe, denn er sah sehr schelmisch und wissend aus, kicherte manchmal in sich hinein und fragte endlich den Sohn, der keine Anstalten machte, ihn zu verlassen, ob er denn seine Schreibereien beendigt habe; Konrad meinte, diese könnten für heute ruhen, aber der Vater billigte diese Ansicht nicht und sprach so ernst über die Nothwendigkeit, Geschäfte nie aufzuschieben und seine Freude auf die gehörige Stunde aufzusparen, daß der Sohn endlich ein wenig verstimmt in sein Zimmer ging. Dort entdeckte er sogleich, was den Vater veranlaßt hatte, ihn so eifrig hinaufzutreiben, und eilte gerührt wieder zurück an das Herz des guten alten Mannes, der auch in der Ferne seiner gedacht hatte. Es dunkelte schon, als Konrad das Bild zuerst sah; aber am andern Morgen, als er in sein Arbeitszimmer trat, war er durch die Schönheit und den Ausdruck dieses Mädchengesichtes sichtlich überrascht; er sah öfter von seinem Schreibtische in die Höhe, und jedesmal traf sie ihn mit ihren schönen, kecken Augen, daß er den Blick alsbald niederschlug.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe aus der Normandie von J. V.

(Fortsetzung.)

Vielhundertjährige Leiden sind in den Zügen dieser Menschen zu lesen, und werden um so klarer, wenn man sie da beobachtet, wo man sie neben französischen Bauern und Arbeitern stehen sieht. In den Blicken und Mienen der französischen Matrosen liest man oft die charakteristischen Züge ihrer moralischen Verwilderung, und man findet diese mitunter selbst beim städtischen Arbeiter. Aber ein französischer Bauer neben einem deutschen, eine französische Bauernfrau neben einer deutschen bilden einen Contrast, wie der Herr neben seinem Knechte, wie die Wirthschafterin neben ihrer Magd. In jedem Blicke, jeder Gebehrde, jeder Bewegung der französischen Bauern und Bäuerinnen liegt stets noch eine gewisse Grazie; auch senken sie den Blick vor Niemanden, wer er auch sey; sie sind nie um eine Antwort verlegen, sie fühlen sich und wissen, daß sie Niemanden zu fürchten haben, daß ihr Gesetz auch das des Herrn ist. Die deutsche Unbeholfenheit ist zum Sprichworte geworden, und man sucht ihre Ursache meist tiefer, als sie liegt. Selbstgefühl ist das Gegengift, und woher sollte der deutsche Bauer solches bekommen? Und wer dies bezweifelt, der stelle einen deutschen Offizier, irgend einen Deutschen, der von Jugend auf in den höhern Kreisen der Gesellschaft gelebt hat, neben einen Franzosen, und ich bin sicher, daß der erstere sehr oft nicht der Unbeholfenere seyn wird.

Ich habe hundertmal hier die Bemerkung gemacht, daß der deutsche Bauer nicht nur schwerfälliger, unbeholfener und plumper als der ihm gegenüber immer noch graziöse französische Bauer, sondern daß er auch häßlicher ist, was besonders bei den Frauen auffällt. Die germanischen Völker standen einst im Rufe, einer der schönsten

Menschenschläge zu seyn. Die Römer kannten keine schöneren Weiber als die goldgelockten deutschen, und sie waren Kenner und hatten die Wahl. Und noch heute sieht man in den Städten Deutschlands unter den höhern und mittlern Classen viel mehr wahrhaft schöne Frauen als in Frankreich. Ich entsinne mich dagegen kaum, unter den deutschen Auswanderern ein Weib gesehen zu haben, das im Stande gewesen wäre, in dieser Beziehung mit der unendlichen Mehrzahl der hiesigen Arbeiterfrauen oder Markt- und Bauerweiber in die Schranken zu treten. Sie sind eben die Unglücklichsten, der Ausschuß der ihr Lebenlang gegen Noth und Elend kämpfenden Bauern einzelner Provinzen Deutschlands, und deßwegen die Häßlichsten.

Wahrlich! es gibt für einen Deutschen kein trostloseres Schauspiel, als eine solche Auswanderercaravane, wo das graue Haar des Großvaters und das Lallen des Säuglings eine Sprache reden, die das Herz zerreißt. Wenn aber diese Armen tiefes Mitleiden in mir erregten, so gibt es eine andere Classe unserer Landsleute hier, von denen zu sprechen ein Deutscher nur mit Abscheu sich entschließen kann. Jene Unglücklichen werden für ihre hier wohnenden Landsleute ein Gegenstand der Spekulation, indem sie ihnen durch alle mögliche List den lezten Heller zu nehmen, das lezte Hemd vom Leibe zu ziehen wissen. Die hier wohnenden deutschen Wirthe sind mit seltenen Ausnahmen verdorbene Ränkemacher und Bankerontiers, die oft genug die sie bedrohende Strafe zwang, ihr Vaterland zu verlassen. Die meisten Auswanderer sind, da sie kein Französisch verstehen, denselben auf Gnade und Ungnade anheimgefallen, und jeder Scheffel Kartoffeln, jedes Stück Fleisch, das sie kaufen, muß den sich aus Menschenliebe anbietenden Landsleuten seinen Zoll abgeben. Die Auswanderer kaufen kaum ein Geräthe, kaum ein Kleid hier, bei dem sie nicht schnöde betrogen würden und wobei der Unterhändler sich nicht mit dem Verkäufer — sie kennen sich — in den Gewinn theilte. Ein deutscher Jude, der sich hier niedergelassen hat, verkauft beinahe an jeden Auswanderer, der noch ein paar Thaler übrig hat, eine Uhr, je nachdem der Mann wohlhabender oder ärmer ist, für 100, 50, 30, 10 Franken, ja selbst noch billiger, und gewinnt an jeder Uhr wenigstens die Hälfte, und Jahr aus Jahr ein seine 10 — 15,000 Franken, oft mehr. Ein Uhrmacher, auf den er sich als Schätzer der Uhr gewöhnlich beruft, erhält von jeder, die er verkauft, 5 Fr. Man liest in einzelnen Unterweisungen für die Auswanderer, daß die Uhren in Amerika verhältnißmäßig theurer seyen als in Europa, und unser hebräische Landsmann weiß den Auswanderern auf den Fingern vorzurechnen, daß sie nichts Klügeres thun können, als den Rest ihres Geldes in Uhren anzulegen. Nachdem so der arme Bauer gehörig durch ihn selbst oder seine Compères vorbereitet ist, kommt er dann im lezten Augenblick mit seinen Uhren an, und gibt Allen, die anbeißen, eine solche, nach dem Preise, den der Auswanderer bestreiten kann, und die garantirte Uhr geht dann gewöhnlich wenigstens so lange, bis das Schiff Havre verlassen hat. Ich kenne einen Uhrmacher hier, bei dem der Jude alte Ketten und andere Uhrstücke kauft, aus denen er die Werke zusammensezt. — Uebrigens scheint diese Industrie durch eine andere verdrängt werden zu wollen; denn es heißt jezt, Jagdflinten seyen viel vortheilhafter als Uhren, und so beginnt hier gegenwärtig ein Handel mit Gewehren, der auf dieselbe Weise betrieben wird, wie jener Uhrenhandel. Es sind dies nur Beispiele, und es geht den Auswanderern mit Allem, was sie hier kaufen, nicht besser. In ein paar Tagen, ein paar Stunden liegt die See zwischen Käufer und Verkäufer, und macht jede Klage unmöglich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

(Beschluß.)

Fortschritte des Kunstsinns in den Provinzen.

Da Ihr Blatt, wie es scheint, in unsern Provinzialstädten keine Korrespondenten hat, dürfte es die Pflicht des Korrespondenten aus der Hauptstadt seyn, dann und wann von den Ereignissen dort, insofern sie der literarischen Oeffentlichkeit angehören, Bericht abzustatten. Es wäre überhaupt von Interesse, die Fortschritte des Bildungs- und Kunstsinnes in Nichtresidenzstädten in Vergleich zu diesen historisch zu beachten. Es geht damit in Deutschland wie mit dem Biere. Die Cultur wächst an einem Orte bis zum Eclat, und verläßt ihn plözlich, um an einem andern zu knospen und zu gedeihen. Ich will damit nicht sagen, daß, wie vordem das beste deutsche Bier in Hamburg, Rostock und Lübeck, und jüngst, nachdem es dort seinen Ruf verloren, in Baireuth, Erlangen und Bamberg gebraut worden, die geistige Cultur aus Hamburg nach Bamberg gezogen ist. Aber die Influenzen, welche die beste Gährung hervorbringen, müssen von Zeitumständen, von atmosphärischen oder tellurischen Einflüssen abhängig seyn, wie alle Bierbrauer bezeugen werden. In Hamburg war zum Exempel durch Jahrhunderte nicht allein das beste Bier, sondern auch das beste deutsche Theater, und in Dresden die Wiege und Schule deutscher Kunst, und was wird Weimar in hundert Jahren der deutschen Literatur seyn? Ich sage damit nicht, daß Potsdam und Frankfurt Berlin überflügeln werden; aber der Bildungsstoff, der, in der großen Residenzstadt zum dünnsten Goldblech geschlagen, verflüchtigt ist, wird dort noch als Metall geachtet. Ein mehr wissenschaftlicher Sinn, körnig und ernst, belebt die Wenigen, die sich mit Literatur beschäftigen und die Kunst lieben, und aus den Wenigen werden allmählich Viele. In reichen Handelsstädten hält dieser Umschwung schwer. Das wirkliche Metall hat einen zu gewichtigen Klang. So will in unserer reichen Elbhandelsstadt Magdeburg, aller Napoleonschen Bemühungen, die einige Männer von Gewicht aufwenden, zum Troz, der Kunstsinn auf dem Kaufmannsboden nicht Wurzel schlagen. Anders ist es in Stettin.

Hier regt er sich nicht allein, sondern grünt und blüht. Noth lehrt beten, und der Sundzoll, der dem Oderhandel sein Fett abschöpft, lehrt vielleicht Liebe für Literatur und Kunst. In der Hauptstadt Pommerns, wo vor zwanzig Jahren Gemälde, die keine Porträts sind, zu den Raritäten gerechnet wurden, ist jezt ein Kunstverein; und eine Kunstausstellung hat alle zwei Jahre statt, welche mit der Berliner wetteifern kann: freilich nicht Produkte von Stettiner Malern, sondern von allen aus dem großen geistigen Deutschland, welche sich dem neuen geistigen Zollverein angeschlossen haben, der keine engherzigen Stamm- und Provinzialrücksichten duldet. Daß ein solcher wandelnder Markt in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts möglich ward, daß alle Schäze der Kunsterrungenschaft, nicht mehr todt an einem Orte liegend, umher wandern, nicht als Handelswaare, sondern um bewundert zu werden und Kunstliebe und Triebe zu weken, daß man nicht allein aus Berlin, Wien und München, sondern selbst aus Paris nach der Hauptstadt von Pommern im Jahr 1837 Gemälde geschickt hat, das gehört zu den erfreulichen Wundern oder Zeichen der Cultur. Und es wird jezt in Stettin nicht allein gesehen, genossen und bewundert, sondern auch gekauft. Mit dem Besize wächst die Kennerschaft, freilich oft schneller als die Bildung; das gehört aber zum Entwiklungsproceß. Wer den Verkehr bei unsern Kunstausstellungen, ich möchte nicht sagen, hinter den Koulissen, und sage darum: in den Pakkammern, mit ansieht, nimmt noch etwas anderes Erfreuliches nebenher wahr: wie viele Gewerke durch die Ausstellungen an Leben gewinnen. Wie viel Frachtfuhrleute existiren jezt in Norddeutschland allein durch den Transport der Gemälde von Düsseldorf bis Königsberg und in alle Richtungen kreuz und quer, wie viel Tischler fertigen die Kisten, wie viel Schlosser und Buchbinder schrauben und kleben die ankommenden und abgehenden Bilder fest und los, die Arbeiterhände nicht zu rechnen, welche vom Heben und Tragen leben! Daß das Vergolden durch den Verkehr zu einer billigen Sache geworden, lobe ich nicht, insofern das echte Gold dadurch litte; aber den Glanz verschmähen, bis das Wesen da ist, ist nicht jedesmal der richtige moralisch ökonomische Grundsaz, eben so wenig als der: mit dem Luxus warten zu wollen, bis der dringendsten Noth gesteuert ist.

London, Juli.

(Fortsezung.)

Beisezung Wilhelms IV.

Wie in London, ging es, eingelaufenen Berichten zufolge, an andern Orten Englands, und ging es, wie ich als Augenzeuge versichern kann, in Windsor. Hier gab es vom frühen Morgen an mehr Jahrmarktslärm als Trauerstille. Tausende strömten herbei zu Fuß, zu Roß und zu Wagen, und das enge Windsor faßte nicht die Zahl der Gäste, die wallend kamen zum Begräbnißfeste. Wagenburgen erbauten sich, Eß- und Trinkwaaren wurden zu enormen Preisen verkauft, ambulirende Händler schrieen sich an Medaillen mit König Wilhelms Brustbilde heiser, schlugen hier für einen Penny los, wofür sie dort eine halbe Krone forderten und erhielten, und wer freiwillig oder gezwungen ein Nachtlager wünschte, hatte Ursache, sich zu gratuliren, wenn er ein nicht ganz miserables für zwei Guineen erlangte. Zwei, Tags vorher eingetroffene, im sogenannten langen Gange des Parks aufgefahrene Batterien, jede von sechs Neunpfündern, eröffneten früh vier Uhr die Feierlichkeit, indem sie bis zehn Uhr alle zehn Minuten und sodann alle fünf Minuten gelöst wurden. Gleichzeitig erhoben die Gloken auf dem Schlosse, die der Stadtkirche und die im benachbarten Eton ihr einförmiges Trauerlied mittelst eines einzelnen Anschlags von Minute zu Minute. Um drei Uhr schloß die, gestern angefangene Ceremonie der Paradeausstellung des Leichnams; die von den Staatsgemächern nach dem Thore der St. Georgskapelle errichtete Plattform wurde von allen Schaulustigen gesäubert, und geschäftige Hände schlugen die ganze Länge des bedekten Ganges mit schwarzem Tuche aus. Kurz vor sieben Uhr bezogen die Garden und Polizeidiener ihre Posten; die Thore wurden aufgethan, die harrende Menge wogte heran, und bald war Alles gefüllt. Mit dem Zwielichte hörte das Geräusch allmählich auf; die Schanzgräber der Fußgarde traten aus dem gothisch gewölbten Thore der Staatsgemächer und zündeten die von den Soldaten gehaltenen Fakeln an. Der rothe Feuerschein auf den glänzenden Uniformen, auf den Trauerkleidern der Zunächststehenden und auf den schwarzen Behängen der Plattform, dann die dunkle, Kopf an Kopf gedrängte Menge im Schloßhofe, und die halb erleuchteten Gestalten an allen Fenstern der umgebenden Gebäude, auf den Dächern, auf jeder Mauer — die geisterhafte Scene machte die versammelten Tausende stumm. Da schlug es neun Uhr; eine Rakete zischte empor, lauter donnerte das Geschüz alle dreißig Sekunden. Der Zug war geordnet, des Königs Sarg auf einen Wagen gestellt, dessen schwarz überhangene Räder eine unsichtbare Kraft langsam bewegte. Dumpfer Trompetenschall verkündete den nahenden Zug; geheimnißvoll klang der Schall in der allgemeinen Stille, und wie die Trompeter, die dem Zuge voranschritten, am Normannenthore erschienen, tönte ein Commandowort, und nieder auf die Bretter mit einem einzigen schweren Falle rasselten die Gewehre. Einem zweiten Trompetenstoße, näher und deutlicher als der erste, folgte das dumpfe Wirbeln der verhängten Trommeln, diesem ein feierlicher Todtenmarsch. Regungslos stand die Menge und kaum ein Athemzug wurde laut. Mit gemessenem Schritte ging die Procession von den Staatsgemächern nach der Kapelle, an deren Eingange der Dechant von Windsor, hinter ihm die Geistlichen des Kirchspiels, Alle weiße Fakeln tragend, die königliche Leiche in Empfang nahm und durch die Kapelle an die Gruft geleitete. Die Procession war streng nach dem englischen Hofceremoniell angeordnet; sie ist wohl allen Lesern aus den politischen Blättern bekannt. Nachdem sie die Kapelle erreicht hatte, und während sie hier langsam und feierlich auf die königliche Gruft zuging, nahmen Alle, deren unmittelbare Gegenwart bei der Einsenkung des Sarges nicht erfordert wurde, die von den Herolden ihnen angewiesenen Pläze ein. Mit Absingung des 29sten und 50sten Psalmen begann die Grabesfeier nach dem Ritus der englischen Kirche, und so wie der Dechant von Windsor, der zur Rechten des Sarges stand, den Schluß zu lesen anhob, fing der Sarg an zu sinken. Er verschwand, während der Dechant die Worte sprach: we commit his body to the ground, earth to earth, ashes to ashes, dust to dust. Dann ließ ein Diener der Kirche eine Handvoll Sand auf den Sarg niederfallen. Nach gesprochenem Segen trat der Waffenkönig Clarenceux hervor, nannte alle Titel des verstorbenen Königs und verkündete Königin Victoria als dessen wahre und rechtmäßige Nachfolgerin, wobei er den Scepter in seiner Hand auf die offene Gruft richtete. Sodann trat der Oberkammerherr hervor, erhob seinen Amtsstab, zerbrach ihn und warf die Stüke in die Gruft. König Wilhelm war begraben, und der neuen Königin donnerten die Kanonen ihren Gruß.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 181.



Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 31. Juli 1837.

Wenn Liebe thörigt ist im Wagen,
Ist sie nicht klüger im Verzagen.
Coleridge.

Liebesfarben.

Von F. Duttenhofer.

Der Muthige.

Wie sie im Tanze auf und niederschweben!
Um ihren zarten Leib schlingt er die Rechte;
Ja, wenn sie's fühlte, wenn sie's wüßt' und dächte,
Daß ich sie liebe wie mein eigen Leben!

Wie dort sie sitzt, ihm gänzlich hingegeben,
Und beider Augen leuchten durch die Nächte;
Wenn ich nur könnte, wie ich wollt' und möchte,
Ihr nahe seyn und ihr mich ganz ergeben!

Dem irren Schiffer steh' ich hier vergleichbar,
Ein schönes Land vor meinen brünst'gen Blicken,
So nah' und doch so fern, und unerreichbar;

Doch, ob die Wellen mich auch fast ersticken,
Hin nach dem Ufer streb' ich unabweichbar,
Daß es mich rette vor des Meeres Tücken.

Der Sentimentale.

Ich wag' es nicht, es selber ihr zu sagen,
Ich wag' es nicht, zum Tanze sie zu führen,
Zu unzart ist das Wort, um sie zu rühren,
Und nach dem Tanze müßt' ich sie was fragen.

So ist es denn mein einziges Behagen,
Ihr Kleid im Gehen leise zu berühren,
Um sie zu seyn, ihr ewig nachzuspüren,
Und heimlich ihr das Schnupftuch nachzutragen.

Ich lebe von der Luft, in der sie weilte,
Von ihrer klaren Augen zartem Scheine,
Und weine still, hat sie sich weggewendet.

So harr' ich seufzend, wenn sie mir enteilte,
Und schwör' ihr Liebe zu, die nimmer endet;
Sie ahnet's dann vielleicht, wie ich es meine.

Der Ungewisse.

Die lezte Rose hat sie abgeschnitten,
An meiner warmen Brust ist sie verglommen;
Die lezte war's, der Winter ist gekommen,
Und ich kann keine mehr von ihr erbitten.

Da bin ich stumm von ihr hinweggeschritten,
Nichts hab' ich, als das Blümlein mitgenommen,
Und doch so viel. Was steht mein Herz beklommen
So zwischen Furcht und Hoffen in der Mitte?

Wird nicht der Nord den Rosenstrauch verwehen,
Wird er im nächsten Jahre wieder blühen,
Werd' ich ihn, wenn er blüht, auch wieder sehen?

Vielleicht wird sie mich nicht einmal vermissen,
Für einen andern wird ihr Röschen glühen,
Vielleicht — vielleicht — wer kann das Alles wissen!

Briefe aus der Normandie von J. V.

(Fortsetzung.)

Es gibt zwei Häuser hier, die sich besonders mit der Expedition der Auswanderer befassen: Barbe, und Slade et Lemaitre. Das erstere gebietet über die ziemlich regelmäßig abgehenden Paketbote und hat daher einigen Vorzug. Im Ganzen aber ist das eine so gut wie das andere, d. h. bei beiden sind die armen Auswanderer verrathen und verkauft. Beide haben ihre Werbestuben auf der Grenze Frankreichs und in Deutschland selbst. Dort überbieten sich die verschiedenen Mäkler und versprechen den Auswanderern, was sie nur begehren. In dem Contrakt, der stets französisch aufgesezt wird, ist aber nie die Rede von diesen Bedingungen, und endlich hier angekommen, verweist man sie auf den Contrakt. In diesem heißt es meist, sie sollen mit dem Schiffe N. N. oder einem andern abfahren, und so sind sie gezwungen, meist Wochen, oft vier, sechs und acht in einer Stadt zu warten, wo Alles darauf ausgeht, sie zu betrügen, bis endlich das Schiff N. N. oder das andere abgeht. Der Mundvorrath, der in diesen Contrakten ausbedungen wird, ist in denselben nach Kilogrammen angegeben; an der Grenze wiegt aber ein Kilogramm bei den Mäklern doppelt so schwer als hier in den Magazinen der Spediteurs, und da die armen deutschen Bauern meist sich nicht in dies Gewicht zu finden wissen, so stiehlt dann der Magazinaufseher für sich und seinen Herrn stets noch von jeder Sorte Mundvorrath seine Procente. Die Mehrzahl der Auswanderer ist daher meist gezwungen, hier noch nachträglich Mundvorrath zu kaufen.

Eine Klage vor Gericht gegen dergleichen ist kaum möglich, da meist die Contrakte den Spediteurs alle mögliche Freiheit lassen. Aber selbst wenn sie gesetzlich möglich und gerecht wäre, so wird sie faktisch kaum ausführbar. Der deutsche Bauer versteht die Sprache des Landes nicht und müßte somit einen Vermittler haben, und sicher in die Hand eines neuen Betrügers fallen. Dann stehen die Schiffsspediteurs mit den untern Polizeibeamten, Sergeanten und Gensdarmen, mit denen sie tagtäglich verkehren, in sehr gutem Einvernehmen, und die höhern Gerichtsbeamten haben nicht Zeit, sich mit dergleichen Bagatellen abzugeben.

Die deutschen Konsuln, die dazu berufen sind, ihre Landsleute in Schutz zu nehmen, haben meist ganz andere, viel wichtigere Sachen zu thun. Doch muß ich der Wahrheit zu Liebe sagen, daß der bayerische Konsul sich mehrmals seiner Landsleute thätig angenommen und ihre Lage durch sein Einschreiten verbessert hat. Von den andern Konsuln weiß ich kein ähnliches Beispiel, doch will ich deßhalb nicht behaupten, daß sich kein solches ereigne. Einen mehrere deutsche Staaten repräsentirenden Konsul lernen die betreffenden Auswanderer nur dadurch kennen, daß jeder ihm für sein Visa zwei Franken von dem Reste dessen, was ihm seine Landsleute hier gelassen, abtragen muß, woraus dann meist die Unterhändler drei Franken machen. Das Konsulat ist dadurch ein Aemtchen geworden, das 5 — 6000 Franken, oft mehr jährlich einträgt. Wenn derjenige, der bei einem Brande stiehlt und plündert, verdient, ohne weiteres Urthel in die Flammen geworfen zu werden, so sollte jeder, der einen Auswanderer bestiehlt, oder auch nur sich auf seine Kosten bereichert, wenigstens eine kleine Reise um den Kiel des Auswandererschiffes machen müssen. Ein solches Gesetz im Geiste Dracos ließe sich vor Gott und der Welt rechtfertigen und verfechten, was auch die Sentimentalität unserer Zeit dagegen einzuwenden haben möchte.

Durch die Art und Weise, wie die Auswanderer auf der Grenze getäuscht werden, ist es sehr oft der Fall, daß ganze Familien, bei denen Alles während der Reise aufgegangen ist, hier angekommen, sich gezwungen sehen, was ihnen an Lebensmitteln und Bettzeug fehlt, zu erbetteln, wenn sie nicht die bezahlte Fracht, oder wenigstens den größten Theil verlieren wollen. Oft müssen sie hier noch Jahr und Tag zurückbleiben, um wieder so viel zu erwerben, als nothwendig ist, die Ueberfahrt zu bezahlen; oft bleiben nur die Mütter und die Kinder hier, während der Vater, in der Hoffnung, die Fracht für sie bald in Amerika aufgetrieben zu haben, allein abgeht. Es ist nicht selten der Fall, daß sie hier, indem sie arbeiten, um ihr Brod zu verdienen, die echt germanische Wanderlust verlieren und sich getrost hier ansiedeln. Mitunter suchen die Weiber auf andere Weise als durch Arbeit Geld zu verdienen, und die Kinder, vernachlässigt, von der Schule durch die Noth und durch die Unkenntniß der Sprache ausgeschlossen, verwildern und treiben sich auf den Quais herum, um durch kleine Diebstähle an den ausgeladenen Waaren den Preis der Ueberfahrt mit auftreiben zu helfen. Die französische Regierung wurde auf diesen Umstand endlich aufmerksam und verordnete, daß Niemand an der Grenze einen Paß zum Auswandern bekommen solle, der nicht eine hinreichende Summe zur Reise durch Frankreich und zur Ueberfahrt vorweisen könne. Die Folgen dieser Verordnung aber waren nur neue Verwicklungen für die unglücklichen Heimathlosen. Die Mäkler selbst riethen ihnen, das nöthige Geld aufzunehmen, und wiesen sie an gute Freunde, und so zahlten die Auswanderer, je nach der Größe der Familie, oft genug an der Grenze für die Summe von 300, 600 oder 900 Franken,

die ihnen menschenfreundliche christliche oder jüdische Schacherer auf ein paar Stunden vorstreckten, 30, 40, 50 Franken, und kamen dann nur um so hülfloser in Havre an.

Alles dies erklärt, warum der Deutsche und Deutschland hier zu Land so tief in der Achtung des gemeinen Volks stehen. Es war mir ein wahrer Trost, daß man uns hier im Volke nur Suisses nennt und man an die Auswanderer gar nicht dachte, so oft ich sagen mußte, ich sey ein Deutscher.

Es gäbe ein Mittel, der Auswanderung ein Ende zu machen; es vorzuschlagen, würde da, wo es helfen könnte, wohl nur ein mitleidiges Lächeln erregen. Ist aber der Sache einmal nicht abzuhelfen, so wäre es das Werk eines Menschenfreundes, eines sein Volk und sein Vaterland liebenden Deutschen, wenn er sein Kapital — und er wagte nichts dabei — dazu anwendete, diese Unglücklichen so wohlfeil und so sicher als möglich nach Amerika zu schaffen. Vielleicht aber verdient auch dieser Vorschlag nur das mitleidige Lächeln Aller, die sich über dergleichen Kleinigkeiten erhaben fühlen.

Die Braut.

(Fortsetzung.)

Bei Tische sagte Konrad dem Vater mit vieler Wärme, wie groß seine Freude über das schöne Geschenk sey; die Nachbarn, die Freunde wurden eingeladen, es zu besehen, auch Anna betrat zum ersten Male Konrads Zimmer. Wie neugierig ließ sie die Augen rechts und links umherschweifen, als wollte sie sich den Platz jedes Buchs merken! Als sie sein Sopha sah, drückte sie Konrads Mutter unwillkührlich die Hand und sagte: „o Frau R**“ — „Was, liebe Anna?“ fragte diese freundlich. — „Derselbe Kattun,“ erwiderte das Mädchen, „wie auf meinen Stühlen!“ Frau R** lächelte. Anna sah nun, da sie auch die kleinste Einrichtung betrachtet und sich verstohlen und flüchtig auf den Sessel am Fenster, vor dem ein aufgeschlagenes Buch lag, gesezt hatte, auch das Bild an: ach! es war ein niederschlagender Anblick, denn wie leuchtend und schön stand das Falkenmädchen auf ihrer Höhe! Sie warf einen trüben Blick in den Spiegel, auf ihr Kleid von englischem geblümten Musselin, auf ihren unförmlichen Strohhut, und dann auf das Sammetleibchen und das malerische rothe Käppchen des Bildes; sie kam sich überaus prosaisch und unansehnlich vor und blickte traurig wieder auf das Sopha, das denselben Ueberzug hatte wie ihre Stühle. — Die ganze kleine Geschichte ihres Herzens hatte sich unbemerkt abspielen können; Niemand, am wenigsten Konrad, hatte darauf geachtet, er war nur in den Anblick des Bildes vertieft.

„Gehen denn die Mädchen in Düsseldorf so gekleidet?“ fragte die alte Mutter gutmüthig. — Der Vater lachte. „Nein,“ sagte er; „aber eine gewisse Unabhängigkeit von der Mode habe ich doch dort zu bemerken geglaubt, und überhaupt sagen die Eingeweihteren, man sehe die meisten der holden Jungfrauen und Engel, die in den Düsseldorfer Bildern paradiren, auf der Straße herumlaufen, da die Künstler dort fast ausschließlich nach lebenden Modellen malen.“

Bei diesen Worten schoß Konrad das Blut in's Gesicht; aber Niemand bemerkte es als Anna. „Dies Mädchen,“ sagte sie, plötzlich aus ihrer Blödigkeit heraustretend, „lebt gewiß nicht, und gerade diese augenscheinliche Unmöglichkeit habe ich an dem Bilde auszusetzen; wie sollten diese kleinen, weichen Hände und diese zarte Figur mit diesen lebhaften, ja fast frechen Augen zusammenkommen? Der liebe Gott bedenkt sich besser.“

Konrad sah sie mitleidig und zugleich zornig an. „Freche Augen!“ sagte er unwillig; „es sind freilich keine von den schwimmenden, himmelblauen, die immer zur Erde sehen, aber es ist etwas Prächtiges und zugleich Räthselhaftes in diesem Blick, das unwiderstehlich fesselt.“ Anna schlug die Augen nieder und schwieg. Ihr Tadel aber hatte das Lob Konrads nur leidenschaftlicher gemacht, und selbst der gutmüthige Papa fühlte sich einigermaßen gekränkt, von ihr das mitgebrachte Kunstwerk nicht gehörig geehrt zu sehen; sie hatte also keine Ursache, sich ihrer Aufrichtigkeit zu freuen.

Es vergingen Tage und Wochen, scheinbar in der gewohnten Ordnung, weil in einem wohlgeregelten Haushalte die Ordnung schwer verlezt werden kann, und ein Jeder so gewohnt ist, sein Alltagsgesicht in die Wohnstube zu bringen, daß er es eben in die gewöhnlichen Falten legt, ehe er hineintritt; auch dürfen Geschäftsleute noch weniger als Andere ihr Gefühl Herr ihrer Physiognomie werden lassen; der Contrast mit den Oel- und Mehlpreisen ꝛc., in deren Mitte sie sich ihren Wirkungskreis erkoren haben, wäre zu lächerlich. Konrad wachte daher mit Aufmerksamkeit über sein Gesicht, während er sein Inneres mächtig bewegt fühlte. Er wollte sich im Anfang schelten, daß das Andenken seines Eduards in den Hintergrund trete, aber nachdem er einigemal gerungen hatte, um es in der alten Lebendigkeit hervorzurufen, und es doch nicht so rein und Alles verschlingend erstand, ließ er sein Herz gehen wie es wollte. Er konnte sich selbst nicht begreifen; denn er hatte zwar viel von der heilenden Hand der Zeit und der eines geliebten Freundes gehört, aber nie von der Heilkraft eines Bildes. Je mehr er darüber nachdachte, je mehr fand er sich in den Gegenstand verstrickt; er ertappte sich darauf, Gespräche mit dem Falkenmädchen zu führen, in welchen sie freilich alle seine Fragen nur durch ihre stumme Schönheit beantwortete, die ihn aber mehr als das Geschwätz

mit Lebenden fesselte; bekam er doch von diesem Mädchen nie eine unpassende Antwort, nur immer die Eine, auf Alles passende, Alles erschöpfende aus ihrem schönen, rehfarbenen Auge. In unsern Gesprächen mit der Natur sind wir ja auch die allein Sprechenden; auf die Fragen eines geängsteten Gemüths, eines ungläubigen Herzens, eines überspannten Verstandes antwortet sie uns so oft vollkommen befriedigend durch ihre spielenden Sommerlüfte, durch ihren Himmel, auf den das Abendroth seine Zaubertinten ausgegossen hat, durch den Duft ihrer Blumen, das Gezwitscher ihrer Vögel, kurz, durch den Blick, den wir in sie hineinwerfen, und der sich dann immer beschwichtigend in unser eigenes Inneres zurücklenkt. Aber ein schönes Mädchenantlitz liegt der Seele nicht in so ferner Großartigkeit vor, wie die Natur. „Die Sterne, die begehrt man nicht.“ In die Bewunderung der menschlichen Schönheit mischen sich zu leicht menschliche Wünsche, die sich durch tausend unaussprechlich feine Fäserchen in alle Theile des Körpers und der Seele einschleichen. So fand sich Konrad in kurzer Zeit durch und durch von der Sehnsucht nach dem Original seines Bildes erfüllt, und wußte keinen Rath und keine Hülfe, als vor dem holden Abgotte seiner Sinne; er fühlte zum ersten Mal mit tiefer Scham, wie stark ihn das Irdische umstrickte. Bis jezt hatte er nur die reinste der Leidenschaften, die brüderliche Liebe, und dann den Schmerz um den Verlorenen gekannt; es war dies ein Gefühl, das sein Herz immer höher hob, seine Seele die Flügel freier regen ließ und alle Kleinlichkeiten der Erde von ihm abhielt; und jezt ging sein Blick gar nicht höher als zu dem Falkenmädchen, und wie er sonst Gott in mancher stillen Nacht gebeten hatte: „laß mich täglich besser und edler werden,“ wünschte er jezt „einen Augenblick an ihrer Brust zu ruhen.“ Welch ein Abstand!

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

(Beschluß.)

Beisetzung Wilhelms IV.

Die erste Stunde nach Mitternacht hatte ausgeschlagen, als das allmählich verklingende Orgelspiel das Ende der Trauerfeier anzeigte und sämmtliche Anwesende sich entfernten, Keiner wohl unergriffen von dem, was er geschaut. Seitdem hat es in unserer hofmeisternden Zeit, die von jeder Blume den Schmelz abstreift, alles Leben zur Nacktheit entkleidet, immer nur Wesentliches, Wirkliches, kalt Vernünftiges fordert und das schöne Reich der Phantasie gern ganz zertrümmern möchte, um auch diese lezte Ruine dem Verstande hinzugeben, es hat in so unpoetischer Gegenwart keineswegs an Stimmen gefehlt, welche das Begräbnißceremoniell vielfach getadelt, es ein leeres, unnützes, ja unchristliches Schaugepränge gescholten haben. Der Tod eines Monarchen, meinen sie, stelle den Ueberlebenden Mittel zur Verfügung, durch deren geschickten Gebrauch ein Ideengang geweckt werden könne, tiefer ergreifend und dem Menschengeschlechte nützlicher, als was der prächtigste Pomp, der künstlichste Prunk zu wirken vermöge. Sie sind des Glaubens, daß Alles, was darauf hinziele, den menschlichen Stolz zu erniedrigen, die sterblich Geborenen mit einem Gefühle natürlicher Gleichheit zu durchdringen, sie zu überzeugen von der Nichtigkeit äußerer Größe, von der Vergänglichkeit selbstgeschaffener Macht, von jenen demüthigenden Leiden, welche den König wie den Lezten seiner Unterthanen treffen, alles Irdische auf seinen irdischen Urstoff zurückführen und die Hoffnungen des Reichen wie des Armen auf ein höheres, unabhängigeres und glücklicheres Daseyn hinweisen, daß solches das einzige Wahre und Rechte sey, was die Grablegung eines Menschen, und ganz besonders eines Fürsten charakterisiren solle. Demgemäß halten sie dafür, daß die äußerste Einfachheit der Bestattung eines christlichen Monarchen am Besten gezieme. Das Achtung Gebietende des Ereignisses, die frühere erhabene Stellung des Abgetretenen, das Scheiden eines männlichen Geistes, die ungeheuchelte Theilnahme von Millionen, das dankbare Zeugniß einer Nation für die Tugenden eines Fürsten, der ihren Beschwerden abgeholfen, ihre Wünsche befragt, ihre Freuden getheilt, ihr Glück geliebt, ihren Ruhm gehoben und ihre Liebe gewonnen, dies, sagen sie, und dies allein, nicht ein langer Zug öffentlicher Beamten, nicht Regimentsmusiken, nicht Kronen und Kissen, nicht Wappenschilder, nicht Reiter und Fußvolk, nicht eingeübte Sänger, nicht Grabgeläute und stolzer Kanonendonner, der Meilen weit die Kunde vom Begräbnisse eines Herrschers umherträgt, solle die Feierlichkeit und den Trauerglanz einer fürstlichen Grablegung bilden und erhöhen. So wahr dies alles vor dem Auge des kalt erwägenden Verstandes erscheint, soll denn dieser Verstand überall den Vortritt haben, Alles ordnen, Alles beherrschen? Begräbnißfeierlichkeiten datiren sich aus den frühesten Menschenaltern. Sie sind Gebrauch gewesen und sind noch heimisch bei Barbaren, wie bei civilisirten Völkern, je nach Maßgabe ihrer Sitten und ihres religiösen Glaubens, bei den alten Heiden und bei den neueren Wilden, beim Hindu und Mahomedaner, beim Juden und Christen. Handelt der Mensch nur menschlich, indem er seinen Todten die Ehren erweist, auf welche das Leben ihnen ein Recht gab, so müssen entweder die Scheidewände der bürgerlichen Rangordnung eingerissen werden, oder auch jene Ehren ihre Stufenleiter haben. Mögen indessen Philosophen und Staatsmänner über diesen Punkt streiten, was mich zu gegenwärtiger Episode verlockte, war die Wahrnehmung des tiefen Eindrucks, welchen die eben so feierliche, als prachtvolle Grablegung Wilhelms IV. auf alle Anwesenden gemacht zu haben schien. Niemand aber vergoß wohl Thränen innigern Schmerzes, als der Bruder, der Herzog von Sussex, und die Gemahlin, Königin Adelaide. Nachdem Leztere in den Tagen der Krankheit ihres königlichen Gatten und in der Stunde seines Todes alle Pflichten der deutschen Hausfrau streng und treu geübt, war es auch ihr Wunsch, Zeugin seines Begräbnisses zu seyn. Hier jedoch drängte sich die Etikette zwischen ihre Person und ihren Wunsch, und es bedurfte der vermittelnden Fürsprache der regierenden Königin, das Verlangen der Königin Wittwe zu erfüllen. Nach vielen Schwierigkeiten wurde es ihr vergönnt, von der königlichen Kapelle aus der Feierlichkeit beizuwohnen. Unmittelbar darauf verließ sie Windsor und erhob sich nach ihrem Wittwensitze Busby Park.

W. S.

Beilagen: Literaturblatt Nr. 77 u. Monatsregister Juli.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Ein und dreißigster Jahrgang.

1837.

August.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1837.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem **Morgen=Blatt** bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das **Morgenblatt** kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Bruchstücke oder Uebersetzungen mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik= und Theater=Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das **Morgenblatt** eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das **Literaturblatt** stellt sich zur Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder= und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Wolfgang Menzel.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des **Kunstblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jezt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das **Kunstblatt** bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend oder beurtheilend seyn; in denen lezterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesezt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner

ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erschienene Bücher und Kupferwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem Kunstblatt ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Ludwig Schorn.

Der Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literaturblatts“ und „Kunstblatts“, kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „Literaturblatts“ und „Kunstblatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literaturblatt“ . . . . 6 fl.
das „Kunstblatt“ . . . . 6 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Räthsel.

Erzählungen.

Länder- und Völkerkunde.

Reisen.

Naturgeschichtliches.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Korrespondenz.

Kunst-Blatt.

Nro. 61.

Nro. 62.

Mittheilungen über ein großes italienisches Mosaikgemälde aus dem 15ten Jahrhundert, welches im Laufe dieses Jahres nach Deutschland gesendet werden wird. — Die Statue eines Knaben von Raffael. — Akademien und Vereine. — Museen und Sammlungen. — Kunstausstellungen.

Nro. 63.

Kunstliteratur. Sulla Capellina degli Scrovegni nell' Arena di Padova e sui Freschi di Giotto in essa dipinti, Osservazioni di Pietro Estense Selvatico. — Neue Kupferstiche. 1) Evangelist Johannes und Apostel Petrus. Evangelist Marcus und Apostel Paulus. Gemalt von Albr. Dürer, gest. von Albr. Reindel. — 2) Das Bäckermädchen. Gedächtnißblatt des Nürnberger Kunstvereins für das Jahr 1836. C. Kreul pinxit, Ph. Walther del. et sculps. — Bauwerke. — Sculptur. — Denkmäler. — Medaillenkunde.

Nro. 64.

Kunstgeschichte. Due Lettere di Pietro Perugino. — Neue Kupferstiche. 3) Et transfiguratus est ante eos. Raphael Urbinus pinxit. U. G. Kininger sculps. — 4) Residenz Wilhelmsburg zu Braunschweig. — 5) Greenwich Pensioners commemorating the Battle of Trafalgar. — Malerei. — Persönliches. — Artistischer Verkehr.

Nro. 65.

Kunstliteratur. L'Ape italiana delle belle arti. — Kunstgeschichte. Due Lettere di Pietro Perugino. (Schluß.) — Nekrolog. — Versteigerungen. — Statistik der Kunst. — Neue Lithographien. — Kupfer- und lithographische Werke. — Literatur.

Nro. 66.

Salvator Rosas Skizzenbuch. — Kunstliteratur. L'Ape italiana delle arti. (Forts.) — Literatur.

Nro. 67.

Ueber den Bau des Palastes Strozzi in Florenz. Spanisches Gallerie werk. Collection litografica de cuadros del Rey de Espagna etc. — Kunstliteratur. L'Ape italiana delle belle arti. (Schluß.)

Nro. 68.

München. — Ueber den Bau des Palastes Strozzi in Florenz. (Schluß.) — Akademien und Vereine. — Museen und Sammlungen.

Nro. 69.

Hamburg. — Museen und Sammlungen.

Nro. 70.

1) St. Matthäus. — 2) St. Johannes. — 3) Verbum caro factum est et habitavit in nobis et vidimus gloriam ejus. Johann. 1. 14. Nach den Frescogemälden in der Allerheiligen-Hofcapelle in München von H. Heß. lithographirt von J. G. Schreiner. — Das historische Museum in Versailles. — Museen und Sammlungen. — Kunstausstellungen. — Bauwerke.

Literatur-Blatt.

Nro. 78.

Werke über Frankreich. 9) Robespierre. Mit Beziehung auf die neueste Zeit dargestellt von einem Wahrheitsfreunde. 10) Geschichte der französischen Revolution von Mignet. Nach der fünften Original-Ausgabe übers. von A. Schäfer. — 11) Dasselbe. Nach der sechsten Ausgabe von Dr. E. Burckhardt. — 12) Geschichte der französischen Revolution von Thiers. Nach der fünften Auflage übersezt von Philippi. — 13) Denkwürdigkeiten Lucian Bonapartes. Prinzen von Canino. — 14) William Hazlitts Geschichte Napoleons. Aus dem Englischen mit Anmerkungen von J. Sporschil. — 15) Saintines Feldzüge in Italien in den Jahren 1796 und 1797. Fortgesezt von Dr. Schneidawind. — 16) Memoiren der Herzogin von Abrantes 2c. Aus dem Franz. von L. v. Alvensleben. — 17) Pariser Nächte. — Authentische Memoiren einer Hebamme 2c.

Nro. 79.

Werke über Frankreich. 19) Frankreich in socialer, literarischer und politischer Beziehung, von H. L. Bulwer. — 20) Paris und die Pariser i. J. 1835. Aus dem Engl. der Mistreß Trollope von O. v. Czarnowsky. — Vermischte Schriften. Ueber den Aberglauben, von Dr. Hoffbauer. — Orientalische Literatur. Morgenländische Mährchen, verdeutscht von Dr. Wolff.

Nro. 80.

Zur Frage der Preßfreiheit. Ueber die Gesezgebung der Presse. Ein Versuch zur Lösung ihrer Aufgabe auf wissenschaftlichem Wege, von F. A. Löffler.

Nro. 81.

Zur Frage der Preßfreiheit. Ueber die Gesezgebung der Presse. (Schluß.) — Theologie. 1) Die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte 2c., von Dr. Tholuck.

Nro. 82.

Theologie. 2) Stimmen der deutschen Kirche über das Leben Jesu von Dr. Strauß 2c.

Nro. 83.

Theologie. 2) Stimmen der deutschen Kirche über das Leben Jesu von Dr. Strauß 2c. (Schluß.)

Nro. 84.

Werke über Frankreich. 21) Geschichte der französischen Gerichtsverfassung vom Ursprunge der fränkischen Monarchie bis zu unsern Zeiten. Aus den Quellen und besten Schriftstellern dargestellt von J. P. Beewer. — Biographie. Briefwechsel zwischen August Grafen von Platen und Johannes Minckwitz.

Nro. 85.

Kunstgeschichte. Niclaus Manuel 2c. Mitgetheilt von Dr. C. Grüneisen. — Geschichte. Sanchuniathons phönicische Geschichte. — Ueber Eisenbahnen. Die Eisenbahnen und deren Actionäre, in ihrem Verhältniß zum Staat, von David Hansemann.

Nro. 86.

Werke über Frankreich. 22) Die Sittenverderbniß (la prostitution) des weiblichen Geschlechts in Paris. Aus dem Franz. des Parent-Duchatelet von Dr. Becker.

Nro. 87.

Werke über Frankreich. 22) Die Sittenverderbniß 2c. (Schluß.) — Werke über Algier. 1) Frankreich — Algier. Vom Eremiten von Gauting. — 2) Memoiren aus Algier, oder Tagebuch eines deutschen Studenten in französischen Diensten, von Hermann H.

Nro. 88.

Römische Geschichte. 11) Friedrich Creuzers deutsche Schriften. — 12) Zur Geschichte Trajans und seiner Zeitgenossen, von Dr. Franke. — Biographie. Ueber das Leben und die Schriften von Diamant Coray, von Dr. L. v. Sinner. Aus dem Franz. von C. Ott.

№ 182.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 1. August 1837.

Stehet nicht geschrieben: Mein Haus soll heißen ein Bethaus allen Völkern? Ihr aber —

Lucas.

Algier im Mai 1837.

Ich habe Ihnen in einem frühern Briefe von den Moscheen und dem Gottesdienste der Mahomedaner gesprochen. Erlauben Sie mir nun, daß ich Einiges über den Zustand des Christenthums in einem Lande bemerke, wo vor Jahrhunderten einst das Himmelslicht des Evangeliums, ein Leuchthurm der Civilisation und der Hoffnung, über diese seitdem in die finsterste Barbarei zurückgesunkenen Völker leuchtete, wo Sanct Augustin und die römischen Bischöfe predigten, wo die Vandalen ihre christlichen Tempel in den fernsten Thälern des Atlas bauten. Die Sarazenen, mit dem Koran und dem krummen Säbel in der Hand, vertrieben das Christenthum auf lange Zeit von dem afrikanischen Strande. Die wilden Numidier waren schneller durch Mahomeds verführerische Paradiesbilder und die Säbel seiner Glaubensverkündiger als durch die christlichen Liebesgebote und die Predigten der Bischöfe gewonnen. So vergingen die Jahrhunderte, und alle Versuche frommer Christenhelden, wie Karls V. und des heiligen Ludwig, das Kreuz hier wieder aufzupflanzen an der alten Stätte, scheiterten an dem Fanatismus, an der kriegerischen Wildheit jener tapfern Barbaren. Karl X., als orthodoxer, eifriger Katholik, mochte wohl ähnliche Pläne haben, als er die Expedition gegen Algier befahl, und die Ohrfeige seines Konsuls würde wohl weniger schnell und furchtbar gerächt worden seyn, wäre Hussein Dey ein Kind der alleinseligmachenden Kirche gewesen. Gewiß hätten unter der Regierung Karls X. sich eben so viele Moscheen in Klöster und Collegien, als jezt in Kasernen und Heumagazine metamorphosirt. Es existirt heutiges Tags nur ein einziger christlicher Tempel in Algier. Derselbe war früher eine Moschee und ist ausgezeichnet durch die einfache, großartige Schönheit seines Kuppelbaus. Die Mauren legten eben keine sehr hartnäckige Opposition gegen die Wegnahme eines ihrer schönsten Gebethäuser ein, als sie hörten, wozu es bestimmt sey. Die Eingebornen sehen es gerne, wenn wir auch durch äußere Zeichen kund geben, daß wir an ein höchstes Wesen glauben. Ihnen ist der orthodore Christ bei Weitem kein so arger Greuel als der an gar nichts Glaubende.

Die katholische Kirche steht im obern Stadttheile, fast am Ende der Divansstraße. Sie ist nicht so groß als die beiden Moscheen in der Nähe des Hafens, und ihr Aeußeres bietet durchaus keinen so malerischen Anblick dar wie jene. Erst im Innern wird man durch die Schönheit ihres gewölbten Baus überrascht, der bei Weitem imposanter ist als die weiten, niedrigen Säulenhallen der großen Moschee. Dabei sind die Säulen der Kirche, welche die Bögen unterhalb der Kuppel stützen, zwar weniger zahlreich, aber viel schöner und kolossaler. Auf der Nordseite

steht der Altar, über ihm ein Muttergottesbild, welches der Pabst der Algierer Kirche geschenkt hat, und über dem Muttergottesbilde sieht man in verschlungenen arabischen Schriftzügen Sprüche aus dem Koran zum Preise Allahs. Daß man diese leztern Sprüche, die eine gar hübsche Arabeskenverzierung bilden, in einem christlichen Tempel gelassen, fällt ein wenig auf, und mancher fromme Christ mag darüber der französischen Regierung einen Vorwurf machen. Ich selbst weiß kaum, ob ich diese französische Toleranz verdammen oder vertheidigen soll. Wenn es indessen überraschen muß, bei dem Eintritte in ein christliches Gebethaus, statt der Bibelfragmente, statt des Preises Gottes in einer christlichen Sprache, diese morgenländischen Charaktere zu schauen, welche Sinnsprüche einer religiösen Schrift wiedergeben, die von den Priestern Jesu als ein Werk des Satans, als ein Buch der Lüge, als die Irrlehre eines falschen Propheten verdammt worden, so söhnt man sich doch bald mit jenen arabischen Glaubensmottos aus, sobald man ihren Inhalt entziffert. Es ist der Ruhm des einzigen, wahren Gottes, den sie enthalten, desselben Gottes, der nach dem Glauben der Mahomedaner auch die Rummis (Christen) erschaffen hat und seine Sonne über ihre Länder scheinen läßt. Sprüche der Demuth und Frömmigkeit aber beflecken nie ein Gotteshaus, in welcher Sprache sie auch geschrieben und welchem Buche sie auch entnommen seyn mögen.

Viel befremdender als diese innere Ausschmückung der Kirche scheint mir der Gottesdienst und die aus den seltsamsten Elementen zusammengewürfelte Versammlung. Die Messe ist fast rein militärisch; die Soldaten studiren dafür ein eigenes Exercitium ein. Muntere kriegerische Musik rauscht durch das Gebäude, während der Priester seine lateinischen Formeln murmelt; der Schlag von zwanzig Trommeln donnert durch die Hallen, sobald der Sakristan mit der Glocke klingelt. Die Soldaten, welche im Vierecke vor dem Altare aufgestellt sind, präsentiren in demselben Augenblicke auf das Commandowort ihres Offiziers das Gewehr, beugen zugleich das rechte Knie und neigen das Haupt zur Erde, während der donnernde Trommelmarsch so lange fortdauert, bis das Vaterunser gebetet ist. Dann fallen die Musikchöre der Regimenter wieder ein, Opernfragmente von Auber und Meyerbeer spielend, der Priester trägt das Allerheiligste hinaus und die bunte Menge, die theils betete, theils den Musiktönen lauschte, theils nach den andächtigen jungen Spanierinnen hinüberäugelte, strömt wieder plaudernd in den weiten Hallen, wie auf einem Promenadeplatze durcheinander.

Diese Gemeinde bietet in der That die wunderlichsten Contraste dar. Unter dem weiblichen Geschlechte zeichnen sich vor allen die schönen Mahonerinnen von der Insel Minorka aus. Bekanntlich haben sich einige tausend Familien dieses balearischen Eilandes in Algier angesiedelt. Ihre Tracht ist die kastilianische, und jene lieblichen jungen Wesen nehmen sich in dem reichen Sonntagsputze mit der schwarzsammtnen Mantilla eben so anmuthig als feierlich aus. Ihre hohen, üppigen Gestalten zeigen in ihrer Haltung Würde und Majestät, ihre schwarzen Augen sind so fromm, so ernst, so strenge, daß man einem Nonnenzuge zu begegnen wähnt, wenn sie in ihrer schwarzen Tracht Paar an Paar aus der Kirche ziehen. Welch verschiedenen Anblick gewähren an ihrer Seite die graziösen, eleganten Französinnen im Modeputz von Paris! Unter den Männern erscheinen dieselben Gegensätze. Der bigotte alte Spanier macht seine Kreuze auf Gesicht und Brust, während die Franzosen, welche längst das Vaterunser verlernt haben, unbeweglich dastehen, selbst jedes äußere Zeichen eines Glaubens verschmähend, dem sie kaum noch dem Namen nach angehören.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Braut.

(Fortsetzung.)

Indessen läßt sich nicht viel gegen eine Leidenschaft thun, wenn sie einmal in ihrer ganzen Macht aufgeflammt ist; wenigstens war Konrad sehr bald dieser Meinung und redete sich ein, ihr nachzugeben sey das sicherste und zugleich das angenehmste Mittel. Dabei war es ihm aber ganz unmöglich, den wahren Zustand seines Herzens irgend Jemanden zu enthüllen, auch seinen Eltern nicht; was hätten diese von ihm denken sollen, die ihn immer nur vernünftig, gehalten und streng gesehen hatten? Die Eltern dagegen hatten sein Herz belauscht, und sein Herz hatte gerade den Weg eingeschlagen, den sie ihm vorzuzeichnen wünschten, da sie mit Gewißheit hofften, diese Erregung müsse ihn irgend einem Mädchen in die Arme führen. Zu gleicher Zeit trauten sie so fest auf die Sinnesweise ihres Sohnes, daß ihnen der Gedanke, er könnte sein Herz an eine Unwürdige hängen, wenig Kummer machte. Sie thaten daher ganz arglos, als Konrad ihnen den Wunsch äußerte, eine kleine Zerstreuungsreise zu machen. Der Vater holte ein Röllchen Goldstücke aus dem wohlverschlossenen Sekretär, und die Mutter ging, ein Köfferchen mit der nöthigen Wäsche und einem anständigen Kleide zu füllen. — Diese arglose Willfährigkeit, seinen Wünschen zuvorzukommen, beschämte und drückte Konrad; er war auf dem Punkte, sein ganzes Herz zu öffnen, aber die Scham hielt ihn zurück, und da er früh am andern Morgen fort wollte, nahm er am Abend zärtlichen, aber stummen Abschied.

Mit dem ersten Sonnenstrahl war er wach; er kleidete sich schnell an, eilte in sein Zimmer und warf sich mit einem Liebeswahnsinn, wie er nur Männern möglich ist, vor dem Bilde nieder, das er nicht küssen konnte, dem er aber so süße Worte zuflüsterte, daß jeder Zuhörer hätte glauben müssen, er sage seiner verlobten Braut das zärtlichste Lebewohl. Darauf eilte er rasch dem Wagen zu, der ihn an das Ufer des Stromes führte, wo um sechs Uhr das Dampfschiff abfuhr. Statt eine vergnügliche Rheinreise zu machen, ließ er sich, den ersten Tag dies Paradies durchfliegend, nach Köln tragen, wo er mit Ungeduld fragte, wann das Dampfschiff nach Düsseldorf abgehe. Er mußte bis zum andern Morgen warten; seine Bekannten wollte er nicht besuchen und brachte den Abend damit zu, auf der langen Rheinbrücke spazieren zu gehen und sich durch ein Rheinbad recht gründlich zu kühlen; aber nicht in den Wellen, nicht auf der Brücke verließ ihn das Bild des Falkenmädchens. Die Sonne sank indessen und der Anblick von der Brücke auf die vielen in ihren lezten Strahlen glühenden Kirchen, auf den majestätischen Strom und auf den jezt in blauen Duft gehüllten Dom, ward mit jedem Augenblick entzückender; endlich ward es Nacht, und er war genöthigt, sein Wirthshaus aufzusuchen. Am andern Morgen um sieben Uhr schlugen die Dampfräder das Wasser, und Konrad war auf dem Wege nach Düsseldorf, wo er nach zehn Uhr mit einer Hast an's Land trat, als sey er nun am Ziel aller seiner Wünsche. Man führte ihn in den „Breitenbacher Hof,“ wo man ihm ein Zimmer nach vorne anwies; der Kellner brachte ein Buch, in das er seinen Namen einschreiben mußte, worauf er sich entkleidete, um eine complete Reinlichkeitstoilette zu machen. Kaum stand er so entkleidet am Waschtische, als ein junger Mann ungestüm hereinstürzte und ihn mit dem Ausrufe: „alter R**!“ in die Arme schloß. Konrad hatte nasse Hände und wußte nicht, wie er dies Liebeszeichen erwidern sollte, auch nicht warum, denn der junge Mensch war ihm ganz unbekannt. Nachdem dieser sich seinen muthmaßlichen Freund einen Augenblick genauer betrachtet hatte, trat er verlegen zurück, denn es war ihm plötzlich auch, als sähe er einen Fremden.

„Ich glaubte Herrn Eduard R** zu finden,“ sagte er, „mit dem ich vor drei Jahren studirt habe; aber ich habe mich wohl geirrt, obgleich —“ — Konrad fühlte einen Stich durch sein Herz, es ward ihm schwer, sich zu fassen; endlich sagte er in einem Ton, der ihm alle Sympathien des jungen Mannes auf einmal erschloß: „Das war mein verstorbener Bruder.“ — Treuherzig und gerührt drückte dieser Konrad die Hand und sagte: „Ich bin der Maler S. von hier, und als ich den Namen R** las, zweifelte ich nicht, den guten Eduard zu sehen, bedarf also keiner weitern Entschuldigung; erlauben Sie mir indessen, auch Ihre Bekanntschaft fortzusetzen, und erzählen Sie mir von ihm.“

So war das Gleichgewicht wieder hergestellt, und während Konrad seine Toilette fortsezte, wurden die beiden jungen Männer leicht bekannt. Nachdem alle Mittheilungen über Eduard gemacht waren, erzählte S., daß Konrad heute zu einem sehr hübschen Tage gekommen sey, da dem alten Direktor Schadow aus Berlin, der seit einigen Wochen hier sey, um seinen Sohn, den Düsseldorfer Direktor, zu besuchen, von beinahe allen Künstlern der Akademie ein Fest gegeben werde, zu dem er ihn hiemit förmlich einlade, da jeder Maler das Recht habe, ein paar Gäste mitzubringen. Konrad nahm die Einladung dankbar an, und S. versprach, ihn um sieben Uhr abzuholen. Darauf fragte Konrad ihn nach dem Maler, der sein Falkenmädchen gemalt hatte. „Der ist fleißig und auf gutem Wege,“ erwiderte S. Konrad wollte eine Frage hinzusetzen nach dem Modell, das zu dem Mädchen gesessen habe, aber es war ihm unmöglich, und S. mußte eilen, noch mancherlei Einrichtungen zu dem Feste zu treffen, das allen Künstlern hinlänglich zu thun gab.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Regen.

Zum Himmel lechzen tausend Zungen
Nach Labung in der Sonne Brand;
Ein flüsternd Beten ist erklungen
Durch Wiese, Wald und Wüstensand.

Die Blumen, die am Morgen tranken
Den lezten Tropfen Lebensthau,
Und schwerbeladne Halme sanken
Von Last ermattet auf der Au.

Die Sonne selbst nach ird'scher Weise
Fühlt Durst, und eh' sie untersinkt,
Auf ihrer langen, warmen Reise,
Sie Stärkung aus dem Meere trinkt.

Sie trinkt die kühlen, nassen Düfte
In gierig eingesognem Zug,
Vereinigt bringen sie die Lüfte
Ihr dar in schnellem Wolkenflug.

Und für die Erd' ein reicher Segen
Bleibt übrig noch von ihrem Herrn,
Und fällt auf sie herab als Regen,
Stärkt alle Durst'gen nah und fern.

Nic. Müller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Töpliz, Juli.

Der falsche und der echte Sommer. Aussichtspunkte.

Noch erfüllt von dem süßen Nachklange eines herrlichen Sonnenunterganges, sitze ich hier in meiner Wohnung. Ich genoß ihn von dem Punkte, der in so großer Nähe unstreitig die reizendste Aussicht darbietet. Es ist die zwischen Töpliz und Schönau gelegene Anhöhe über dem jüdischen Begräbnißplatze. Zur Ueberschauung der durch ihr ungemein nettes und freundliches Ansehen das Auge ganz für sich gewinnenden Stadt kann es kaum einen bessern Stand geben, als diesen Hügel. Und auch die Umgegend legt dort für den Beschauer ihren ganzen köstlichen Reichthum aus. Der Sommer steht in seinem lieblichsten Schmucke. Mehr und üppigere Centifolienbäume und Sträucher, als die hiesigen Gärten darbieten, lassen sich kaum beisammendenken. Dazu wird die reine, blaue Luft zu tödtlichem Gifte für die meisten Krankheiten und zum wohlthätigsten Lebenselemente für alle mit ihnen Behaftete. So waltet denn auch unter dem Schirme dieses unvergleichlichen Wetters der Segen der hiesigen Heilquellen in wunderbarer Kraft. Jeder Tag vermindert die Zahl der ganz Unbeweglichen und vermehrt die freundlichen Gesichter, welche bei den Ankömmlingen keineswegs die Regel sind. Allerdings herrschte eine ungewöhnlich schlimme Temperatur noch zu Anfang des zweiten Drittheils des Monats Juni, und so blieben eine Zeitlang die Kurgäste fast ganz aus. Die größten und ausgezeichnetsten Quartiere harrten von Woche zu Woche, von Tag zu Tag auf Miether. Die Fasanerie zu Zweliz, der Turnaer Garten und alle nahen Versammlungsorte im Freien hatte die mit Schnee und Regen ewig drohende Luft zu unbehaglichen Einsiedeleien umgeschaffen. Der Schloßgarten war noch der einzige Ort, wo zuweilen einige Besucher einander begegneten. Die Straßen und Spaziergänge sahen wie ausgestorben aus. Der Nominalwerth dieses Scheinsommers war so tief gesunken, daß man sich nicht entblödete, in wattirten Mänteln und Pelzen vor ihm zu erscheinen. Selbst die heiligen Rechte der Mode und Gewohnheit schienen vom Froste lädirt zu seyn. So ist mir mehrmals auf der Promenade des Dorfes Schönau und auf dem Wege zum Turnaer Park am hellem Mittage eine Art von Nachtwandler in weißbaumwollener Zipfelmütze vorgekommen. Der Strom der Eleganz, den seitdem die blaue, wirkliche Sommerluft herbeiführte, hat indessen, nebst mehreren durch die Verzweiflung der Badegäste über den ganz winterhaften Frühling entschuldigten Abnormitäten, auch jene Zipfelmütze längst hinweggeschwemmt. Die immer im Wachsen begriffene Badeliste wird täglich vornehmer, und die Mittagstafeln der guten Gasthöfe liefern recht erfreuliche Musterkarten fashionabler Herren und Damen. In mehreren dieser Institute reicht die Tafel, troz der ihr gegebenen größern Ausdehnung, nicht mehr zur Aufnahme aller auf Pläze Anspruch Machenden hin. Die Versammlung in dem wunderschönen fürstlichen Schloßgarten hat jedoch diesmal noch nicht im Verhältniß zu der Quantität der Anwesenden zugenommen. Ueberhaupt ist der Besuch der hiesigen Heilquellen noch nicht von der Bedeutung wie im vorigen Jahr zu jeziger Zeit. Die durch die neuen, stattlichen Häuser seitdem stark vermehrten Wohnungen in dem reizenden Dorfe Schönau sind zwar großentheils besezt und bestellt; allein in der Stadt Töpliz wartet noch gar manches, den Bädern ganz nahe gelegene und wohl eingerichtete Quartier auf seinen Miether. Wenn auch die Ankunft des Königs von Preußen und der damit erfolgende Zusammenfluß neuer Gäste diesem Uebel abhilft, so wird dadurch doch für die häufig von Vermiethung ihrer Häuser in den Sommermonaten lebenden Einwohner die frühere Einbuße nicht gut gemacht. Von den während der lezten Sommer sehr stark benuzten Gesellschaftswagen zum Besuche der etwas entfernteren Umgegend scheint ebenfalls bis jezt noch nicht der volle Gebrauch gemacht zu werden. — Zu den neuentdeckten schönen Aussichtspunkten gehört einer in der Nähe des Klosters Osseck. Dem neuen Prälaten des Klosters ist die Entdeckung dieses Punktes und die mit manchen Schwierigkeiten verbundene Zugänglichmachung desselben zu verdanken. Der Berg wurde daher auch nach seinem Namen, die Salesiushöhe genannt. Die schon vor Jahren gefaßte Hoffnung auf Herstellung der nach Osseck führenden, überaus elenden Straße ist leider noch immer nicht in Erfüllung gegangen. — Eine zwar längst bekannt gewesene, aber neuerlich bei Weitem nicht genug berücksichtigte Aussicht befindet sich in der Nähe des nur eine Stunde von Töpliz entfernten, sehr anmuthigen Parks zu Krzemusch. Man gelangt von diesem aus dahin durch eine aus alten Kiefern und Laubholz bestehende Waldung. Der Standpunkt führt den Namen: die Teufelsmauer. Dieser schreibt sich vermuthlich von der wie durch vulkanische Ergießungen entstandenen Schwärze der Felsstücke her. Das dort unter dem Fuße des Beschauers sich ausbreitende weite, tiefe Thal gewährt einen köstlichen Anblick durch sein mannichfaches, frisches Grün und eine das Gemüth auf das Süßeste ansprechende Einsamkeit und Stille. Zwei ansehnliche Mühlengebäude und daneben eine kleine, steinerne Kapelle, die einzigen Häuser in der Nähe, bilden den Mittelpunkt des schönen Thals, worein der Milleschauer Bergriese und eine Menge ringsumher gelagerter Anhöhen voll freundlicher Sehnsucht zu blicken scheinen. Niemanden wird die Fahrt von Krzemusch bis hieher gereuen. Der etwas unebene Weg ist freilich Ursache, daß die gedungenen Rosselenker dessen lieber überhoben seyn möchten. Krzemusch gehört zu denjenigen anmuthigen Orten, deren wöchentlich ein paar Tage von Einheimischen und Fremden gewidmet werden. Graf Ledebur, der feingebildete Besizer, hat neuerlich dem lieblichen Aufenthalte in seinem Park durch ein in Krzemusch und den dahin eingepfarrten Dörfern aufgewachsenes Musikchor einen neuen Reiz zu geben gewußt. Es besteht aus sechzehn bis zwanzig zum Theil noch ganz jungen Burschen, unter der Direktion eines Lehrers. Die einfache, saubere Kleidung, dunkelgrau mit rother Leibbinde und einem weißgrauen Filzhute, ertheilt den frischen, rothwangigen Knabengesichtern ein gar einnehmendes Ansehen. Sie sind bereits recht gut eingeübt im Zusammenspielen auf ihren Blasinstrumenten, und wer weiß, ob nicht hier, bei dem den Böhmen eigenthümlichen Talente für Musik, im einen oder dem andern der Keim nicht bloß eines ausgezeichneten Instrumentalvirtuosen, sondern eines musikalischen Genius erster Größe gehegt wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 61.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 183.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 2. August 1837.

— In seinen schlimmsten Tücken
Kann Amor einem den Kopf für ein Phantom verrücken.

Wieland.

Die Braut.

(Fortsetzung.)

Kaum sah sich Konrad allein, als er seinen Hut ergriff und ausging. Bei jeder jugendlichen Gestalt, die ihm von Weitem begegnete, beschleunigte er seinen Schritt und sah ihr dann, neugieriger, als es im Grunde der Anstand erlaubte, unter den Hut; auch sah er manches schöne Auge, manches schelmische Gesicht, aber nicht sein Falkenmädchen. Die Akademie zu besehen, war heute keine Gelegenheit, da ihr Lokal zum Feste bestimmt war; also schlenderte er im schönen Hofgarten herum und erfreute sich an dem Geflüster der alten Baumwipfel über ihm und der holden Gestalten, die darunter lustwandelnd auf und ab gingen. Das Zusammentreffen mit S., die fremden Umgebungen hatten ihn heute in etwas ruhigere Stimmung versezt; er dachte weniger an das Phantasiebild, das ihn seit den lezten Wochen ausschließlich beschäftigt, als an die freundliche Gegenwart; doch konnte er sich nicht enthalten, den Nachmittag vom Fenster seines Gasthauses aus die vorbeigehenden Mädchen auf's Neue zu betrachten.

Je näher die Stunde des Festes kam, je lebhafter ward das Hin- und Herfahren der Equipagen; meistens leuchteten weiße Frauen und Mädchen mit engen Aermeln und weiten Röcken aus den halbgeschlossenen Wagen hervor; manche warf auch einen Blick nach dem Breitenbacher Hof, aber keine den Blick des Falkenmädchens. Seine Begierde, diese zu finden, hatte sich auf's Neue entflammt, denn wahrscheinlich stand sie in irgend einer Berührung mit der Künstlerwelt, konnte also auch leicht gerade in diesem Augenblick gefunden werden. Am Hause dicht neben an hielt auch ein Wagen, der Schlag wurde geöffnet, Konrad starrte begierig hinunter, es stiegen zwei Frauen ein; die eine hatte ein holdseliges Gesicht, und er sah in höchster Spannung mit zurückgehaltenem Athem hin; aber sie trug keinen Falken, sondern ein prosaisches battistenes Schnupftuch in ihrer Hand; verdrießlich machte er das Fenster zu und eilte S. entgegen, der ihn abzuholen kam.

Im Akademiegebäude war es Nacht, denn die Fenster des Festlokales waren dicht verhängt, um von Anfang an die Magie des Kerzenlichtes zu gewinnen; der große Bildersaal war mit phantastischen Blumengewinden geschmückt; aus den grünen Kränzen streckten fabelhafte Lilien, kolossale Lotosblüthen, Vergißmeinnicht ohne Maß ihre Antlitze heraus und gaben den Dekorationen etwas feenhaftes. Die lange Galerie mit ihren reichen Verzierungen an Gemälden, Goldrahmen, Deckenmalereien und Laubwerk bereitete auf etwas Ungewöhnliches vor; die Hälfte derselben war mit Stuhlreihen besezt, die andere für die Bühne leer gelassen. In der Mitte der ersten Stuhlreihe

war für den König des Festes, den alten Schadow, ein Lehnsessel hingestellt, den der freundliche alte Herr ohne Ziererei einnahm, wie einer, dem schon manche Huldigung gebracht worden ist; er trug seiner schwachen Augen wegen einen grünen Schirm. Nachdem seine Familie rund um ihn Platz genommen hatte, und auch die andern Gäste zur Ruhe gebracht waren, trat hinter einem Vorhange, der den Fond der Bühne deckte, der junge hübsche Maler R...e hervor und gab sich als Leporello, den Diener der Poesie, kund, der von dieser seiner Herrin geschickt worden sey, um dem alten Schadow ihre Grüße zu bringen, da sie wisse, daß er auf einem Besuche bei seinem Sohne sey und ihr dieser Platz besonders zu einem Gruße geeignet scheine; zugleich habe sie die beiden Statuen, den alten Ziethen und den alten Dessauer, ebenfalls nach Düsseldorf beordert, um ihn dort zu begrüßen; diese alten Herren würden sogleich erscheinen; er, Leporello, habe aber auf dem Wege noch einen Luftballon voll windiger Gesellen gesehen, die ebenfalls hieher reisten; er könne nicht sagen, wer die Herren wären und was sie wollten, aber die Zeit werde es wohl zeigen.

Nachdem diese launige Rede beendigt war, erscholl ein prächtiger Trompetenstoß, und hinter dem weggezogenen Vorhang standen Ziethen und der alte Dessauer auf weißen Postamenten, täuschend den Marmor nachahmend. Darauf traten ein Halbdutzend Perrückenkünstler herein, aus der Zeit Ludwigs XIV. und XV. ungefähr, die erklärten, da sie schon mancherlei von den beiden Statuen des alten Schadow gehört hätten und nun vernähmen, daß dieselben, wie auch der Künstler selbst, in Düsseldorf angelangt wären, möchten sie die Gelegenheit nicht versäumen, beide kennen zu lernen; mit diesen Künstlern waren Boucher, van der Werff und noch einige ärgere gemeint. Sie unterredeten sich einige Zeit recht witzig über ihre Ansprüche an die Kunst und ihre Epochen, und gingen dann zu der Kritik der beiden vorhandenen Statuen über; der eine meinte, er hätte den alten Ziethen lieber im Harnisch, der andere, er hätte den Dessauer lieber nackt dargestellt; dieser hätte ihm die Hand anmuthsvoll aufgehoben, jener ihn in die vierte Position mit gehenkter Fußspitze gestellt, bis der alte Dessauer, dieses Gesprächs müde, ohne sich zu bewegen, ruft: „Ziethen!“ — „Durchlaucht!“ antwortete dieser eben so ehrbar. — „Wie kommen wir denn hieher?“ — „Ich weiß es nicht, aber als ich eben im Elysium sechstausend Kavallerieregimenter exerzirte, bekam ich Ordre, mich hieher zu begeben, um dem alten Schadow meine Aufwartung zu machen.“ Dem Dessauer war es ungefähr eben so ergangen. „Aber wo ist denn der alte Mann?“ fragte er endlich. Ziethen wußte darüber keine Auskunft zu geben, als der Diener der Poesie vortrat und sagte, der da im Lehnstuhl mit dem ehrwürdigen Gesichte, der sey es.

Die Perrückenkünstler standen unterdessen im höchsten Erstaunen da, nicht wissend, was ein solches Gespräch zwischen zwei Statuen, denen sie nimmermehr so viel Leben zugetraut hätten, bedeuten sollte. — Der Dessauer frägt nun, wer denn jener andere Mann sey, der dem Alten so ähnele; Leporello erwidert, er sey der Sohn Schadow, der Direktor der Düsseldorfer Akademie. — Die steinernen Herren fragen, was das für ein Ding sey, sie hätten nie etwas davon gehört. Darauf ward eine hübsche Erklärung gegeben, und zur Versinnlichung ein Zug ihrer Werke vorgeführt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Algier im Mai 1837.

(Fortsetzung.)

Der Hirt dieser seltsamen Heerde ist der Abbé Spitz, ein Elsäßer von Geburt, ein jovialer Lebemann, welcher ganz der republikanischen Partei sich angeschlossen hat und 1793 gewiß nicht, wie so viele seiner Amtsbrüder, exilirt worden wäre. Dieser würdige Prälat hat, wie er mir sagte, noch nie einem Sünder die Absolution verweigert; er nennt sich selbst das lebendige Beispiel der Bibelstelle: „der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.“ Ich selbst habe den guten Abbé mehr als einmal unter dem Tische liegen sehen, weil er dem spanischen Traubenblut ein Bischen gar zu viel Ehre angethan hatte. Ueberdies ist er sehr empfindsamer Natur, und kann nie die Beichte einer jungen Spanierin anhören, ohne sich sogleich in ihre frommen Augen zu verlieben. Der ehrwürdige Abbé befindet sich in jeder Hinsicht à son aise. Mag er noch so gegen den Mammon predigen, seine eisernen Kisten daheim sind doch, wie Jedermann weiß, von diesem bösen Genius besessen. Er leiht davon auf Zinsen und hilft den Leuten gern gegen doppelte Versicherung aus der Verlegenheit. Ich muß gestehen, so sehr ich den christlichen Glauben ehre und liebe, wenn ich das Bedürfniß gefühlt hätte, in Gemeinschaft zu beten, so hätte ich viel lieber in die Stille der Moscheen mich geflüchtet. Dort zwingt ein ernster Priester im greisen Barte mir stumme Ehrfurcht ab und die reine Andacht der Beter erweckt die meinige. In der Kirche, wo die Feldmusik verführerisch in den weltlichsten Weisen tönt, wo ich einen Priester finde, den ich gestern beim Bankete sah, wo die schönsten Mädchen vor mir knien, an deren Gestalten das lüsterne Auge aller Männer hängt, da kann ich an Alles denken, nur nicht an Gott.

Daß ein Christenthum, wie man es in Algier ausüben sieht, den echten Islambekenner nie zu einer

Glaubensänderung bewegen wird, ist wohl sehr begreiflich, ja es wäre für das Heil seiner Seele nicht einmal wünschenswerth, wenn er aus einem fanatischen Mahomedaner ein frivoler Christ würde. Dennoch hat man zwei Beispiele des Uebertritts von Eingebornen erlebt. Dieselben waren übrigens keineswegs Folge der Ueberzeugung. Die beiden Neophyten sind maurische Frauen, und ihre Bekehrung war von so interessanten Nebenumständen begleitet, daß der Leser vielleicht nicht ungerne die Details hören wird. Das erste Beispiel, welches sich unter der Verwaltung des General Voirol ereignete, machte großes Aufsehen und erregte heftige Gährung unter den Eingebornen. Eine verhüllte maurische Dame meldete sich eines Tags bei jenem Interimsgouverneur, entschleierte sich vor ihm und erklärte in gebrochenem Französisch, ihr heißer Wunsch und Wille sey, Christin zu werden. Der General Voirol, ein verständiger und gemäßigter Mann, erkundigte sich, ob die Dame verheirathet sey, und als er das Gegentheil erfuhr, sandte er dieselbe zu dem Abbé Spitz, welcher ganz entzückt war von der Aussicht, die erste Maurin in Algier taufen zu dürfen. Indessen hatte der Kadi, ein höchst ehrenwerther Beamter, der aber mit Fanatismus seinem Glauben anhing, von diesem Vorfalle gehört. Er eilte zu dem Gouverneur und reklamirte die Maurin mit der Behauptung, dieselbe habe kein Recht, ihren Glauben zu wechseln. Der General Voirol antwortete mit großer Mäßigung, ihm persönlich sey es völlig einerlei, welchem Kultus jene Frau angehören wolle, das Gesetz aber gestatte jedem, derjenigen Religion zu folgen, die sein Gewissen wähle, folglich könne er nicht zugeben, daß man dem Willen jener Frau Zwang anthue. Der mahomedanische Richter verlangte hierauf, die Maurin sprechen zu dürfen, um sie durch Worte der Ueberzeugung zum Glauben ihrer Väter zurückzuführen. Der Kadi und der Abbé predigten nun Beide zu gleicher Zeit der armen Maurin in die Ohren. Jeder schimpfte wacker auf den andern, ohne sich dabei beleidigt zu fühlen, denn keiner verstand des andern Sprache. Die Beredsamkeit des Abbé Spitz hatte inzwischen gegen den Kadi zwei mächtige Bundesgenossen. Der erste war der Geschmack, welchen die Maurin an den europäischen Sitten bekommen, der zweite die Hoffnung, einen Franzosen zum Mann zu bekommen. Alle Donnerworte des Kadi scheiterten an zwei so mächtigen Klippen. Er räumte das Feld zur großen Zufriedenheit des Abbé, dem bereits der Athem ausging und der schon stecken zu bleiben anfing. Der Kadi, als er sah, daß er durch Güte nichts gewinnen konnte, beschloß nun, gewaltsame Mittel anzuwenden. Er schickte seine Schiauhs oder Gerichtsdiener ab und ließ jene abtrünnige Mahomedanerin nach dem Saale seines Gerichtshofes schleppen, wo man sich eben fertig machte, ihr die Bastonade zu geben, als die Ankunft eines Adjutanten des Gouverneurs die Vollziehung dieses tyrannischen Richterspruches verhinderte. Die Maurin wurde von einer großen Volksmenge unter der Anführung des Abbé im Triumphe nach der Kirche geführt und hier auf der Stelle getauft. Der erbitterte Kadi begab sich hierauf zu dem Mufti el-Molessi, dem Oberhaupte des mahomedanischen Clerus, und Beide beschlossen, den Gerichtssaal der Eingeborenen auf der Stelle zu schließen, was unter der maurischen Bevölkerung große Gährung hervorbrachte. Der General Voirol, der sich in seinem Rechte fühlte, wußte diese fanatische Opposition bald zu brechen. Er entsezte den Kadi und den Mufti ihrer Aemter und ernannte dafür andere achtbare Mauren von gemäßigtern Ansichten. Diese Geschichte machte in Algier großes Aufsehen, um so mehr, als der damalige Civilintendant Genty de Bussy Partei für den Kadi gegen den Gouverneur nahm. Die Sache wurde nach Paris berichtet, wo der Minister gerechterweise für General Voirol sich entschied und seine Maßregeln billigte. Ich habe die Details dieses Vorfalls von gut unterrichteten Männern gehört und kann für ihre Wahrheit bürgen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Leistungen des Vereins zur Beförderung der christlichen Moral.

Der Verein zur Beförderung der christlichen Moral hat vor einiger Zeit eine öffentliche Sizung gehalten, und der Bericht über die Leistungen des Vereins von Carnot ist kürzlich gedruckt worden. Carnot ist der Sohn des berühmten Ministers dieses Namens, und ein in seinen politischen Grundsäzen eben so fester und unerschütterlicher Mann als sein Vater. Er hat von diesem ein nicht unbeträchtliches Vermögen geerbt, und führt ein unabhängiges Leben. Er hat die Absicht, das Leben seines Vaters zu schildern, und hat neulich auch aus den Papieren des ehemaligen republikanischen Bischofs Gregoire, dessen bedeutende Briefsammlung er besizt, Memoiren mit einer Einleitung herausgegeben, welche die darauf folgenden Memoiren fast entbehrlich macht; denn das Merkwürdigste daraus hat Carnot in der Einleitung, die auch besonders abgedruckt worden ist, zusammengestellt, und überhaupt den alten geistlichen Republikaner unparteiisch geschildert. In seinem dem Vereine der christlichen Moral abgestatteten Berichte ist Folgendes das Merkwürdigste. Der Berichterstatter hebt damit an, daß er den im vorjährigen Berichte ausgesprochenen Wunsch hinsichtlich der Abschaffung der Todesstrafe wieder in Erinnerung bringt. Damals waren Bittschriften in ganz Frankreich umhergesandt worden; Alle, welche die Hinrichtungen abgeschafft wünschten, sollten die Formulare unterschreiben; die vielen Supplicen sollten dann vereint in einer ungeheuern Rolle den gesezgebenden Kammern eingereicht werden, nach dem Beispiel der englischen Vereine. Aber die kurz aufeinander folgenden

Versuche gegen das Leben des Königs hatten die Gemüther erschreckt und verwirrt; Manche glaubten, es sey ein unschicklicher Zeitpunkt, die Hinrichtungen abzuschaffen, und nur diejenigen, bei denen ihre Ueberzeugung unerschütterlich fest steht, haben sich, wie der Berichterstatter sich ausdrückt, nicht irre machen lassen. Carnot hofft, die Presse werde sich der Angelegenheit thätiger und lebhafter annehmen, als bisher. Erst wenn die öffentliche Meinung sich deutlich und bestimmt in diesem Sinne ausspricht, werden auch die Gesezgeber daran denken, die Hinrichtungen ganz aufzuheben. Hat doch die öffentliche Meinung schon die Abschaffung des Staatslotto's bewirkt! Dieses schien in die Sitten Frankreichs wie eingewoben, und die Regierung behauptete eine Zeitlang, die Millionen, die sie von der Lotterie erhebe, könnten nicht leicht durch eine andere Finanzquelle ersezt werden. Endlich sind so viele Stimmen laut geworden, der Verein der christlichen Moral hat durch gekrönte Schriften und durch andere Mittel die Ueberzeugung von der Immoralität des Staatslottospiels so allgemein gemacht, daß sie zulezt auch die Staatsmänner durchdrungen hat, und diese keinen Anstand genommen haben, die Abschaffung des verderblichen Lottospiels selbst vorzuschlagen. So viel kann in einem verfassungsmäßig regierten Staate die freie Erörterung wichtiger Fragen und eine freie Presse ausrichten. Denselben Erfolg hofft der Verein der christlichen Moral hinsichtlich der Spielhäuser in Paris, welche großes Unheil stiften. Zwar fehlt es nicht an Einwendungen und an Scheingründen für Beibehaltung der Spielhäuser: wenn man die privilegirten Spielhäuser, über welche die Polizei ein wachsames Auge hat, unterdrückte, heißt es, so würden heimliche Spielsäle geöffnet, und hier noch viel mehr Unfug getrieben werden. Etwas Aehnliches behauptete man von dem Staatslotto. In der That hat man mehrere heimliche Lotterien entdeckt; dieses ist aber Sache der Polizei, dazu ist sie angestellt. Und was das Geld betrifft, welches sich Regierung und Stadt von den Unternehmern der privilegirten Hazardspiele zahlen lassen, so kleben zu viele Thränen der Unglücklichen daran, als daß man nicht gerne darauf Verzicht leisten sollte. Eines der Mitglieder des Vereins hat die Errichtung eines Humanitätsvereins zur Rettung der Verunglückten vorgeschlagen, wie ein solcher zu London besteht. Der Verein beschäftigte sich auch mit der Frage in Betreff der Abschaffung der Duelle. Ein Herr Dutrone hat die Errichtung von Vereinen vorgeschlagen, deren Mitglieder sich anheischig machen würden, nicht allein sich in keinen Zweikampf einzulassen, sondern auch Alles anzuwenden, um ihn bei Andern zu verhindern.

(Der Beschluß folgt.)

Töplitz, Juli.

(Fortsezung.)

Baulust. Verbesserungen.

Die schon seit mehreren Jahren in Töpliz erwachte Baulust hat immer mehr zugenommen. Besonders steigen in dem von der Stadt durch nichts als eine Inschrift abgesonderten Dorfe Schönau noch fortdauernd Häuser auf. Die großen neuen, zum Theil pallastartigen Steinmassen drohen die zwischen ihnen schüchtern hervorblickenden Hüttchen völlig zu erdrücken. Kein Wunder daher, daß immer mehrere von diesen sich emporraffen und ebenfalls nach etwas aussehen wollen, um den Wohnung suchenden Fremden mit Anstand zurufen zu können: „Auch wir sind Häuser!“ Wie bereits erwähnt wurde, so verzögerte in diesem Jahr der Sommer, sonst jederzeit der beste und wohlfeilste Einheizer, seine Ankunft so lange, daß der Winter keck genug war, seinen feinen, grünen Rock anzuziehen und sich für ihn auszugeben. Das hat wenigstens den Nutzen gehabt, daß man von Seiten der Hausbesizer in Zukunft besser als seither auf Anlegung von Oefen sehen wird. Noch in der ersten Hälfte des Juni verließen viele Kurgäste ihre Quartiere einzig darum, weil die meisten Wirthe keine Oefen hineingebaut hatten, dem Kalender auf sein ehrliches Gesicht glaubend, daß mit diesem Monate die warme Jahrszeit längst da seyn müsse. Ueberhaupt erwacht der in gar manchem Badeorte noch im tiefen Schlummer liegende Sinn der Quartiervermiether für die Bedürfnisse eines an die Bequemlichkeiten des Lebens gewöhnten Kurgastes in Töpliz zusehends. Besonders denkt man in den vielen neuerbauten Häusern auf Hinwegschaffung des alten Mobilienuraths. Zu diesem gehören aber namentlich jene unseligen Holzkanapés, auf denen vormals mancher arme Gichtkranke genöthigt war, von der bei dem Militär längst wieder abgeschafften Lattenstrafe sich einen so deutlichen, als unangenehmen Begriff zu machen. Hie und da leiden aber freilich sogar die modernsten Sopha's ebenfalls an dem häßlichen Uebel der Unbequemlichkeit. In solchen Fällen muß die Mode, zumal in einem Badeorte, durchaus unter die Vormundschaft der Commodität gestellt werden. Lange und breite, wohlgepolsterte Sopha's mit beweglichen Kissen, wie solche vielleicht vor länger als fünfzig Jahren schon üblich waren, sind jedenfalls weit zweckmäßiger und angemessener, als die glanzvollste neueste Absurdität, welche die Modejournale ihnen, kopflos genug, substituirten. Was man Comfort nennt, das sollte in diesem Punkte und in allen ähnlichen bei Möblirung jedes Zimmers überhaupt, und besonders der Zimmer für Kranke, allezeit zunächst berücksichtigt seyn. Eine in den feinen Lebensgebräuchen auferzogene Brittin würde dafür den besten Maßstab an die Hand geben können, dagegen hiezu selbst die allerfeinste Dame französischen Ursprungs am wenigsten sich eignen. Das gerade ist die Stelle, wo die englische Eleganz von der französischen am meisten abweicht. Für den englischen Gentleman hat das Neuerfundene nur dann Reiz, wenn es der Bequemlichkeit gebührend subordinirt wurde, während der Franzose nicht nur aller blendenden Neuheit allein die Herrschaft zugesteht, sondern sich derselben auch selbst unterwirft. Neue Stock- und Regenschirmknöpfe, deren Form nicht gehörig in die Hand fallt, oder dieser sogar wehe thut, folglich als ganz unzweckmäßig sich darstellt, stammen in der Regel aus Frankreich her; wenigstens hat sie gewiß kein Engländer erfunden. — Unbegreiflich ist es, weßhalb bei vielen neuen und ansehnlichen Gebäuden, welche dem Dorfe Schönau ein recht vornehmes, städtisches Ansehen ertheilen, kein mit den dortigen allgemeinen Bedürfnissen im Einklang stehender Gasthof daselbst errichtet wird. Einer alle billigen Forderungen der Badebesucher durch zweckmäßige Einrichtung befriedigenden Speiseanstalt in der Mitte von Schönau ließe sich ein recht günstiger Erfolg verbürgen. Sehr viele, besonders der kränklicheren Badegäste pflegen ihren Speisebedarf in die Wohnung holen zu lassen; die Mehrzahl der guten Gasthöfe liegt aber von dem vorzugsweise mit Badegästen übervölkerten Theile des Dorfes Schönau so weit entfernt, daß dergleichen mit großer Beschwerde verbunden ist. Andere würden gern ihre Mahlzeit in Gesellschaft einnehmen, aber die öffentlichen Mittagstafeln sind ihnen für ihre kränklichen Umstände zu entlegen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 78.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 184.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 3. August 1837.

Dessen, was die Nationen mit einander gemein haben, ist im Grunde mehr als dessen, was sie scheidet, und die Sprache des Herzens wird überall gleich gesprochen und verstanden.

Chateaubriand.

Algier im Mai 1837.

(Fortsetzung.)

Eine zweite ähnliche Begebenheit ereignete sich hier zu Ende des Jahrs 1836. Die Details sind weit geheimnißvollerer und zarterer Natur. An possierlichen Umständen fehlte es dabei eben so wenig. Ein junger, romantisch gesinnter französischer Offizier von edler Familie wird, wie so viele andere Europäer, von der Neugierde geplagt, die Mysterien der maurischen Hausgöttinnen zu belauschen. Er hat jene graziösen, schneeweißen, verhüllten Gestalten so oft auf der Straße wandeln sehen, und möchte nun neben den feurigen schwarzen Augen, welche allein sichtbar sind, auch die Lilienstirne und das griechische Näschen sehen, welche ein weißes Tuch ihm versteckt. Er verbirgt sich auf einer Terrasse, eine List, die so viele Andere auch gebrauchen, und erblickt in der Abenddämmerung auf der nächsten Terrasse die schönste Fee des Orients im reichen Hausgewande, von Gold und Seide schimmernd; das liebliche Gesichtchen des fünfzehnjährigen Engels ist der häßlichen weißen Musselinhülle entkleidet. Der liebeglühende Offizier achtet nur auf sie und hat keine Augen für die übrigen, eben so gekleideten Nymphen, die Schwestern der jungen Maurin, welche in der Abendkühle sich ergehen und lustig auf der Terrasse schäkern. Durch eine zweite List weiß er der Geliebten sich zu nähern. Er rasirt sich das ohnehin schon ziemlich feine jugendliche Antlitz und begibt sich in Frauenkleidern mit Madame B...m, einer deutschen Kaufmannsfrau, welche in den Scherz mit einging und jene maurische Familie kannte, in das Nachbarhaus. Die Häuser der Eingebornen sind den europäischen Damen zugänglich, nur Männern würde ich niemals rathen, in die Wohnungen jener eifersüchtigen Eheherren sich zu verirren. Sowohl der maurische Hausherr als seine weibliche Familie empfängt stets die christliche Besucherin mit großer Artigkeit und Auszeichnung. Madame B...m und ihre Pseudoschwester wurden somit auf das Liebreichste aufgenommen. Der Jüngling fand auf diese Art Gelegenheit, eine Intrigue anzuspinnen, die Gunst der Geliebten zu gewinnen und diese später zu entführen. Auch diese Begebenheit erregte große Sensation. Der junge Offizier segelte mit seiner schönen Neophytin, die er geheirathet hatte, nach Frankreich. Möge der Fluch eines fanatischen Vaters das Glück der Liebenden nicht stören!

Im Uebrigen würde man sich sehr täuschen, wenn man glauben wollte, es gebe unter den Mauren selbst keine glücklichen Paare, oder alle Maurinnen würden etwa die eleganten Franzosen ihren Männern vorziehen. Ich selbst habe mehr als einmal Gelegenheit gehabt, mich von dem häuslichen Glücke und der ehelichen Liebe dieses

sanften, gemüthlichen, liebenswürdigen Menschenschlages zu überzeugen. Oefters führten mich die Mauren meiner Bekanntschaft nach ihren Landbesitzungen. Beim Eintritt in den Garten hörte ich das Freudengeschrei der Familie über die Rückkehr des Gatten und Vaters, als ob sie ihn ewig lange nicht mehr gesehen hätten. Nur meine Anwesenheit hinderte die Frauen, ihm um den Hals zu fallen. Noch mächtiger spricht für die gegenseitige Anhänglichkeit dieses Volkes ihre Trauer, ihr heftiger, unverstellter Schmerz über die Hingeschiedenen. Die maurischen Kirchhöfe befinden sind größtentheils vor dem Thore Bab-el-Uad. Es gibt deren viele; sie sind meistens sehr klein und die Gräber einfach, was mir wohl gefällt. Die menschliche Eitelkeit sollte wenigstens mit dem Tode aufhören und nicht die modernden Leichen noch mit ihrem glänzenden Tand verhöhnen. Die Juden bauen prächtige Grabbögen von weißem Marmor, die Christen hohe Steinmonumente mit lügnerischen Denkschriften, die Mauren decken ihre Todten nur mit einigen gemauerten Steinplatten, um die Schakals zu hindern, ihren nächtlichen Schmauß zu halten. Die Liebe merkt sich inzwischen den Ort und die Hinterlassenen graben mit ihren Thränen den Todten die Erinnerungsschrift in den Stein. Ich habe die maurischen Wittwen zu jeder Stunde auf den Gräbern ihrer geliebten Todten weinen und den kalten Stein küssen sehen. Oft ist der fahle Mond der einzige Zeuge des Schmerzes dieser verlassenen Liebenden, und sein bleicher Schimmer geleitet sie zu den Ruheplätzen der Geliebten. Auch die Juden weihen den Verstorbenen ihre schmerzlichen Erinnerungen. Sie versammeln sich auf ihren Begräbnißplätzen einmal jede Woche in großer Zahl und erfüllen die Lüfte mit ihrem Klagegeschrei; aber ihr Schmerz hat etwas Verzerrtes, Unheimliches und manchmal Lächerliches. Es ist mehr eine gezierte, äußere Trauer, und ihr widriges Geschrei erzwingt am Ende einige Thränen. Die Trauer der Mauren um ihre heimgegangenen Lieben ist unendlich würdiger und edler.

Es gibt auch zwei christliche Kirchhöfe in Algier, welche der Krieg, die Fieber, die Ausschweifungen und namentlich die Cholera im Sommer 1835 furchtbar bevölkert haben. Der eine dieser Kirchhöfe liegt eine halbe Stunde von Algier am Fuße des Hügels Budscharea, hinter dem alten Deygarten, und schließt besonders die neuern Gräber ein. Der andere hat eine unendlich malerischere Lage auf dem Abhange eines Hügels, sehr nahe an der Stadt. Es ist unmöglich, sich eine schönere, heimlichere, melancholischere Stelle zu denken. Gewaltige, hundertjährige Silberpappeln beschatten in malerischen Gruppen die Monumente. Ein Gebirgsbach umrauscht den Fuß des Hügels, und eine unendlich reiche, wilde Vegetation bietet den Gräbern den freiwilligen Schmuck einer herrlichen Natur.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Braut.

(Fortsetzung.)

Wieder öffnete sich, nach einem neuen Trompetentusch und unter einem schönen Marsch der Vorhang, und als Standartenträger der Schule schritt **Bendemann** voran. Ihm folgten allerlei romantische Gestalten aus den Bildern der jungen Künstler, Lessings Hussitenprediger, Mücke's h. Bonifacius, Ritter in Sammtkoletten, Heilige in langen Gewanden, und — o Wunder! in Mitte dieses Zuges eine schlanke Mädchengestalt mit einem Falken auf ihrer Hand, mit dem violettsammtnen Leibchen, dem olivenfarbnen Rock, dem rothen Sammtkäppchen und, was noch mehr ist, mit denselben prachtvoll geschweiften Augen, dem bräunlichen Antlitze und dem schön geschnittenen, etwas zu großen Munde; nur trug sie den Falken auf einer durch einen Handschuh bedeckten Hand, und das Halstuch war dichter umgelegt als auf dem Bilde. Der Schritt war frei, die Haltung schön, es zitterte sogar noch ein erhöhter Reiz, der des vollen, frischen Lebens, zwischen den langen Wimpern hervor; es war eine Erscheinung, so wunderbar und reizend, daß ein allgemeines Beifallgemurmel den Saal durchlief. Und Konrad — wie fühlte er sich in den Himmel gehoben, als er dies Mädchen sah! Sie lebte, sie ging vor ihm, sie schritt mit Anmuth vor ihm durch den Saal; dies Auge konnte den Falken verlassen und sich liebend in seines versenken; es war keine Schranke der Unmöglichkeit mehr zwischen ihr und ihm aufgestellt, denn was lebt, kann gewonnen werden, und Konrad fühlte einen Willen in sich, stark wie Felsen, um dies Mädchen zu gewinnen. Doch mußte er schweigen, denn Niemand stand ihm Rede; der Zug ging seinen Weg und stellte sich endlich im Halbkreise vor Schadow auf.

In der Mitte desselben stand ein grüner, mit Rheinwein gefüllter kolossaler Römer, der plötzlich das Wort nahm und mit seiner Stimme eine Rede zu halten begann. Nach Beendigung der Rede öffnete sich der Römer und der kleine Maler **Lene**, der Liebling der Akademie, der seine allzukleine Gestalt durch die Größe seines guten Humors und den Scherz, den er selbst mit jener zu treiben liebt, ausgleicht und ein Virtuos im Römermalen ist, trat daraus hervor und brachte dem Alten ein gefülltes wirkliches Glas, voll des wirklichsten, ältesten Rheinweins. Darauf setzte sich der Zug wieder in Bewegung und ging endlich hinaus.

Als er verschwunden war, kam **Schrödters** meisterhafter Don-Quixote, von ihm selbst dargestellt, und **Hildebrand**, der Schöpfer der Kinder Eduards, als Sancho Pansa, in den Saal, und Don-Quixote schwur hoch und

theuer, seiner Dulcinea von Toboso keinen bessern Dienst leisten zu können, als wenn er jenes ganze Perrückengesindel, Boucher und Compagnie, gefangen nehme und ihr zu Füßen lege; es begann nun ein drolliger Kampf, in welchem Don-Quixote sein langes verrostetes Schwert gegen die kleinen Galanteriedegen der erschreckten Schaar spielen ließ; Sancho Pansa sagte unterdessen allerlei Drolliges und aß eine Zwiebel. — Endlich ist der Kampf geendet, und Alles, Don-Quixote, seine Gefangenen, Sancho Pansa, Ziethen und Dessauer verschwinden.

Nun kommt die Poesie, von lieblichen Kindern gezogen; es war ein Malerjüngling, auf hohem silbernem Triumphwagen, in langem, fließendem Gewande. Auch sie hielt wieder eine Rede, die gern gehört ward, und einen Zug der alten Maler mit ihren vorzüglichsten Bildern einleitete. Dieser Zug war wahrhaft imposant: erst kamen Giotto und Cimabue mit Engelsgestalten aus ihrer Schule; dann kamen Holbein und Albrecht Dürer mit der Braut von Nürnberg, einer bescheidenen, lieblichen Gestalt, und Georg von Frundsberg in täuschender Wahrheit; dann kam Raphael und Marc-Antonio, sein Kupferstecher; hinter ihnen die heilige Cäcilia mit ihrer Umgebung, wieder ein erhabenes Weib; dann Michel Angelo mit den Sybillen, Rembrandt mit einem jungen Ritter, der ein Champagnerglas lachend in die Höhe hält, Rubens mit seinen Kindern — alle diese lebenden Gemälde so wahr und in so schöner Nachahmung drapirt, wie es durchaus nur solche Künstler, wie Düsseldorf sich deren rühmen kann, auszuführen im Stande sind.

Konrad aber war nicht dabei, denn das Falkenmädchen fehlte; doch als die eigentliche Festlichkeit zu Ende war, begehrten Viele den ganzen Zug noch einmal zu sehen, und nun erschien sie wieder, in Bendemanns Gefolge, in ihrem ganzen, für Konrad unnachahmlichen Liebreiz. Er verschlang sie mit den Augen, er wäre gern zu ihr gestürzt und hätte sie gefragt: „Kennst du mich auch? ich kenne dich!“ aber es war unmöglich, obgleich ihn kein Abgrund, kein Fels, kein Riegel abhielt, nur die Fessel menschlicher Sitte, stärker als Abgrund, Fels und Riegel.

Die Thüren schlossen sich, auch sie war verschwunden. Es drängte ihn, Jemanden nach ihr zu fragen, aber S. war nicht zu finden, und der war sein einziger Bekannter; demnach fing er ein anständiges Gespräch mit einem Herrn von mittleren Jahren an, der neben ihm stand. „Wie kommt es,“ fragte er einleitungsweise, „daß Lessing mit seiner schönen, ritterlichen Figur keine thätige Rolle in dieser allerliebsten Komödie übernommen hat?“ — „O,“ lachte der Herr, „ich glaube, der ließe sich lieber hängen, als daß er sich in ein Kostüm steckte; sehen Sie ihn nur einmal mit seinem ernsten Gesichte: sieht er aus wie ein Schauspieler?“ — Konrad lachte; „wer war wohl,“ fuhr er fort, „der Mann in dem langen Gewande, der so fanatisch vorschritt, mit dem Kelche in der Hand, als wollte er ihn statt eines Mauerbrechers gebrauchen, um die Welt einzurennen?“ — „Das war eben Lessings Hussitenprediger, der Maler X.“ — „Und wer“ fragte Konrad zögernd, „war die Falkenträgerin, die ihm ziemlich nahe folgte?“ — „Das weiß ich nicht,“ antwortete der Herr, „es gibt so viel junges Volk, das man nicht kennt.“ Indem nahte sich dem Sprecher ein korpulenter, großer Herr, mit einem bedeutenden Kopfe, und fing ein Gespräch mit ihm an, das Konrads abschnitt; es war Immermann.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Töplitz, Juli.

(Beschluß.)

Moorbäder. Theater.

Noch wesentlicher ist die Abhülfe eines andern, nicht unerheblichen Mangels, welcher man so eben entgegensieht. In dem Dorfe Schönau wohnt noch immer kein Brunnenarzt; jezt ist aber Dr. Hase dazu vorgeschlagen, ein Mann, der bereits eines höchst ehrenvollen Rufes genießt. Unter anderm gebührt ihm der Ruhm, der Begründer einer Moorbäderanstalt zu seyn. Er beobachtet bei derselben eine ganz eigenthümliche Methode, indem er dabei zugleich die wirklich wunderthätige Kraft des Töplitzer Heilquellwassers mit anwendet. Die Erfolge sind ganz außerordentlich. Mehrere bisher für unheilbar geachtete Krankheiten, besonders auch die stärksten Knochenaustreibungen und cariösen Geschwüre, sollen dadurch, schon nach dem Gebrauche von zehn bis zwölf Bädern, gehoben worden seyn. — Wenn die Badegäste zu Anfang des Juni von der kalten Natur nicht eben verhätschelt waren, so versäumten sie um so weniger, sich der Kunst in die Arme zu werfen. Moritz Römer, schon verjährt in Behauptung des fürstlich Clarischen Schloßtheaters während der Sommermonate, waltet hier mit seiner Schauspielergesellschaft. Raimunds „Verschwender“ hing bei meiner Ankunft, bereits in ziemlich abgerissenem Zustande, an den Straßenecken, von wo er Tags zuvor die Menschen nach der Bühne gerufen hatte. Es muß dem Unternehmer kein leichtes Stück Arbeit seyn, Schauspieler und Zuschauer wenigstens so weit zu befriedigen, daß dieses Verhältniß und er selbst dabei mit bestehen kann. Durch das Bedürfniß der Zuschauer und alle übrigen Umstände zunächst auf leichte Nahrungsmittel hingewiesen, greift er mit Recht hauptsächlich zu den Wiener Possen mit Gesang. Diese aber und die weder Kopf, noch Magen, oder Herz, wie man ebenfalls das Ding zu nennen pflegt, allzusehr beschwerenden sonstigen Spektakelstücke erfordern in der Regel eine Menge Personen. Wenigstens einige von diesen müssen doch immer das Hervorstechende, was unter den Namen Talent und Geschicklichkeit begriffen wird, in einem gewissen Grade besitzen. Aber dergleichen, als sein Geist zu betrachtende Subjekte nehmen die beschränkte Bühnenkasse stark in Anspruch. Wenn

nun auch das Phlegma, oder die Uebrigen, desto leichter abzuspeisen sind, so hat doch jeder und jede von ihnen einen sogenannten Magen und ein Kleidungsbedürfniß, und so kostet dieses unentbehrliche, im Einzelnen recht wohlfeile Phlegma zusammen immer noch so viel, um dem Entrepreneur den Kopf zuweilen warm zu machen. Daß übrigens der hiesige das eigene Fortkommen mit dem Bestande des Geschäfts zu vereinigen versteht, davon zeugt der Fortgang der Sache und der in der Regel immer mehr oder weniger sich gleichbleibende Gehalt der Truppe. Diesmal ist sie namentlich im Ganzen vorzüglicher, als ich sie noch gesehen. Ein Stück, welches am 29sten Juni zum ersten Male hier gegeben wurde, mußte natürlich allgemeine Aufmerksamkeit erregen; denn die Fabel trieb sich ganz in dem hiesigen Lokal herum, und wem der Titel zu lang erschien, der mußte doch gestehen, daß seine große Geschwätzigkeit für die steten, wie für die nur temporären Bewohner von Töplitz die Neugier mächtig weckte. Er hieß: „Die Bekanntschaft im Thiergarten zu Doppelburg, die Entführung im Turner Park und die Verlobung auf der obern Bergschenke.“ Neueste Wiener Lokalposse mit Gesang in drei Akten von Fr. Hopp; Musik von Julius Hopp. Zu Empfehlung derselben war bemerkt, daß sie in Wien vierzigmal nach einander aufgeführt worden. Es gibt in der Schauspiel- und Bücherwelt, wie in der Menschenwelt, Parvenüs, von denen keine Seele begreift, wie sie es angefangen haben, sich dem Glücke in den Schooß zu setzen. Bei Aufführung dieser Posse fiel einem das ein. Der Anfang ließ viel zu wünschen übrig; allmählich gewöhnte man sich indessen immer besser an die dürftige Verwickelung und die großentheils veralteten Späße. Einige überraschende Witze und Lustigkeiten flößten nachgerade sogar Interesse für die ganz hübsch zusammengerafften Umstände ein. Ja, man würde noch größeres Gefallen daran gefunden haben, hätte man nicht schon sehr frühzeitig den Ausgang völlig errathen können. Genug, die Posse gefiel. Großen Theil an diesem Gelingen darf allerdings ein Theil der Schauspieler und Schauspielerinnen reklamiren, die wirklich sich auszeichneten. — Der Lektüre ist, wie gewöhnlich, im Schloßgarten ein Zimmer vergönnt; aber freilich geht es darin bei der Auswahl etwas einseitig zu. Wer an dem „garstigen Liede“ der politischen Zeitungen keinen Geschmack findet, für den ist nicht eben reichlich gesorgt.

Paris, Juli.

(Beschluß.)

Leistungen des Vereins zur Beförderung der christlichen Moral.

Dutrone ist in England und Belgien herumgereist, um, wie es scheint, angesehene Männer um ihre Meinung zu befragen. Allgemein hat man seinem Vorschlage beigestimmt und sich geneigt bewiesen, Theil an den vorgeschlagenen Vereinen zu nehmen. Es wird nicht gesagt, warum sie nicht schon jezt in's Leben treten. Die verschiedenen Comité's, in welche der Verein der christlichen Moral abgetheilt ist, haben verschiedene Wirkungskreise: eines die Verbesserung der Behandlung der Gefangenen, wobei aber wieder, wie in den vorigen Berichten, geklagt wird, daß seit 1830 die Gefängnisse dem Vereine der christlichen Moral nicht mehr so zugänglich seyen, wie unter der Restauration; aber sicher, fährt Carnot ziemlich ironisch fort, gehen die seitdem emporgekommenen Staatsmänner damit um, die Verbesserungen, welche sie vormals mit uns besprachen, in's Werk zu setzen. Indessen ist dieses doch wirklich der Fall, und bekanntlich denkt man ernstlich darauf, das in andern Ländern eingeführte Pönitenziarsystem auch in Frankreich zu versuchen. Es lassen sich jedoch bereits angesehene Stimmen gegen diese Versuche hören. Bei so vielen Gefangenen sey die gänzliche Absonderung eines jeden nicht wohl möglich, und das völlige Alleinsitzen sey für einen Franzosen eine zu harte Strafe, die ihn leicht zur Verzweiflung bringen könnte, anstatt ihn zu bessern. Ein anderes Comité betreibt die Aufhebung der Sklaverei in den Kolonien. Nach den Versicherungen der Minister in der jetzigen Session der Kammern wird es einmal, freilich wann? seinen Zweck erreichen. Seitdem England die Sklaverei abgeschafft hat, kann Frankreich, das gleich im Anfang der Revolution Schritte zur gänzlichen Abschaffung derselben that, sie unmöglich lange beibehalten, und die Fesseln der Schwarzen müssen fallen, wie die der Weißen längst gefallen sind. Der Verein der christlichen Moral wünscht auch das Elend des Volks zu lindern, und sucht die Nothleidenden durch Geld und andere Hülfe zu unterstützen; er ist aber der Meinung, daß das Volk selbst dazu beitragen müsse, dem Elende vorzubeugen. Dazu hat es Sparkassen, und was noch besser ist, Spar- und Hülfsvereine, wo jeder Arbeiter einen monatlichen kleinen Beitrag liefert, um in Zeiten der Noth, besonders in Krankheit und im Alter, auf Unterstützung rechnen zu können. Auf diese Verbindungen, deren bekanntlich eine große Menge in Paris bestehen, und welche neulich bei der Verheirathung des königlichen Prinzen alle einen Beitrag erhalten haben, hält der Verein der christlichen Moral daher auch mehr, als auf Sparkassen; denn in diese kann der von seiner Handarbeit Lebende doch nimmer viel einlegen, oder er muß lange darben, um erst spät ein kleines Vermögen zu erlangen. Bei den Hülfsverbindungen oder den sogenannten Sociétés de Prévoyance ist der monatliche Beitrag gering, und doch kann der Beitretende sicher auf Hülfe in Zeiten der größten Noth rechnen. Es scheint, daß in einigen Gegenden Frankreichs weder Sparkassen, noch Hülfsverbindungen entstehen, weil die arbeitende Classe, besonders Fabrikarbeiter, ihr erspartes Geld dazu anwenden, ein Stück Landes anzukaufen. Ihr höchstes Streben ist dort, Landbesitzer zu werden. Zwar schüzt sie ein solcher Besitz nicht immer gegen Mangel, besonders bei Mißwachs und Theuerung; aber ein Stück Landes gibt dem Hausvater Selbstständigkeit und Muth; er hat etwas, das ihm zur Bürgschaft dient, wenn er Geld nöthig hat, und kann sich daher leichter aus der Noth helfen, als einer, der nichts weiter besizt, als was sich in seiner Wohnung vorfindet, oder was er an sich trägt. Dieser Wunsch nach Landbesitz ist seit der Revolution ziemlich allgemein in Frankreich geworden, kann aber nur in kleinen Städten und auf dem Lande befriedigt werden; denn in großen Städten ist Grund und Boden zu theuer, als daß der Arbeiter mit seiner kleinen Ersparniß etwas ankaufen könnte; daher thut er hier besser, wenn er den Hülfsvereinen beitritt, oder seinen Sparpfennig in die Sparkasse legt. Es ist schon vorgeschlagen worden, unter den bejahrten Armen, welche in die Armenhäuser oder sogenannten Hospizien aufgenommen werden wollen, denjenigen, die in ihrem Mannesalter ihre Sparpfennige angelegt haben, den Vorzug zu geben. Dadurch, meint Carnot, würde die Wohlthätigkeit eine ganz neue und bessere Richtung bekommen.

Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 62.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 185.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 4. August 1837.

— Mit dieser Lieb' ist's aus!
Mein Herz war dort nur wie in fremdem Land;
Nun hat's zu Helena sich heimgewandt,
Um da zu bleiben.

Shakespeare.
Sommernachtstraum.

Die Braut.

(Beschluß.)

Die Tafeln wurden geordnet, in der Mitte ein Raum gelassen für das Chor der Sänger, deren es natürlich genug unter den jugendlichen Malern gab. Konrad saß neben S. in der Reihe der Künstler, die sich noch keinen andern Namen gemacht hatten, als den, Schüler der Akademie zu seyn; neben ihm blieb ein Platz leer, eigentlich zwei, denn S. war im Anfang immerwährend mit Einrichtungen beschäftigt, und es war nichts weiter mit ihm anzufangen. Als das Mahl schon begonnen hatte und der köstliche Rheinlachs in gehäuften Schüsseln die Runde machte, setzte sich plötzlich ein sehr junger Mensch, dem Anscheine nach fast noch ein Knabe, neben Konrad. Dieser hörte eben auf das Lied: „In allen guten Stunden,“ das, rein gesungen, nie seinen Eindruck verfehlt, als der junge Mensch sich setzte; als aber das Lied aus war, wendete er sich begrüßend zu ihm, und — o Himmel! die Augen der Falkenträgerin leuchteten ihm entgegen! Seine Verwirrung war so groß, daß sie unmöglich dem jungen Menschen entgehen und dieser ein kleines Lächeln nicht verbeißen konnte; Konrad wagte noch einen Blick, und ach! — die braunen Locken, das ganze Gesicht sah ihn an; nur ward es anstatt vom schlanken Mädchenhalse von einem braunen Knabenhalse getragen, bei dem in der Nähe schon der Anfang eines Adamsapfels sichtbar ward. Statt des violetten Mieders lag ein Sammtrock auf den kräftigen Formen des Jünglings; die Hand war nicht weiß und weich, sondern nervig und für ein Mädchen unverhältnißmäßig groß; kurz, der schönste Knabe der Welt saß neben ihm, aber die Falkenträgerin nicht, und doch war sie's. Er ermannte sich endlich und bot dem jungen Menschen Cotelettes an, die eben herumgereicht wurden; dieser fing an wie ein Ausgehungerter zu essen; Konrad seufzte. — Endlich kam S.; die erste Frage an ihn war: „Wer ist mein Nachbar?“ — „Kennen Sie ihn nicht wieder?“ erwiderte dieser; „es ist ja die schöne Falkenträgerin.“ Konrad war ganz niedergeschlagen. „Aber ein Mann!“ war Alles, was er erwidern konnte. „Alle Frauen wurden von jungen Männern dargestellt, auch die heilige Cäcilia und die Braut von Nürnberg.“ — „Wer hat dem Maler zu dem Falkenmädchen gesessen, das mein Vater gekauft hat?“ fragte Konrad resolut. — „Immer derselbe, Ihr schöner Nachbar; er hat das schönste Mädchengesicht, das man sich denken kann.“ — „O wie recht hatte Anna!“ sagte Konrad zu sich selbst; „es ist in der That etwas in seinem Blicke, was bei einer Jungfrau frech heißen würde; — nein, es ist kein Mädchen, was mich bezaubert hat, es war eine Hexerei!“

Von dem Augenblick an nahm er fröhlichen Theil an dem Feste und würdigte die launige Anrede des alten Schadow's an seine freundlichen Gastgeber, in welcher er dem Feste seine gute, sich mit seiner Bescheidenheit vertragende Bedeutung gab, es nämlich als einen sinnvollen, anmuthigen Scherz ansah, in den er mit heiterer Laune einging.

Es war spät in der Nacht, als Konrad nach Hause kam; er erfuhr, daß um zwei Uhr eine Schnellpost nach Köln abging. Rasch entschlossen nahm er einen Platz darauf und von dort auf dem oberrheinischen Dampfschiffe, so daß er wenige Tage nach seiner Abreise schon wieder zu Hause war. Unterwegs mag sich allerhand in ihm zugetragen haben; durch die kurze Phantasmagorie, die eine wahnsinnige Liebe in ihm gespielt hatte, ward es ihm klar, daß Liebe dennoch das höchste Lebensglück ist, daß es reizend ist, ein Weib zu lieben, das uns mit Leib und Seele angehört. Durch eine seltsame Ideenverbindung fiel ihm Annas süßer, himmelblauer Blick ein, ihre Güte, ihre Nettigkeit und Ordnungsliebe, die Wünsche seiner Eltern und ihre Neigung zu ihm, die er bis jetzt nie hatte bemerken wollen. Er dachte plötzlich an ihren Besuch in seinem Zimmer, und zu seiner eigenen Ueberraschung wußte er auf einmal von jeder ihrer Bewegungen während desselben Rechenschaft zu geben. Diese Erinnerung schlich sich in sein Herz, und es war verändert, als er sich der Heimath nahte. Er ging die zwei Stunden vom Rheine an zu Fuß, denn es war ein lieblicher Weg durch Hügel mit Weinreben, die eben geblüht hatten und die schönste Hoffnung für das Jahr gaben.

Vor der Stadt sah er den Herrn Schulrath und die Frau Schulräthin mit seinem Vater und seiner Mutter spazieren fahren, aber Anna war nicht dabei. Diese Entdeckung beschleunigte seine Schritte, er eilte vor ihnen, unbemerkt nach Hause; in seinem Garten fand er leicht eine Stelle des Zauns, die sich überspringen ließ, er ging durch einen zweiten Garten und war plötzlich vor Annas Sommerhause. — Sie hatte ein rothes Tuch à la Panchon um den Kopf gebunden, den sie mit ihrer Hand stützte, denn eine heftige Migraine hatte sie am Ausfahren gehindert; auch war sie gerne zu Zeiten allein, wenn sie, wie jezt, etwas zu beweinen hatte. Als sie Konrad sah, schrie sie auf; er aber stand vor ihr, öffnete seine Arme — und sie sank an sein Herz. Dies geschah den dritten Tag, nachdem des alten Schadow's Fest in Düsseldorf gefeiert ward.

Algier im Mai 1837.

(Fortsetzung.)

Der Kirchhof Père Lachaise bei Paris mit all seinen reichen Marmorgräbern und kunstvoll gepflanzten Cypressen steht an pittoresker Schönheit unendlich hinter dem Kirchhofe Algiers. Es wird dem Besucher gar wehmüthig um's Herz, wenn er die Namen dieser Todten liest. Die meisten waren junge Männer, die in der vollen Kraft des Lebens dem finstersten Räthsel der Natur erlagen. Viele kühne junge Krieger, Freiwillige aus Frankreichs edelsten Familien, die der Waffensturm im wilden Afrika aus der fröhlichen Heimath rief, weil die tapfere Seele nach Ruhm und Thaten lechzte, endigten in dem Beduinenlande oft wenige Wochen nach ihrer Ankunft an Fieber und Epidemien ein Daseyn voll Hoffnungen und häufig ohne Ruhm. Ich erwähne hier eines ganz neuerlichen Todesfalls, welcher vor wenigen Wochen viel Aufsehen machte. d'Arsonville, ein ehemaliger Offizier der Leibgarde Karls X., einer von jenen edlen Legitimisten, die auch der Gegner achtet, ließ sich in Algier nieder, nachdem er wegen seiner politischen Meinungen mannichfache Vexationen von Seiten der gegenwärtigen Regierung erfahren hatte. Er entschloß sich zu diesem Schritte erst, als er in Frankreich alle Hoffnung einer Restauration der vertriebenen Königsfamilie verschwinden sah. d'Arsonville, ein sehr reicher Mann, kaufte hier das schöne Landgut „Ferme-modèle," von den Arabern „Hausch-Hussan Pascha" genannt, welches drei Stunden von Algier am Eingange der Ebene von Metidschah gelegen ist. Sein einziger siebzehnjähriger Sohn von seltener körperlicher Schönheit fesselte die unbegrenzte Liebe des edlen Mannes. Der Sohn starb gegen Ende Aprils an einem Fieber, das ihn seit wenigen Tagen befallen, und dem Vater brach sein Tod das Herz. Er erklärte mit männlicher Fassung und Ruhe, fast ohne Thränen, er wolle seinem Sohne folgen, legte sich zu Bette, und der Gram tödtete ihn wirklich zwei Tage nach seines Sohnes Verscheiden. d'Arsonville war einer der verständigsten, uneigennützigsten Kolonisten, der sein ungeheures Vermögen ganz der ungewissen Zukunft dieses Landes weihen wollte. Dieser wahrhaft erschütternde Todesfall erregte ein Mitgefühl, wie man es selten findet.

Doch nun genug von Grab und Tod. In diesem Lande folgen sich die Thränen und das Lachen so rasch, daß keine Erinnerung lange wurzelt, mag sie düster oder fröhlich seyn. Dem Leichenbegängnisse d'Arsonvilles folgte das Philippsfest. Dieser lustige Tag des ersten Mai machte alle Todten vergessen. Ich konnte leider nur den Schluß dieses hier so phantastisch, so originell gefeierten Festes sehen, denn ich war kurz zuvor mit der Armee in Belida und machte, um nur den Tag nicht ganz zu

versäumen, gegen Abend aus dem Lager Duera einen Spazierritt nach der Stadt. Der Gouverneur war mit seinem Generalstabe am ersten Mai in Coleah. Es fehlten somit alle hohen Militärbeamten, und der angekündigte Festball im Pallaste des General Damremont konnte nicht stattfinden. Wenn gleich der Glanz des Königsfestes durch die Abwesenheit des Gouverneurs sehr geschmälert wurde, denn auch das Pferderennen unterblieb, so verging der Tag doch nicht ohne mannichfache ergötzliche Unterhaltung. Nach dem Gottesdienste in der Kirche, den Moscheen und Synagogen, versammelte sich fast die ganze Bevölkerung, Mauren wie Europäer, auf dem großen Platze vor dem ehemaligen Deypallaste. Auch sehr viele Araber waren aus der Landschaft als Zuschauer herbeigeströmt. Das Ringstechen der afrikanischen Miliz, die Wettfahrt der Gondoliers im Hafen, das Klettern, und vor allem die verschiedenen Nationaltänze in Begleitung ihrer eigenthümlichen Musik begannen dort. Leztere bildeten die interessanteste Episode des Festes. Die Mauren, Biskaris, Araber und Neger traten nach einander in ihren festlichsten Trachten auf, bildeten einen großen Ring mit einer lärmenden Musik von Tamburinen, maurischen Trommeln und eisernen Klappern in der Mitte, und tanzten nun mit wilden, grotesken Gesten. Das Schauspiel war für den Europäer überraschend und neu. Da ich schon früher in diesen Blättern das Philippsfest während meines Aufenthalts in Algier im Jahre 1835 geschildert habe, so unterlasse ich, Ihnen die weitern Details dieses immer in ähnlicher Weise sich wiederholenden Spektakels zu erzählen. Das große militärische Kunstfeuerwerk, welches die Festlichkeit endigte, war das schönste dieser Art, welches ich je gesehen. Die französischen Artilleristen verstehen sich meisterhaft auf solche Dinge, und das Pulver wird bei dergleichen Gelegenheiten nicht gespart. Vor allem magisch wirkten die griechischen Feuer, welche plötzlich weit umher die Nacht durch ihre Purpursonnen verscheuchten. Das ungeheure amphitheatralische Algier, seine Palmen und die zahllosen pittoresken Zuschauergruppen von Afrikanern und Europäern, welche auf den Terrassen eines hohen Hügels sich gelagert hatten, standen in diesen Zauberflammen Minutenlang verklärt.

Das Theater gab am Königsfeste die erste Vorstellung von Robert dem Teufel. Robert der Teufel, in Afrika aufgeführt! Das reizte meine Neugierde nicht wenig. Meyerbeers Meisterwerk machte jedoch im Beduinenlande kein Glück. Es wurde ausgepfiffen, nicht die Oper selbst, aber ihre Darstellung, die auch unter aller Kritik war. Das Theater in Algier existirt seit vier Jahren. Es ist eine ehemalige Moschee, deren Bestimmung zu einem solchen Zweck auf die Mahomedaner den übelsten Eindruck machte. Indessen kann der Franzose ohne Theater kaum leben; man findet sogar in Budschia eines, wo nur ein Bataillon sich befindet. Die Algierer Akteurs bilden eine kleine Truppe, in welcher zwei sehr niedliche Schauspielerinnen glänzen. Vaudevilles und kleine Lustspiele werden nicht übel gegeben, aber Tragödien von Alexander Dumas und Opern von Rossini auf diesem Duodeztheater spielen zu sehen, ist gar zu lächerlich. Die Aufführung von Meyerbeers Robert war eine Verwegenheit, welche das Auspfeifen mit vollem Rechte verdiente, so sehr ich auch die gar liebliche, reizende Braut des teuflischen Herzogs der Normandie bemitleidete, deren schöne Augen Gnade für das verpfuschte Stück erflehten. Aber es gibt nichts Tyrannischeres und Eigensinnigeres in der Welt, als ein französisches Parterre. Die flehenden Blicke der schönen Sängerin hätten eher den Marmor erweichen können. Das kleinste Vergehen des Direktors oder eines der Bühnenhelden wird durch Pfeifen und Gepolter schrecklich gerächt. Der Schauspieler ißt überall ein bitteres Brod; aber in dem ärmlichsten Landstädtchen Europa's ist er noch glücklicher als hier. Ich würde keinem Schauspieler rathen, nach den Lorbeeren des Beduinenlandes lüstern zu werden, wenn er nicht schon in Europa gründlich ausgepfiffen worden ist.

(Der Beschluß folgt.)

Nachtlied.

Ich bin ein Kind und freue mich
Wie in der Christtagsnacht,
Denn über mir eröffnet sich
Des Himmels ganze Pracht.

Der ganze weite, blaue Raum
Ist meines Vaters Haus,
Da breitet sich der Christnachtsbaum
Mit tausend Lichtern aus.

Die Engel zünden selbst sie an,
Nachdem sie mit Gesang
Und Hallelujah kund gethan
Des Heilands Erdengang.

Wohl leuchtet keinem ird'schen Herrn
Bei der Geburt man gleich:
Dem Heiland leuchtet Stern an Stern
In seinem ganzen Reich.

Ich bin ein Kind und freue mich
Wie in der Christtagsnacht,
Denn über mir eröffnet sich
Des Himmels ganze Pracht.

Nic. Müller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Juli.

Cholera. Kunstleistungen.

Die allgemeine Aufmerksamkeit ist wieder auf die Cholera gerichtet. Aber seltsam, der entsetzlichen Verheerungen ungeachtet, wovon jede neapolitanische Post die traurige Nachricht bringt — Verheerungen, im Vergleich mit denen ihr bisheriges Auftreten in Italien, etwa mit Ausnahme Brescia's, Kinderspiel genannt werden kann — scheint die Besorgniß bei Weitem nicht so groß zu seyn, als sie im vergangenen Winter war. Hat man sich allmählich an die drohende Attitüde des Uebels gewöhnt, ist man nachgerade müde geworden, sich deßhalb zu quälen, tritt der Fatalismus im Volkscharakter stärker hervor, oder glaubt man immer noch, die heilige Stadt werde von dieser neuen Gottesgeißel verschont bleiben: wie dem auch seyn mag, so viel wir wissen, sind neuerdings keine Anstalten in Rom selbst getroffen worden, und es ist bei den frühern, ganz unzureichenden Vorbereitungen geblieben. Denkt man aber nach über die Lage der Dinge, so kann man sich nicht verhehlen, daß jetzt, wo die Ernte im Gange und die Campagna mit Fiebern schwanger, wo die Hitze in Rom auf 28 Grad gestiegen, die Luft unbeweglich und drückend ist, wo die Spitäler bald mit Kranken, Einheimischen wie Fremden, gefüllt seyn werden, Elend und Verlegenheit gleich groß seyn würden. Doch es liegt nicht im Charakter der Römer und ihrer Regierung, viel in die Zukunft zu schauen und vorzubauen, wo noch einigermaßen zu helfen ist, selbst dann nicht, wenn die Selbsterhaltung ihre Rechte geltend macht. Der Getreidenoth hätte auf die leichteste Weise vorgebeugt werden können, wenn man bei Zeiten darauf geachtet hätte; endlich, als man's that, war nur eine kostspielige, unzulängliche und bei allem dem zu spät kommende Abhülfe möglich, und selbst als man glaubte, nun sey's besser, starben Menschen Hungers in der Campagna, und aus Gebirgsorten, die 20 bis 30 Miglien entfernt liegen, mußte man nach Rom gehen, um Brod zu kaufen. Noch verläßt man sich auf den neuerdings verstärkten Grenzcordon; aber dicht am Cordon sollen verdächtige Fälle vorgekommen seyn, und im überfüllten Lazareth von Livorno starben geflüchtete Neapolitaner.

Die Stadt kann kaum öder seyn, als sie im gegenwärtigen Augenblick ist. Kein Fremder ist geblieben; in Albano und Frascati hingegen ist kaum mehr eine Wohnung zu finden. Das Petersfest, mit seiner Kuppelbeleuchtung, seiner Pontificale und Girandola, zog die letzten Besucher an; nun bleibt Jeder draußen, den keine Pflichten zurückhalten, bis die Septemberregen den Boden erfrischt und die Luft abgekühlt haben werden. Auch die Zahl der fremden Künstler hat sich vermindert: der Eine hat eine weitere Fahrt unternommen, der Andere ist in's Gebirge gezogen, um neue Studien zu sammeln. Von den Bildhauern ist dieser und jener nach Carrara; die meisten aber haben den Meißel zur Hand genommen und führen jetzt diejenigen Werke in Marmor aus, deren Modelle während des Winters entstanden. Tenerani's Pietas, wovon bereits die Rede war, ist unter den Händen der Abbozzatori; mit Wolffs Amazonengruppe wird nächstens dasselbe geschehen. Letzterer hat kürzlich eine Büste Niebuhrs geliefert, welche sein schönes Talent im Fache des Porträts von Neuem in ein helles Licht stellt. Eine Federzeichnung Schnorrs (dieselbe, welche von Ruscheweih gestochen wurde) und die sehr unvollkommene Todtenmaske waren die Hülfsmittel, denen die Erinnerung nachhalf, um vereint ein Werk zu schaffen, in welchem die Züge und der Ausdruck der Physiognomie des großen Geschichtschreibers mit großer Wahrheit und lebendiger Charakteristik aufgefaßt und wiedergegeben sind. Je mehr Klippen ein solches Unternehmen hat, um so freudiger muß man das Verdienst des Künstlers bei dieser sehr glücklichen Arbeit anerkennen.

Im Palazzo di Venezia fand, nach dem Muster von Frankreich, Toskana und Neapel, eine Ausstellung von Werken der hier lebenden Künstler aus den Provinzen der österreichischen Monarchie statt, was seit drei Jahren nicht der Fall gewesen. Eine solche Zusammenstellung hat immer etwas Interessantes, weil sie mehr oder weniger das Erkennen der Richtung im Allgemeinen und des vorherrschenden Charakters möglich macht und erleichtert. Im gegenwärtigen Falle tritt freilich der Umstand ein, daß die größte nationale Verschiedenheit der einzelnen Theile stattfindet, die sich auch in den Leistungen selbst sehr bemerklich machte. Die Landschaften Marko's, eines Ungarn, sind besonderer Beachtung würdig, sowohl ihrer eigenthümlichen Auffassung der Natur, als ihrer Ausführung wegen. Marko ist ein Detailmaler: jedes vermodernde Stück Holz, jedes auf dem Boden wuchernde Blatt macht bei ihm seine Rechte geltend. Die Figuren sind wie in den sorgfältigsten niederländischen Genrebildern. Er muß gründliche und sorgfältige Studien gemacht haben. Ueber dem Einzelnen geht indeß die Gesammtwirkung nicht verloren. Ein paar seiner Bilder haben historischen Charakter; in einzelnen Theilen ist vielleicht etwas Conventionelles, was sich auch vom Colorit sagen läßt; aber das Ganze greift vortrefflich ineinander. Wir finden eine Campagnen-Vedute. Ganz vorne liegt ein dicker, halb abgeschälter Baumstamm, um und an welchem Gras, Moos, Kräuter und Blumen wachsen; auf einem Hügel zur Rechten sieht man eine Heerde, links auf einer sanft steigenden grünen Erhöhung eine Baumgruppe und drei Bäuerinnen, welche Kräuter gesammelt haben; die ältere hat sich ausgeruht und steht wieder auf mit Hülfe einer ihrer Gefährtinnen; sie scheinen sich zur Heimkehr anzuschicken. Im Mittelgrunde blickt man in eine Schlucht hinein, wie die römische Campagna deren so viele und so malerische hat; ein dünner Wasserstreifen schlängelt sich durch dieselbe, und an ihrem Ausgange liegt ein kastellartiges Gebäude, die sogenannte Casa di Pussino. Die blauen Höhen des Monte Gennaro mit den Oertchen auf den vordern Sabiner Hügeln, die schroff und abgeschnitten emporsteigen aus der Ebene, schließen die Aussicht. Ein anderes Bild im strengern historischen Styl stellt den Heiland mit der Samariterin dar. Im Vordergrunde reden sie am Brunnen; die drei Jünger nahen von dem hinten liegenden Orte, links sieht man, zu demselben gehörend, den Porticus eines Tempels. In größern Dimensionen ist eine Gebirgsgegend im Sturme, mit der Aussicht auf einen See. Rechts, wo die schwarzen, vom Winde gepeitschten Wolken sich entladen, führt ein steiniger Weg den Hügel hinan, vorne eilen, vom Gestade kommend, zwei Frauen, ein Obdach zu suchen, das ihnen eine Grotte unter Bäumen zu bieten scheint; hinten Berg mit Kastellen, und Campagna, von der untergehenden Sonne röthlich beleuchtet.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 79.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 186.

Morgenblatt
für
gebildete Leser.

Sonnabend, den 5. August 1837.

Au weh! ich bin in tausend, tausend Schmerzen
Und tausend noch! Die Seufzer sind umsunst
Heraufgeholt; kein Anschlag, List, noch Kunst
Verfängt bei ihr. Wie wann im kühlen Merzen
Der Schnee zergeht durch Kraft der Himmelskerzen
Und nezt das Feld, so feuchtet meine Brunst
Der Zähren Bach. —

Martin Opiz.

Episoden aus Bojardos verliebtem Roland. *

Proben einer Uebersezung von Gottlob Regis.

Prasild und Tisbina.

Novelle.

(1 Buch XII. Ges.)

Ein Ritter, der Jrold hieß, war verbunden
Mit einer Dam', Tisbina zubenannt,
Die für den Mann so heiße Lieb' empfunden,
Als nur Yseult für Tristan je empfand.
Auch liebt' er sie so, daß zu allen Stunden
Vom Abend bis zum Morgen unverwandt,
Und von des Tages Grau'n zum Sternenscheine
Er sie im Sinn nur hegt', und sie alleine.

In ihrer Nachbarschaft wohnt' ein Baron,
Der Edelste in Babylon gepriesen;
Und dieser Ruhm gebührt' ihm zweifelsohn',
Da er so brav als artig sich erwiesen.
An Schätzen reich, behielt er nichts davon,
Freigebig ließ er's Jeden mitgenießen;
Bei Festen hold, im Waffenspiel verwegen,
Ein zierlicher Galan und kühner Degen.

Prasild hieß der Baron. Nun wurde der
In einen Garten eines Tags geladen,
Worin Tisbina mit noch Andern mehr
Ein seltsam fremdes Spiel und Kurzweil hatten.
Dies Spiel war so bestellt, daß ihr ein Herr
Den Kopf legt' in den Schooß, und mußte rathen,
Indem die Hand er hielt auf seinen Rücken,
Wer in die Hand ihm schlug, ohn' umzublicken.

Prasild sah ihnen zu mit frohem Muth;
Tisbina lud ihn ein, doch mitzuschlagen:
Bald kam an jenen Platz er, kurz und gut,
Weil man sogleich errieth, daß er geschlagen.
Im Schooß ihr liegend, spürt' er solche Gluth,
Wie nie zuvor in seinen Lebenstagen:
Nur fehlzurathen war all sein Bemühn,
Weil von dort aufzustehn, ihm furchtbar schien.

Nachdem nun Spiel und Fest schon lang zu Ende,
Schlief doch die Flamm' in seiner Brust nicht ein,
Die ihn vielmehr den ganzen Tag lang brennte,
Und Nachts ergriff mit noch weit schärf'rer Pein.

* Wir erinnern daran, daß des Grafen Matteo Maria Bojardo verliebter Roland (1486) der Vorläufer war von Ariost's rasendem Roland (1516).

Ob er sich hier, ob er sich dorthin wende,
Nährt' er sie nur in tausend Phantaseyn;
Auch nicht mehr schlummern konnt' er, ihm erblassen
Die Wangen gar, er weiß sich nicht zu lassen.

Weit härter dünkt ihm nun sein Federpfühl,
Als nimmermehr lebend'ge Felsen däuchten.
Der Sorgen überschwellendes Gewühl,
Die aus der Brust ihm alles Andre scheuchten,
Trieb ihn zu seufzen Tag und Nacht, so schwühl,
So siedend heiß, daß Wort' es nie erreichten;
Weil man mit Worten nimmer ja die Liebe
Dem, der sie selbst nicht fühlt und kennt, beschriebe.

Die flinken Renner sammt den kühnen Hunden,
Woran er sonst so viel Gefallen fand,
Sind ihm nun völlig aus dem Sinn entschwunden:
Anmuthiger Gesellschaft zugewandt,
Gibt er viel Feste jezt und Tafelrunden,
Verfertigt Lieder, singt und spielt galant,
Uebt sich im Lanzenrennen und Turnier
Auf hohem Roß, in reicher Waffen Zier.

Und war er sonst gar freundlich schon gewesen,
Ward er es nun wohl hundertmal soviel:
Denn immerdar wächst da der Tugend Wesen,
Wo Liebe noch den Mann dazu befiel;
Auch hab' ich nie erfahren noch gelesen,
Daß Liebe je erstickt ein gut Gefühl.
Prasild jedoch, als er verliebt sich fühlte,
Ward gütiger als man für möglich hielte.

Ein Weib wählt' er zur Botin, die, nicht blöde,
Da sie Tisbinen's Umgang längst genoß,
Im Ohr ihr liegen mußte früh und späte,
Und die so leicht kein Widerspruch verdroß.
Doch half es wenig ihm, da jene Spröde
Sich allem Mitleid, allem Flehn verschloß:
Denn immer hat man noch als wahr erfunden,
Daß Sprödigkeit und Schönheit eng verbunden.

Wie oft sprach sie zu ihr: o schöne Maid,
Nimm deines Glückes Stündlein doch nur wahr,
Da dir ein solcher Herr sein Herze beut,
So hold wie keiner in der Engel Schaar!
Vielleicht noch sehnst du dich nach dieser Zeit,
Denn ewig nicht währt uns das gute Jahr:
Genuß der Freuden, weil sie blühn und sprossen!
Denn das hat man gewiß, was man genossen.

Dies Alter der so frohen Jugend mag
Man nur verthun in lauter Lust und Wonnen,
Weil es uns doch in einem Hui hernach
Zerschmilzt wie weißer Schnee am Strahl der Sonnen.
Wie rother Röslein Farb' an Einem Tag
Dahin stirbt, so gewonnen, so zerronnen,
Flieht auch die Jugend, wie ein Blitz, ein Traum,
Und Niemand hält sie; denn wo wär' der Zaum?

So drang sie in Tisbinen oft mit diesen
Und manchen andern Reden stürmisch ein.
Doch, wie das frische Veilchen auf den Wiesen
Bei kalter Luft verliert den Farbenschein,
Wie Eiskrystalle in der Sonne fließen,
So ging der edle Ritter sichtlich ein;
Und so weit schon trieb ihn der schwere Kummer,
Daß er nur Ruh noch hofft' im Todesschlummer.

Kein Fest, wie sonst, mehr gibt der Lebenssatte,
Denn alle Lust haßt er, haßt selber sich:
Bleich, hager war er worden wie ein Schatte,
Daß er kaum noch dem vorigen Manne glich.
Die einzige Erholung, die er hatte,
War, daß er öfters aus der Stadt sich schlich
Und einsam pflegt' in ein Gehölz zu gehen,
Dem er laut klagte seine Liebeswehen.

Nun kam Irold einst, als der Morgen graute,
In jenen Wald, weil ihn zu jagen freut';
Tisbinen auch hatt' er bei sich, die Traute,
Und so lustwandelnd hörten Allebeid'
Ein Wehgestöhn und bange Klagelaute:
So zärtlich weinte dort Prasild sein Leid,
So sanfte Trauerworte ließ er hören,
Daß Stein' aus Mitleid wohl zersprungen wären.

Hört mich, ihr Wälder und du Blumenflor!
Sprach er; da jene Harte taub mir worden,
Leiht meinem Mißgeschick ein gütig Ohr!
Du Sonne, die jezt küßt des Tages Pforten,
Du scheidend Mondenlicht und Sternenchor,
Nur einmal horcht noch meinen Schmerzensworten,
Weil ich in diesem lezten Angstgestöhne
Mit bitterm Tod die lange Qual versöhne.

So werd' ich dieser Stolzen doch genügen,
Da ihr mein Leben einmal so mißfällt,
Zu deren mild erbarmungsreichen Zügen
Natur ein unerbittlich Herz gesellt!
Todt ihren Knecht zu sehn, macht ihr Vergnügen,
Und tödten will ich mich, weil ihr's gefällt,
Und mich nichts anders mehr erfreuen könnte,
Als wenn vor ihrem Aug' ich Beifall fände.

Doch bleib', um Gott, verborgen die Geschichte
Von meinem Tod in dieser Einsamkeit!
Nie hab' ich öffentlich am Tageslichte
Mich drum beklagt; zu bang wär' dies mein Leid.

Wohl zieh' man sie, so gütig von Gesichte,
Noch vor den Menschen arger Grausamkeit.
Und ich lieb' auch die Grausame; vertrieben,
Verschmäht, will ich noch nach dem Tod sie lieben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Algier im Mai 1837.

(Beschluß.)

Der große Festball, welchen General Damremont für den Philippstag versprochen hatte, fand, wie schon gesagt, nicht statt. Zwölfhundert Personen sollten dazu eingeladen und aller orientalische Luxus und europäische Geschmack dabei entfaltet werden. Die Kosten waren auf 20,000 Franken berechnet. Daher war es für die Kasse des Gouverneurs ein wahrer Gewinn, daß Abdel-Kaders Reiter gerade auf den Vorposten spukten und ihm einen trefflichen Vorwand gaben, seinen Ball auf den ersten Mai 1838 zu verschieben, wenn der Herr Graf da anders noch in Algier seyn sollte. Inzwischen muß man zu dessen Ehre gestehen, daß er nicht wie Marschall Clauzel seinen Gehalt von 100,000 Franken einstreicht, und durch kleine Bälle, Abendcirkel und Gastmähler dem gesellschaftlichen Leben Algiers einige Bewegung zu geben sucht. In der Regel ist einmal jede Woche Abendgesellschaft, öfters auch ein kleiner Ball im Gouvernementshotel. Dieses wunderschöne maurische Gebäude befindet sich in einer der engsten, finstersten Straßen Algiers, und sein Aeußeres macht eine traurige Figur, wogegen die überaus reiche, geschmackvolle innere Ausstattung die Bewunderung aller Fremden erregt. Nur die Mairie kommt dem Hotel des Gouverneurs an Schönheit, nicht aber an Größe gleich. Der maurische Styl hat etwas höchst Freundliches und Gefälliges, und es ist wirklich Schade, daß man bei den neuen Bauten jene dem Klima dieses Landes so angemessene Bauart völlig verlassen hat. Der innere Hof liegt über dem Erdgeschoß, und in der Regel erheben sich über ihm noch zwei Stockwerke. Galerien, von weißen Marmorsäulen gestützt, gewähren am Tage die angenehmste Kühle, da ihre Bauart den Einfall des Sonnenlichtes abhält. Die Wände dieser Galerien bedeckt im Gouvernementsgebäude eine Art von blauem schimmernden Porzellan. Auf der Terrasse des Hauses ergehen sich die Bewohner in der Abendkühle und im Mondglanze der Nacht. Im innern Hofe wird getanzt, die Galerien sind mit Spieltischen, mit plaudernden Gruppen und Kaffee oder Limonade trinkenden Gästen bedeckt. Bei dem Schimmer der Kronleuchter von oben bietet dieser belebte Galerienhof das interessanteste Schauspiel. Einige Hundert der ersten Offiziere in den knappen Uniformen Europas, vornehme Mauren und Kuroglis, unter welchen bekannte Intriguanten, wie Ben-Omar, Budderbah, Ben-Mustapha Pascha sich auszeichnen, arabische Scheikhs im wallenden Bernuß, mit dem Yathaghan an der Seite, Offiziere der Spahis im türkischen Costüme, endlich etwa fünfzig bis sechzig schlichte europäische Civilkleider sind die verschiedenen Bestandtheile dieser Abendgesellschaften. Selten sind mehr als etwa dreißig Damen anwesend. Wie schwer es da wird, eine Tänzerin zu bekommen, kann man sich vorstellen. Eingeborene Damen besuchen diese soirées dansantes niemals, und es sind wohl noch ein paar hundert Jahre fortschreitender Civilisation nöthig, bis der Maure seiner Frau eine Galoppade mit einem eleganten Offizier erlaubt. Bei diesem so höchst fühlbaren Mangel an Damen wendet sich fast die ganze Aufmerksamkeit der Gäste den Spieltischen zu. Auch die Eingebornen zeigen dafür großes Interesse. Die Rolle des Generals Damremont bei seinen Soirée's beschränkt sich fast ganz allein auf die Begrüßung der Ankommenden, mit denen er immer einige verbindliche Worte wechselt. Der General hat eine höchst stattliche, korpulente und martialische Figur, seine Gesichtszüge aber sind ziemlich gemein. Madame Damremont contrastirt gegen ihren stattlichen Gemahl durch ihre große Magerkeit; sie ist eine freundliche, liebenswürdige Dame, ohne im Geringsten schön zu seyn. Man sagt hier allgemein, sie gebe sich sehr viel mit Politik ab, und ihre Meinung soll auf die Angelegenheiten unserer Colonie großen Einfluß haben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Juli.

(Beschluß.)

Ausstellung österreichischer Künstler. Torlonia's Villa.

Von Koch finden wir Mehreres in seinem bekannten Styl: Apoll unter den Hirten, Bileams Eselin, das Thal bei Grottaferrata, Santo Stefano Rotondo mit erdichteter Umgebung: die Auffassung poetisch, Composition und Linien schön, technische Ausführung und Farbe weniger gelungen, was auch den vorgerückten Jahren dieses wackern Künstlers zuzuschreiben seyn mag. — Marinoni aus Bergamo hatte zwei Landschaften geliefert, italienische Gebirgsgegenden mit Wasser, hohen Bäumen und Felspartien, durch kräftige, gewandte Behandlung und ein warmes Colorit sich vortheilhaft auszeichnend. — Von Flay, einem Tyroler, war eine sehr anmuthige Composition vorhanden: die Mutter Jesu, welche, nachdem ihr göttlicher Sohn in's Grab gelegt worden, von Johannes geleitet und von der jammernden Magdalena gefolgt, in ihre Wohnung zurückkehrt. Ein inniges Gefühl

spricht aus diesem Bilde, eine gewisse Ruhe ist darüber hingegossen; die Zeichnung ist strenge und erinnert etwas an mittelalterliche Formen. Eine in etwas größere Freiheit in den Bewegungen würde vielleicht vortheilhaft gewesen seyn. — Paoletti aus Belluno lieferte die Scene des Schiffbruchs auf dem Comer See aus Grossi's Roman: Marco Visconti; Hellich aus Prag einige von Talent zeugende Zeichnungen; Tunner aus Steiermark eine gute Copie von Raphaels Krönung der Jungfrau aus Perugia. Von den übrigen Arbeiten ist nicht viel zu sagen; bei manchen ist's am besten, sie ganz mit Stillschweigen zu übergehen.

Es wäre wohl an der Zeit, die neu-italienische Kunst einmal der neu-deutschen gegenüberzustellen. Hoffentlich findet sich nächstens Gelegenheit dazu. So wenig ich mit der Richtung, welche Camuccini und Benvenuti, fremder Anregung folgend und alles Nationale abstreifend, eingeschlagen und mit immer geringerem Glücke und immer mehr überhandnehmender Manier bis auf den heutigen Tag standhaft verfolgt haben, einverstanden seyn kann, eben so wenig mag ich einigen jüngern italienischen Malern Talent und Geschick, dieses selbst in einem höhern Grade, absprechen. Woran es aber beinahe durchgehends fehlt, ist Ernst der Gesinnung, und damit ist's freilich eine schlimme Sache. In der neuen Villa des Bankiers Torlonia, vor Porta Pia, sieht man viele Proben römischer Freskomalerei unserer Tage. Bei weitem das Beste darunter ist der Cyclus aus dem Leben Alexanders des Großen, von Coghetti, einem Lombarden, und die Thaten des Bacchus, von Podesti aus Ancona. Sie sind leicht ausgeführt, graziös und lebendig, voll Heiterkeit und Farbenreiz. Die erstern dürften wohl die bedeutendsten seyn. Unter den übrigen Darstellungen (alle Zimmer sind gemalt) sind einige, an denen man getrost mit geschlossenen Augen vorübergehen kann. Die ganze Villa ist eine seltsame Mißgeburt. Aufwand des kostbarsten Materials, der feinsten Marmorgattungen, antiker Mosaiken, Broncen, reicher Vergoldungen, geht hier Hand in Hand mit dem gröbsten Ungeschmack in Architektur und Anordnung. Während sonst in Italien, dem Clima zu lieb, Alles groß und geräumig ist, die Gemächer hoch und luftig, mit freien Corridors und Terrassen, ist hier ein wahrer Pygmäenpallast aufgebaut worden, ein Kämmerchen neben dem andern, schwerfällig und erdrückend. Selbst das, was wirklich schön ist von Malereien und Verzierungen, verfehlt seine Wirkung in diesen verzwergten Räumen, wo man in den wenigsten Fällen einen günstigen Standpunkt zu dessen Betrachtung gewinnen kann. So fällt nichts in's Auge, als schlechter Geschmack und prahlende Verschwendung, und es sieht aus, als habe ein reicher Mann der Kunst einen Possen spielen wollen. Weil der Besitzer Alexander heißt, ist nicht nur ein Zimmer mit den schon genannten Fresken aus dem Leben des Macedoniers geschmückt, sondern auch auf der Wand eines Nebengebäudes der Thorwaldsensche Triumphzug als Fries gemalt. Der Pferdestall ist im Innern gothisch verziert; wahrscheinlich der erste Versuch dieser Art, nicht bloß in Italien, wo die meisten Architekten sich gegen diese Ketzerei des barbarischen Mittelalters eng verbrüdert haben. Vielleicht ist's aber auch nur eine Malice von Seiten eines dieser angeblich klassischen Eiferer, welche die nordischen Formen in den Stall verwies. Ein offenes Amphitheater kann eine ziemliche Zahl von Zuschauern fassen. Der Platz vor dem Hause gewährt einen Blick auf die reizenden Sabinerberge: hier tröstet und erquickt sich reichlich das Auge. Zu gleicher Zeit mit dieser Villa, welche große Summen Geldes kosten muß, läßt Don Alex. Torlonia seinen Pallast in Rom auf's Glänzenste ausbauen, und scheint durch diese Proben, die er von seinem Reichthum gibt, die Meinung bewahrheiten zu wollen, welche sein auf dem Todbette liegender Vater von ihm und von dem Nervus rerum hegte. Dieser nämlich liebte Alexandern, den jüngsten Sohn, am meisten, weil er in ihm allein das Talent zu erkennen glaubte, das von ihm gesammelte Vermögen zusammenzuhalten und zu mehren, was dieser auch ungeachtet seines Aufwandes gethan haben soll, wobei ihm freilich päbstliche Anleihen und neapolitanische Pachtungen nicht wenig geholfen haben mögen. „Mein Sohn,“ sagte der Alte (welcher sich keineswegs besonders gewählter und feiner Ausdrücke zu bedienen pflegte), „mein Testament ist gemacht. Dein Bruder Marino erhält Bracciano und wird Herzog; für deinen Bruder Carlo habe ich eine Commende gestiftet. Du, Alessandro, wirst weder Herzog noch Malteserritter; aber du bekommst die Bank, und kannst dem Herzog wie dem Commendatore in's Gesicht spucken. Rt.

Räthsel.

Hat Schiller der Glocke gehuldigt
In schön abwechselnden Weisen,
So bin ich auch leicht entschuldigt,
Heut ihre Schwester zu preisen.

Zwar ist sie parteiischer freilich,
Und meist nur Männern gewogen,
Auch ihnen nicht immer gedeihlich,
Denn manchen hat sie betrogen,

Hat manchen verlockt in Gefahren
Mit ihrem rauschenden Tone,
Wie dies viel Mütter erfahren,
Nachweinend gemordetem Sohne.

Doch weiß sie mit edelem Grimme
Manch sicheren Schläfer zu schrecken,
Und ohne Metall in der Stimme
Die faulen Schäfer zu wecken.

Wohl haßt sie lange Betrachtung
Und heißt die Prediger schweigen,
Vermag doch Todesverachtung
In der Brust des Mannes zu zeugen;

Führt ihn in die furchtbaren Sitze,
Wo Bässe des Todes brummen,
Macht durch ihn gräßlicher Blitze
Weithallende Donner verstummen.

Und tief im Herzen gespüret
Hat wohl ein Mann auch die Töne,
Wenn sie, vom Leide gerühret,
Dumpf klagt um die todten Söhne.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 187.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 7. August 1837.



Non in alia re damnosior quam in aedificando.

Sueton:
in Nerone.

Versailles.

Dem halb vergessenen Pallaste, bei dessen Erbauung mehr als Ein Nagel am Sarge der alten Monarchie geschlagen wurde, hat sich neuerdings die Aufmerksamkeit wieder zugewendet. Wir bitten, das Folgende als eine Einleitung zu einem Aufsatze zu betrachten, in dem ein anderer Korrespondent das Museum Louis Philippe vorzüglich in historischer Hinsicht besprechen wird.

* * *

Die große Landstraße von Paris nach Versailles läuft Anfangs zwei Lieues weit längs dem rechten Ufer der Seine hin, über welche bei Sèvres eine solide steinerne Brücke führt. Sie ist zu beiden Seiten mit bis an den Gipfel behauenen Hainbuchen besezt. Die Aussicht auf die Höhen von Meudon und die Hügel bei Saint Cloud, mit prächtigen Landhäusern bedeckt, die Getreide- und Gemüsefelder, welche das Ufer des Flusses begleiten, gewähren eine angenehme Unterhaltung. Und welche Erinnerungen weckt diese kurze Strecke Wegs! Das siebzehnte Jahrhundert mit seinem große Könige, mit seinen großen Feldherrn und Dichtern; das achtzehnte Jahrhundert mit seinem gottlosen Regenten, mit seinen nivellirenden Philosophen, Skeptikern, Freigeistern, Calembourgs und Orgien sind diese Straße gezogen. Jezt sieht man sich vergebens nach allen diesen Herrlichkeiten und Erbärmlichkeiten um; die Bäume, welche das Alles mit angesehen haben, sind stumm, sie geben keine Antwort.

Das Städtchen Sèvres, gerade auf der Hälfte des Wegs gelegen, ist unbedeutend; seine Lage am Abhang eines Hügels und am Eingang eines Thalgrundes bietet indessen einen ganz pittoresken Anblick dar. Sehenswerth ist daselbst die königliche Porzellanfabrik, welche für eine der reichsten in Europa gilt. Interessant ist besonders der große Saal, welcher die Muster aller der Vasen, Teller, Service und Statuen enthält, die seit der Gründung dieser Anstalt daselbst verfertigt worden. Oberhalb Sèvres bemerkt man links von der Straße große Steinbrüche, welche zum Theil in weitläuftige Keller umgeschaffen sind, von denen der sogenannte „Königskeller“ der bekannteste und umfangreichste ist; seine Räume fassen über 15,000 Tonnen. Die Diligencen für Versailles, die sogenannten Gondoles, haben in Sèvres ein eigenes Bureau, wo man nach Belieben ein- und aussteigen kann. Wer daher in Sèvres seinen Ausflug nach Versailles unterbricht, um die Porzellanfabrik, den Park von Saint-Cloud oder die Terrasse von Belle-vue zu besuchen, findet immer wieder schnelle und wohlfeile Gelegenheit, seinen Weg nach Versailles fortzusetzen.

Versailles wurde erst im siebzehnten Jahrhundert in der Geschichte bekannt, als der Cardinal Richelieu König von Frankreich und Ludwig XIII. Scepter= und Kronenträger war. Ludwig XIII. war ein großer Freund vom edlen Waidwerk, wie es alle Könige sind, deren Minister regieren. Er kaufte daher im Jahr 1627 das Gütchen Versailles und ließ daselbst einen kleinen Pavillon für seine Jagdvereine erbauen. Es dauerte nicht lange, so ließ er sich dort ein ganzes Haus einrichten, da es sich nicht wohl schickte, daß er, spät Abends von seinen Parforcejagden heimkehrend, mit den Frachtfuhrleuten in einem und demselben Wirthshause schlief. Eine Windmühle und ein Wirthshaus waren der Anfang von Versailles. Das Haus, welches der König hinzufügte, bestand aus vier Pavillons, welche durch ein Hauptgebäude mit Arkaden und Galerien unter einander verbunden waren. Das Ganze muß eben nicht prächtig gewesen seyn; denn Bassompierre nennt es verächtlich „das winzige Schlößlein von Versailles," und Saint Simon bezeichnet es als „ein kleines Kartenhaus."

Im Jahr 1661 beschloß Ludwig XIV., des Aufenthalts im Schlosse von Saint Germain überdrüssig, seine Residenz nach Versailles zu verlegen. Der stete Anblick der Thürme von der Stiftskirche in Saint Denis, unter welcher sich die Gruft der Könige von Frankreich befindet, störte den launenhaften Ludwig XIV. und brachte ihn auf den Gedanken, nach Versailles zu ziehen. Wäre der große König ein Etymolog gewesen, so hätte er diesen Plan schwerlich zur Ausführung gebracht, denn der Name Versailles erinnert nicht weniger als die Thürme von Saint Denis an die Vergänglichkeit irdischer Dinge. Versailles kommt her aus dem Mönchslatein des Mittelalters: Versalia oder Versaliae hieß eine in der dortigen Gegend befindliche Kapelle wegen der Lockerheit des Bodens, dessen Flugsand jeder Windstoß aufwühlte und noch heutzutage aufwühlt. Der Name des Orts ist daher bezeichnend; das barbarische Latein bei Seite gesezt, bedeutet Versalia etwas Bewegliches, Unbeständiges. Die Erfahrung hat dargethan, daß man dem Dinge seinen rechten Namen gegeben und daß das Terrain keineswegs geeignet war, einen Königsthron lange zu tragen. Ludwig XIV. hatte daher sehr Unrecht, Versailles zu seinem neuen Aufenthaltsorte zu wählen. Aber in Paris seine Residenz aufschlagen, wollte er um keinen Preis; er haßte diese Stadt von Grund seines Herzens; er konnte es ihr nicht vergessen, daß er am heiligen Dreikönigsabend, während der Unruhen der Fronde, gezwungen war, aus ihr zu flüchten; die Menge der Einwohner, der Lärm einer unehrerbietigen Volksmasse ängstigten ihn, und dann war er stets bemüht, das Königthum in einer geheimnißvollen Entfernung zu halten, damit es, gleichwie das Allerheiligste, dem gemeinen Haufen unzugänglich bliebe. Ludwig XIV. besaß den Stolz eines Titanen und den Muth eines Thersites; er wäre gern mit den Beinen seines großen Feldherrn Condé in den Himmel geklettert, und wenn er gekonnt, hätte er den Olymp wie die Pfalz verheert. So viel in seiner Gewalt stand, spielte er bei seinen Lebzeiten einen kleinen Gott, indem er für sein Geld Dichter, Maler und Hofleute um sich versammelte, von welchen ihn die einen Phöbus nannten, die andern sein Haupt mit einer himmlischen Strahlenkrone umgaben und die lezten ihm unabläßig Weihrauch streuten. Leider hatte auch dieser Halbgott an seinem Körper einen verwundbaren Fleck, ein wurmstichiges menschliches Zeichen, eine Achillesferse.

Da er nun nicht ganz und gar Jupiter seyn und den ganzen Himmel für sich in Beschlag nehmen konnte, so mußte er sich mit Versailles begnügen. Ein Architekt von einigem Rufe, Levau, wurde beauftragt, das kleine Kartenschloß Ludwigs XIII. zu erweitern; aber er hatte strengen Befehl, das ursprüngliche Gebäude beizubehalten. Wenn daher das Versailler Schloß heutzutage einen so häßlichen, wunderlichen Anblick gegen die Stadtseite darbietet, so darf man deßwegen nicht den Baumeister anklagen. Der Nachfolger des ersten Architekten, der berühmte Mansard, konnte Ludwig XIV. durch keine Vorstellung von dieser Idee abbringen, und war daher genöthigt, sein Genie in der glänzenden Façade gegen den Garten und die Froschteiche zu bethätigen.

(Die Fortsezung folgt.)

Episoden aus Bojardos verliebtem Roland.

(Fortsezung.)

Viel andre Klagen mehr noch stieß er aus,
Der würdige Baron, mit bangem Lallen.
Jezt riß er sich den blanken Stahl heraus;
Schon hatt' ihn Todesblässe ganz befallen:
Nur noch den theuern Namen rief er aus,
Denn auf Tisbinens Namen wollt' er fallen.
Nennt' er nur sie oft, deß war er gewiß,
Trüg ihn dies holde Wort in's Paradies.

Sie aber hatte schon genau verstanden
Mit ihrem Freund des Ritters Mißgeschick;
Irold, den seine Thränen übermannten,
Hielt vor Erbarmen sich nicht mehr zurück:
Schon war er mit der Gattin einverstanden,
Zu steuern dem unseligen Geschick,
Und so verbarg er sich. Es that Tisbine,
Als wenn sie dort von Ohngefähr erschiene.

Als wenn sie nie gehört, wie er sie schalt,
Und grausam hat genannt, stellt sie sich an;
Fast wie bestürzt, da sie im grünen Wald
Ihn liegen sah, hielt sie ein wenig an,
Sprach dann zu ihm: Prasild, wenn noch nicht kalt
Die Liebe ward, die du mir kund gethan,
O so verlaß mich nicht in höchsten Nöthen,
Aus denen sonst mich Niemand kann erretten!

Und wär ich nicht zum Aeußersten gedrängt
Von Sorgen, die mir Ehr' und Leib gefährden,
Nie hätt' ich solch ein Zutraun dir geschenkt:
Denn mehr beschämen kann uns nichts auf Erden,
Als den zu bitten, den wir erst gekränkt.
Du liebtest mich so heiß, und mich belehrten
Nie deine Bitten zur Geschmeidigkeit.
Doch will ich dir's vergelten mit der Zeit!

Bei meiner Ehre sey dir dies verheißen,
Von Stund an zugeschworen Lieb' und Treu,
Wofern du das thust, was ich dir muß heißen.
Nun hör' und laß dir grausen nicht dabei.
Ein schöner Garten, dessen Zaun von Eisen,
Liegt drüben über'm Wald der Barbarei;
Da kann hinein man durch vier Thore wandern:
Wach hält am einen Leben, Tod am andern,

Am dritten Armuth, Reichthum schirmt das vierte.
Wer eingeht, muß zum Thor gradüber aus.
Im Mittelraum ragt eines Stammes Zierde,
Hoch wie ein Pfeilschuß, in die Luft hinaus,
Deß Wunderreichthum Niemand glauben würde,
Denn Perlen nur entblühn ihm Strauß auf Strauß;
Den Schätzebaum benennt man diese Fichte,
Goldäste hat sie und smaragdne Früchte.

Von dieser nun bedarf ich einen Ast,
Denn sonst steht schweres Unglück mir bevor.
Nun werd' ich sehn, ob du so lieb mich hast,
Wie du, mein Freund, geschmeichelt meinem Ohr.
Bringst du mir aber diese goldne Last,
Lieb' ich dich mehr, als du mich je zuvor,
Und gebe für der Liebesproben beste
Mich ganz zum Lohn dir hin, dies glaube feste. —

Wie sich Prasild, in solcher Sehnsuchtsgier,
Aus langem Tod zur Hoffnung hört beleben,
Sagt er, vor Liebesmuth verzweifacht schier,
Ihr unerschrocken Alles zu im Leben;
Denn eben so unfehlbar hätt' er ihr
Mond', Sonn' und Stern' und Himmel hingegeben;
Die ganze Luft und Erd' und Meereswogen,
Hätt' er ohn' Anstand noch dazu versprochen.

Und ungesäumt macht er sich auf den Weg,
Verläßt, die er so liebt, mit Lust und Grame;
Im Pilgerhut und Mantel zog er weg. —
Wohl merkt ihr, daß Irold und seine Dame
Prasilden nur verschickt nach jenem Fleck —
Medusens Garten ist noch heut' der Name —
Damit die lange Zeit ihm, wenn es glückte,
Tisbinen endlich aus den Sinnen rückte.

Und überdies, wenn er auch hin sich fand,
War diese Dirn' Medusa von der Art —
Sie, die am Baum der Schätze Schildwach stand —
Daß, wer ihr schönes Antlitz nur gewahrt,
Sofort vergaß, weßhalb er hingerannt;
Und wer sie grüßet, ihr sich offenbart,
Sie anrührt, mit ihr spricht, bei ihr gesessen,
Muß all sein vorig Leben rein vergessen.

So zog er hin, von Hoffnung neu entglommen;
Nur Liebe war des Einsamen Gespann.
Schon hat sein Schiff das rothe Meer durchschwommen,
Durchwandert war er ganz Egypten dann,
Und nun in das Gebirg' von Barka kommen;
Da traf er einen grauen Pilgersmann,
Mit dem er mancherlei Gespräch gepflogen
Und ihm entdeckt, was ihn dorthin bewogen.

Der Alte sprach zu ihm: Dein wahres Glück,
Daß wir uns Beide hie zu sprechen trafen!
Doch laß nur alle Bangigkeit zurück;
Den goldnen Zweig will ich dir schon verschaffen,
Hast du nur in den Garten das Geschick
Zu kommen; doch da gibt's noch viel zu schaffen:
Am Tod- und Lebensthor darf Niemand fußen,
Nur durch die Armuth kommt man zu Medusen.

Von diesem Weib kennst du nicht die Historie,
Weil du mir nichts davon verrathen hast.
Sie ist es eben, die in stolzer Glorie
An jenem Funkelbaum schützt jeden Ast.
Wer sie nur ansieht, kommt um die Memorie,
Bleibt schüchtern stehn und wie verrathen fast:
Doch sieht sie selbst ihr Antlitz, dann vergißt sie
Den Schatz, flieht aus dem Garten, und weg ist sie.

Zum Schild bedarfst du einen Spiegel klar,
Worin die Dam' erblick' ihre Geberden;
Gehst ohne Waffen, völlig nackt und baar,
Als der einhertritt auf der Armuth Fährten.
Und dieses Thores Anblick ist fürwahr
Weit greulicher als irgend was auf Erden,
Weil alle Noth sich dort zusammenrottet
Und, was noch schlimmer, Jeder wird verspottet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Vom Niederrhein, Juli.

Leistungen der Düsseldorfer Akademie. Das Raczinskysche Werk.

Nach jeder Abwesenheit von Düsseldorf erfreut man sich auf's Neue der jungen Fortschritte, die das rege Leben und Treiben der Akademie zur Folge hat. Zeichner, Kupferstecher, Maler arbeiten wie die Bienen um die Wette, und was auch hinter dem Vorhange für kleine Kabalen, Kränkungen und Ueberhebungen statt haben mögen, das Publikum hat nur Vortheil davon, es hat nur die mehr oder minder gediehenen, sämmtlich aber einem wohlbearbeiteten Boden entsprossenen Blüthen und Früchte des Fleißes und der Begeisterung zu pflücken. Neben der Sonne, der Akademie, hat sich noch ein Mond, der ihre Strahlen auffängt, in der Kupferdruckerei des Herrn Schülchen gebildet. Man druckt in diesem Augenblicke ein Altarblatt nach Schadow, das im Jahr 1836 auf der Ausstellung zu sehen war. Der verkleinerte Maßstab hat der etwas kargen Composition wohlgethan, und die Aktionäre der Kunstakademie haben sich in diesem Blatte einer angenehmen Zierde ihrer Mappen zu erfreuen; ferner druckt man Reinecke's Album mit radirten Randzeichnungen der besten dortigen Künstler, die zum Theil sehr gelungen zu nennen sind. Stielke's Tod des Göz zur neuen Ausgabe von Goethe's Werken ist in vollendetem Stahlstiche von Steifensand fertig; Auerbachs Keller zu demselben Werke, nach einer phantasiereichen Zeichnung von Schrödter, wird jezt begonnen; aber das interessanteste Stück, das in diesem Augenblicke das Etablissement aufzuweisen hat, ist die große Hunnenschlacht von Kaulbach, nach einem Carton. Dies Blatt wird dem zweiten Theil des großen Raczinsky'schen Werkes über die Düsseldorfer Schule beigegeben werden. Idee und Composition sind kolossal, wie Dante's Dichtungen. Als die Hunnen und Römer so lange und mit solcher Wuth gegen einander gekämpft hatten, daß die Besten beider Heere gefallen waren, erhoben sich um die Mitternachtsstunde noch einmal die Geister der Erschlagenen, um einander mit neuem Grimm anzufallen. Dieser Augenblick ist gewählt. Den ganzen Vordergrund füllen eben Erstandene oder noch Schlafende, Weiber, Kinder, Krieger in schrecklicher Verwirrung; rechts vom Beschauer erheben sich, zum Theil noch mit geschlossenen Augen, wie eine Säule des Schreckens, die gespenstischen Hunnen in die Lüfte; oben an ihrer Spize, und schon nach der Mitte zu, strebt der blutige Etzel, auf seinem Schilde von Sklaven getragen, nach dem römischen Feldherrn, der an der Spize einer ähnlichen Säule, die von erstandenen Römern gebildet wird, ermattet, aber edel, von Genien getragen, dem Barbaren entgegensteht. Unter ihnen, und gleichsam den Baldachin des Bildes schließend, ist eine fürchterliche Gruppe von Mord- und Greuelthaten im blutigen Handgemenge. In der Mitte des Bildes bleibt ein weiter, lichter Raum offen, in dem das ferne, ruhige Rom und ein weiter Himmel sichtbar ist. Die Gruppe links im Vordergrunde, von eben im tiefsten Schmerze erwachenden Römerweibern, ist in der Zeichnung unübertrefflich, das ganze Werk erstaunenswerth, so daß es wohl manchem, nach gleicher Höhe strebenden Künstler schlaflose Nächte verursachen könnte; der Stich ist äußerst zart und rein, und wenn es nicht einzeln verkauft wird, so möchte dieses Blatt dem Raczinsky'schen Werke manchen Abnehmer gewinnen. Wie es nun überhaupt mit dem Absatze dieses kolossalen Werkes gehen wird, läßt sich nicht vorher berechnen; die Zeichnung und die Platte der Hunnenschlacht sollen allein 1800 Gulden gekostet haben. Man muß eben reich genug seyn, um alle enormen Auslagen eines so splendid angelegten Unternehmens ohne Hemmung bestreiten zu können, und das Vergnügen, es befördert zu haben, vielleicht mit 10.000 Thalern Schaden bezahlen wollen, um überhaupt darauf einzugehen. Graf Raczinsky's Idee und Wunsch war, die Düsseldorfer Kunstakademie im In- und Auslande bekannt zu machen; daher ist der Text französisch, obgleich es auch an einer deutschen Uebersezung nicht fehlt. Nun ist es immer mißlich, wenn Dilettanten, auch die wohlmeinendsten und eifrigsten, sich an so große Unternehmungen wagen. Das Leben so vieler Maler interessant zu erzählen, ohne in Klatschereien zu gerathen, ist ohnehin schon schwierig; nun gar die Beurtheilung ihrer Werke, die gerecht, und doch auch den noch Lebenden mundgerecht seyn soll; es läßt sich nicht zweien Herren dienen. Was auf jeden Fall zu loben bleibt, ist die Ausstattung des Werkes, dem eilf zum Theil gelungene Kupferstiche aus der Düsseldorfer Schule, mehrere schön verzierte Initialen von der Frau des Professors Stielke, und endlich über hundert, theils schlechte, theils gute Holzschnitte der vorzüglichern Gemälde beigegeben sind. Die Kupfer sind folgende: 1) Christus und die vier Evangelisten von Hübner; obgleich von Keller gestochen, doch nicht unter die gelungenen Blätter zu rechnen. 2) Der Jeremias von Bendemann, gestochen von Felsing; ein Blatt, das sich überhaupt nicht zum Stiche eignet, weil es groß gesehen werden muß, um einen großen Eindruck zu machen. 3) Nach einer Handzeichnung von Lessing der Tod Friedrichs II. von Hohenstaufen, gezeichnet und gestochen von Keller. Der Kaiser sizt, ganz von vorne gesehen, in der Mitte; rechts vom Sterbenden sizt der Arzt, ein schöner, theilnehmender Kopf; eine Wärterin bespricht sich mit ihm; neben ihm kniet wahrscheinlich Enzio, sein natürlicher Sohn, König von Sardinien, den man im Profile sieht. Links vom Sterbenden steht ein Bischof und ein Chorknabe, ein anderer kniet ganz im Vordergrunde. Das ganze Bild rührt durch Wahrheit und Idealität, der Tod und der Schmerz erscheinen in ihrer erhabensten Gestalt. 4) Die thörichten und die klugen Jungfrauen, von Schadow, nach dem Carton von Keller gestochen; Schadow führt das große Oelbild in diesem Augenblicke aus, daher wird weiter unten davon die Rede seyn. 5) Schadows sehr ähnlicher Kopf, von Hübner gezeichnet. 6) Der Raub des Hylas, nach Sohn, gestochen von Mandel. Hylas, der schöne Sohn des Herakles, wird während der Argonautenfahrt, als er sich baden wollte, von den Nymphen in das Wasser des Flusses Askamos gezogen; drei Nymphen, halb aus dem Wasser hervorragend, und Hylas in der Mitte, bilden die Gruppe, der im Kupferstich gewiß nie volle Gerechtigkeit widerfahren kann; denn Sohn ist ein Virtuose in der Führung des Pinsels, in den weichen Tinten seines idealischen Nackten. 7) Mücke's auf Helldorf, dem Gute des Grafen Spee, in Fresko ausgeführte Demüthigung der bezwungenen Mailänder vor Friedrich I. (Barbarossa), gestochen von Thäter. 8) Stielke's Pilgrime in der Wüste, ein durch Steindruck bekanntes und mit Recht hoch geschäztes Bild. 9) Die fetten Jahre von Veith; eine schöne Mutter unter einem Palmbaume, ein Kind an der Brust, fünf andere mit vollen Fruchtkörben, Bienenstöcken und allen Attributen der Fülle um sie herum spielend; gestochen von E. Müller.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 80.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 188.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 8. August 1837.

— Hast du wohl auf Kundschaft dich begeben,
So steht das Glück dir bei mit seiner Kraft.

Torquato Tasso.

Episoden aus Bojardos verliebtem Roland.

(Fortsetzung.)

Doch gegenüber, an der Ausgangsthür,
Siehst du den Reichthum sitzen in der Halle;
Zwar sehr verhaßt, doch hält's ihm Keiner für,
Ihn kümmert's nicht, und er verachtet Alle.
Ein Stück des Zweiges mußt du opfern hier,
Sonst läßt die Hoheit dich nicht aus der Falle,
Weil neben ihr die Habsucht dort sich spreizt,
Die viel zwar hat, doch stets nach Mehrem geizt.

Prasild, des Gartens kundig nun, bedankte
Beim Pilger sich, der dies ihm aufgethan,
Schritt unaufhaltsam durch die Wüsten, langte
Am schönen Hag in dreißig Tagen an,
Und da ihm nun vor gar nichts weiter bangte,
Fand er sich leicht hin auf der Armuth Bahn;
Denn nie sperrt man die Thür zu dem Asyle,
Vielmehr „herein nur!“ rufen immer Viele.

Voll Büsch' und Blumen schien im grünen Lichte
Ein Paradies der Garten wundersam.
Prasild trug einen Spiegel vor'm Gesichte,
Damit er nur nicht wahr Medusen nahm,
Und traf im Gehn so auf ein Haar die Richte,
Daß glücklich er zum goldnen Baume kam.
Die Dam', am Stamm dort lehnend auf dem Hügel,
Erhob das Haupt und sah sich in dem Spiegel.

Darob ein groß Erstaunen sie befangen,
Weil sie, was sie nicht war, zu seyn sich däucht,
Und ihr, statt weiß und rosenrother Wangen,
Ein gräßlich Drachenhaupt der Spiegel zeigt.
Nun stand auf Flucht ihr einziges Verlangen,
Und durch die Luft entfloh sie federleicht.
Kaum hört der edle Ritter sie entschlüpfen,
Thät er sich ungesäumt die Augen lüpfen,

Stieg auf den Baum sodann, nachdem entschwunden
Medusa war, die arge Zauberin,
Die, vor sich selbst vom Schauder überwunden,
Die reiche Wurzel feig ihm gab dahin.
Bald war ein hoher Ast dem Stamm entwunden,
Er sprang herab mit hochzufriednem Sinn,
Und kam an's Thor, wo Reichthum Wache thut,
Der weder Tugend schätzt noch Edelmuth.

Ganz aus Magnet ist dieses Thor gegossen,
Und thut sich ohne groß Geräusch nicht auf;
Die meisten Male findet man's verschlossen:
Mit Trug kommt Mancher hin und viel Geschnauf.

Zuweilen zwar wird es noch aufgestoßen,
Doch dann muß viel Glück seyn mit deinem Lauf.
Prasilden damals öffnet' es sich leichter,
Weil er die Hälfte seines Astes zeigte.

Er säumt nicht länger, eilt sogleich von hinnen.
— Erwäg', ob er zufrieden war, o Herr! —
Nach Babylon zurück stand all sein Sinnen,
Ein Tag wie hundert dünket ihm nunmehr.
Durch Nubien reiset er, Zeit zu gewinnen,
Beschifft mit günst'gem Wind Arabiens Meer,
Und eilet Tag und Nacht so fördersam,
Bis eines Morgens er nach Babel kam.

Da ließ der Dam' er wissen im Vertrauen,
Wie ihrem Auftrag er entsprochen voll,
Und daß sie, um den schönen Zweig zu schauen,
Nur Ort und Stunde selbst bestimmen woll';
Ermahnt sie auch, nun müss' er darauf bauen,
Daß sie ihr Wort ihm halte, wie sie soll,
Und wollte sie sich dessen gar entsagen,
Sey sie gewiß, ihn in den Tod zu jagen.

Da überfiel, als sie die Post vernommen,
Tisbinen ungeheurer Gram und Pein:
Auf's Lager hin wirft sie sich angstbeklommen,
Zerweint sich Tag und Nacht die Aeuglein.
Ach weh mir! sprach sie, daß zur Welt ich kommen,
Daß in der Wieg' ich nicht gestorben klein!
Muß jeder Schmerz im Tod doch von uns fallen,
Nur meiner nicht, der einzig ist von allen.

Denn tödt' ich mich und brech' ihm so mein Wort,
Damit wird nicht verborgen mein Vergehen.
Ha, welch ein Thor nun leugnet noch hinfort,
Daß Liebe Alles, Alles kann bestehen?
Ihr dienen Erd' und Himmel, Süd und Nord;
Verstand und Muth, von ihr aus muß es gehen.
Prasilden hat Medusa nicht behalten!
Wer hätt' es je für möglich nur gehalten?

Armer Irold, was wirst du machen nun,
Wenn du verloren hast deine Tisbine?
Wiewohl, auf dein Geheiß mußt' ich es thun,
Du selber grubest unsers Unglücks Mine.
O Jammer, daß ich sprach! Konnt' ich nicht ruhn,
Nicht diese Zunge mir, die überkühne,
Im Mund verstocken, nicht das Wort ertödten,
Das ihm versprach, wovor wir nun erröthen? —

Es hatt' Irold ein jedes Wort vernommen,
Das auf dem Bett die junge Frau geklagt.
Da unvermuthet er hinzugekommen,
Verstand er alles wohl, was sie gesagt.
Stillschweigend hatt' er Platz bei ihr genommen,
Faßt in den Arm, an's Herz sie; es versagt
Die Stimm' in der Umarmung ihnen Beiden,
Und weinen, so umschlungen, zu verscheiden.

Sie schienen wie ein Eis im Sonnenbrand,
So füllten ihre Augen sich mit Zähren;
Ein jeder Laut auf ihren Lippen schwand;
Doch endlich ließ Irold die Worte hören:
Das Bitterste, was je mein Herz empfand,
Ist, daß mein Unglück deine Ruh muß stören,
Da mir das Schicksal nichts kann thun zu Leide,
Das mir verhaßt wär', wenn es dich erfreute.

Nun aber weißt du wohl, mein süßes Herz,
Du, deren Scharfsinn jegliches ergründet,
Daß auf der Welt so schrecklich ist kein Schmerz,
Als wenn sich Eifersucht zur Liebe findet.
Mein Unstern wollte, daß ich selbst, im Scherz,
Mir dieser Qualen Fackel angezündet;
Ich trieb allein dich an zu dem Versprechen,
So laß mein Herz allein auch dafür brechen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Versailles.

(Fortsetzung.)

Die Mauerarbeiten begannen im Jahr 1661 und wurden erst im Jahr 1688 vollendet. Die innere Ausschmückung wurde den berühmtesten Künstlern der Zeit anvertraut; Charles Lebrün zeichnete auf den Plafonds die allegorische Geschichte Ludwigs XIV. von seiner Majorennität an bis zum Frieden von Nimwegen im Jahr 1678. Coysevox entwarf die Modelle der zahlreichen Gruppen, welche von den Gebrüdern Kaller, von Audry und Roger gegossen wurden. Girardon führte nach einer Zeichnung Perrault's die berühmte Marmorgruppe der Bäder Apollos aus; Püjet endlich beurkundete die Kraft seines Genies im Vestibul. So wurde das Schloß in 27 Jahren zu Stande gebracht; es kostete 187,078,537 Franken 13 Sous und 2 Deniers. Davon kamen auf die Hauptarbeiten 112,000,000 Fr., Tischlerarbeiten 5,107,576 Fr., Dachbedeckung 1,437,559 Fr., Blei 9,116,151 Fr., Fensterscheiben 601,757 Fr., Spiegel 445,262 Fr., Malereien und Vergoldungen 5,552,573 Fr., Bildhauerarbeiten 5,592,110 Fr., Marmorbekleidungen 10,087,003 Fr., Gold- und Silberstoffe 2,151,516 Fr., Silbergeräthschaften

6,491,518 Fr., Krystalle und Agathe 1,112,158 Fr., Honorare für die Architekten 2,000,000 Fr.

Nachdem das Schloß fertig war, mußte man nothwendig einen Garten haben. André Lenotre entwarf den Plan dazu, welcher rasch ausgeführt ward. Als der Garten mit seinen langen Laubgängen, seinen zahlreichen Statuen, seinen träumerischen Bosquets, seinen malerischen Baumgruppen und seinen weiten Bassins fertig war, fehlte das Wasser. Wie kann man Wasser nach Versailles schaffen? Die Künstler haben Schloß und Garten vollendet, jezt kommt die Reihe an die Ingenieurs. Ludwig XIV. befiehlt ihnen, Wasser für seine Gärten zu suchen. Versailles ist ein Sandberg, ein dürrer, verbrannter, zerreiblicher Boden, welchen der geringste Windstoß aufregt; weit und breit in der Runde keine Quelle. Was liegt daran? Der König will Wasser in Versailles haben, um seine Faunen zu erfrischen! Sucht, Archimede, erfindet die Maschine von Marly! Man verändere den Lauf der Flüsse, man steche Kanäle; Wasser, Wasser für die Froschkönigin, welche vor Durst stirbt, Wasser für Neptun, welcher schwizt wie ein Cyclop, Wasser für die Drachen, die Sphinxe und übrigen Bestien, welche im Stand schwimmen und ein Sonnenbad nehmen, wie die neapolitanischen Lazzaronis. Durch Menschenopfer bekam Versailles Wasser. „Ludwig XIV.," sagt Saint-Simon in seinen Memoiren, „tyrannisirte sogar die Natur." Der Pariser Spießbürger, welcher am Philippstage nach Versailles geht, um die großen und kleinen Wasser springen zu sehen, ahnet nicht, welch ungeheure Summe dieses königliche Vergnügen seinen Vätern gekostet hat: eine Milliarde Franken und das Leben von mehr denn 15,000 Menschen. Die Thorheit Ludwigs XIV. ging so weit, daß er das Flußbett der Eure, welche nahe bei Chartres fließt, verändern wollte. Mademoiselle Scudery besang bei dieser Gelegenheit den Cyrus, der den Lauf des Euphrat umwendet. Die französische Infanterie, welche gerade bei Maintenon lagerte und nach einem eben beendeten Feldzuge einer unter Ludwig XIV. seltenen Friedensruhe genoß, wurde zu diesen babylonischen Arbeiten verwendet. Dangeau berichtet, daß im Jahr 1685 beständig 35,000 Menschen und 6000 Pferde Tag und Nacht für die Wasserwerke von Versailles arbeiteten. Die Beschwerden dieser für die Soldaten ungewohnten Arbeit, die giftigen Dünste, welche das frisch aufgegrabene Erdreich verbreitete, tödteten mehr Sieger von Rocroi als das Schwert der Kaiserlichen. Die Hälfte der Menschen starb in Folge von übermäßigen Anstrengungen; aber diese Inconvenienz, sagt Madame de Lafayette, schien nicht der Beachtung werth, da Frankreich Frieden hatte und keinen Feind zu fürchten brauchte. Madame Maintenon und der Minister Louvois verboten bei strenger Strafe, von den Kranken und Todten in der Stadt und im Heere zu sprechen. Frau von Sévigné zählte ganze Wagen voll Leichen, und ihrer Beschreibung nach muß es damals in Versailles an Särgen und Leichenwagen gefehlt haben, wie in Paris zur Zeit der Cholera.

Als Schloß und Garten fertig waren, wollte der König eine Stadt um Schloß und Garten herum haben. Um die Bauten zu beschleunigen, befahl Ludwig XIV., daß die neuen Häuser in Versailles eine gewisse Reihe von Jahren steuerfrei seyn sollten. Da aber die Vorderseite seines Schlosses früher aus einfachen Ziegelsteinen gebaut war, so fürchtete er, von seinen Nachbarn und Unterthanen verdunkelt zu werden, und verbot daher, die neuen Häuser in Quadersteinen aufzuführen; es war jedoch erlaubt, die Backsteine mit einem Gypsbewurf zu überstreichen, der den edlen Stein der nördlichen Façade des königlichen Schlosses nachahmte. Die neue Stadt erhob sich binnen kurzer Zeit; bauen hieß damals schmeicheln, und wer schmeichelt nicht einem mächtigen, angebeteten Könige?

Nachdem Schloß, Garten und Stadt vollendet, mußte man nothwendig ein Landhaus, ein Lustschloß haben, und auf Befehl Ludwigs XIV. wurde Trianon gebaut. Der Bau von Trianon war Ursache eines großen Kriegs, welcher dem Alter Ludwigs XIV. den Ruhm und die Eroberungen raubte, womit Condé und Türenne seine ersten Regierungsjahre verherrlicht. Eines Tags begleitete Louvois, welcher, nach Colbert, als erster Minister die Oberaufsicht über die königlichen Gebäude führte, den König, der die Arbeiten von Trianon in Augenschein nehmen wollte. Ludwig XIV. bemerkte, daß ein Fenster schmäler war, als die übrigen, und sagte es Louvois; dieser gab es nicht zu und widersprach dem Könige, der auf seiner Meinung bestand. Des Streitens endlich müde, ließ Ludwig XIV. einen Schiedsrichter, den berühmten Lenotre, herbeirufen; derselbe maß die Fensteröffnungen, und es fand sich, daß der König Recht hatte. Durch den Widerspruch des Ministers aufgebracht, behandelte er denselben, in Gegenwart der Arbeiter, etwas hart. Der hochfahrende Louvois, durch diese Demüthigung tief gekränkt, mußte die Wuth in seinem Innern verschließen, bis er ihr bei seinen Vertrauten, den beiden Colbert, Villecerf und Saint-Pouange, Tilladet und Nogent, Luft machen konnte: „Ich bin verloren," rief er aus, „wenn ich einen Menschen nicht zu beschäftigen weiß, der sich über Armseligkeiten ereifert. Nur der Krieg kann ihn von seinem Bauwesen abbringen; und bei Gott, er soll ihn haben, weil er oder ich ihn brauchen!" Louvois hielt Wort; er verwickelte den König in endlose, schreckliche Kriege, welche Europa mit Verwüstung erfüllten und Frankreich an den Rand des Verderbens brachten.

In den lezten Regierungsjahren Ludwigs XIV. verstummten die fröhlichen Feste, Turniere und Lustspiele im

Schloß von Versailles. Die reizende Lavallière, die schöne Montespan und so viele andere schöne Frauen und Mädchen trauern, die Wittwe Scarron herrscht; jene Esther, welche die Vasthi aus dem Lager des Ahasverus verdrängt, will keine Feste mehr. Das Schloß von Versailles wird traurig und einsam wie ein Kloster; der Pater Letellier und der Pater Lachaise säuberten mit ihren langen schwarzen Roben den Fußboden, welchen die seidenen Schleppkleider der königlichen Maitressen besudelt. Der Maintenon zu Gefallen wird das Edikt von Nantes zurückgenommen, gleichwie man ehemals, der Lavallière zu lieb, das Flußbett der Eure hatte verändern wollen. Die Dragonaden kosteten Frankreich noch mehr Blut, als die Wasserwerke des Versailler Parks. Der große König drückte endlich die Augen zu, die sich so lange an dem Glanze weltlicher Macht geweidet; er starb, verwünscht von seinem Volke, verlassen von seinen Freunden und Verwandten; einige Priester begleiteten seinen Sarg mit Leichengesängen nach Saint Denis, während die Luft rings umher von dem Jauchzen und Jubeln der Menge erfüllt war.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Vom Niederrhein, Juli.

(Fortsetzung.)

Das Raczinskysche Werk. Lessing. Bendemann.

10) Die schlafenden Prinzen nach Hildebrand; dieses anziehende, tief in die Seele dringende Bild ist gänzlich im Stiche verfehlt; der jüngste Knabe ist einer Spinne nicht unähnlich, während auf dem Originale die lautere Natur zum Herzen spricht; die Stoffe, die meisterhaft ausgeführt sind, fließen hier einförmig ineinander. Auch die Lithographie dieses Gemäldes ist keineswegs gelungen zu nennen. Möchte sich zum allgemeinen Besten ein geschickter Kupferstecher daran wagen, um den Genuß dieses Meisterstücks zu vervielfältigen! 11) Die durchaus im Stich verfehlte Aula von Bonn nach Götzenberger; mit diesem „im Stich verfehlt“ will ich keineswegs sagen, daß das Original gelungen sey; aber hier erscheint es in noch unvortheilhafterer Gestalt, und man muß den Teufel nicht schwärzer machen, als er ist. — Aus dieser Darlegung wird es leicht erhellen, daß der Preis von 20 Thlrn. für die Kupferstiche allein keineswegs zu hoch wäre, und auch aus dem Text läßt sich doch allerlei Interessantes lernen und herauslesen.

Auf der Akademie ist nicht so viel Bedeutendes in diesem Augenblicke, als z. B. im vorigen Jahr um diese Zeit; doch wird sich aus folgendem Berichte ersehen lassen, daß sie keineswegs leer ist. Lessing hat drei ziemlich große Landschaften beinahe vollendet im Atelier stehen; eine davon stellt einen See, mit steilen Bergen und Felsen umgeben, dar; es hat eben geregnet, der Himmel ist höchst effektvoll, hinter einer dicken Wolke will eben die Sonne grell hervorbrechen, sie bescheint einen steilen, mit glänzendem Grün überzogenen Felsen rechts im Vordergrunde, auf dem ein Hüttchen mit kräuselndem leichten Rauch beweist, daß Menschen diese schöne Gegend bewohnen; ein anderer heller Sonnenblick fällt in den ruhigen See, dessen Spiegel mir nicht so natürlich scheint, als der Rest der Landschaft. Die zweite stellt eine Waldpartie mit Durchblicken in eine felsenreiche Ferne dar; in einer kolossalen Eiche im Vordergrunde ist ein Mariendildchen eingelassen, vor dem ein vornehmer Herr in polnischer Tracht und seine jugendliche, aber doch frauenhafte Gattin knien; zwei Pferde, das eine mit einem Männer-, das andere mit einem Frauensattel, stehen ruhig im Vordergrunde. Wie bei allen Lessingschen Bildern, kann man sich auch bei diesem eine ganze Geschichte denken, und doch ist es reine Landschaft und die Figuren sind bloß Staffage. Aber das dritte Bild ist unübertrefflich schön. Zwei nicht hohe Felsenabhänge im Vordergrunde lassen den Durchblick nach einem, auf hohem Hügel gelegenen Klostergebäude offen; jenseits des Klosters ist ein Fluß, dessen anderes Ufer auch bergigt und romantisch ist. Den einen der gegenüberliegenden Berge krönt eine Ruine, die verfallen ist, während das Kloster noch unversehrt dasteht; hinter diesem hohen Flußufer zieht sich eine reiche Ferne duftig und weit zurück; über dieser mannichfaltigen Landschaft erhebt sich unter Wolken blutigroth am Himmelssaume der Mond, während die Sonne, die außer dem Bilde, links vom Beschauer, untergeht, die ganze Landschaft mit ihren lezten, glühendsten Strahlen erleuchtet. Ganz im Vordergrunde gehen zwei Mönche im Schatten eines Hohlweges dem Kloster zu. „Gott weiß es,“ sagte ich zu einem klugen Manne, der mit mir ging, „warum der erzprotestantische Lessing immer Mönche als Staffage nimmt.“ — „Er will die Vorzeit damit bezeichnen,“ erwiderte mein Begleiter; „seine Landschaften, obgleich die Natur sich gleich bleibt, haben dennoch einen Charakter der Vergangenheit, in den diese poetischen Figuren wohl passen; wollte man die Gegenwart bezeichnen, müßte man einen Dampfschornstein unter grünen Bäumen hervorblicken lassen.“ Lessing arbeitet unglaublich schnell; er ist darin fast allen andern Malern überlegen, die überhaupt sein hervorstechendes Talent mit liebenswürdiger Neidlosigkeit anerkennen. Bendemann hat einen Carton in Arbeit für ein Freskogemälde, das er im Hause seiner Eltern in Berlin ausführen will: die vier freien Künste, vier schöne Frauengestalten mit ihren Attributen, schöpfen am Brunnen der Poesie, die, als ein junger Mann dargestellt, ihre befruchtenden Wasser gerne preis gibt; die Figuren sind lebensgroß. Hübner ist mit einem großen Hiob ziemlich weit vorgerückt; die Figuren sind über Lebensgröße. Es thut mir immer leid, wenn ich über Bilder dieser Art, deren Verdienste gar nicht zu leugnen sind, etwas sagen muß; denn der Gegenstand ist zu unangenehm: ein nackter, abgemagerter Mann, eine Gesellschaft tödtlich langweiliger Freunde, die seine Leiden nur vermehren können, das ist Alles; es ist ein Leben ohne Jugend und Anmuth, wie in dem ganzen traurigen Buche Hiob; und doch sind alle Köpfe charakteristisch und alle Figuren rein gezeichnet. Ein „Ecce homo“ von Hübner steht fertig da und ist schön; nur leidet er an demselben Gebrechen, ein trauriger Gegenstand zu seyn.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 65.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 189.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 9. August 1837.

Jeder Deutsche hat einen natürlichen Widerwillen gegen Versailles, und sieht in ihm das Denkmal der Maitressenwirthschaft und des Despotismus, welcher leider auch in Deutschland doppelt verunglückte Nachahmungen gefunden hat, indem auch die unzweckmäßigsten Lagen für die ärmlich zusammengebettelten neuen Residenzen ausgewählt wurden.

....e.

Paris im Jahr 1836.

Versailles.

(Beschluß.)

Während der Regentschaft feierte Versailles; das Palais-royal erbte den Hof und die Orgien, welche nach dem Tode des großen Königs und der Madame Maintenon nur desto frecher wieder auflebten. Ludwig XV. gab Versailles den Glanz des Königthums wieder. Versailles wurde der Schauplatz zügelloser Ausschweifungen. Ludwig XV. hatte so viele Maitressen, daß er für sie die petits appartements erfand, welche während seiner ganzen Regierungszeit eine so große Rolle spielten. Er verdoppelte das Schloß von Versailles, indem er die großen Salons horizontal theilen und überall Boudoirs einrichten ließ. Der Adel, welcher unter Ludwig XIV. Palläste baute, ließ unter Ludwig XV. petites maisons bauen, um dem Könige zu schmeicheln. Die Ausschweifung nahm fortwährend zu und fand bald das unermeßliche Schloß von Versailles und Trianon zu enge; unter der Regierung der Dubarry wurden neue Succursalen eingerichtet, von denen der Hirschpark am berüchtigtsten geworden ist.

Endlich wurde der Skandal in Versailles so öffentlich und arg, daß man es nach der Heirath des Dauphin höchst dringend fand, die junge österreichische Prinzessin von diesem Orte der Schande zu entfernen. Kleintrianon wurde eingerichtet, wo die Neuvermählten ihre Flitterwochen zubringen sollten; man baute ihnen einen Schauspielsaal, aber man vergaß die Kapelle; das Jahrhundert war durchaus unchristlich und Voltaire wurde damals als Gott verehrt. Man umgab Kleintrianon mit herrlichen Gärten, welche nach ganz andern Regeln als die von Versailles angelegt waren. Die Kunst hatte sich mit der Zeit geändert. Ihre Schöpfungen unter Ludwig XV. bezeichnen den Despotenwillen, welcher das ganze siebzehnte Jahrhundert dominirte. Die Tragödien und die Gartenanlagen waren, wie alles Uebrige, derselben Hierarchie unterworfen, die Parterres von Lenotre waren, gleichwie die Stücke Racines, nach der Schnur gezogen; Literatur und Architektur beugten sich unter den Gesetzen eines despotischen Winkelmaßes. Im achtzehnten Jahrhundert dagegen erhielt die königliche Macht bereits an der Philosophie eine gefährliche Nebenbuhlerin. Voltaire herrschte über eben so viele Unterthanen als Ludwig XVI., und Rousseau hatte mehr Gläubige als der Pabst. Voltaire, der unversöhnliche Feind aller religiösen Vorurtheile, Rousseau, der begeisterte Freund der Natur, übten über die Geister eine moralische Herrschaft, deren Einflusse der Hof zu allererst unterlag. Die Hofdamen Ludwigs XV. waren durch die Lectüre Emils bewogen worden, ihre Kinder selbst zu säugen, selbst auf die Gefahr hin, ihrer Schönheit

wesentlich zu schaden. Ein Neuerungsfieber hatte sich der ganzen Gesellschaft bemächtigt; die Tragödien wurden von dem Drama verdrängt; die französische Gartenkunst Lenotres mußte der englischen weichen. Der Garten von Kleintrianon ist ganz im englischen Geschmacke eingerichtet; verschwunden sind die langen, geraden Alleen, die mythologischen Statuen, die beschnittenen Hecken; dafür sieht man Felsen, Bäche und Baumgruppen, welche nach allen Seiten hin ihre schattigen Zweige breiten. Um die Natur noch täuschender nachzuahmen, erbaute man in dem Garten ein ganzes Dorf, welches man heutzutage noch sieht: ein Pfarrhaus, einen Kirchthurm, einen herrschaftlichen Taubenschlag und hie und da einzelnstehende Bauernhütten. Eines von diesen Häusern enthielt die Schweizerei Marie Antoinettens, welche bekanntlich an idyllischen Beschäftigungen große Freude hatte.

Die französische Revolution zwang das Königthum, seine Residenz nach Paris zu verlegen. Während der Republik stand das Schloß in Versailles leer und unbewohnt; das souveräne Volk hielt seinen Hof im Pariser Stadthause und die damalige exekutive Gewalt, Robespierre, wohnte in keinem Pallast, sondern im dritten Stock eines Privathauses in der Rue Saint-Honoré. Napoleon ließ Versailles ganz modern einrichten und ganz neu möbliren; er selbst pflegte in Großtrianon zu wohnen, wo er eine ausgesuchte Bibliothek von den besten Werken in allen neuern europäischen Sprachen angelegt hatte. Kleintrianon war der Lieblingsaufenthalt Marie Louisens; hier empfing sie auch im Jahr 1814 ihren Vater, bei welchem Besuche ihre Abreise nach Wien beschlossen wurde. Die Restauration, obschon eine Freundin der alten, zu Grunde gegangenen Monarchie, mochte doch nicht in Versailles hausen, eines Theils wegen der beträchtlichen Kosten, die der Aufenthalt des Hofes daselbst veranlaßt hätte, andern Theils wegen der entschieden antiroyalistischen Gesinnung der Stadteinwohner, welche sich entweder zum Bonapartismus, oder zum Liberalismus hinneigten.

Die Stadt ist entsetzlich öde und stille; ihre Traurigkeit ist sprichwörtlich geworden. Man braucht nur ein einziges Mal ihre todten Straßen und Plätze zu besuchen, um sich zu überzeugen, daß das keine Stadt mehr ist. Das Gras wächst auf dem Schloßplatze; ein Dutzend einsamer Spaziergänger, Gruppen von gemeinen Soldaten, Wagen von Paris kommend und nach Paris fahrend, beleben allein die prächtige Avenue, welche einst elegante Equipagen und der Glanz des Hofes erfüllten. Versailles ist heutiges Tags so ziemlich wieder das, was es in den ersten Zeiten seines Ursprungs und nach dem Tode Ludwigs XVI. war, nämlich ein Wirthshaus und ein Mausoleum. Man stelle sich eine Schildkröte vor, welche aus ihrem Schilderhause hervorgekrochen ist. Als die Schildkröte es bewohnte, war das Schilderhaus ohnehin schon nicht allzu belebt; wie muß es daher jezt erst aussehen, da es ganz leer steht? Versailles ist ein zu langer und weiter Königsmantel, der weder zur Taille des Kaiserreichs, noch der Restauration passen wollte, und keiner Taille mehr paßt; es ist eine Stadt, welche mit der Garderobe Ludwigs XIV. an den Nagel gehängt ist. Es mag seyn, daß die neue Eisenbahn von Paris nach Versailles der Stadt ein regeres Leben leiht und viele Besucher zuführt; denn der kleinste Spießbürger kann dann schneller nach Versailles kommen, als der große König mit seinen acht Pferden im angestrengten Galopp. Wahrscheinlich wird dieser neue Zudrang von Fremden den Familien unangenehm seyn, welche Versailles zu ihrem Aufenthalte gewählt haben, weil ihnen Paris zu theuer oder zu lärmend, aber immer doch noch so an's Herz gewachsen ist, daß sie nicht gern zu weit davon entfernt wohnen möchten. Man glaube übrigens ja nicht, daß ein Einzelner wohlfeiler in Versailles lebt; die Lebensmittel in Versailles und der ganzen Umgegend von Paris sind eben so theuer als in Paris selbst, und die Restaurans und Gasthöfe sogar noch theurer. Was man etwa an Miethe erspart, wird durch Fahrkosten hinlänglich wieder aufgewogen; die einzigen Vortheile, welche der Aufenthalt in Versailles oder in der Umgegend gewährt, sind frischere Luft und besseres Trinkwasser, namentlich in Ville d'Avray, ein Viertelstündchen von Versailles, in einer reizenden Thalschlucht gelegen, deren Abhänge mit herrlichen Landhäusern besät sind. Der Hof von Versailles brauchte täglich eine Tonne Trinkwasser, welches aus der Quelle in Ville d'Avray geschöpft wurde.

Das sind die verschiedenen Phasen des Schlosses von Versailles von 1627 bis auf die neueste Zeit. Die gegenwärtige französische Regierung hat darin mit unglaublichen Kosten ein Nationalmuseum angelegt, welches den größten Theil des Schlosses einnimmt und in Möbeln, Statuen, Bildern, Geräthschaften und Anordnung die verschiedenen Epochen der französischen Geschichte darstellt. Louis Philipp hat in eigener Person die Arbeiten dieses Museums beschleunigt und keine Mühe gespart, um seine Absichten so bald als möglich verwirklicht zu sehen. Sechs Jahre lang waren mehrere hundert Arbeiter unablässig im Schlosse beschäftigt und die beiden lezten Ausstellungen enthielten über 300 Gemälde und Statuen, welche von der Regierung für das Versailler Museum bestellt waren. Endlich sah man fast das ganze Jahr hindurch auf der Chaussee von Versailles große Leiterwagen, welche Bettstellen, Büsten, Statuen, Standuhren, Spiegel, Gemälde, Tapeten, Teppiche u. s. w. transportirten. Die feierliche Einweihung des Museums hat bekanntlich am 10ten Juni vor einer glänzenden Versammlung Statt gefunden, und jezt ist es dem Publikum an gewissen Tagen in der Woche geöffnet.

Episoden aus Bojardos verliebtem Roland.

(Fortsetzung.)

Die Strafe zahlen muß ich lediglich,
Der wider Willen dich zur Schuld gezogen.
Bei deinen klaren Wangen fleh' ich dich,
Bei aller Liebe, die wir einst gepflogen,
Halt ihm dein Wort fest, unabänderlich!
Sein voller Lohn, er werd' ihm zugewogen
Für alle Müh' und große Fahr und Noth,
In die Prasild sich wagt' auf dein Gebot.

Nur bis ich todt bin, woll' es noch verschieben,
Was länger nicht mehr währt als diesen Tag.
Mag mich das Schicksal wie es will betrüben,
Lebendig nie ertrüg' ich solche Schmach;
Den Trost brauch' ich noch in der Hölle drüben:
Daß ich allein so holde Blume brach.
Doch hör' ich dann noch, daß man dich mir stahl,
Sterb' ich, wenn's möglich ist, zum zweiten Mal.

Wohl länger noch hätt' er so klagen müssen,
Doch großer Schmerz beraubt des Wortes ihn;
Starr, fühllos sank er nieder in die Kissen,
Als wollt' ihm aus der Brust das Herz entfliehn.
Tisbina war nicht minder gramzerrissen,
Vom Angesicht schwand alle Farb' ihr hin;
Doch da sein Auge hing am Blick der Schönen,
Antwortet sie ihm so mit bangem Stöhnen:

So meinst du, undankbar so vielen Proben,
Daß ich dich jemals überleben könnte?
Ist deine Lieb' und Alles denn zerstoben,
Was du so oft mir schwurst in meine Hände:
Daß dich kein Himmel halten könnte droben,
Nicht alle neun, wenn man von mir dich trennte?
Nun willst du gar zur Hölle, willst erblassen,
Und mich in ew'gem Gram auf Erden lassen?

Dein war, dein bin ich noch, mag ich nun leben,
Mag sterben, ewig, ewig bleib ich dein.
Ist Todten fortzulieben nur gegeben,
Schläft dies Gedächtniß nicht auf immer ein,
Soll man nie sagen können noch erleben,
Daß ohn' Irold Tisbina könnte seyn.
Nein! um dein Sterben siehst du mich nicht bänger:
Denn leben mag alsdann auch ich nicht länger.

So lang zu zögern, will ich zugestehn,
Bis ich Prasilden halte mein Versprechen,
Dies bitt're Wort, an dem wir untergehn.
Dann werd' ich selbst vom Leben frei mich sprechen.
Dort drüben werden wir uns wiedersehn,
Und in Ein Grab wird man mich zu dir legen.
So bitt' ich dich, und fleh' nur dies von dir:
Stirb Eines Todes auch vereint mit mir!

Und dies kann ein gelindes Gift verrichten,
Durch Kunst so wohl gemischt, daß ohne Spur
Es unser Leben wird zugleich vernichten,
Wozu die Zeit bestimmt sey bis fünf Uhr.
Bis dahin lös' ich auch all' meine Pflichten
Und jedes Wort, das ich Prasilden schwur;
Dann soll ein sanfter Tod von allem Bösen,
Das thörigt wir verschuldet, uns erlösen. —

So halten jene treuen, leidensvollen
Gefährten sich auf ihren Tod gefaßt.
Sie schmiegen Wang' an Wang', und heißer rollen
Jetzt ihre Thränen, als im Anfang fast;
Nicht wissen sie, wie sie sich trennen sollen.
Doch während sie so fest sich noch umfaßt,
Da schickt zuerst Tisbina, todeskühner,
Nach Gift zu einem alten Mediziner,

Der ohne weit're Frag', ohn' umzublicken,
Den Mischtrank, wie man ihn gefordert, gab.
Lang schaut Irold ihn an mit starren Blicken,
Sprach dann: wohlan! kein Rath ist als das Grab,
Die jammervolle Seele zu entstricken:
Da läßt des Schicksals Tücke von mir ab,
Denn Todes Macht muß über Alles siegen.
So soll uns jener stolze Feind erliegen! —

Nachdem er zuversichtlich, ohne Stocken
Den gift'gen Saft zur Hälfte nun geleert,
Reicht' er Tisbinen ihn bang und erschrocken. —
Sein eigner Tod schien keiner Sorg' ihm werth,
Sie aber wagt er nicht hinabzulocken —
Und so, die feuchten Augen abgekehrt,
Bot er den Becher ihr, und sah zur Erde,
Und meint, daß er schon jezt verscheiden werde.

Zwar nicht am Gift verscheiden, nein, vor Schmerz,
Daß zu der Neig' ein andrer Mund sich fände. —
Nun faßt Tisbina, und ihr starrt das Herz,
Den Becher zitternd in die bleichen Hände,
Schmäht Lieb' und Schicksal, die, zu bitterm Scherz,
Beiden bereitet ein so schmählich Ende,
Und leert den Saft, der in der hellen Schaale
Zurückblieb, bis zum Grund mit einem Male.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Vom Niederrhein, Juli.

(Beschluß.)

Arbeiten der Düsseldorfer Maler.

Stielke zeichnet nach der fertigen Farbenskizze eine Flucht der Christen aus Syrien; sie wollten sich auf Schiffen retten, die aber schon vom Lande abgestoßen sind; die Zurückgebliebenen knien, stehen und liegen verzweifelnd auf einem Felsenvorsprunge, und sehen den rudernden Booten nach; vielleicht kommt noch ein Boot, das sich ihrer erbarmt. Deger malt eine Madonna, die, wenn sie einen kleinern Kopf hätte, einer schönen Frau ähnlicher sehen würde, als sie es jezt thut. Sonderland hat ein paar niedliche Kleinigkeiten in Arbeit: der Abschied eines jungen Paares und eines Kindes, und das Wiedersehen, aus dem Mittelalter; dann einige sehr drollige Reisende, die mit großer Schnelligkeit einem schon davon gefahrenen Eilwagen nachlaufen. Mücke hat „Gela und Barbarossa in einer Kapelle“ vollendet. Gela steht in weißer Nonnentracht, die sie sehr reizend kleidet, vor Friedrich, der vor ihr kniet im ganzen königlichen Schmuck, welcher äußerst sorgfältig und gut behandelt ist. Er zeichnet jezt den Carton zu einem Freskogemälde nach einer Zeichnung von Lessing: abermals Barbarossa, wie er Iconium stürmt; eine gewaltige, fast zu reiche Composition. Steinbrück hat eine große „Anbetung der Könige“ eben begonnen; nur die Farbenskizze ist sichtbar, und diese ist mit einem Netze überspannt, also auch bald unsichtbar; außerdem malt er mit seiner gewohnten Leichtigkeit Fischerkinder, die nach dem Meere blicken. Sohn malt „Romeo und Julie.“ Romeo sizt auf der Fensterbrüstung des Zimmers, worin Julie sich befindet; diese kniet auf einem Kissen am Fenster in seiner Umarmung. Sohn hat sie nicht Shakespearisch, vierzehnjährig, sondern als junges Weib, aber reizend dargestellt; „Young Romeo“ ist zu knochig; auch ist es seinem Gesichte nicht vortheilhaft, daß es ganz gegen das Licht gekehrt ist. Julie hat ein geldamastenes Uebergewand, und ein rothes Band durch die Haare geschlungen. Schadows großes Bild: „die klugen und die thörigten Jungfrauen.“ scheint eine sehr gelungene Composition zu werden. Christus tritt, von fünf Heiligen umgeben, in eine Art Halle, worin die Jungfrauen seiner geharrt haben; er steht in der Mitte des Bildes, mit entblößtem Oberleibe; hinter ihm und den Heiligen ist blauer Himmel; rechts von ihm sind die thörigten, links die klugen Jungfrauen; er wendet sich zu leztern, die ihm, sieben an der Zahl, vier knieend und drei stehend, ihre Lampen entgegenhalten; vier von den thörigten liegen schlafend in überaus lieblichen Stellungen, die erloschenen Lampen theils an der Erde, theils noch nachlässig von ihnen gehalten. Drei sind in höchster Angst erwacht, und im Begriff, auch die Schwestern zu wecken. Hildebrand hat sich nach seinen köstlichen Eduardskindern noch immer nicht zu einem neuen historischen Bilde entschließen können; er malt vortreffliche Porträts. In seinem Atelier steht die Frau des Direktors Schadow in Lebensgröße, in vollkommenster Aehnlichkeit, und ein Porträt der Prinzessin Albrecht von Preußen ganz angelegt; er wird diesen Sommer, wie es verlautet, nach dem Haag reisen, um, während der Anwesenheit der Prinzessin daselbst, das lebensgroße Bild mit den reichsten Umgebungen zu vollenden. — Dies ist das Innere der Düsseldorfer Ateliers in ihrem jezigen Zustande; die Ateliers einzelner Maler, die hier noch fehlen, sind dem Korrespondenten verschlossen geblieben; die wahrscheinlich noch in diesem Monat beginnende Ausstellung wird aber auch das Verborgene an das Licht fördern; vielleicht läßt sich dann Einiges, was jezt noch im Ei liegt, schon beurtheilen.

Mainz, Ende Juli.

Gutenbergs Denkmal.

Unser Gutenbergs-Denkmal steht vollendet da, und man muß es der Commission zum Ruhme nachsagen, daß sie in der lezten Zeit große und einsichtsvolle Thätigkeit entfaltet hat. Obgleich nun die Statue durch eine Decke vorerst noch (bis zum 14ten August) dem Auge des Publikums verhüllt ist, so weiß man doch aus den Aussagen derer, die ausnahmsweise das vollendete Monument bereits gesehen haben, daß dasselbe einen imposanten Anblick gewährt, und in der Zukunft eine der ersten Zierden unserer Stadt bilden wird. Großartig und doch einfach zugleich steht das Werk da, ganz angemessen der großartigen Erfindung auf der einen, und dem schlichten, biederseinfachen, deutschen Wesen Gutenbergs, unsers unsterblichen Landsmanns, auf der andern Seite. Thorwaldsens Genie, das dieses Modell geschaffen, hat sich hier in seiner kühnsten, lebendigsten Schöpfungskraft gezeigt; es ist unmöglich, sich in der Art etwas Vollendeteres zu denken. — Was die Festlichkeiten anbelangt, welche bei der Inauguration des Monumentes Statt finden, so dürften sie bedeutender werden, als das Festprogramm sie vorzeichnet. Der Enthusiasmus unter den Bewohnern ist außerordentlich; es ist, als ob heute erst Gutenberg die Erfindung gemacht, und als ob er selbst noch unter uns wandelte. Was die Zeitgenossen dem großen Manne versagten, Anerkennung der großen Wohlthat seiner Erfindung, werden die Söhne seiner Vaterstadt den Manen Gutenbergs bei der Inauguration seines Denkmals in vollem Maße weihen, auf dem Altar des Dankes, der Verehrung, der Anerkennung, der Liebe. Ja die ganze civilisirte Welt bringt ihm diese entgegen; denn seine Erfindung war's, welche der Menschheit die Fesseln der Befangenheit, der Finsterniß und der Knechtschaft abnahm. Das Festcomité hat indessen große Vorkehrungen getroffen, und zwar sowohl für die Volksfeste, als für die ernste Feier, welche dem Gegenstand so angemessen ist. In lezter Beziehung ist besonders die Ausführung des Tedeums von Neukom im Unisonosaz von 1200 Stimmen, welche bei der Enthüllung durch die Liedertafel stattfindet, so wie die Ausführung des Oratoriums von Löwe in Stettin: „Gutenberg,“ mit Text von Giesebrecht, zu erwähnen. Die Zahl der bei dieser Festlichkeit hier eintreffenden Fremden dürfte außerordentlich werden, da bereits viele hundert Wohnungen in Anspruch genommen sind. Die Pläze auf dem eigens für die Enthüllungsceremonie gebauten Amphitheater, so wie die Pläze in den Wohnungen auf dem Gutenbergsplaze sind längst vergeben, und doch dürfte in diesen Räumen nicht der zehnte Theil der Schaulustigen aufzunehmen seyn. Auf das Resultat der Berathung und der öffentlichen Disputation von Seiten einer Anzahl Gelehrter und Buchhändler über das Säkularjahr der Erfindung der Buchdruckerkunst (welche Berathung am dritten Festtage statt haben soll) ist man sehr gespannt. Aber sehr leicht dürfte es dabei zu gar keinem Resultat kommen, da das Jahr 1840 eben so viele Verfechter hat, als der andere Zeitpunkt. Jenem kommt freilich der Umstand noch zu gut, daß man seit drei Jahrhunderten annahm, die Erfindung sey 1440 gemacht worden. Auch dürfte man nicht allgemein den Ausspruch dieser Jury anerkennen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 190.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 10. August 1837.

Es ist immer dieselbe Welt, die der Betrachtung offen steht, die immerfort angeschaut oder geahnet wird, und es sind immer dieselben Menschen, die im Wahren oder Falschen leben, im lezten bequemer, als im ersten.

Goethe.

Ueber das Lächerliche.

Von F. L. Bährlen.

Es ist über ein Dutzend Jahre her, daß ein Fremder mich zu sich in den Gasthof bitten ließ, der mich dann zu meiner angenehmen Ueberraschung als Doktor Stephan Schütze aus Weimar begrüßte. Seit geraumer Zeit war ich durch ein literarisches Band an sein Wohlwollen geknüpft, und mit Bezugnahme auf dasselbe kam das Gespräch rasch in den Gang.

Wir geriethen an das Kapitel des Komischen und Lächerlichen. Die Philosophen, bemerkte ich, suchen den Grund desselben so gern in einem Unerwarteten, Ueberraschenden, während wir die Wirkung oft gerade im Eintreten des Erwarteten, ja Berechneten finden. Mir fällt als Beispiel gerade ein, wie wir eines Abends in heiterer Gesellschaft einen etwas angetrunkenen Genossen, der von des Hirschwirths L. sechs Schimmeln etwas Uebertriebenes erzählte, durch Verwunderung und Widerspruch dahin brachten, daß er dieselbe Sache nach und nach bekräftigend und betheuernd wohl zehnmal wörtlich wieder vorbrachte, was uns großen Spaß machte. Stephan Schütze nickte lächelnd. „Wie würden Sie," sagte er, „das Lächerliche erklären?" Die Frage kitzelte meine Eitelkeit. Er schien mir zuzutrauen, daß ich oft über den Gegenstand nachgedacht; denn wer hat ohne Forschungen die Definition von einem philosophischen Problem ohne weiters in Bereitschaft? „Das Lächerliche," erwiderte ich nach kurzem Bedenken, „finde ich immer da, wo mit einer vermeintlichen Freiheit eine höhere Nöthigung ihr unschädliches Spiel treibt." — „Fügen Sie noch hinzu," äußerte mit aufgeklärtem Gesicht der Doktor, „daß ein Anschauender dieses Spiel wahrnimmt, so haben Sie, wie mir dünkt, die Erklärung des Lächerlichen im Wesentlichen gegeben. Haben Sie," fuhr er fort, „meinen „Versuch über die Theorie des Komischen" schon gelesen?" Ich mußte es verneinen; ich kannte die Existenz des Buches nicht. Er versprach mir es zu schicken. — Es geschah später, und wenn es uns ein inniges Vergnügen und eine tiefe Befriedigung gewährt, unsere Gedanken und Ansichten durch einen reiferen Geist im größeren Umfange und weiterer Anwendung bestätigt zu finden, so hatte ich bei der Lectüre des trefflichen, nie in müssige Spekulationen sich verlaufenden, stets auf tüchtiger Lebensbahn wandelnden Buches diesen Genuß in reichlichem Maße. Es ist so klar geschrieben, wie nicht leicht ein philosophisches Werk, und so tief, wie irgend eines.

Das ist aber das Loos des Schönen, Wahren, Guten auf der Erde, daß es oft selbst Diejenigen nicht kennen und anerkennen, die es von Gott und Rechts wegen am

besten würdigen sollten und könnten. Wo ich Philosophen oder Aesthetiker über das „Komische“ und „Lächerliche“ las, nirgend fand ich eine Spur, daß sie dieselben Wege der Untersuchung gegangen, die jener Denker eingeschlagen, oder daß sie auch nur von dessen Schrift Notiz genommen, sie neben andern citirt hätten. Die Meisten machen die Forschung auf eigene Rechnung nach der Prädestination ihres Systems, spekuliren um den rechten Punkt allseitig herum und stellen nichts auf, an was man sich bleibend halten, was man auf den concreten Fall mit Sicherheit und philosophischer Lust anwenden könnte. Es wirft überhaupt ein sonderbares Licht auf die philosophische Literatur, wenn man bei dem gutmüthigen Glauben an ein günstiges, dankbares Aufnehmen des einmal Erforschten von Seiten der Geistesverwandten, der Eingeweihten, an ein tieferes Begründen und Weiterführen der Ideen, bemerkt, daß solche geläuterte Ergebnisse, Resultate der geistigen Erfahrung eines langen Lebens von den Fachmännern wie taubes Gestein bei Seite liegen gelassen werden, während sie in unergiebigeren Stollen emsig weiter graben.

Es wäre ohne Weiters sehr belustigend, wenn man an manche Erklärungen des „Lächerlichen“ Beispiele aus dem Leben prüfend hielte und sich die Miene gäbe, sie passend zu finden. — Es ist mit der Theorie des „Komischen“ wie mit der des „Schönen.“ Die Sacherklärer haben etwas davon und daran bestimmt. Wer wird auch ganz die Scheibe fehlen? Aber der Schuß geht doch fast immer zu hoch oder zu tief, zu weit rechts oder links. — Eine Definition muß auf alle ersinnlichen concreten Fälle passen, denn sie soll das Ergebniß einer Forschung seyn, welche nicht etwa aus einem spekulativen Raptus entstanden, sondern im Verlaufe des geistigen Lebens an allen dem Forscher vorgekommenen verschiedenartigsten Erscheinungen vorgenommen worden ist.

Hat der Geist einmal das Problem: „was ist lächerlich?“ vor sich genommen, ist ihm dessen Lösung zum stehenden Interesse geworden, so kann dieses wohl ein Leben lang nachhalten; die Idee wird sich im Verlaufe der Jahre immer mehr abklären. Es fällt kein Gelehrter vom Himmel, am wenigsten ein Philosoph; es ist aber auch leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein eingefleischter Systematiker in das kindlich-philosophische Himmelreich komme. Der Fachmann schenkt selten einer solchen speziellen Idee, wie die des „Komischen“ ist, ein solches Interesse, das bei jeder eintretenden oder zufällig imaginirten Lächerlichkeit fragend, prüfend, forschend in ihm aufträte, die Begegnisse, Situationen, Aeußerungen examinirte, die Verhältnisse, Wesentliches und Zufälliges hin und her balancirte, abwäge, bis sich ein Allgemeines ergäbe, dem sich nun alle Einzelnfälle ohne Zwang unterstellten.

Noch eher gelingt es einem philosophischen Dilettanten, das Objective jeden Augenblick mit seinem Lieblingsthema zu vergleichen und so einen problematischen Begriff, wie, z. B. den des „Schönen,“ des „Komischen“ rc. in sich im langen Leben zu höherer Klarheit und Lebendigkeit zu bringen. Bei dem Schulphilosophen muß sich das Einzelne dem Systeme fügen; beim Dilettanten ist jeder solche Begriff und sein Inhalt ihm eine Welt und ein ganzes System; ja, daß ich meine Ueberzeugung ausspreche: die Welt geht auch wirklich in der Totalität jeder Idee ganz auf; die höhern Dinge sind nicht neben, sondern in einander, die ganze Welt ist relativ schön, wahr, gut, erhaben, ernst, lächerlich rc.

Ich suche eine alte Schuld an den würdigen Verfasser des „Versuchs über die Theorie des Komischen,“ wenigstens die aufgelaufenen Zinsen davon abzutragen, wenn ich hier einige Reflexionen über diesen Gegenstand beibringe. Er ließ es an manchen freundlichen Aufforderungen nicht fehlen, wie er denn noch immer mit Antheil für denselben erfüllt ist. Ich sammelte Andeutungen in mein Tagebuch; aber die Materie ist so reich, daß ich nicht recht in sie hinein zu greifen wage, aus Furcht, zu weitläufig zu werden. Möchte Gegenwärtiges die Folge haben, daß die Ungerechtigkeit der alten und jungen Philosophen gegen ihren ebenbürtigen Geistesverwandten, ihre Vernachlässigung desselben aufhörte, daß sie ihn als einen Forscher anerkennten, der seinen schwierigen Gegenstand nahehin zum Abschluß gebracht hat, so daß man nicht wohl nebenum, sondern nur durch ihn hindurch weiter gehen kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Episoden aus Bojardos verliebtem Roland.

(Fortsetzung.)

Irold verhüllt' sich Haupt und Angesicht,
Denn nimmer sehend konnt' er es ertragen,
Daß man ihm nähm' sein theures Lebenslicht. —
Nun fing Tiebina an erst wehzuklagen:
Denn ihre Qualen sterben hier noch nicht;
Nichts schien der Tod ihr gegen jene Plagen,
Daß sie nun zu Prasilden müßte wandern:
Der große Schmerz ging über jeden andern.

Gleichwohl, ihm zu erfüllen ihr Versprechen,
Begab sie sich in's Haus zum Cavalier,
Begehret in's Geheim mit ihm zu sprechen;
— Es war am Tag und ein Gefolg bei ihr. —

Prasild traut kaum den Ohren, ihr entgegen
Eilt er hinab, empfängt sie an der Thür,
Soviel in seinen Kräften, ehrfurchtsvoll,
Und weiß vor Scham nicht, wo er bleiben soll.

Doch als nun endlich an geheime Stätte
Mit ihr zurückgezogen sich der Mann,
Sucht er beruhigter, mit süßer Rede
Und soviel Anmuth, als er immer kann,
Ihr Antlitz aufzuheitern, das so blöde
In Thränenströmen vor ihm fast zerrann.
Er, der es der Beschämung schuld will geben,
Weiß nicht, wie wenig Zeit ihr bleibt zu leben.

Zuletzt beschwor er sie bei jenem Gute,
Das ihr das Theuerste auf Erden wär',
Ihm zu vertraun, was ihr im trüben Muthe
So bang zu Herzen ging und thränenschwer;
Ja, wenn es nöthig, selbst mit seinem Blute
Gelobt' er ihr sich zum Vertheidiger,
Und bat so lang, ihm dies zu offenbaren,
Bis er erfuhr, was er nie möcht' erfahren.

Tisbina sprach: in deiner Hand ist die
Von dir mit soviel Müh' errung'ne Liebe,
Und noch vier Stunden darin seyn wird sie.
Damit an dir ich nicht meineidig bliebe,
Verlier' ich Ehr' und Leben; aber sieh,
Noch mehr! auch ihn, den ich so innig liebe,
Verlier ich mit. Den Weg in's Jenseits find' ich,
Und dir, dem ich so sehr gefiel, verschwind' ich.

Gehört' ich jemals nur mir selber an
Und liebtest du mich so wie du bewiesen,
Sehr schnöde hätt' ich dann an dir gethan,
Wenn ich nicht dir auch viele Lieb' erwiesen.
Das aber konnt' ich nicht, es ging nicht an;
Zwei, weißt du wohl, kann sich kein Herz erkiesen.
Nie hab', o Herr, ich Liebe dir geweiht,
Doch Mitleid mit dir hatt' ich jederzeit.

Und dies Erbarmen war's mit deiner Lage,
Was mich in dieses Elend hat bethört;
Weil mich dein Leid so rührt' an jenem Tage,
Als ich im grünen Wald dir zugehört,
Daß ich nun kosten muß des Todes Plage,
Eh' dieser Tag sich noch zum Abend kehrt. —
Und meldet ihm sodann in weitern Reden,
Wie sich Irold und sie vergiften thäten.

Darob Prasild so tiefes Weh empfand,
Als er vernommen, was die Dame sagte,
Daß er dort sprachlos wie vernichtet stand;
Und wo er schon sein Glück zu hoffen wagte,
Sah er sich stehn am offnen Grabesrand:
Sie, deren Blick ihm Tod und Leben brachte,
An der sein Herze hing mit jedem Zweige,
Sieht er beinah vor Augen schon als Leiche.

Es hat nicht Gott gefallen, sprach der Ritter,
Noch dir, Tisbina, meiner Ehrlichkeit
Dich zu vertrau'n, damit ein Ungewitter
Grausamer Lieb' erschreckte diese Zeit:
Zwei Liebende vermählte wohl schon bitter
Das Grab; bis jezt war dies nicht Neuigkeit:
Nun werden ihrer drei, so will mir scheinen,
Heut Abend in der Hölle sich vereinen.

Kleingläubige! was hielt dich ab, von mir
Dein Wort zurück als Gabe zu verlangen?
Ich mitleidsvoll im Wald belauscht von dir?
Ha, sprich die Wahrheit! sieh, du bist gefangen!
Nicht glaub' ich's, Harte, die du dich, aus Gier
Mich hinzuopfern, an dir selbst vergangen.
Und hätt'st du nur allein verdorben mich,
Daß ich mich nicht noch martern müßt' um dich!

So sehr war meine Liebe dir zuwider,
Grausame, daß du stirbst, mir zu entfliehn?
Gott weiß, und ob ich oft auch stritt dawider,
Ich kann nicht anders thun als für dich glühn.
Warum gabst du im Wald mir Hoffnung wieder,
Wenn dir Gewähr so unerträglich schien?
Wer zwang dich, jenen Antrag mir zu thun,
Der uns das Leben Beiden kostet nun?

Nicht wollt' ich irgend, daß du dich betrübtest:
Nie wollt' ich dies, ich will es auch nicht heut.
Mein ganz Begehren war, daß du mich liebtest;
Nichts And'res schrieb ich dir zu keiner Zeit.
Und wenn du dich mich zu verkennen übtest,
Bin ich dir's zu beweisen gleich bereit:
Denn alle Schwüre lös' ich, die dich binden;
Geh' oder bleibe nun, ganz nach Befinden! —

Auf dieses Wort des edeln Mannes spricht
Tisbina, die zum Mitleid tief Bewegte:
Du hast in Großmuth mich so weit besiegt,
Daß ich allein für dich jezt sterben möchte.
Doch das Geschick verbeut es; Zeit gebricht
Zum Danke selbst: eh' ich in Wort' ihn brächte,
Wär's um mein Bischen Leben schon geschehn;
Doch könnt' ich jezt für dich in's Feuer gehn. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Juli.

Maltiz. Veith.

Der Tod zweier hier Lebenden, auch dem Auslande durch ihre Werke bekannt, erregte besondere Theilnahme; der eine war der belletristische Schriftsteller, Baron von Maltiz, der andere der Kupferstecher Veith. Ersterer hatte sich in der Satire und im Drama, nicht ohne Beifall, versucht, besonders auch mit einer religiösen Schrift, „Sonnenblicke“ genannt, welche es, dem Vernehmen nach, bis zur sechsten Auflage brachte, Aufsehen gemacht. Seinen „Pfefferkörnern,“ welche an die frühere Weise des verstorbenen Falk, als er noch Satiren schrieb, stark erinnern, fehlten ebenfalls die Leser nicht. Auf die seiner Person näher Stehenden machte sein frühes Dahinscheiden — er hatte das drei-und-vierzigste Jahr noch nicht vollendet — einen um so schmerzlichern Eindruck, da sie sich durch das Wohlwollen seines Herzens an den Mann eng gefesselt fühlten. Zu ihnen gehörte hauptsächlich der greise Dichter Tiedge, den er hochverehrte. Maltiz war es auch, der vor einigen Jahren Tiedgen zum Geburtsfeste eine Denkmünze mit dem Bildnisse des Gefeierten überreichte, die er zu diesem Zwecke selbst hatte fertigen lassen. Der jezt fünf-und-achtzig Lebensjahre zählende Dichtergreis soll tief ergriffen gewesen seyn von dem Tode seines Freundes, der nur die Hälfte seiner Lebensjahre erreicht. Maltizens Grabhügel war bei der Beerdigung von einer großen Zahl innig Theilnehmender umringt. Der durch seine Novellen bekannte Dichter Wachsmann drückte seine Gefühle für den Entschlafenen in gewählten, rührenden Worten aus. An dem Hügel, worein man kurz nachher den Leichnam des Kupferstechers, Professor Veith, versenkte, hielt einer seiner theilnehmendsten Verehrer, der talentvolle Maler Dallery, welcher zur vorjährigen hiesigen Kunstausstellung in einem sprechend ähnlichen Brustbilde Veiths einen sehr schäzbaren Beitrag geliefert hatte, ebenfalls eine gefühlvolle Rede. Das Leben des Verstorbenen war ein nur selten durch günstigere Umstände unterbrochener Kampf zwischen Kunst und Noth. Nahrungssorgen zwangen ihn schon in den frühesten Jahren zu Arbeiten, die in den Flug seines eifrigen Kunststrebens störend eingriffen. Kleinigkeiten, welche dieses nur hemmen, nie fördern konnten, brachten ihn, weil sie bezahlt wurden, um die köstlichen Stunden, die er seinem Geiste angemessenern, großen Gegenständen so gerne gewidmet hätte. Hiedurch nun entstand in dem wackern Künstler ein immer tieferer, allmählich in trostlose, melancholische Stimmung übergehender Verdruß. Dessenungeachtet gelang es seiner höhern Natur, in den Räumen der Kunst eine sehr ehrenvolle Höhe als Landschaftzeichner und als Kupferstecher zu erklimmen. Besonders werden seine Zeichnungen, voll Geist und Gefühl und dabei von der sorgsamsten, zartesten Ausführung, wie mehrere seiner größern Kupferplatten, ihm ein bleibendes Andenken bei allen Kunstverehrern sichern. Eine höchst traurige Periode kam über ihn, nachdem sein Trübsinn durch immer zunehmendes Augenleiden und die Besorgniß vor völliger Erblindung auf das Höchste gestiegen war. Um diese Zeit war er zulezt gänzlich verschollen. Als aber längst schon auf seine ungemeine Geschicklichkeit sich nicht mehr rechnen ließ, erschienen plözlich von Neuem Werke seiner Hand, die, wenn auch vielleicht nicht durchaus den besten seiner frühern sich an die Seite zu stellen vermochten, doch immer noch ein seltenes Verdienst beurkundeten. Auf wahrhaft wunderbare Weise raffte später hin, mitten im düstersten Unmuthe, sein Genius sich wieder empor, und mit der durch den Beifall, der die neuen Erzeugnisse empfing, in seinem Innern aufgegangenen Helle ging das früher immer mehr verdunkelte Licht seiner Augen Hand in Hand. Neuer Lebensmuth führte ihn zu dem ihm in der lezten Zeit ganz fremd gewordenen Kunstfleiße zurück. Troz der vielen und mannichfachen Bedrängnisse, denen seine Laufbahn sich ausgesezt sah, hat er doch ein Alter von mehr als neun-und-sechzig Jahren erreicht.

(Die Fortsezung folgt.)

Mainz, Ende Juli.

(Beschluß.)

Die Eisenbahn.

Schon mehr als ein Jahr lang reden wir von einer Eisenbahn zwischen Mainz und Frankfurt, und über's Jahr um diese Zeit, befürchte ich, ist sie noch nicht begonnen. Der Grund hievon liegt offenbar darin, daß man gleich von Anfang an uneins war und egoistisch zu Werke ging. Der eine wollte die Bahn auf der rechten, der andere auf der linken Mainseite haben; dieser wollte die Vortheile dem nassauischen, jener dem hessischen Gebiete vindiciren; der wollte darin einen Hebel für das Aufblühen des Handels, jener ein neues Börsenspiel finden u. s. f. Noch heute, obgleich alle Welt sich dafür ausspricht, ist man nicht fest überzeugt, daß die Bahn auf der rechten Mainseite der auf der linken weit vorzuziehen sey. Aber man wird zur Ueberzeugung kommen, nur etwas lange wird es dauern. Unterdessen treiben die Börsenmänner ihr Spiel mit den Aktien. Sie haben dieselben bereits auf 67 pCt. Agio gesteigert, und es ist ihnen nicht bange, dieselben auch auf 100 zu bringen, da sie mit den nöthigen Machinationen von der staatspapiernen Welt her bekannt sind. Haben diese Leute einmal die Sache gehörig ausgebeutet und die Aktien in fremde Hände gebracht, dann werden die Aktiencourse schon wieder eine retrograde Bewegung machen. Man hat mit vielem Eifer ausposaunt, welch goldene Früchte die Aktien dieser Eisenbahn tragen müßten; den Zweiflern hat man stets das vorliegende Beispiel der Dividende der Fürth-Nürnberger Bahn entgegengehalten. Allein dieser Zauber wird verschwinden, wenn man einmal weiß, daß diese unsere Bahn vor allen Dingen jährlich ein Kapital von drei Millionen Gulden zu verzinsen, und dazu jährlich eine bedeutende Summe als Unterhaltungskosten aufzubringen hat. Es ist sogar berechnet, daß täglich im Durchschnitt an achthundert Personen auf dieser Bahn reisen müssen, soll sich das Kapital nur mit 5½ pCt. rentiren. So wenig ich nun auf solche präsumtive Rechnungen gebe, so ist doch so viel gewiß, daß die Dividenden nicht so bedeutend ausfallen können, um den Aktien heute schon einen Werth von 100 pCt. Agio zu geben. Daß sie diesen Werth haben, oder bald haben werden, ist Werk der Spekulation, nicht der Ueberlegung.

Beilage: Kunstblatt Nr. 61.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 191.

Morgenblatt
für
gebildete Leser.

Freitag, den 11. August 1837.

— Why, she would hang on him,
As if increase of appetite had grown
By what it fed on: and yet —
Frailty, thy name is woman!
Shakespeare.

Episoden aus Bojardos verliebtem Roland.

(Fortsetzung.)

Prasild war so versenkt in seinen Gram,
Da er sich schon sucht' in den Tod zu fassen,
Daß er die süßen Worte nicht vernahm,
Und außer sich vor Jammer, wie verlassen
Von allem Trost, nur einen Kuß ihr nahm;
Worauf er sie, nach ihrem Wunsch, entlassen,
Und als er nun sich los von ihr gerissen,
Auf's Bett sank unter heißen Thränengüssen.

Wie zum Irold Tisbina heimgekehrt,
Fand sie ihn dort noch mit verhülltem Haupte;
Und er, der von des Ritters Großmuth hört,
Wie er nur einen Kuß der Gattin raubte,
Warf sich vom Lager nieder an die Erd',
Und knieend bat den Gott er, den er glaubte,
Gen Himmel schauend mit gefalt'nen Händen:
Aus seines Mitleids reichen Gnadenspenden

Doch zu belohnen für sein beispiellos
Hochherzig Handeln den getreuen Ritter.
Doch während er sich im Gebet ergoß,
Fiel, wie vom Schlaf erschöpft, Tisbina nieder;
Weil jenes Trankes Kraft, den sie genoß,
Geschwinder wirkt' auf ihre zarten Glieder:
Denn schneller bringen Tod und alle Schmerzen
Zu schwachen Frau'n= als harten Männerherzen.

Mit eisigstarren Mienen sieht der Gatte
Die Liebliche zur Erde sinken hin,
Die vor den Augen einen Schleier hatte,
Und nicht wie todt, nur sanft zu schlummern schien.
Auf Gott und Himmel schilt der Lebenssatte,
Nennt grausam sie, daß sie so martern ihn;
Er schilt die Liebe hart, das Schicksal schnöde,
Daß es in solchen Qualen ihn nicht tödte.

Genug vom Kummer dieses Hoffnungslosen:
Wie weh ihm war, denkt selbst, Herr Ritter, nach.
Prasild hatt' im Gemach sich eingeschlossen,
Wo er, erschöpft von Thränen, also sprach:
Ob wohl ein Herz vom Glück so weit verstoßen,
Wie ich auf Erden war bis diesen Tag?
Denn wenn ich meiner Dame nach will eilen,
Darf ich nicht lange mehr im Leben weilen.

So wird die Arge jubeln denn einmal,
Die Finster=Trübe, die wir nennen Liebe!
Frohlocke heut in meiner vollen Qual!
Komm, kühl' in meinem Blut die Mördertriebe!

Doch, dir zum Trutz, frei werd' ich auf einmal:
Kein schärfer Gift, das mir zu kosten bliebe,
Hat selbst die Höll', und deiner Tyrannei,
Heimtückische, kommt ihre Qual nicht bei! —

Noch unter so betrübten Selbstgesprächen
Ließ sich ein Arzt im Hause plötzlich sehn;
Der alte Mann will mit Prasilden sprechen,
Doch Keiner wagt zu ihm hineinzugehn.
Der Greis versezt: sehr viel ist dran gelegen
Daß er mich hör', es muß durchaus geschehn;
Denn außerdem, sollt ihr nur sicher wissen,
Wird euer Herr heut Abend sterben müssen. —

Als er dies hörte, wagt der Kämmerer
Sich, Böses ahnend, in das Kämmerlein:
Stets einen zweiten Schlüssel führte er,
Und ging dort nach Belieben aus und ein.
Mit sanftem Wort gewann er, daß sein Herr
Dem Alten sich bequemt Gehör zu leih'n,
Und ob er gleich viel Schwierigkeiten machte,
Zulezt erlaubt, daß er herein ihn brachte.

Der Arzt sprach: werther Herr, zu jeder Zeit
Bist du mir lieb und hochverehrt gewesen:
Nun schweb' ich sehr in Sorg' und Bangigkeit,
Du seyst zum Opfer arger Tück' erlesen,
Da Eifersucht, Lieb' und Empfindlichkeit
Und einer Frau unstet begehrlich Wesen
— Denn selten sind sie völlig beim Verstande —
Jedwedes Aeußerste zu thun im Stande.

Dies sag' ich dir, weil heute früh verstohlen
Man einen gift'gen Trank von mir begehrt.
Ein Zöflein sollt' ihn für Tisbinen holen;
Und ganz vor Kurzem hab' ich nun gehört,
Daß sich dies Früchtchen her zu dir gestohlen,
Worauf ich Alles leichtlich mir erklärt:
Dir gilt's! hab' auf sie Acht, flieh lieber Jede!
Daß sie doch Satan All' am Kragen hätte!

Wiewohl für diesmal sey getrost: ich hab'
In Wahrheit ihr nichts Giftiges gegeben.
Wenn du es etwa trankest, wirst du knapp
Fünf Stunden schlafen, und nichts weiter eben.
O läg' dafür nur diese Her' im Grab,
Sammt all den Andern dieser Welt daneben!
— Den Schlechten mein' ich; denn bei uns, zur Strafe,
Gehn immer hundert Schlecht' auf eine Brave. —

Kaum hat dies Wort Prasildens Ohr erreicht,
Schien Leben in die starre Brust zu dringen.
Wie sich das Veilchen unter Regen beugt,
Wie Ros' und Lilienblume hängt die Schwingen,
Doch, wenn dann Sonnenglanz die Nebel scheucht,
Der Farben Pracht entfaltend neu verjüngen:
So ward auch von der Freudenbotschaft Jener
Im Herzen froh und von Gesichte schöner.

Dem alten Mann dankt er mit Mund und Hand,
Worauf er zu Irolden sich begeben
Und ihm, den er im Haus verzweifelnd fand,
Von allem, wie's geschah, Bericht gegeben.
Ermeßt nun selbst, ob der sein Glück erkannt!
Sie, die ihm theurer war als Blut und Leben,
Bot er nunmehr Prasilden ganz zu eigen,
So großer Huld sich dankbar zu erzeigen.

Lang widerstand ihm zwar Prasild hierin;
Doch läßt sich schwer, was man begehrt, versagen:
Und obwohl Jeder unerbittlich schien,
— Wie sich zwei Edle pflegen zu betragen —
Beharrt' Irold doch fest auf seinem Sinn,
Bis er zulezt, um es euch kurz zu sagen,
Die holde Frau Prasilden überließ,
Und unverzüglich selbst die Stadt verließ.

Er schied, um nimmermehr zurückzukommen
Nach Babylon, bis an der Tage Ziel.
Nachdem Tisbina wieder zu sich kommen
Und nun vernahm, wie sich gewandt das Spiel,
Worüber sie, von großem Schmerz beklommen,
Zwar mehr als einmal wohl in Ohnmacht fiel,
Besann sie doch, da sie des Gatten Wandern
Nicht ändern kann, zulezt sich eines Andern.

Das Weib ist weich und zart in jedem Falle,
An Seel' und Leib; nicht lang mit Waffen ficht's;
Wie frischer Reif nicht harrt, bis auf ihn falle
Der heiße Strahl des hohen Sonnenlichts.
Tisbinen ähnlich sind wir Alle, Alle!
Ihr lag an keinem langen Streit um — nichts:
Und so ergab sie sich beim ersten Male,
Und nahm Prasild, den Schönen, zum Gemahle.

Ueber das Lächerliche.

(Fortsetzung.)

Man kann zuerst an die Constituirung des Lächerlichen in der Welt, der Menschheit, denken, an dasselbe als Potenz, als Lebensseite im Allgemeinen, als Idee worunter ich mir gern die Erscheinung eines Lebendigen in ihrem höchsten Ausdruck als Weltmacht vorstelle.

Das Leben hat drei Hauptseiten, 1) die des Ernstes, des Bedürfnisses, des Nothwendigen, des Nützlichen, der

Rath und Hülfe schaffenden Thätigkeit, der zweckmäßigen Anstrengung, des hellen Verstandes ꝛc.; 2) die des Phantastischen, Poetischen, des Höhern, Ueberirdischen, Religiösen, eines feinern, geistigen Bedürfnisses, das ihm von Oben eingeprägt zu seyn scheint, und nicht durch Verstand und gemessene Thätigkeit, sondern durch einen geheimnißvollen Zug, durch eine Richtung nach Oben befriedigt werden kann; 3) die Seite der Unzulänglichkeit, der Nachlässigkeit, Thorheit, Narrheit, Unzweckmäßigkeit, des Irrthums, der Verblendung, der Ungeschicklichkeit, des Muthwillens, der Schadenfreude, der vergeblichen Anstrengung, der Verhöhnung, und wie die Minuspole der vorgenannten verständig-ernsten und geistig-würdigen Thätigkeiten alle heißen mögen. In dieser leztern Sphäre tritt das Komische, das Lächerliche auf, und wir ahnen, daß auf der Welt Alles durch Umstände und Gelegenheit lächerlich werden oder gemacht werden kann, daß das Lächerliche eine Weltmacht ist, wie das Vernünftige, das Schöne, das Erhabene.

Die physische Erscheinung des Lachens mögen die Physiologen erklären; wir reden nur von der Empfindung, die wir nicht zu beschreiben versuchen, da sie Jeder in sich als ein Bekanntes findet. Wir wissen auch nicht, wie die Angst bange, der Schrecken die Haare sich sträuben macht. Das Lachen mag man sich einstweilen aus einer angenehm kitzelnden Säuerung der Muskeln des Zwerchfells durch die Nerven erklären, die durch ein schnelles Penduliren der Vorstellung zwischen zwei Sphären unterhalten wird.

Weinen kann man nicht so plötzlich, als lachen, wenn man nicht schon dazu gestimmt ist. Schmerz, Schrecken, Trauerposten, Beleidigungen erregen jenes erst nach einiger Zeit, wenn der Mensch sich selbst als ein unschuldig vom Menschen oder Geschick Geplagter, als ein vergeblich nach Heil und Hülfe Ringender, als ein Dulder ꝛc. erscheint, wenn ein Verlust seinem Gemüth sich so recht als ein Abschied theurer Güter aus seinem Leben darstellt. Man kann das Weinen wirklich als Gegenseite des Lachens ansehen, weil auch bei ihm Nothwendigkeit und Freiheit, nur in anderer Art als beim Lächerlichen, in Conflikt gerathen, wobei jedoch zu bemerken ist, daß der Mensch im Leben mehr über Andere lacht, als über sich selbst, aber öfter über sein eigenes Leid weint, als aus Mitleid über fremdes. Ihr gegenseitiges Verhalten erscheint auch einleuchtend bei den Freudenthränen, z. B. beim Anblick eines Kindes, wenn dieses zugleich drollig als klein-enges Verstandeswesen, und hülflos, besorglich als Menschenkind erscheint, oder auch sonst, wo wir, wenn sich ein schönes Gemüth unter komischen Umständen offenbart, zugleich lachen und weinen. Mir fällt hier jene Scene ein, wo der alte Tyroler Koch seinen Sohn, den jungen Maler, in der hiesigen Karlsschule aufsuchte, wie dann Beide einander laut heulend umarmten und nun, im Uebermaß der freudigsten Rührung, sich schreiend mit geballten Fäusten gegenseitig gewaltig auf dem Rücken trommelten, eine Scene des Wiedersehens, welche die Umstehenden zu jenem Lachen-Weinen in hohem Grade reizte. Einen ähnlichen Eindruck machte auf mich die Anekdote, daß ein Schullehrer, als er mit seinem Collaborator das erste Mal an den Meeresstrand trat, von dem Eindruck der hohen See übermannt, seinen Reisegefährten abprügelte. Bei den Kindern sezt oft das Lachen in Weinen um, wenn sie ausgelacht werden, das Weinen in Lachen, wenn sie aus dem flüchtigen Schrecken oder Schmerz sich fassen, den Schabernack merken ꝛc.

Die Thiere lachen und weinen nicht, obwohl man von Lachtauben, Krokodillzähren, heulenden Hunden und Hyänen spricht, und an Pferden schon Zähren bemerkt haben will. Daß sie Lust und Wehmuth fühlen, ist kein Zweifel; zur weinerlichen Stimmung haben sie aber zu wenig Ueberschauen ihres Geschicks im Ganzen, zu wenig Mitleiden mit sich selbst, sind zu sehr an den Moment gefesselt, leben zu sehr in erster, niederster Potenz. Vom Lachen haben sie nur die verwandte Lust, nicht die Vibration. Hunde haben ein tiefes Gefühl. Tausend rührende Geschichten sind bekannt; sie sterben vor Kummer, vor Gram um ihren geliebten Herrn. Neulich umarmte ein Spitz bei meiner Wiederkunft mit seinen Füßen die meinen, drückte seine Brust an meine Wade. Katzen haben Sinn für Komik; junge Katzen fühlen Lust bei den Foppereien, Ueberlistungen, Wechselfällen ꝛc. ihrer Spiele. Es fehlen ihnen nur die Lachmuskeln im Eingeweide.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

Neue Aufklärungen über Descartes und Newton. — Vor Kurzem sind an verschiedenen Orten fast zu gleicher Zeit Aktenstücke entdeckt worden, welche über die Geschichte zweier der größten Männer des siebzehnten Jahrhunderts neues Licht verbreiten. Cousin fand auf der Bibliothek zu Leiden verschiedene ungedruckte Briefe des Descartes und auf ihn bezügliche Papiere. Das interessanteste Stück ist ein Aufsatz des berühmten Huyghens, worin dieser die Leistungen des Descartes als Philosoph, als Mathematiker und Physiker einer scharfen Kritik unterwirft, und in lezterer Beziehung namentlich die durch Belege unterstüzte Behauptung aufstellt, mehrere seiner Entdeckungen seyen reine Plagiate gewesen. — Noch interessanter ist der zweite Fund. In England hat man ganz authentische Manuscripte Newtons aufgefunden, welche gedruckt mehrere Bände füllen werden. Robinson, der beständige Sekretär der Edinburger Akademie, hat sie durchgesehen, und Brewster, der Biograph Newtons, soll sie herausgeben. Die Papiere bestehen erstens aus einer bedeutenden Briefsammlung; darunter befindet sich, neben manchem sehr Interessanten, ein eigenhändiger Brief, aus dem unwidersprechlich

hervorgeht, daß Sir Isaacs Gleichgültigkeit gegen das schöne Geschlecht nicht so weit ging, als die Bibliographen herkömmlich behaupten: es ist ein förmlicher Liebesbrief; zweitens aus einer Reihe von Denkschriften über verschiedene wissenschaftliche Gegenstände; unter andern befindet sich darunter ein Entwurf zur Reform der Londoner königlichen Societät, welche noch gegenwärtig nach dem veralteten Plan Bacos organisirt ist. Newton war bekanntlich lange Präsident dieser Gesellschaft, und just zu der Zeit, da er sich fruchtlos mit Umgestaltung derselben beschäftigte, organisirte unser großer Landsmann Leibnitz die Berliner Akademie und erfand die Differenzialrechnung, welche Newton schon früher gefunden, aber nicht bekannt gemacht hatte.

Fahrt auf der Eisenbahn zwischen Paris und St. Germain. — Am 31sten Juli wurde die eben fertig gewordene Eisenbahn von Paris nach St. Germain zum ersten Male von etwa hundert Personen in drei Wagen in ihrer ganzen Erstreckung befahren. Sie ist 4 3/4 Lieues lang; zum Hinweg brauchte man, verschiedenen Aufenthalt mitgerechnet, 55 Minuten, zum Herweg 29 Minuten; auf der geraden Strecke bei Nanterre und Colombes betrug die Geschwindigkeit 13 bis 14 Lieues in der Stunde. Nach dem Maßstabe dieser Probefahrt könnte man in drei Stunden nach Rouen, in zwölf nach Lyon fahren. — Man spreche nicht von der Prosa des Dampfwesens: auf einer Eisenbahn zu fliegen, ist sicher eine reiche Quelle poetischer Sensationen; der Mensch hat sich aber noch nicht genug an diesen Flug gewöhnt, um sie gehörig fixiren und ordnen zu können; das rasche Dahingerissenwerden nimmt noch zu sehr das Gemeingefühl in Anspruch, als daß sich die Phantasie selbst verhören könnte. Vielleicht ist es auch erst den Deutschen vorbehalten, mit dem Netze von Eisenbahnen, das dereinst auch Deutschland bedecken wird, die neue Form einer Dampfpoesie einzufangen. — Schon das dampfende Ungethüm mit seinem ungeheuren gegliederten Schweif an sich vorüberfliegen zu sehen, ist ein großartiger, erhebender Anblick. Man kann sich nicht erwehren, dem rennenden Wesen eigenthümliches Leben, aus- und einziehenden Odem, ein klopfendes Herz, Knochenhebel und wechselsweise anziehende Muskeln zuzuschreiben: jezt läuft es sachte, lautlos dahin, nur ein leichtes, flatterndes Dampfband mit sich ziehend; auf einmal bläst es dicke Wolken aus den Nüstern, es wiehert laut auf, es stampft den Boden, wie vieler Rosse Hufe, und braust dahin. — Das französische Publikum, das am 31sten Juli herbeigekommen war, des Schauspiels zu genießen, verfehlte nicht, seinen Empfindungen auf seine Weise Luft zu machen. Der Postwagen von Pontoise fuhr eben über eine Brücke, als das Dampfconvoi darunter wegflog; die beiderseitigen Reisenden salutirten sich à la française, und der Postillon, von der Locomotive begeistert, sezte seine Pferde in den schärfsten Galopp. Auf der ganzen Strecke klatschten, wenn die Wagen herbeikamen, die Zuschauer enthusiastisch in die Hände, wie bei einem Theatereffekt, und nur ein paar alte Weiber bekreuzten sich.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Juli.

(Fortsetzung.)

Kunstleistungen.

Gar erfreulich ist neuerlich das unverkennbare Ringen der Malerkunst nach dem Ziele, dessen köstliches Resultat aus den Werken der Raphael, Correggio u. s. w. hervorleuchtet. Unter andern nimmt man es auch in vielen der Gemälde wahr, welche dem sächsischen Kunstverein zum Ankauf angetragen werden. Von Lindau und Törmer in Rom sind so eben sehr werthvolle Tableaux im Lokale des Vereins aufgestellt. Eines des erstern hat eine Versammlung neapolitanischer Marinari im Freien zum Gegenstande. Die freundliche Stimmung an einem Festabend spricht jedes Gesicht, jede Bewegung der wohlgruppirten, lebenvollen, durch Mannichfaltigkeit der Individualität besonders anziehenden Versammlung aus. Ihre Beschäftigungen sind Musik und Improvisation. Gleiches südliches Behagen liegt in dem ganzen Thun und Wesen der aktiven, wie der bloß zuhörenden Theilnehmer. Eine nicht genug zu rühmende Sorgfalt und Nettigkeit in der Ausführung hat Törmer auf die Darstellung eines historischen Ereignisses gewendet. Maria Stuart auf dem Schlosse zu Lochleven steht vor uns, die Feder bereits in der Hand, welche sich offenbar zu Unterzeichnung der ihr angesonnenen Thronentsagung nicht entschließen kann. Man hat nicht hinreichenden Ausdruck in ihrem Gesicht finden wollen; meiner Ansicht nach aber erzeugt eben der grauenvolle Umfang der in ihr vorauszusetzenden peinlichen Gefühle diese Erstarrung und Versteinerung, welche in dem Antlitze vorherrscht. Das Haupt der auf ähnliche Weise versteinerten Niobe des unsterblichen griechischen Bildhauers zeigt nicht die mindeste Störung des Ebenmaßes der hohen Schönheit durch das Uebermaß des Schmerzes. Vermuthlich hat unser talentvoller Maler bei seiner Darstellung auf ein gleichzeitiges Porträt Mariens gefußt, und das Verhältniß der vorgefundenen Gesichtszüge, aus demselben Grunde wie jener Grieche, nicht beeinträchtigen wollen. Deutet doch die Dumpfheit von Mariens offenem, aber mehr dem eigenen Innern als der Außenwelt zugekehrten Auge zur Genüge das Entsetzen der Stimmung an, das eben ihre Seele zu zerreißen droht. Und der Tiefe dieser sich einzig auf das Innere concentrirenden Verzweiflung ist von dem Künstler in einer Dame der Fürstin ein gar sinnvoller Contrast gegenübergestellt, der bittere Schmerz über das Unglück ihrer Gebieterin, ein Schmerz, der zugleich auch nach außen sich verbreitet, und von dem der ganze Körper der reizenden Person sichtbar mit ergriffen ist. Das Ganze spricht noch besonders durch einen wohlthuenden Reiz der Farben und das sehr gelungene Streben an, aus ihnen auch die Eigenthümlichkeit der Gewänderstoffe klar hervorscheinen zu lassen. — Außer noch einem höchst lobenswerthen Gemälde von Lindau und einer großen Zahl anderer, zum Theil köstlicher Schildereien jüngerer Meister lassen vorzüglich mehrere mit aufgestellte Zeichnungen alter Kunstvirtuosen das Auge kaum wieder los. Welch ein Geist, welche Kraft in den auf das Flüchtigste hingeworfenen Skizzen des eminenten Rembrand! Die Gestalten und Gesichter der Versammlung im Innern einer holländischen Tabagie bestehen bloß aus in größter Eile zusammengeworfenen Linien; aber Alles, was der große Meister gewollt, drücken sie mit einer Schärfe und Bestimmtheit und mit einer so lebendigen Seele aus, daß gar nichts zu wünschen übrig bleibt. — Zu Leipzig wurde am lezten Johannistage König Antons durch Geschmack und Aehnlichkeit gleich ausgezeichnete, von dem Professor Rietschel bei hiesiger Kunstakademie modellirte Büste, welche ihm hier, in der Nähe der Friedrichstädter Allee, errichtet wurde, ebenfalls in Eisen gegossen, im Johannesthale aufgestellt.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 81.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 192.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 12. August 1837.

Wenn ich die Meinung eines Andern anhören soll, so muß sie positiv ausgesprochen werden; — Problematisches hab' ich in mir selbst genug.

Goethe.

Ueber das Lächerliche.

(Fortsetzung.)

Das Lächerliche sezt eine Doppelsphäre von Anschauungen in der Imagination voraus, die der Freiheit und die der Nöthigung, leztere rasch, wohl auch unerwartet hinüberschlagend in jene, einen Bliz der unschädlichen Despotie einschlagend in die Willkühr. Wo das Daseyn, der Bestand des Lebens in's Gedränge, in Gefahr kommt, da wird das Lachen durch Besorgniß und Schrecken unterdrückt; wo die Abhängigkeit, die Schwäche, die Hinfälligkeit des Menschen im Ganzen überschaut wird, da erfolgt Rührung. Bei dem Komischen wird anschaulich, wie eine höhere Gewalt, natürliche oder menschliche, mit der vermeintlich freien Bewegung des Menschen ein augenblickliches heiteres Spiel treibt, sie unterbricht, verspottet, zerstört, durch die angemaßte Willkühr ihre Nöthigung, jedoch unschädlich, durchbrechen läßt.

Die Gäste erwarten eine Lieblingsspeise; man öffnet die Thüre des Saales, die dampfende Schüssel erscheint, der Diener strauchelt vor lauter Sorgsamkeit, stolpert über die Schwelle und fällt mit dem Triumph der Kochkunst zu Boden. Wir lachen über den ungeschickten Träger und über die gefoppten Gäste. Sie selbst lachen wohl auch, daß ihnen in ihrem Wünschen und Streben vom Zufall so mitgespielt worden. Mit dem bloßen Contraste, dem Fehler und Uebelstande, der Unanständigkeit, der Größe ohne Stärke, der Disproportion, der unschicklichen Verbindung, dem Unsinn, der Ungereimtheit, der Auflösung einer Erwartung in Nichts, dem Untergange des Idealen im Realen, der Umkehrung der Welt, dem Umschlagen des Erhabenen in die Bagatelle, und wie das „Lächerliche“ noch sonst sacherklärt werden wollte, kommen wir nicht durch; es sind nur Facetten desselben und die Grundform ist wie gar nicht berührt.

Freilich ist bei dem Lächerlichen meistens ein „Contrast,“ z. B. bei der Anzeige: Ein Kinderhäubchen hat auf dem Kirchplatze gefunden — Superintendent Camerarius. Hier liegt aber der Spaß darin, daß die kleinliche Sorgfalt des Aufhebens und Anzeigens der Amtswürde einen Streich gespielt hat.

Es ist allerdings ein „Uebelstand,“ wenn ein alter Herr, von einem gewissen Orte in die Gesellschaft zurückkommend, vergessen hat, ein gewisses Kleidungsstück zuzuknöpfen, wenn er etwa noch überdies den Wink der Dame des Hauses — sie muß bei Jahren seyn, wenn es nicht anstößig werden soll — nicht alsobald versteht und sich geberdet, wie wenn Alles in Ordnung wäre. — Aber dieser Uebelstand ist lächerlich, weil er von der bösen Gewohnheit der Vergeßlichkeit herrührt, einer Nöthigung, die dem alten Herrn hier mitspielte. Auch die Unanständigkeit

wäre nicht das rechte Erklärungswort, denn diese müßte activ seyn; das Komische liegt aber im Gegentheil gerade in der Passivität.

Wenn einem sehr beweglichen jungen Manne, der andere gern genießt, ein Haarbeutel angeheftet wird, mit dem er nun im Zimmer lebhaft gestikulirend auf und ab spaziert, wo ist hier „Größe ohne Stärke?“ Man ergözt sich an seiner vermeintlich freien, graziösen Bewegung, während er das Abzeichen des Altfränkischen unbewußt, willenlos an sich tragen muß. Tausend Foppereien gehen nach dieser beliebten Melodie.

Finden wir in Fallstaff „Größe ohne Stärke“ physisch und geistig personifizirt, und wirken diese Gegensätze komisch, so können wir noch immer nach dem warum? fragen und uns dann sagen, die Wirkung gehe aus der Anschauung hervor, wie die Beweglichkeit, zu der ihn sein lüstern-liederliches Wesen, seine schmarotzerische Verbindung mit dem Prinzen treibt, stets von seiner übermäßigen Wohlbeleibtheit genirt wird, so daß er sich aus einem freien Schlemmerleben eben durch Völlerei in ein täglich lästigeres Phlegma hineinlebt; — und wie andererseits ein heller Verstand, eine gewisse Genialität der Gesinnung keinen sittlichen Hintergrund haben, wie seine habituirte Sinnlichkeit und große Feigheit sich immer durch Schmeicheln, Lügen und Prahlen durchzubringen suchen, was die lächerlichsten Conflikte von Neigung und Scheu, Willkühr und Aufnöthigung herbeiführt.

Die „Disproportion“ kann zuweilen komisch wirken. — Wenn ein kleiner Junge einen mächtig großen Hut aufsezt, so macht das wenig Spaß. Anders ist es aber, wenn wir in der Reihe der Confirmanten einen untersezten Knirps mit seines Vaters Nebelstecher auf dem Kopf erblicken. Hier macht der Gegensatz der freien Wahl eines wohlpassenden Kleidungsstücks mit der Aufnöthigung eines unpassenden, wenn auch aus häuslicher Noth, einen komischen Effekt. Oft wirkt schon ein Wort, welches eine „Disproportion“ ausspricht, Lachen; z. B. wenn ich einen Zwergartigen einen Riesen oder Potsdamer nenne, oder einen, der in den Straßenkoth gefallen, einen Tausendkünstler. An derlei verkehrten Bezeichnungen heben sich die Nöthigungen der Natur, des Zufalls belustigend ab.

In unsern heitern Gesprächen kommen tausend solche Bezeichnungen vor, und humoristische, wohl auch malitiöse Leute wählen, wenn sie von Andern, Gegenwärtigen oder Abwesenden, sprechen, gern solche Benennungen, durch welche diese als Unfreie, vom Schicksal, von Angehörigen, Obern, von eigenen bösen Lüsten und Gewöhnungen Beherrschte, Geplagte, Gefoppte erscheinen. Unsere Sprache ist voll von Bezeichnungen und Wendungen, die eine satirische, komische Färbung enthalten.

(Der Beschluß folgt.)

Briefe aus der Normandie von J. V.

Havre, den 24sten Juli.

Der Seemaler Drouin.

Ich erging mich am Fuße der Heve, die malerischen Gruppirungen der zerrissenen Felsen beschauend, und mich der schönen, immer wechselnden Aussichten auf das Meer und die Stadt freuend. Nur hier und dort sah man in der Brandung der allmählig steigenden Fluth einen schweigsamen Fischer seinem Fange nachgehen. Die bewegte Welt der Stadt wurde hier, eine Stunde von Havre entfernt, zur Einöde. Bald erregte ein junger Mann am Ufer meine Neugierde. Er stand an einer Stelle, wo sich die Brandung an ein paar großen Felsblöcken mit Geräusch, und ihr Wasser oft Mannshoch in die Luft werfend, brach. Mit jeder kommenden Welle sah ich ihn sich vorbeugen, als habe er ihr ein Geheimniß anzuvertrauen, und dann, wenn sie ihn mit ihrem Schaume und ihrem Wassergusse bedeckt hatte, einen Schritt oder ein paar zurückweichen und, als ob sie ihm Antwort gegeben, etwas auf ein Blatt, das er in der Hand hielt, niederschreiben. Bei jeder neuen Welle wiederholte sich dieses Manöver, und es schien beinahe, als ob eines der Mährchen unserer Voreltern von der Liebe eines Ritters zu einer Meerjungfrau sich vor mir wiederholte. Bald aber sah ich die Sache mit prosaischerem Auge an, und dann kam es mir vor, als ob mein Ritter der Meernire ein armer Teufel sey, der den Verstand verloren habe. Doch auch dazu waren die Bewegungen des Mannes und die ganze Sache zu monoton und dauerte zu lange. Ich stieg auf den Meerkies hinab und stand bald, ohne bemerkt worden zu seyn, hinter meinem Ritter oder Narren. Eine neue Welle, der er wieder schweigsam, und sie mit seinen Blicken durchbohrend, zugesehen hatte, zwang ihn, ein paar Schritte zurückzutreten, und ich sah dann, als er vor mir stand, daß er sein Blättchen Papier betrachtete und ein ce n'est pas cela! unwillig ausstoßend, es wegwarf und ein anderes aus seiner Tasche herausholte. Ich hob den Liebesbrief an die Meernire auf und fand auf demselben mit Bleistift das Wellenspiel auf eine höchst kunstreiche Weise wiedergegeben. Es war nicht mehr und nicht weniger als ein Maler, der hier die Geheimnisse des Meers studirte und zu fesseln suchte.

Die Civilisation legt sich oft wie eine Scheidewand zwischen die Menschen. In Paris bleibt uns der Zimmernachbar Jahre lang ein Fremder; in einer kleinen Stadt geht's schon besser, in einem Dorfe sind alle Bewohner Verwandte, und zwei Menschen in einer Wüste würden sich beim ersten Zusammentreffen die Hand zum Brudergruße reichen. Wir, der Maler und ich waren am Fuße der

Heve, auf dem Meeresstrande, den Fels hinter uns, die See vor uns, in einer Art Wüste, und so hatten wir keine besondere Einleitung nöthig, um Bekanntschaft zu machen. Ein paar Fragen und Antworten, und das Gespräch war im besten Flusse. Der junge Maler, er mochte 28 Jahre alt seyn, lachte herzlich, als ich ihm gestand, daß ich durch seine auffallende Art, das Wellenspiel zu beobachten, verleitet, im ersten Augenblicke die Gesundheit seines Verstandes bezweifelt habe, und sagte mir, Aehnliches sey ihm von Seiten der Fischer und Arbeiter schon öfters widerfahren. „Deßwegen," fuhr er fort, „muß ich so weit gehen. Oft werde ich für die kleine Reise reichlich belohnt, wie eben hier an dieser Stelle, wo ich seit mehreren Tagen eine ganz eigene Brechung der Wellen beobachte, ohne daß es mir gelingen will, das Geheimniß derselben zu fassen und zu fesseln." Und wirklich sah ich, von ihm darauf aufmerksam gemacht, daß die Brandung, so oft sie gegen die beiden Felsblöcke fuhr, sich doppelt brach und, von zwei Seiten zusammenschlagend, eine Art Wölbung bildete, wie ich dies bis jetzt noch nie bemerkt hatte. Die Croquis des Malers zeigten mir einmal, wie schwer es seyn mochte, dies Spiel der Natur wieder zu geben, dann aber auch, daß ich mit einem Manne zu thun hatte, der nichts weniger als ein Neuling in der Kunst war. Nachdem er mich freundlich eingeladen, ihn zu besuchen, und mir seine Adresse gegeben, ließ ich ihn allein, um ihn in seinen Studien nicht ferner zu stören.

Am Abend fragte ich einen meiner Bekannten, der über alle Bilder des Salons von Paris mitzusprechen hatte, ob er den Maler Drouin kenne, und er antwortete mir, er habe einen peintre en batimens, einen Anstreicher dieses Namens früher gekannt, und er habe wirklich gehört, derselbe befasse sich damit, Schiffe für die Kapitäns oder Rheder zu malen. Dies kühlte meinen Enthusiasmus, den die Skizzen und das bescheidene und doch würdige Wesen des jungen Mannes, der mir einen ziemlich hohen Begriff von seinem Kunstberufe gegeben, in mir hervorgerufen hatten. Dennoch suchte ich am andern Tage meinen neuen Bekannten auf.

Ich mußte bis in den dritten Stock eines Hauses dritten Ranges hinaufsteigen, wo eine schlichte junge Frau, die schwerlich in der Stadt erzogen worden war, mir die Thüre öffnete und mich in ein reinliches Zimmerchen führte, wo bald der Maler in einem grünen leinenen Kittel erschien, der sich nur dadurch von denen, welche die Maler in Paris tragen, unterschied, daß er nicht mit hundert Farben und Oelflecken beklert, sondern blank und rein war. Nach den ersten Begrüßungen führte mich Drouin in ein anderes Zimmer, wo er sein jüngstes Kind, wie er sagte, aufgestellt hatte. Das Kind war ein kleiner Riese, der in der Wiege schon die Schlangen des Neides und der Eifersucht zu zerdrücken im Stande schien.

Ich gestehe, daß ich nie und nirgends bis jetzt das Meer so wiedergegeben sah, als in diesem Gemälde des cidevant peintre en batimens. Das Bild war ziemlich groß, das größte, das Drouin bis jetzt gemalt hatte, fünf Fuß breit und vier Fuß hoch. Es stellte die Sauvetage des vor etwa einem Jahr in der Brandung vor Havre gestrandeten Dampfschiffes le Triton dar. Die Farbe der Schiffsgerippe auf den Werften im Vordergrunde ist etwas hölzern, vielleicht noch zu sehr in der Art des Anstreichers; der Meerkies hat denselben Fehler, er ist zu natürlich, und der Maler hat übersehen, daß man Bäume malt, ohne Blätter zu malen, und daß man den Meerkies als Ganzes, nicht aber als eine große Menge einzelner Kiesel auffassen, daß man ihn malen muß, ohne die einzelnen Steine zu malen. Aber all das sind Fehler, die sich mit der Zeit ablegen lassen, und Drouin wird sie ablegen, denn in seinem Bilde zeigt sich da, wo das Meer beginnt, ein Leben, eine Wahrheit, ein Studium der Natur, wie ich es nie bis jetzt, in keinem Seestücke irgend eines Meisters gesehen habe. Ich sah oft, wie man es versucht hatte, das Meer im Sturme wiederzugeben; aber die Wellen waren meist wahre Berge, schwer und dick. Drouin dagegen hat denselben ihre ganze Elastizität, ihr Spielen, ihre Durchsichtigkeit, ihre unendliche Verschiedenheit zu lassen gewußt. Die Wellen tanzen in seinem Bilde wie auf dem Meere, und man glaubt, wenn man dies Gemälde ansieht, den Jubel zu hören, in den sie ausbrechen, so oft sie der Erde nahe treten. Ich denke nicht zu viel zu sagen, wenn ich prophezeihe, daß Drouin, dessen Name bis jetzt nirgends öffentlich genannt worden, in zehn Jahren der erste Seemaler Frankreichs seyn wird.

Nachdem ich das Bild lange betrachtet und mir Drouin noch ein paar kleinere Landschaften und Viehstücke gezeigt hatte, fragte ich ihn, ich weiß nicht gerade weßwegen, ob der peintre en batimens Drouin etwa sein Vater sey. Und er antwortete lächelnd: „Ja! wenn Sie so wollen; denn er hat mich großgezogen, mich genährt und gepflegt, und mir die Mittel gegeben, ein Maler zu werden, vorausgesetzt, daß mir dies je gelingen sollte. Aber sie könnten mich mißverstehen: der peintre en batimens steht vor Ihnen. Ich habe mich und meine Mutter durch Anstreichen ernährt, und habe gerade dies Metier gewählt, weil ich hoffte, dabei für die Malerei, meine Leidenschaft seit meiner frühesten Jugend, Zeit zu erübrigen." Dann erzählte er mir mit der naivsten Anspruchlosigkeit, wie er bereits im zwölften Jahr seinen Vater verloren, und von da an für eine kranke Mutter und sich selbst das Brod habe verdienen müssen. Seine Neigung theilte sich zwischen dem Meere und der Malerei, und so wurde er zuerst Schiffsjunge, blieb drei Jahre auf der See, und zeichnete schon damals, so gut und so schlecht es eben gehen wollte, Schiffe, das Meer, Kirchen

und Dörfer, ohne je Unterricht gehabt zu haben. Endlich aber erhielt die Neigung zur Malerei die Oberhand, er verließ das Schiff und ging zu einem Häusermaler, wo er bald (in Rouen) so viel erwarb, um sich und seine Mutter zu ernähren, und noch Zeit fand, im Zeichnen Unterricht zu nehmen. Die Anstreicherei aber war seine einzige Schule in der Malerkunst, und in der Farbenlehre blieb er ganz sein eigener Meister. Seine Bilder tragen die Spuren dieses Selbstunterrichts; denn wie schön sie in der Hauptsache sind, so fehlt ihnen doch, was die Maler in Frankreich le chique nennen. Bald trieb ihn seine Sehnsucht nach dem Meere wieder nach Havre, und hier ging er von Stufe zu Stufe aufwärts: erst noch Weißbinder in Wasserfarbe, dann Abkonterfeier der Schiffe für Kapitäns und Kaufleute, die ihre Kinder — die Schiffe sind ihnen solche, und oft fester an's Herz gewachsen, als die eigentlichen Kinder — abmalen lassen, um sie stets um sich zu haben, endlich Oelmaler, und jezt steht er — ich prophezeihe es ihm, und der Umstand, daß bereits jezt Havrer Liebhaber seine Gemälde ziemlich gut bezahlen, bürgt dafür, wenn man die Havrer nur etwas kennt — in der Vorhalle des Tempels, der dem durch die Natur selbst Eingeweihten die Palme nicht versagen wird. Man wird noch oft von ihm sprechen, wenn er erst die Eidrinde durchbrochen, welche die Provinz in Frankreich um jedes Genie legt, wenn er erst einmal in Paris die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Juli.

(Beschluß.)

Aktienunternehmungen.

Die auf Aktien unternommene, nicht weit hinter dem Link'schen Bade an der Bauzner Straße befindliche Anlage zur Brauerei vorzüglich guten Bieres zog, auch abgesehen von dem materiellen Interesse daran, schon darum die Aufmerksamkeit der hiesigen Einwohner besonders auf sich, weil der Plaz früher ein öffentlicher Lustort, und seiner reizenden Situation und Aussicht wegen unter dem Namen des Waldschlößchens ein Lieblingsaufenthalt für die Freunde entfernterer Spaziergänge gewesen war. Die süße Hoffnung, daß der im Sommer durch seine Schattenkühle wirklich überaus angenehme Ort, nach erfolgter Vollendung und Einrichtung der neu zu erbauenden Anstalt, dem öffentlichen Gebrauche wieder gewidmet werden sollte, lockte im Voraus bei schönem Wetter eine Menge Menschen aus allen Ständen dahin. Mächtigere Phantasien anticipirten dabei bereits die wohlthätigen Genüsse des künftig dort schäumenden köstlichen Gersten- und Hopfensaftes, und freuten sich der wirklich grandios erscheinenden Riesengewölbe, welche den dortigen lockern Sandboden durch ihre gewaltigen Mauern festhalten sollten. Eine fast unerschöpfliche, flüssige Seligkeit dämmerte zauberisch vor ihrem Geiste auf. Wenn auch den minder bierphantastischen Naturen keine so kräftigen Schwingen gewachsen waren, so vergnügten sie sich doch ebenfalls an dem recht zweckmäßig erscheinenden Betriebe eines im Ganzen mancherlei wahren und allgemeinen Nuzen verheißenden Unternehmens. Als vor Kurzem ein Theil des Gebäudes der ebenfalls auf Aktien gegründeten Champagnerfabrik in der benachbarten Niederlößnitz das Unglück hatte, tief in seinen sandigen Boden einzusinken, da klammerten sich die Hoffnungen und Wünsche der Freunde des Waldschlößchens mit den Aktionären der dort beabsichtigten Bierbrauerei nur desto fester an die starken Mauern der daselbst bereits errichteten Kellergewölbe an, deren Dauer ihnen wenigstens auf einige tausend Jahre berechnet schien. Welch ein Todesschrecken daher für sie, als am 6ten Juli die Hiobspost durch die Stadt lief, einer dieser felsenfesten Keller sey wirklich zusammengestürzt. Es stand in der That sehr zu besorgen, daß dieser Unfall sehr nachtheilig auf alle dergleichen Entreprisen einwirken werde, zumal das Mehr, welches zur Herstellung der Leipzig-Dresdener Eisenbahn über die Anfangs für hinreichend geachtete Summe nöthig geworden, manches Kopfschütteln unter den Aktionären erregt hatte. Ganz Parteilose mußten daher das neue ungünstige Ereigniß schon darum doppelt beklagen, weil durch dasselbe die Aktienspekulationen, welche, wo ihnen nicht bloße Schwindeleien zum Grunde liegen, gewiß immer einen wohlthätigen Einfluß auf die Gewerbe äußern, in Zukunft auf bedeutende Hindernisse stoßen konnten. Zum Glück zeigte sich indessen bei näherer Bekanntschaft mit den Umständen, daß, wenn auch, leider, fünf Arbeiter wirklich verschüttet und von diesen einer getödtet worden, die Ursache der Verschüttung doch keineswegs der Einsturz eines Kellers gewesen. Nur eine Sandwand war auf die Arbeiter herabgerollt. — Mit Ungeduld wird das glückliche Endresultat eines andern Aktienunternehmens von dem hiesigen Publikum ersehnt. Es ist die Einrichtung mehrerer Dampfschiffe, dem Vernehmen nach zunächst zu Lustfahrten auf der Elbe zwischen Dresden und Tetschen bestimmt, und daher zum Besuche der sogenannten sächsischen Schweiz auf dem schnellsten und wohlfeilsten Wege vorzüglich geeignet. Vor Kurzem wurde mit dem einen bereits im Hauptwerke fertigen Fahrzeuge der erste Versuch gemacht, und er soll nach Wunsch ausgefallen seyn.

Geschlechts-Homonyme.

Laudo manentem.
Hor.

Er

Blieb' ich dir, was du mir, so lang' ich lebe, bleibst,
Wenn du mich nicht mit Spott aus meinem Neste treibst,
So lob' ich immer dich, doch schüttelst du die Schwingen,
So wird Entsagung auch der Manneskraft gelingen.

Sie.

Ich bin dein Glück, so lang' ich bleibe, was ich bin,
Hört' ich es auf zu seyn, so gäbst du gern mich hin;
Zwei Herzen sind, nur auf verschiedne Weise, mein,
Und wenn man eins mir nimmt, so hör' ich auf zu seyn.

Es.

Und habt ihr beiden erst für immer euch verloren,
So bin ich beiden wohl schon zum Ersaz erkoren,
Ein Kätzchen oder Buch, Spiel oder Puppendraht,
Ein Schmuck, Mahl, Ideal, doch ach! nur Surrogat!

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 193.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 14. August 1837.



Hoc fonte derivata clades
In patriam populumque fluxit.
Horat.

Erinnerungen aus einer Reise durch Norddeutschland und Scandinavien.

Lübeck.

Der Tag war nicht lange angebrochen, als ich vor dem noch geschlossenen Thore von Lübeck anlangte. Hier hielt ich einige Zeitlang, bis das Thor aufgeschlossen wurde. Die stille Stadt lag vor mir, und ich glaube, es würde mich nicht gewundert haben, wenn allmählig einzelne mittelalterliche Gestalten, Reisige zu Pferd, eine Falkenjagd, oder schlichte Bürgersmädchen, zu Heiligenbildern vor der Stadt wallend, um ihre Morgenandacht zu verrichten, aus den schweigenden Mauern getreten wären; denn es hat wohl keine Stadt so sehr wie Lübeck die Spuren vergangener Jahrhunderte bewahrt. Die vom Alter gebeugten Thürme des Doms stehen wie ein müdes Greisenpaar neben einander, das von glasirten Ziegeln gebaute Rath- und Kaufhaus in seiner bedeutenden Ausdehnung mahnt lebendig an die Zeiten, da Lübeck das Haupt der Hanse war, und gerade das Holstenthor, durch welches ich diesmal einzog, ist das größte und alterthümlichste der Stadt und führt über eine unförmlich hochgeschwungene Brücke mitten durch den Hafen hindurch, welcher sich langgestreckt am Fuße der von Baumgängen gekrönten grünen Wälle hinzieht.

Freilich kann sich Lübeck, so wenig als irgend eine Stadt des Nordens, in der Fülle und dem Reiz der Erscheinung mit Nürnberg messen, das, im Mittelpunkte Deutschlands gelegen, eine Zeitlang das Herz deutscher Kunst und Art, und außerdem durch die Naturgabe des Sandsteins zu weit reicherer Ausbildung derjenigen Kunst geeignet war, in der das Wesen der mittleren Zeiten sich gleichsam verkörpert hat. Allein bei aller Sorgfalt, die man in dieser südlichen Stadt auf die Erhaltung und organische Wiederherstellung der alten Denkmale, zum Theil auch auf die Vermeidung von Störungen verwendet hat, welche durch allzugroße Abweichung von der alten Bauart für den Charakter der Stadt entstehen müßten, wird sie doch deßwegen nie den reinen Eindruck der Vorzeit machen, wie Lübeck, weil die Thätigkeit ihrer Bewohner nicht, wie hier, in Stillstand, ja man muß sagen in's Rückgehen gerathen ist.

Es soll hiemit den ehrenwerthen Lübeckern kein Vorwurf gemacht werden; sie haben der Macht der Verhältnisse, die vorzugsweise ungünstig auch jezt noch auf ihnen lasten, nicht widerstehen können. Es liegt in Dänemarks Interesse, den Wiederaufschwung des Lübecker Handels möglichst zu hemmen, und wenn auch manche Maßregeln, die den Handel der Stadt nach Kiel zu ziehen bestimmt

sind, um so schwerer auf den alten Reichsbürgern lasten, als sie das Andenken ihres Glücks jeden Tag und jede Stunde in ihrer Stadt selbst vor Augen haben, so ist es doch auf der anderen Seite dem armen dänischen Reiche, das in der That in noch härterem Maße von den Schlägen des Schicksals getroffen worden ist, nicht zu verargen, wenn es nach Möglichkeit sich selbst wieder empor zu bringen versucht. Hiegegen läßt sich weniger einwenden als wider die Zurücksetzung Holsteins gegen die eigentlich dänischen Lande. Denn die Staaten stehen zur Zeit noch im Verhältnisse des Naturstandes einander gegenüber, und ihr Recht ist, wenn es von den Verhüllungen befreit wird, mit welchen es die wechselnde Mode der Weltpolitik bekleidet, in letzter Instanz kein anderes als das Recht des Stärkeren. Schwer leidet Lübeck namentlich dadurch, daß die dänische Regierung eine Verbindung mit der verschwisterten Hansestadt Hamburg, diesem Hauptstapelplatze des europäischen Continentalhandels, durch eine gute Straße bisher nie zugegeben hat, während sie Kiel und Altona, also auch Hamburg, durch eine Chaussee und verbesserte Postanstalten sich näher zu bringen bemüht gewesen ist. Leider könnte auf den heutigen Weg zwischen Hamburg und Lübeck, so weit er nicht durch das Gebiet dieser Städte geht, noch Anwendung finden, was vor fünfzig Jahren von ihm erzählt wurde. Damals hieß es, dem Postwagen werde aus keinem andern Grunde ein Gensdarm beigegeben, als damit er die durch die fürchterlichen Stöße des Wagens regelmäßig zur äußersten Verzweiflung getriebenen Reisenden mit Waffengewalt vom Selbstmorde abhalte.

Ich weiß übrigens nicht, ob nicht in den Lübeckern selbst ein Element liegt, das ihrer Stadt am kräftigen Emporkommen hindert; zu kurz war mein dortiger Aufenthalt, als daß ich mir es anmaßen möchte, über das Wesen der Bewohner rasch abzuurtheilen. Ich wünschte, daß jeder Reisende, der, wie dieses Mal ich, im Fluge wandert, rein und unverfälscht nur das gäbe, was sich im Fluge entweder selbst beobachten oder von fremden Beobachtungen mitnehmen läßt, ohne den Anspruch zu machen, aus so vereinzelten Beobachtungen Schlüsse ziehen und das vom Hörensagen Erfahrene als selbsterlebte Wahrheit bezeugen zu wollen. Doch gibt es Einzelnheiten, die so nothwendig durch ein ihnen entsprechendes Ganze bedingt werden, daß man sie ohne dieses nicht denken kann, und es gibt Bilder, die so sehr das Gepräge der Aehnlichkeit tragen, daß, wer auch das Urbild nicht kennt, berechtigt zu seyn glaubt, sie für getroffen zu halten. In diesem Sinne läßt sich vielleicht aus der immer noch bestehenden strengen Abtheilung der Packträger des Hafens in verschiedene Gilden, so daß es zum Beispiel jezt noch Stockholmsträger, Zuckerträger gibt, d. h. solche Leute, welche das ausschließliche Recht haben, was von jener Stadt oder von dieser Waare ankommt, an's Land zu tragen, auf eine tief gewurzelte Anhänglichkeit an das der Entwicklung der Zeit in seiner alten Form widerstrebende Zunftwesen schließen, welche allein bedeutende Fortschritte des Wohlstandes zu hemmen vermag.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber das Lächerliche.

(Beschluß.)

Nicht jede „unschickliche Verbindung“ wirkt lächerlich, wie Beattie will, geschweige denn daß alles Lächerliche auf einer solchen beruhte. Tritt Jenes ein, so gründet es noch tiefer. Wenn die Südseeinsulaner dem Weltumsegler Kotzebue in Uniformfräcken und mit Hüten, die sie von frühern Seefahrern geschenkt erhalten, übrigens aber nackt entgegenkamen, so war das allerdings eine unschickliche Verbindung lächerlicher Art. Die lustige Wirkung entsteht durch die zur Anschauung kommende Neigung der Natursöhne zum Putz, welche aber hier nicht etwa durch bunte Schürzen, sondern mißgeleitet durch Kleidungsstücke befriedigt wurde, die wir Europäer erst dann anziehen, wenn die Nuditäten zuvor durch andere verhüllt sind. Also auch hier Eludirung einer freien Neigung und Wahl durch gieriges Ergreifen einer ungeeigneten Darbietung.

Der „Unsinn“ ist nicht immer eine Quelle des Lächerlichen. Der künstliche, raffinirte Unsinn, der zuweilen in Schriften oder Gesellschaften als Belustigungsmittel aufgetischt wird, macht selten die bezweckte Wirkung, weil er das Lächerliche provociren will. Der Unsinn muß, wenn er komisch erscheinen soll, dem Menschen unwillkührlich entwischen, es muß vermeintlicher Sinn, es muß, nach Shakespeare, Methode darin seyn. Wenn Einer sagt: zwei mal zwei ist sieben! so lachen wir, weil er plappernd fehl rechnet, also im allbekannten Einmaleins strauchelt. Wenn Jemand behauptet: das ist per se, daß es per sibi heißen muß, oder ausruft: Ensin! kein Wort Französisch mehr! so sehen wir das Herrwerden der Gewohnheit über die Besinnung. Ein vollkommener Unsinn ist ein widriger Ernst und kein heiteres Spiel mehr für uns. Der Unsinn der Irrenhäuser, der Wahnsinn belustigt nicht. Wenn sich ein Irrer für Gott Vater, den Großen Mogul, Napoleon ꝛc. hält, oder wähnt, er habe einen Tambour im Hirn, so erscheint uns sein Zustand so absolut, so bleibend und zwangsvoll, daß von gar keiner relativen Freiheit, oder von Anmaßung einer Willkühr die Rede seyn kann. Das tollste Geschwätz oder Handeln ist uns eine bloße physiologische Erscheinung, die uns eher mit Grauen als mit Lachen erfüllt. Die belustigendsten Leute sind die Halbnarren,

die Viertels-, Zehntels-, Hundertstelsnarren, die Bruchtheile, zu denen sich selbst der sogenannte vernünftige Mensch zählen muß. Ich kannte einen lustigen jungen Mann, der ein solch unbändiges Verlangen nach Auszeichnung und einem Orden hatte und essen an den Tag legte, daß ich aussprechen mußte, er werde ein Narr werden, wenn er das Bändchen erhalte und wenn er es nicht erhalte.

Die „Auflösung einer Erwartung in Nichts“ wirkt nicht immer beim Lächerlichen mit, weil überhaupt nicht jedesmal eine Erwartung bei derlei Vorgängen stattfindet. Wenn bei einem nächtlichen Streit ein zufällig die Straße Wandelnder mit durchgeprügelt wird, wo wäre hier eine in Nichts aufgelöste Erwartung? Im Gegentheil hat derselbe etwas gar nicht Erwartetes erhalten. Das „Nichts“ ist überhaupt für die Komik ein leeres, todtes Nichts. Umgekehrt beruht das Lächerliche auch nicht nothwendig auf einem „Unerwarteten;“ wie ja von lustigen Vögeln ihr Genossener, als passiver Hanswurst, öfters, ja meistens zu einer lächerlichen Aeußerung oder Handlung mit Berechnung und foppender Schlauheit, also zu einem Erwarteten getrieben wird.

Der „Untergang des Idealen im Realen“ ist mehr tragisch als komisch. Untergang ist wieder kein Spiel, keine relative Freiheit, kein Streit der Willkühr mit dem Zwange. Mit solchen absoluten Worten kann der flüchtige Geist des Komischen und Lächerlichen nicht umschrieben werden, und wer gleich die höchsten Gegensätze in den Mund nimmt, der mag damit zwar die Weltachse beschreiben, aber nicht die leichten, dünnen Balancirstäbchen der Laune, des Humors, der Komik.

Ebenso ist es mit der Definition, das Lächerliche sey eine „Umkehrung der Welt.“ Durch ein spaßhaftes Wort oder Ereigniß wird die Welt noch nicht umgekehrt, und wenn einmal ein Prediger die Perrücke verkehrt aufsezt, so ist's nur die Perrücke und nicht die Welt. Wäre diese es im Ganzen, so hätte aller Spaß ein Ende, der eben nur dadurch möglich ist, daß einzelnes Verkehrte in ihr geschieht. Solche Definitionen lassen ahnen, daß ihr Urheber weder Geduld noch Geschick hatte, die einzelnen Lebenserscheinungen um ihr Allgemeines, das Wirkliche um seine Idee zu befragen, sondern lieber das philosophische Geschäft frischweg am Pulte abzumachen, wobei ihm vielleicht die Bilderbogen der Kinder zur Leitidee dienten. In diesen ist aber eben wegen der plumpen Umkehrung wenig Lächerliches. Es gehört doch etwas mehr Witz dazu, um Lachen zu erregen, als einen Bauern vor den Pflug zu spannen und diesen ein Pferd leiten zu lassen. Ganz anders nehmen sich die bekannten französischen kleinen Darstellungen von eingekleideten Thieren aus, wo z. B. ein galanter Fuchs die Hühnerdamen aus dem Stalle mit Grazie herabhebt, voraussichtlich um sie nachher zu fressen. Hier ist ein vielfaches, ein potenzirtes Komisches. Der Künstler spielt mit den Thieren, als karrikirten Ebenbildern der Menschen, zugleich andeutend auch mit diesen, schon im Allgemeinen, als humoristischer, künstlerischer Aesopus durch die Abspiegelung der Menschen in Thiergestalten, dann noch speciell durch die Lächerlichkeit der Scenen. Der leidtragende Affe mit dem Thränentüchlein erscheint in eine lächerliche Gestalt gezwängt, der heuchlerisch grimassirende Mensch blickt durch ihn hindurch, und die ganze Scene im Trauerhause hat noch überdies eine satirische Beziehung, die dem Doppelspaße plastische Einheit gibt.

Ein „Umschlagen des Erhabenen in die Bagatelle“ läßt sich wohl auch nicht oft beim Lächerlichen nachweisen, nicht einmal immer ein Abfall des Großen in's Kleine. Ob ein Künstler in der natürlichen Magie einen Grenadier in den Reisekoffer steigen läßt und dann statt seiner ein Wickelkind heraushebt, oder umgekehrt jenen statt des Kindes, Beides bewirkt das gleiche Lachen. Wenn ich einen Strohwagen aufhalten will und dafür einen Strohhalm herausziehe, so ist's nicht komischer, als wenn ich an einem Halm zerre und dadurch den Schober auf mich fallen mache. Man mag überhaupt bedenken, wie selten bei lächerlichen Vorgängen ein Erhabenes im Prospekt war, und wie hinwieder „Bagatelle“ den komischen Erfolg in den wenigsten Fällen bezeichnet.

Wir bedürfen zur Erscheinung des Komischen dieser gewaltigen Gegensätze nicht, also auch nicht zu dessen Erklärung. Wenn Hanswurst des Nachts aus dem Fenster seiner Dulcinea sich herabläßt und, statt den Boden mit einem Sprunge zu erreichen, auf einen Ziegenbock rücklings zu sitzen kommt, der mit ihm davon rennt, so lachen die Zuschauer der Puppenkomödie über den Schabernack des Zufalls um so mehr, als Hanswurst und Bock an sich schon nichts weniger als Träger des Erhabenen, sondern komische Personagen sind.

Das Komische, das Lächerliche im allgemeinsten Sinn, ist das zur Anschauung kommende Spiel der Natur mit der Freiheit des Menschen. Bei „Natur“ müssen wir aber an die Sphäre höherer Kräfte und Gewalten überhaupt denken, innerhalb welcher sich der Mensch mit vermeintlicher Freiheit bewegt. Es ist ein Gewahrwerden des heitern Conflikts zwischen Willen und Zwang beim Menschen, der Mangelhaftigkeit seiner Willkühr, der Unzulänglichkeit seines Strebens; es ist das ergötzliche Beobachten seiner von höhern Gewalten eludirten Selbstbestimmung.

Die höhere, den Menschen beherrschende, hänselnde ꝛc. Gewalt tritt nun im Leben auf — bald als ein Geschick, Verhängniß, bald als äußere Natur, bald als Zufall, bald als sittlich-, intellektuell- oder physisch-organische Nöthigung, bald als bürgerliche Ordnung, bald als der neckende Despotismus eines Menschen, als Laune eines

Mephistopheles, eines Schalks. Ja ein loser Vogel kann sich sogar selbst geflissentlich stellen, als wäre er einer Beschränkung seiner freien Bewegung unterworfen, um die Zuschauer, Zuhörer zum Lachen zu reizen, während er sie, als die Gefoppten, im Stillen auslacht.

Möchten denkende Leser nun den aufgestellten und an einigen Beispielen nachgewiesenen Grundbegriff der Erklärung sich im Leben und bei der Lectüre gegenwärtig erhalten und sehen, ob sie in concreten Fällen damit zurecht kommen. Es läßt sich wohl ahnen, daß dies nicht immer alsobald glücken wird; doch ist mir nie ein Lächerliches vorgekommen, das sich der Definition ganz widerstrebend erwiesen hätte. Ich behalte mir vor, ein ander Mal auf diesen Gegenstand zurückzukommen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Juli.

Volkselend. Die Endormeurs.

Wie sich der echte Mann erst im Unglück recht bewährt, wie da hervortritt, was er eigentlich gilt, so ist's auch mit Staaten und Städten. Lyon ist so ein Mann, ein vielfach und schwer geprüfter, denn seit fünf Jahren sausten in zwei blutigen Insurrektionen die Kanonen- und Kartätschenkugeln um sein uraltes, schon von Römerzeit her ehrwürdiges, aber noch immer frisches Haupt, und nun liegen seit länger denn sechs Monaten die Seinigen in schwerer Angst und Noth. Hunger und Entbehrungen aller Art plagen sie, während ihm über dem Meer ungeheure Summen verloren gehen und seine Fabriken feiern; die sonst so thätigen Webstühle stehen still; seine Magazine sind voll kostbarer Waaren ohne Absatz, es ist selbst wenig Aussicht zu bleibendem Besserwerden, und doch steht der Mann noch aufrecht und sieht auch gar nicht muthlos aus. So Lyon. Es gehört gewiß großer Reichthum, seltene Festigkeit und merkantilische Solidität dazu, in den furchtbaren Umständen nicht zu fallen, die seit einigen Jahren, besonders aber in der neuesten Zeit auf unsere Stadt einstürmen. Die immer wachsende Zahl und Thätigkeit der Seidenfabriken im Ausland und in Frankreich selbst, neuerdings aber die Banterotte in Nordamerika, mit dem Lyon sehr große Geschäfte machte, sind die furchtbaren Crisen, die vereinigt vielleicht keine Handelsstadt der Welt ohne Zerstörung ihres Wohlstands und Kredits ertrüge; hier wankten und fielen aber nur wenige Häuser. Rechnen Sie zu jenen großen Nachtheilen noch die bedeutenden Opfer, die Lyon länger als sechs Monate für die Erhaltung von dreißigtausend hungernden Arbeitern gebracht hat und noch bringt, die großen Summen, die zu diesem Zweck von den wohlhabenden und reichen Einwohnern der Stadt, ja selbst von der Garnison eingingen, die vom Könige und seiner Familie mehrmals gesendet wurden, und Sie werden vielleicht einige Vorstellung von unserer Lage haben, immer aber noch eine sehr unvollständige, denn Sie müssen wissen, daß jene bedeutenden Unterstützungen in den langen, peinigenden Monaten des langen Winters nur ganz geringe Hülfe gewährten, und daß bei unserer armen Arbeiterklasse eine Noth herrschte, von der man sich in Deutschland keine Vorstellung macht, und die nur in den Fabrikstädten Englands ihres Gleichen haben mag. Der Jammer der hungernden Kinder, die von Mädchen und jungen Frauen fast öffentlich und oft ohne Scheu versuchten Erwerbsmittel, um sich und den Ihrigen Brod und Holz zu verschaffen, zerschnitten einem das Herz. Ich habe in jenen Jammertagen Manches gesehen und gehört, was nie aus meinem Gedächtniß kommen wird, und solche Erinnerungen hallen durch das ganze Leben nach.

Dieses Elend erklärt zum Theil Manches, was außerdem schwer zu begreifen wäre, so das Verschwinden einer Menge Kinder, junger Leute und Mädchen von fünfzehn bis achtzehn Jahren. Von leztern habe ich nach den öffentlichen Anzeigen in den vergangenen sechs Monaten neunzehn gezählt, die nach der Beschreibung alle sehr hübsch gewesen seyn müssen. Der Knaben bis zum fünfzehnten Jahr waren noch mehr. Mehrere von ihnen trieb Hunger und gänzliche Hülflosigkeit ohne Eltern oder für sie sorgende Angehörige zum lezten Weg — in die Rhone; manche Mädchen führte Aehnliches dahin, oder auch Scham vor sich selbst und ihrem Thun und seinen Folgen. Nur Wenige sind weit über Lyon hinaus gekommen. Einige mögen auch den Endormeurs in die Hände gefallen seyn. Sie fragen mich, was sind diese Endormeurs? Wüßte ich's! Nur so viel kann ich Ihnen sagen, daß sie Erwachsene und Kinder durch freundlich gereichte Bonbons, eingemachte Früchte und Getränke zu tiefem Schlaf zu bringen suchen, um sie dann zu berauben und zulezt, die Taschen voll Steine, in den nächsten Fluß zu werfen. Dergleichen Fälle sind seit einem Jahr eine Menge bei uns vorgekommen. Junge hübsche Mädchen und schöne Knaben müssen sich besonders in Acht nehmen, wenn es gleich bei ihnen nicht auf Ausplünderung abgesehen ist. In dieser Beziehung will ich Ihnen nur eine Geschichte erzählen, die sich vor einigen Monaten hier zugetragen hat, und die man Anfangs für eine gut erfundene Historie, für eine Geschichte aus Tausend und Einer Nacht hielt, an deren Wahrheit aber, nach vielen bestätigenden Umständen, nicht mehr zu zweifeln ist, und auch nicht mehr gezweifelt wird, wenn gleich dabei die Hauptsache noch ganz im Dunkeln liegt.

Der kleine P., ein sehr hübscher, kluger Knabe, ungefähr dreizehn Jahre alt, wurde des Nachmittags von der Mutter auf den Markt auf dem Kai Humbert, nahe bei dem Platz du Change, geschickt, um da Kartoffeln zu kaufen. Wie er darum handelt, empfängt er von hinten einen heftigen Schlag auf die Schulter, so daß er fällt. Gleich treten zwei sehr wohlgekleidete Herren zu ihm, bedauern ihn freundlich und halten ihm ein Krystallfläschchen vor, mit dem Zureden, er solle nur daraus trinken, es werde ihm gut auf seinen Schrecken bekommen. Den Knaben freut ein so gütiges Benehmen höchlich, und er trinkt herzhaft das Fläschchen aus. Gleich darauf ergreift ihn unwiderstehlicher Schlaf und völlige Bewußtlosigkeit. Als er wieder erwacht, unbewußt, wie lange er geschlafen, sieht er sich in einem unbekannten Zimmer, auf einem Bett ausgestreckt liegen, seinen obern Körper in eine eiserne Presse gespannt, die ihm Brust und Rücken heftig zusammendrückte; am Oberarm fühlte er einen ähnlichen Mechanismus. Bei ihm saßen die beiden Herren; der eine hielt eine Uhr und gab dabei genau Acht, wie die Arterien des Knaben am Arm und auf der Brust schlugen, der andere schrieb nieder, was jener beobachtete und sagte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 82.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 194.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 15. August 1837.

Süßer, goldner Frühlingstag!
Inniges Entzücken!
Wenn mir je ein Lied gelang,
Sollt' es heut nicht glücken?
Uhland.

Alpenfrühling. 1837.

Ungeduld.

Längst erwacht in übler Laune,
Kreis ich um mein Winternest,
Ungeduldig seh' ich, staune
Nach den Bergen hoch und fest.
In mir schlägt es wie mit Flügeln,
Und zersprengt mir fast die Brust:
Muß ich lange noch dich zügeln,
Ungestüme Wanderlust?

Bitte.

O süßer Friede, komm zu mir
In diesen holden Tagen!
Wie lange warst du schon von hier,
Wie weit hinweggetragen!
Da geh' ich nun mit fahlem Kranz
Hin unterm Blüthenbaum.
Durchleuchte mich mit deinem Glanz,
Du heller Maientraum!

Er geht mir nach, er winkt und droht,
Des Kummers Schattenriese,
Lang wein' ich schon die Augen roth
Um welke Paradiese.
O hilf mir, daß ich einmal ganz
Abschüttle diesen Zaum:
Durchleuchte mich mit deinem Glanz,
Du heller Maientraum!

So schwer mir's auf dem Herzen lag,
Wie könnt' ich's heute klagen?
O süßer Seelenfeiertag
Nach langen, öden Tagen!
Es spielt die Welt im Kindertanz,
Vom Gestern weiß ich kaum:
Durchleuchte mich mit deinem Glanz,
Du heller Maientraum!

Auf dem Gurten bei Bern.

Nach langen Wintertagen,
Wo ich, gebannt in's Haus,
Nur sandte meine Klagen
Zur todten Flur hinaus,
Wo vorwärts und zurücke
Der Blick nur Wüsten fand —
Kein Nachen, keine Brücke
Zum fernen Frühlingsland;

Kein Laut, als der des Sturmes,
Der durch die Föhren pfeift,
Geläut des nahen Thurmes,
Der Trauertöne schleift,
Der Fahnen gelles Aechzen
Auf überschneitem Dach,
Der Raben heisres Krächzen —
Ein tausendstimmig Ach! —

Von all den schweren Träumen
Die mir den Sinn betäubt,
In diesen lichten Räumen
Fühl' ich mich ausgestäubt;
Aufsprossen Lenzgefühle,
Von Bergesluft geweckt,
Auf diesem grünen Pfühle,
Wo ich mich ausgestreckt.

Dort unten Wald und Matten,
In frisches Grün getaucht,
Von schnellen Wolkenschatten
Im Fliegen überhaucht;
Die Hügelstadt, die breite,
Des Münsters grauer Bau;
Bescheiden lugt zur Seite
Aus Pappeln Elfenau.

Die Aar, die wilde, klare,
Zieht blinkend, wie in Stahl,
Gleich einem Festtalare
Sich nach das schöne Thal.
Ihr Häupter dort, vom Scheitel
Bis an den Fuß ergraut,
Dünkt euch das Alles eitel,
Was ihr da unten schaut?

Ihr blickt mit ernsten Mienen
In diese Frühlingsruh,
Die Wölkchen fliehn, wie Bienen,
Vergnüglich ab und zu;
Sie möchten euch im Sinnen
Belauschen, stören nicht,
Ein Lächeln abgewinnen
Dem bleichen Angesicht.

Kein Fremdling mehr in euren
So lang ersehnten Gaun,
Darf ich euch nun, ihr theuren
Bekannten, freudig schaun;
Kein trunknes Ueberquillen,
Es ist ein mildes Licht
Von eurer großen, stillen,
Begnügten Zuversicht.

Frühlingsgelübde.

Der heil'ge Christ kam schüchtern nur und leise,
Von Winterluft sein Lichtgewand gehoben,
Die Nacht war finster, dichte Flocken stoben,
Doch macht er uns zu gut sich auf die Reise.

Nun kommt er wieder, doch in andrer Weise,
Der Frühlingsgott im Blumenkleid, von oben
Und schüttet seiner ew'gen Güte Proben
Uns in den Schooß, dem Kinde wie dem Greise.

Ein frommes Kind, will ich daran mich laben,
Und warm und fest drück ich mein Herz zusammen,
In dir begnügt, durch den wir Wonne haben;

Da schlagen aus die hellen Opferflammen:
Ja, dieser klare Strom von Liebesgaben
Er soll in meinem Herzen nicht verschlammen!

Ludwig Seeger.

Erinnerungen aus einer Reise durch Norddeutschland und Scandinavien.

(Fortsetzung.)

Ich kann nicht entscheiden, ob es wahr ist, was man mir von dem Bierbanne erzählt hat, den noch heutzutage die mit Braugerechtigkeit versehenen Häuser ausüben. Es soll nämlich jeder Inhaber eines solchen Hauses der Reihe nach das Recht haben, die Stadt allein mit Bier zu versorgen. Nun kann natürlich nicht geduldet werden, daß, weil ein solcher zufällig ein Weber oder Drechsler ist und von der edlen Kunst des Brauens nichts versteht, oder auch seines Vortheils wegen nichts verstehen will, die ganze Bürgerschaft genöthigt sey, durch verdorbene Magen die Aerzte zu bereichern; allein es wird für eben so gefährlich gehalten, daß der einzelne Berechtigte zu gutes Bier braue, hiedurch die andern im Besitz der gleichen Gerechtsame befindlichen Bürger ebenfalls ein besseres Getränk zu bereiten zwinge und somit ihr wohlerworbenes Recht auf's Gröblichste verletze. Es ist daher verordnet, daß, wenn ungewöhnlich gutes Bier gebraut werde, der ganze Vorrath desselben dem Hospital zufalle, daß dagegen, wer schlechtes Bier verfertige, dasselbe ausschenken dürfe, und nur eine Strafe an das Aerar zu zahlen habe. So kann denn der Fall eintreten, daß in der ganzen Stadt die Hospitalalumnen die einzigen Leute sind, welche sich's

wohl seyn lassen können, während die wohlhabenden Bürger für ihr Geld nicht im Stande sind, sich einen guten Trunk zu verschaffen. Noch mehr schmeckt nach dem Schalke die Angabe über die Art der Bierprobe, welche dies Verfahren voraussezt. Seit alten Zeiten versammelt sich zu diesem Zweck ein kleines Collegium von Rathsherrn in einem Zimmer des Gemeindehauses, in welchem eine hölzerne Bank in bestimmter Entfernung von der Thüre aufgestellt ist. Diese Bank wird sorgfältig mit dem dicken Braunbiere, wie es in diesen Gegenden getrunken wird, bestrichen; die erwählten Rathsherrn setzen sich darauf, stellen sich alsbald zu gleicher Zeit wieder aufrecht und wandeln nun in gemessenem Tempo gegen die Thüre zu, indem die Bank, vermöge der klebrigen Natur dieses Getränks, querüber an denjenigen Theilen ihres Körpers haftet, mit welchen sie sonst die weichen rathsherrlichen Sessel zu drücken pflegen. Fällt nun die Bank, ehe sie an einen bestimmten Punkt gekommen sind, ab, so ist das Bier zu schlecht, hält sie bis zu einem weiteren Punkte, so ist es probemäßig, löst sie sich aber nicht ab, ehe die Rathsherrn ihren Marsch bis zur Thüre vollendet haben, so ist es unverantwortlich gut und darf nur im Spital getrunken werden.

War mir auch nicht Zeit genug vergönnt gewesen, die öffentlichen Verhältnisse Lübecks gründlich kennen zu lernen, so hatte ich doch Muße genug gefunden, mit manchem seiner Bewohner bekannt und mit seinen öffentlichen und Privatgebäuden zum Theil sogar vertraut zu werden. Wer sollte sich auch nicht an den Bauwerken des Doms und der Marienkirche erfreuen, die zwar an der Außenseite, wie alle Ziegelgebäude, den reichen Schmuck südgothischer Kirchen nicht darbieten können, die aber doch die innere Würde und Erhabenheit dieser Bauart keineswegs verleugnen. Hat man namentlich bei der Marienkirche von den modernen Verunstaltungen der Pfeiler und Wände abgesehen, so kann man ihr Harmonie und Großartigkeit der Verhältnisse durchaus nicht absprechen. Die sogenannte Brief- oder Bilderkapelle an der Südseite dieser Kirche scheint sogar auch in den Verzierungen der gehauenen Steine einen merkwürdigen Ueberrest aus der besten Zeit mitteldeutscher Baukunst zu bilden. Leider war sie zur Zeit meiner Anwesenheit mit Baugerüsten verstellt, welche der genauen Betrachtung und dem reinen Eindruck ihrer eleganten Construktion nachtheilig seyn mußten. Bekannt ist das hinter dem Altar aufgehängte Bild Overbecks, den Einzug Christi in Jerusalem darstellend, dem zwar, wie öfter schon bemerkt worden, der fünfzehnjährige Zeitraum, in welchem der in Lübeck geborene Künstler gelegentlich dieses sein erstes größeres Bild ausarbeitete, angesehen wird, dem aber die tiefe Innigkeit eines einfachen, religiösen Sinnes, die dem Meister so sehr eigen ist, dennoch eine hohe Weihe gibt. Und läßt sich leugnen, daß die Frauengruppe im linken Vorgrunde einen wahrhaft Raphaelschen Geist athmet? Außer diesem Bilde hat Lübeck noch einige Cartons Overbecks aufzuweisen, die in der Bibliothek bewahrt werden: der eine führt uns Tancred und Clorinden nach Tasso in drei verschiedenen Lagen vor, nämlich rechts Clorinden an der Quelle, von Tancred zum ersten Male gesehen, in der Mitte die Taufe des tödtlich verwundeten Mädchens durch den geliebten Helden, von dem sie das ewige Leben lächelnd um den irdischen Tod tauscht, und links den gemeinsamen Zug Beider in's Lager:

„Sie schon entseelt, ihn kaum in sich am Leben,
Und todt in ihr, der er den Tod gegeben."

Es ist dies die Vorarbeit zu einem der Gemälde des in der Villa Massini in Rom durch Johann Führlich und Overbeck ausgeführten Tasso'schen Salons, dem sich der Saal des Ariost und der des Dante, der erstere durch J. Schnorr, der leztere durch Philipp Veit und J. Koch ausgemalt, anreihen. Der größere Carton ist eine Skizze der Vision des heiligen Franziscus von Assisi in der Kapelle der Portiuncula, welche im Jahr 1827 am Giebel dieser Kapelle an der Minoritenkirche Maria degli angeli von Overbeck ausgeführt, und durch die Erdstöße, welche seither das Gewölbe der nach Vignola's Entwurf erbauten Kirche einstürzten, glücklicherweise nicht verlezt worden ist. Von ältern Bildern sind außer dem Todtentanze in einer Kapelle der Nordseite der Marienkirche und dem berühmten Altarschrein in einer Kapelle des Doms, welches von Rumohr dem Hans Hemling zugeschrieben wird, mir keine bekannt geworden.

Keinem Fremden, den die Architektur interessirt, wird auch die übereinstimmende Bauart der zahlreichen Kaufmannshäuser entgehen. Die Façade derselben theilt sich in der Regel in drei Abschnitte: das Rezdechaussee ist sehr hoch und fast ganz durch die großen Fenster durchbrochen; auf ihm ruht ein Stockwerk, das sich als bewohnbares ankündigt, worauf in rechtwinkligen, treppenförmigen Absätzen die zu Speichern bestimmten Giebelstockwerke folgen. Gleich ihnen ist für die Aufstapelung der Waarenvorräthe fast der ganze Raum zur ebenen Erde bestimmt, in dessen einer Vorderecke gewöhnlich nur ein niedriges, entresolartiges Zimmerchen, zu dem eine Treppe führt, gewissermaßen hängt. Nicht selten haben diese Gebäude noch einen großen Hinterflügel für diejenigen Wohngemächer, welche in dem Mittelstocke des Vorhauses keinen Platz fanden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Juli.

(Fortsetzung.)

Eine wunderliche Geschichte. Selbstmorde.

Lange beklagte sich der Knabe umsonst über die Schmerzen in dieser Spannung, immer sagten ihm die Herren, es werde nicht lange mehr dauern, er solle sich nur beruhigen, es geschehe ihm kein Leid u. s. w. Endlich nahmen sie ihm den eisernen Mechanismus ab, gaben ihm zu essen und führten ihn endlich in ein anderes großes Zimmer in dem sonderbaren Haus. Hier fand Karl, so heißt der kleine P., eine Menge schmaler Betten und darin ganz bleiche, elend aussehende Kinder mit erstorbenen Augen, entsetzlich mager und mit ganz verzogenen, dumm aussehenden Gesichtern. Der Anblick dieser Kinder und ihres Elends, so wie das Entsetzen bei dem Gedanken, ihnen in einiger Zeit zu gleichen, schlossen ihm den Mund, so lange die Herren da blieben. Endlich gingen sie, und nun kamen gleich zwei Knaben ungefähr seines Alters, die noch gut aussahen, und fragten ihn traulich, ob er Lust habe, noch lange in diesem Hause des Unglücks zu bleiben. Karl antwortete ihnen, wie es ihm um's Herz war, und darauf theilten sie ihm ihren Vorsatz mit, zu entkommen, so lange sie noch Kräfte hätten, dabei sey aber keine Zeit zu versäumen; sie forderten ihn auf, gemeinschaftliche Sache mit ihnen zu machen. Es läßt sich leicht denken, daß ihm ihr Antrag sehr erwünscht kam. Sie beschlossen, sich den Abend zu stellen, als seyen sie eingeschlafen, punkt eilf aber aufzustehen und zu überlegen, wie das Entkommen möglich zu machen wäre. Kaum hatten sie diese Abrede genommen, so kam man, um die größern und noch kräftigern Kinder in einem ziemlich großen Garten am Hause spazieren zu führen; darum her war eine 10 bis 12' hohe Mauer, ohne Thüre oder andere Oeffnung, durch die ein neugieriger Blick von außen hätte dringen können. Auf diesem Spaziergang bemerkte Karl eine an die Mauer gelehnte Leiter, und hatte gleich den Gedanken, diesen Umstand wo möglich für sein Entkommen zu benutzen. Nach einer Stunde wurden die Knaben schon wieder in ihren Schlafsaal zurückgebracht, mußten sich ausziehen und zu Bett legen. Die drei Verschworenen thaten natürlich kein Auge zu, und mit dem Glockenschlag eilf standen sie auf und schlichen auf den Zehen aus dem Saal. Hier waren sie in einem Corridor, der auf den Garten ging, dessen Bäume sie im schwachen Mondschein gewahren konnten. Alle Thüren und Fenster fanden sie aber verschlossen, und um aus diesem Gewahrsam zu entkommen, drückten sie mit einem zusammengeballten Schnupftuch eine Fensterscheibe ein, nahmen die Glasscherben vorsichtig heraus, zwängten sich dann mühsam hindurch, und mit einem kleinen Sprung gelangten sie in den Garten, ohne daß sie gehört worden waren. Sie eilten natürlich der Mauer zu, fanden aber die Leiter nicht mehr angelehnt, sondern auf der Erde. Nur mit größter Anstrengung konnten sie die drei Knaben wieder aufrichten, und bei dieser Gelegenheit fühlte Karl schon, daß er nicht mehr so viel Kräfte habe, als vorher. Angst und Begierde zu entkommen gaben ihnen Stärke. Endlich konnten sie die Mauer hinaufsteigen, oben aber sahen sie kein anderes Mittel, auf der andern Seite hinabzukommen, als durch einen Sprung; denn sie fühlten sich viel zu schwach, die Leiter nachzuziehen und an der andern Seite wieder anzulehnen. Einige aufgerissene Hände und Beinkleider ungerechnet, kamen sie glücklich hinunter und liefen dann, entzückt über die wieder gewonnene Freiheit, ohne Weiteres fort, ohne sich ferner um einander zu bekümmern. So lief Karl mehrere Stunden lang, bis es um drei Uhr früh hell wurde; da war er bei der Pyramide von Vaise, von wo er sich nach Haus fand. Schon am folgenden Tag waren die Behörden von dieser wunderlichen und unbegreiflichen Begebenheit unterrichtet, und der Knabe wurde auf das Genaueste von ihnen ausgefragt; seine Aussage blieb sich aber immer gleich und wich auch nicht in dem geringsten Umstand ab. Karl ist übrigens in der ganzen Nachbarschaft als ein sehr guter, kluger Knabe bekannt; seine Eltern versichern, man habe nie die geringste Lüge von ihm gehört. In seiner Aussage war nichts Gesuchtes, sondern nur der Ausdruck der Aufrichtigkeit und Treuherzigkeit. Früher war er auch keck und muthig; seine Eltern konnten ihn bei Tag und bei Nacht ausschicken. So ist er aber nicht mehr; denn seit jener Begebenheit mag er auch am Tage nicht mehr allein auf die Straße gehen und sizt immer zu Haus. An dem Tag, wo der Knabe nicht nach Haus kam, erschien bei seinen Eltern ein Commissionär mit Karls Korb und den eingekauften Kartoffeln, nebst einem anonymen Brief, worin stand: dem Knaben sey ein Unfall begegnet, man solle sich jedoch deßhalb nicht beunruhigen, er werde keine übeln Folgen haben, und es solle für ihn die beste Sorge getragen werden. Während die Eltern in Bestürzung den Brief lasen, entfernte sich der Commissionär wieder. Karl hat auch ausgesagt, während die Herren ihm aus dem Krystallfläschchen zu trinken gegeben, hätten sie ihn nach dem Namen und der Wohnung seiner Eltern gefragt. Nach Karls wiederholter Aussage hat ihm einer der mit ihm entwichenen Knaben, ungefähr seines Alters, gesagt, er sey aus Givors. Die Behörde hat deßhalb viele Nachforschungen angestellt, aber bisher nichts ausfindig machen können. Drei Tage ist Karl in dem unbekannten Hause geblieben. Nun fragt sich's, was für ein sonderbares Haus ist dies? Im Anfang glaubte man, es sey eine orthopädische Anstalt; diese Meinung hat aber keine besondere Wahrscheinlichkeit. Karl scheint in den drei Tagen nur einer einzigen chirurgischen oder medizinischen Operation unterworfen worden zu seyn, der Auscultation, bei der ein Instrument Namens Stethoscop angewendet und an die Körpertheile gelegt wird, deren Zustand man beobachten will. — Der Fälle, wo Mädchen, die sich vertrauend jungen Männern hingaben, von ihren Geliebten auf diese oder jene Art, manchmal auf das Scheußlichste, ja selbst mit ihren Kindern ermordet wurden, hatten wir seit Kurzem mehrere. Aber auch aus Hunger und Elend starben einige mit ihren Kleinen; manche erstickten sich mit dem Vater, andere starben allein. So viel ist gewiß, der Tod hat bei unsern jungen Leuten alle seine Schrecken verloren; bei ihnen ist er der rein thierische Uebergang von einem Zustand zum andern, ohne Hoffnung, ohne Glauben, wie ohne Furcht, die Folge eines ganz sinnlichen und materiellen Lebens, ohne alle Beziehung auf ein höheres Seyn. Aber lassen wir das! An diese Dinge kann man in Frankreich nicht denken, ohne durch und durch von Schauder ergriffen und gerüttelt zu werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 65.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 195.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 16. August 1837.

Elephas est animal proximum humanis sensibus.
Plinius.

Zur Geschichte des Elephanten.

Miß Djeck.

Buffon beginnt seine Beschreibung des Elephanten mit den Worten: „Uns Menschen nicht gerechnet, ist der Elephant bei weitem das vornehmste Geschöpf dieser Welt.“ Er erklärt den Elephanten absolut für das intelligenteste Thier und bestätigt damit nur die Ansicht der Alten. In neuerer Zeit hat man dem Koloß diesen Rang streitig machen wollen; es ist aber, seitdem die Naturgeschichte der Thiere auf festen Grundlagen ernstlich gefördert wird, zur Aufklärung der Frage, ob ihm die von Alters her zugeschriebene Superiorität wirklich zukommt oder nicht, auffallend wenig geschehen. Freilich erklärt sich dies am Ende leicht daraus, daß die meisten, welche im eigentlichen Vaterlande des Elephanten reisen, ungeübte oder nach Kuriositäten lüsterne und unredliche Beobachter waren und sind, und daß das Thier in unsern Menagerien in sehr ungünstige Verhältnisse versezt ist. Jedenfalls aber bleibt er in der allgemeinen Meinung mit dem Affen und dem Hund Competent um die Ehre, der nächste Geistesvetter des Herrn der Schöpfung zu seyn.

Es ist förderlich für den Stolz des Menschen, daß dieser Rangstreit vielleicht nie entschieden werden wird, denn so kann er auf die klügsten Thiere mit gleicher Verachtung herabsehen; andererseits wäre es ein Hauptschritt zur bessern Erkenntniß unserer eigenen geistigen Natur, wenn es uns gelänge, einen sichern Maaßstab für die geistigen Fähigkeiten der uns zunächst stehenden Thiere zu finden; und demüthigend und sehr geeignet, unsere himmelstürmenden Ansprüche herabzustimmen, erscheint der Gedanke, daß es bis jezt keiner Forschung gelingen wollte, auch nur bestimmt auszumitteln, ob und in wie fern die Seelenthätigkeiten der höchsten Thiere den unsern commensurabel sind.

Der Elephant liefert einen der auffallendsten Beweise, wie irrig das Bestreben war, das innere, geistige Erwachtseyn bei den Thieren von ihrer größern oder geringern organischen Aehnlichkeit mit dem Menschen abhängig zu machen. Die Intelligenz in der Thierreihe nimmt keineswegs von Familie zu Familie in dem Maße ab, in dem sie sich organisch vom Menschen entfernen; im Gegentheil treten häufig im Schooße einer und derselben natürlichen Gruppe hinsichtlich der Geistesfähigkeiten die bedeutendsten Verschiedenheiten auf. Die augenfällige körperliche Verwandtschaft des Menschen mit dem Affen mahnt ihn beständig daran, daß auch er eine, wenn auch die edelste der zahllosen Formen ist, die sich auf der

Oberfläche dieses Planeten incarnirt haben; dabei erschreckt ihn das Zeebild seines Thuns und Treibens, seiner Albernheiten, Schwächen und Leidenschaften, das ihm aus der widrigen Natur des Affen wie aus einem Hohlspiegel entgegenblickt. Wollen wir uns aber überzeugen, daß dieser äußern Menschenähnlichkeit nicht nothwendig eine innere Helle entspricht, so blicken wie auf den Elephanten und die ihm in der Köepeelichkeit so nahe verwandten Thiere. Weich ein Unterschied zwischen dem brutalen, unbändigen Rhinoceros, dem stumpfen Hippopotamus, dem rohen Schwein, und jenem edlen, gelehrigen Geschöpfe, dem der Mensch von jeher, vielleicht mit optischer Täuschung, höhere moealische Eigenschaften zuschrieb, Edelmuth, Dankbarkeit, Selbstveeleugnung, Schamhaftigkeit, und von dem der eednerische Buffon sagt, eine menschliche Seele möchte ihm allerdings schon darum abzusprechen seyn, weil es durch Liebkosung und Schmeichelei nicht verdoeben werde.

An unseree eigenen körperlichen Natur und am Bau des Elephanten zeigt sich ferner, den beiderseitig organisch verwandten Geschöpfen gegenüber, sehr deutlich, wie mit der inneren geistigen Kraft immer die Entwicklung der ihr zur Aeußerung dienenden Weekzeuge Hand in Hand geht, und wie das eine das andere bedingt. Der Mensch ist kein Affe, weil er auf zwei Füßen geht und bei ihm die vordeen Glieder zum wundervollen Universalwerkzeug der Hand geworden sind; der Affe ist kein Mensch, weil diese äußern Merkmale der peädestinirten Eigenschaft, die wir Vernunft nennen, ihm fehlen. Eines der größten Meisteestücke dee Natur, ein Werkzeug, das Hand und Arm, Tastorgan, Geruchsorgan, wohl auch Geschmacksorgan zugleich ist, hebt den Elephanten unendlich über alle Thiere, welche dee nach dem Total dee thierischen Bildung ordnende Zoolog dicht neben ihn gruppiren muß. Der Rüssel bildet eine Kluft zwischen dem Elephanten und den andern Gliedern seinee Familie, bei welchen dee Rüssel in der mehr oder weniger verlängerten Oberlippe nue angedeutet ist, geeade wie das os sublime und der entwickelte, frei bewegliche Daumen — die manus parva majori adjutrix, nach Albinus — den Menschen berechtigt, dem Orang, dee mit vier Händen läuft, packt und greift, alle geistige Genossenschaft aufzukündigen. Die Kluft zwischen Mensch und Affen mag unendlich größer seyn als die zwischen dem sorgfältig gepflegten Pensionär der Könige von Siam und dem „arm'd Rhinoceros;“ sie mag anders als nur geometrisch verschieden seyn: gleichviel, der Unterschied ist beiderseits ein wesentlichee und beweist, daß die Natue die geistige Kraft in der Thierreihe nicht nach einem stetigen Gesetze in dem Grade zunehmen läßt, in dem sich die Organismen dem menschlichen näheen, daß sie nicht an einen thierischen Typus ein bestimmtes allgemeines Maaß von Intelligenz geknüpft, sondern vielmehr dieselbe unter die Glieder einer und derselben Thierfamilie noch viel ungleichee vertheilt hat als unter die Individuen der Menschenfamilie.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus einer Reise durch Norddeutschland und Scandinavien.

(Fortsetzung.)

In einem dieser Hinterflügel stieß mir vor einem Saale ein seltsames Zimmeechen auf, das die Laune eines Holländers, der es einst bewohnt haben mußte, mit absonderlichen Verzierungen geschmückt hatte. Die getäfelte Decke enthielt in ihren einzelnen Feldern kleine Vignetten, mit Unterschriften versehen, versinnlichte Speichwörter, von denen ich folgende aushebe, die mir lebendig das Denken und Thun dieser wunderlichen Nation vor Augen stellten. Hier hieß es unter einem Bildchen, auf welchem ein Mann seine Nase abschneidet:

Snyt men syn neus af, men schent syn aengesicht.

Ein kluger Speuch, in dieser Unbeschränktheit jedoch besser für einen Handelsmann als für einen Christen passend, der sein Auge ausreißen, seine Hand und seinen Fuß abhauen soll, wenn sie ihn ärgern. Holland scheint aber, noch heutigen Tages jenem ersten Speichworte getreu, sich Belgien nicht abschneiden zu wollen; nach dem Evangelium hätte König Wilhelm es längst wegwerfen sollen, denn es hat ihn schon mehr als billig geäegert. — Gar bedenklich macht ein anderes Bild in einem andeen Felde, darin Jemand den Leuten Brei in den Mund zu streichen bemüht ist, wozu das Sprichwort kopfschüttelnd bemerkt:

Hy moet vel briis hebben, die elck den mont sal stoppen.

Freilich, der Regierung scheint nachgerade der Brei ausgehen, um den Generalstaaten den Mund wegen der nutzlosen Rüstungen gegen Belgien zu stopfen. Da muß denn wohl am Ende das sonst so besonnene Holland einsehen lernen, daß jene Zeiten vorbei sind, da es sich in aller Welt, geschweige denn in seinee nächsten Nähe, mit allem Waidweekzeuge vollständig ausgerüstet, das kostbarste Wildpret erjazte; daß es nun nur noch jenem Manne gleicht, den wir auf dem dritten Täfelchen sehen, wie er, zwei Kätzlein an Schnüeen hinter sich herführend, einen Stock mit daran hängenden Ratten übee die Schulter gelegt, nach Hause geht und spricht:

Wie jaegt met katten
En vangt maer ratten.

Gutee Mynheer, der du einst dieses Zimmer malen ließest, du hättest eine solche Auslegung deiner unschuldigen

Bildchen nie für möglich gehalten, und wohl noch weniger, daß sie wahr werden könnte. Wohl dir! denn es ist ein trauriger Genuß, durch die leere Schüssel an einst gegessene Fasanen erinnert zu werden. — Wie manche Kuriosität ähnlicher Art, wie manches wirklich Interessante aus den verschiedensten Zeiten mag sich sonst noch hinter diesen ehrwürdigen Mauern verbergen, was möchten Alles diese Wände erzählen können, wenn sie Lippen hätten, wie sie dem Sprichworte zufolge Ohren haben.

Dieses Mal war freilich mein Aufenthalt viel zu kurz, als daß ich die Lücken, die in dem Bilde von Lübeck, gewiß zahlreich genug, für mich noch leer blieben, hätte ausfüllen können. Zwar ging ich an diesem Tage noch nicht in See, da der Kapitän, um seine Papiere in Ordnung gebracht zu sehen, verweilen mußte; doch nahm den Nachmittag das Schützenfest in Anspruch, das heute vor dem Thore gefeiert wurde. Auf einem grünen Platze zwischen alten Bäumen schossen die Bürger mit schweren, alterthümlichen Büchsen nach einem eisernen Vogel auf einem hohen Mast. Die Volksmenge war ziemlich zahlreich, jedoch schien das Hauptreizmittel für die untere Classe in einer Reihe von Tischen zu bestehen, auf welchen gegen einen kleinen Einsatz verschiedene Gegenstände, meistens in Steingutwaaren bestehend, verloost wurden. Das Wetter war trübe, vielleicht war es meine Stimmung auch; ich konnte wenigstens diesem Feste keinen recht heitern, lebensvollen und volksthümlichen Eindruck abgewinnen. Bei noch viel schlechterem Wetter hatte ich einst in Nürnberg einer jährlich sich wiederholenden Feierlichkeit angewohnt, aber dennoch ein weit kräftigeres und farbenvolleres Bild davongetragen.

Es war am Thomastage, an welchem die Heirathslotterie öffentlich gezogen wird. Das ist nun nicht so zu verstehen, als ob auf herrenhutische Weise gelooset würde, wer sich heirathen soll, sondern also: Gegen einen Einsatz haben Leute aus Nürnberg und der Umgegend, junge Bursche und Mädchen, wenn sie in die Jahre kommen, Aussicht, ein Heirathsgut zu gewinnen. Der Loose sind 40,000, der Gewinnste 200 zu je 200 bis 400 Gulden. Das Ganze ist für Bürger und Bauer berechnet, und die Ziehung findet am Nachmittage des genannten Tages Statt. Der Balkon eines Hauses, welcher das Ende zweier, im spitzen Winkel sich vereinigenden Straßen bildet und mit der Balkonseite gegen den Josephsplatz gekehrt ist, war mit weiß und blauen Tüchern behangen und mit einem Baldachin bedeckt, dessen Eckpfosten Straußfedern von denselben Farben krönten. Unter diesem Baldachin stand das Glücksrad, daran ein blau und weiß gekleideter Knabe, der nach Umdrehung des Rades die gewinnenden Nummern zog. Diese Nummern wurden einzeln, wie sie herauskamen, auf eine schwarze, an einen Stock befestigte Tafel geschrieben, dem unten zahlreich versammelten und von neugieriger Spannung bewegten Volke gezeigt und dabei vom Balkon herab sowohl die Zahl als Name und Wohnort des beglückten Gewinners ausgerufen. Sobald dieses geschehen war, erscholl ein schmetternder Tusch der in den Nebenfenstern aufgestellten Musik. Diese bestand im eigentlichen Sinn aus Pauken und Trompeten; die Pauken waren außen vor den Fenstern angebracht, mit Behängen in den Landesfarben verziert. Die ganze Scene erinnerte auf's Lebhafteste an jene bekannten Bilder von Turnieren und andern Festlichkeiten der Vorzeit, und paßte so gut in den alterthümlichen Rahmen der Stadt, daß man über dem Gefühle der innerlichen Befriedigung die Unbill des regnenden Himmels vergessen konnte.

Ein Dichter.

Es steht ein alter Erkerthurm
Tief an des Neckars Wellen;
Die Fensterlein von trübem Glas
Ein öd Gemach erhellen.

Und drinnen still ein Schatten schwebt
Gespenstig auf und nieder:
Der Schatten dort schon dreißig Jahr'
Sich zeiget immer wieder.

Da drüben auf dem grünen Strand
Thät mancher Jüngling lauschen:
Ob ihm erklinge sanftes Lied —
Hört nur des Wassers Rauschen.

Und aus dem trüben Fenster schaut
Ein Auge hohl und irre;
Das schöne, tiefe Aug' erlosch
Ach! in des Wahnsinns Wirre.

O welch ein Haupt, so kahl, so blaß,
So tief gebeugt, das theure!
Sagt an, wer trägt so schwere Schuld,
Wer that das Ungeheure?

So nenn' es, Diotima, doch!
„Die Liebe, wild zerstörte.“ —
Hyperion, du weißt es, sprich!
„Der Ruhm, der heiß begehrte.“

Und weinend weg vom Erkerthurm
Der gute Jüngling schreitet,
Und fragt: ist das ein Dichterloos,
Dem Edelsten bereitet?

Doch wenn der Abend niedersinkt,
Kommt wieder er zu lauschen:
Ob ihm erklinge sanftes Lied —
Hört nur des Wassers Rauschen.

F. B.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Ende Juli.

Vorbereitungen auf die Cholera.

Woran denkt man? An die Cholera. Wovon redet und träumt man? Von der Cholera. Wofür sorgt man? Für die Cholera. Sorgen? Das Sorgen ist hier ganz eigener Art. Hat man Betten in gehöriger Menge angeschafft? Sind in den Apotheken diejenigen Arzeneien vorräthig, deren Anwendung, prophylaktisch oder therapeutisch, sich gemeinhin am wirksamsten gezeigt hat? Sind in Betreff des ärztlichen Dienstes hinreichende Vorkehrungen getroffen worden? Hat man möglichst große Reinlichkeit der Wohnungen und Straßen eingeschärft und zu erreichen gesucht? Wir wagen es nicht, diese Fragen zu bejahen. Die Cholera ist für eine italienische Regierung ein Wesen sonderbarer Natur. Von ferne zeigt sie sich, eine riesige Gestalt, von oben bis unten in ein Leichentuch gehüllt; Niemand getraut sich, ihr in's Gesicht zu blicken. Sie marschirt von einem Lande zum andern, jeden Augenblick die Richtung ändernd; öffnete man nur die Augen, so sähe man gleich, daß sie Siebenmeilenstiefeln trägt und auch Luftritte machen kann, wie in neuester Zeit den von Neapel nach Palermo. Immer aber noch beharrt man beim thörichten Glauben, eine winzige Bajonettenlinie an der Grenze könne die grausige Wandergeißel aufhalten, welche, jeden Cordon verspottend, auf Windesflügeln hoch in den Lüften vorüberfährt, und plötzlich auf das sich sicher träumende Land herabschießt. Wäre man nicht daran gewöhnt, in Rom manche Dinge zu sehen, worauf Hamlets Worte über Horatio's Philosophie anzuwenden sind, so müßte man glauben, endlich könne man doch nicht umhin, die Augen zu öffnen. Doch nein, man sperrt die Grenze. Die Krankheit springt über die Grenze und bricht in S. Giovanni und in Coprano aus. Die Orte werden abgesperrt und die Militärlinie in ihrer ganzen Ausdehnung im Gebirge etwas zurückgezogen, weil man findet, eine zureichende Bewachung in diesen unwegsamen Gegenden sey sehr schwer; denn daß diese Bewachung zu etwas gut seyn könne, läßt Niemand sich ausreden, am wenigsten das Landvolk, das sie auf eigene Faust unternehmen oder rebelliren würde, wenn die Regierung etwa nicht wollte; und Niemand scheint der Meinung zu seyn, die 2000 Scudi, welche der Cordon an der neapolitanischen Grenze täglich kosten soll (er besteht seit Ende Septembers vorigen Jahrs), seyen weggeworfen Geld. Zugleich aber beweist die allgemeine Consternation, die in Rom herrscht, wie wenig man diesen kostspieligen Vorsichtsmaßregeln traut. Daß in allen Kirchen das sogenannte vierzigstündige Gebet angeordnet worden, ist gut und löblich. Die übrigen Vorkehrungen aber ängstigen, statt zu beruhigen; sie ängstigen doppelt, weil sie einen Vorgeschmack von dem geben, was bevorsteht, wenn die Krankheit mit Macht in der Hauptstadt ausbricht. Seit mehreren Tagen kann man nicht mehr frei durch die Umgebungen streifen. Will man von Rom nach Albano oder Frascati, so muß man sich einen Gesundheitsschein von der Polizei verschaffen; geht man von Frascati nach Subiaco, nach Palestrina, nach Velletri — Gesundheitsscheine. Wie hier gewöhnlich Alles halb geschieht, so werden diese Scheine am Thore oft nicht einmal eingefordert. Hier hat die Polizei, in den kleinen Orten haben die Governatoren vollauf zu thun, diese unschätzbaren Dokumente auszuliefern. Was Wunder, wenn die wenigen zurückgebliebenen Fremden, wenn selbst viele Einwohner entweder schon im Wagen sitzen, oder ihre Reisepässe bereit halten und auf dem Qui vive sind, nach Toskana zu flüchten. Dabei ist während der letzten vierzehn Tage ein falscher Alarm dem andern gefolgt. In jedem Sommer kommen hier Fälle sporadischer Brechruhr vor: die drückend heißen Tage, der empfindliche Temperaturwechsel bei Sonnenuntergang, die Unvorsichtigkeit im Genuß von Früchten veranlassen, die mangelhafte Einrichtung des Medizinalwesens verschlimmert sie. Ein Kutscher verschlingt ein gewaltiges Gericht Schnecken (eine beim hiesigen Volke im Sommer sehr beliebte Speise) und stirbt unter bedenklichen Symptomen: dieser und ein paar ähnliche Erkrankungsfälle verbreiten allgemeinen Schrecken. Im Spital von S. Giacomo am Corso stirbt ein Militär: man behauptet, es sey wirklich die Cholera, stellt Schildwachen aus, sperrt das ganze Gebäude ab. Natürlich versammeln sich Volkshaufen; der Eine schimpft, der Zweite jammert, der Dritte droht, jener meldet einen ähnlichen Todesfall im Spital von S. Spirito, dieser in Trastevere, ein anderer im Ghetto. Würde dies zum System, wie Manche behaupten (selbst auf die Aerzte soll man eine so unsinnige Maßregel ausdehnen wollen), und wollte man innerhalb der Stadt die Krankheit wie eine orientalische Pest behandeln, so würde bald die Besatzung der Engelsburg nicht hinreichen, und ein Theil Roms könnte sich auf den Hungertod gefaßt machen. Aber die Unmöglichkeit der consequenten Durchführung solcher Maßregeln würde sich nur zu bald zeigen. Rom kann sich nicht absperren. Die Stadt, von der Campagna abgeschnitten, die Campagna ohne die Stadt, beide würden in kürzester Frist verhungern und verdursten. Wie es mit den zahlreichen, namentlich jezt im größten Elend schmachtenden Armen werden soll, daran scheint noch Niemand ernstlich gedacht zu haben. Die Aerzte sind in großer Besorgniß (oder richtiger, Angst): weniger, wir glauben und hoffen es zu ihrer Ehre, der Krankheit, als der Vorkehrungen und des Pöbels wegen, des unwissenden, rohen, wüsten, leidenschaftlichen, nicht Gesetz, nicht Obrigkeit achtenden, noch fürchtenden Volkes, mit dem man freilich kein leichtes Spiel haben wird. Die allerwenigsten unter den hiesigen Aerzten haben übrigens Gelegenheit gehabt, sich mit der Krankheit bekannt zu machen; ihre Lieblingsmittel, Aderlaß und Eselsmilch, dürften in diesem Falle kaum ausreichen. Mit Rüstungen zur mechanischen Abwehr sich zu versehen, wie sie einmal in einer deutschen Stadt vorgeschrieben waren, hat die gewöhnliche Indolenz sie gehindert. So wird denn die Mehrzahl derselben ungerüstet in den Kampf gehen müssen, geistig, wie körperlich. — Unterdessen ist die Witterung sehr unbeständig, kühl und regnicht für diese Jahrszeit; die Theuerung, durch die Schwierigkeit der Verbindungen veranlaßt, läßt nicht nach, und die Sperre währt fort. Eine neue ist hinzugekommen, die an der lombardisch-venetianischen Grenze, wo man nun auch wieder Quarantäne halten muß. Stellt nun endlich, wie sehr zu befürchten ist, Toskana einen Gesundheitscordon bei Radicofani und Orbetello auf, so ist der Kirchenstaat so wohl verwahrt, daß man weder herein, noch hinaus kann. Das Uebel wird dadurch vermehrt, daß ihrerseits Umbrien und die Marken sich gegen die Hauptstadt verwahren werden. Ob man dann unter den Römern noch so viele Vertheidiger von Cordons und Contumazen finden wird, ob sie nicht, wenn ihre eigene Convenienz und persönlicher Vortheil in's Spiel kommen, eben so eifrige Gegner, wie früher störrische Vertheidiger eines unhaltbaren und verderblichen Systems werden, muß die Zeit lehren. **Rt.**

Beilage: Literaturblatt Nr. 83.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 196.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 17. August 1837.

— Um's Zwielicht sie dem Strande nahn;
Die Felsen, dünkt sie's, schau'n sie lächelnd an;
Der Hafen summt von hundert frohen Stimmen,
Die Feuerzeichen in die Runde glimmen —
Wo nur ein Lämpchen hinter'm Fenster scheint,
Malt Phantasie hinzu manch theuren Freund.

Byrons Corsar.

Erinnerungen aus einer Reise durch Norddeutschland und Scandinavien.

Fahrt von Dalarö nach Stockholm.

Als die dritte Nacht nach unserer Abfahrt von Travemünde dem Tage Platz machte, begrüßte uns der Leuchtthurm von Landsort, dem wir uns langsam näherten. Auch bei ruhiger See sieht man immer vorzugsweise gern diese schlanken Thürme, deren Schein in der Nacht wie das Auge eines wachsamen Freundes uns leuchtet und die am Tage mit ihren in der Regel weißgetünchten Mauern, wie die Tücher bewillkommender Lieben am Ufer, dem wohlbehaltenen Seefahrer entgegenwinken. Hier kam ein Lootse an Bord, der uns in die Bucht von Dalarö führen sollte; denn hier beginnen die Scheeren, welche die Küsten von Schweden, Norwegen und Finnland umgeben und am Eingange des bothnischen und finnischen Meerbusens besonders zahlreich sind. Es sind Felsenhügel, die als Inseln aus dem Meere in großer Menge und zum Theil von ziemlicher Größe auftauchen und die Seefahrt in diesen Gegenden besonders erschweren. Denn sie sind nichts anderes als die höheren Spitzen des hügeligen Landes, welches, im Westen als Festland sich erhebend, im Osten sich senkt, und dessen kleine Thäler das Meer unter Wasser gesezt hat, ohne die höher gelegenen Punkte zu überschwemmen. Ihr Stoff ist Urfels, die Form rundlich, und sie tragen hierin, wie die Oberfläche des Festlandes selbst, die Spuren einer früheren gänzlichen Unterjochung durch das nasse Element. Seit unvordenklichen Zeiten schon sind sie diesem über den Kopf gewachsen, allein der Kampf beider, der früher vielleicht auch nicht in gewaltsamerer Weise geführt worden ist, dauert noch immer fort, wie der Umstand beweist, daß diese Ostküste von Schweden und mit ihr wahrscheinlich das ganze Küstenland des baltischen Meeres sich langsam emporhebt. Hiedurch muß nothwendig die Schiffahrt in diesen Gegenden noch schwieriger werden, und wenn sich auch der Gedanke aufdrängt, daß, wie die Bevölkerung der Erde steige, zugleich die Natur dafür sorge, ihr ein größeres Areal zur Unterlage zu geben, so läßt er sich durch die bisherigen Beobachtungen wenigstens nicht beweisen. Die äußersten dieser Scheeren gegen das freie Meer zu sind fast ganz kahl, nur mit Flechten und Moosen bekleidet; kaum können in den Spalten einige verkrüppelte Tannen vor den Angriffen der Winde ihr kümmerliches Daseyn fristen. Allmählig aber, wie sich die Inselchen gegenseitig vor den Winden schützen, werden sie mehr und mehr bewachsen, Tannenholz in größerer Form und Menge, auch grasbewachsene Stellen und kleine

Wohnungen werden auf ihnen sichtbar. Der Weg nach Stockholm führt mitten durch, und die stets wechselnde Begrenzung der Meeresfläche, welche die einzelnen Scheeren zeichnen, indem sie für den Beschauer auf dem segelnden Schiffe in immer neuer Weise sich verschieben, gewährt ein mannichfaltigeres Bild als die gleichförmige Gestalt derselben erwarten läßt. Zugleich versinnlicht die Stille der felsigen Hügel mit ihren dunkelgrünen Bäumen, ihren spärlichen Blokhäusern, anschaulich den Charakter des Nordens, dessen Bollwerke sie sind. Da sind keine wohlgebauten Ufer, die dem Ankömmlinge entgegen lachen, kein dumpfer Schall belebter Städte, keine zahlreiche Versammlung von Schiffen, den ankommenden Genossen mit Flaggen begrüßend.

Der Wind hatte sich fast ganz gelegt, der Himmel war mit einem einförmigen Grau überzogen, als wir Abends um halb sieben Uhr langsam in die Bucht von Dalarö einliefen. Ihren Eingang schützt ein kleines Kastell, malerisch auf einer Felseninsel kauernd; die Bucht selbst wird von tannenbewachsenen Felsenhügeln gebildet, auf welchen an der einen Seite das hölzerne Dorf Dalarö mit seinen rothen Häusern sich erhebt. In ihr selbst liegt die Lootseninsel, eine kleine Scheere mit den Wohnungen der Piloten. Nur Ein Schiff, ein norwegischer Schooner, lag im Hafen, als wir mit allmählig eingerefften Segeln einzogen und unsere Minerva darauf, beim Ankern im Kreise sich drehend, ihm zur Seite stehen blieb.

Die gewöhnliche Bewegung unter dem Schiffsvolk, welche der Landung vorauszugehen pflegt, hatte die Stille, die vorangegangen war, schon unterbrochen, als die Zollbeamten an Bord kamen, um die Effekten der Reisenden zu untersuchen. Das Zollsystem Schwedens ist darauf berechnet, die inländische Industrie durch Prohibitionen gewaltsam zu heben; die Küsten des Landes bieten dem Schleichhandel sichere Eingänge dar, und es ist daher der Reisende genöthigt, sich mehr als einer Visitation zu unterwerfen, wenn er in einem kleineren Hafen landet, um nach der Hauptstadt zu gehen. Der Schiffsraum wurde hier versiegelt, ehe der Kapitän seine Fahrt nach Stockholm weiter fortsetzte. Der Seeweg von hier bis zur Stadt ist gefährlich und hält die Schiffe häufig längere Zeit auf. Dies war damals besonders zu befürchten, da der Wind sich gelegt hatte, und so lag es im Interesse des Kapitäns, seine Passagiere, welche er auf der Fahrt zu verköstigen hatte, in Dalarö auszuschiffen, von wo man zu Lande nicht mehr als zwölf Stunden Weges bis nach Stockholm hat. Wir unserer Seits hatten alle Ursache zufrieden zu seyn, daß wir uns in diese Anordnung des Kapitäns gefügt hatten, da er bis zu seiner Ankunft noch volle drei Tage in den Scheeren zubringen, also auf eine Strecke von wenigen Meilen eben so viel Zeit verwenden mußte, als wir gebraucht hatten, um den Weg von Lübeck bis zum Landungsort, der hundert und acht Seemeilen beträgt, zurückzulegen; selten wird diese Fahrt schneller als in 73 Stunden — so viel hatten wir gebraucht — gemacht.

Ob die Minerva vielleicht auf der weiteren Strecke unbemerkt Privathandelsgeschäfte treiben wollte, weiß ich nicht. Das aber ist kein Geheimniß, daß manche Kapitäne der von den deutschen Ostseehäfen nach Schweden segelnden Schiffe durch Schleichhandel reich geworden sind, wenn sie auch zwischendurch ertappt wurden und für den Augenblick bedeutenden Nachtheil erleiden mußten. Die Arten, den Nachstellungen der Zollbehörde zu entgehen, sind außer dem nicht immer sichern Mittel der Bestechung, äußerst mannichfaltig. Ich sagte, der Raum des Schiffes werde an seinem ersten Landungsort versiegelt; das ist aber kein sicheres Mittel, die Einführung von Contrebande, selbst für die gleich nachfolgende Zeit unmöglich zu machen. So ist mir ein Schiff bekannt, dessen Kapitän diese Maßregel mehr als einmal mit Nutzen vereitelt haben mochte, ehe sein Verfahren entdeckt wurde. Er hatte nämlich den Boden der Koje, in der er schlief, zu einer unsichtbaren Fallthüre eingerichtet, mittelst welcher er, ohne Verletzung der Siegel, aus dem Raume entfernen konnte, was er einschmuggeln wollte. Dies ging so lange, bis er mit seinem Steuermann Verdruß bekam, dieser ihn verrieth, und die Zollwächter den Herrn des Schiffes, in seiner Fallthüre stehend, auf der That selbst ertappten. Listiger noch war ein anderer Kapitän. Er hatte das Hintertheil seines Schiffes hohl bauen lassen, füllte es vor seiner Abreise in Deutschland mit werthvollen verbotenen Stoffen an, ließ es dann von außen durch den Zimmermann schließen und übertünchen, so daß weder an der innern, noch an der äußern Seite des Schiffes irgend eine Besonderheit im Baue sichtbar war. Aber auch dieser Schlupfwinkel blieb nicht verborgen, denn der Scharfsinn der Küstenbeamten ist durch vielfache Versuche der Art auf's Höchste gesteigert, und ohnedies ist der Schwede überhaupt schlauer Natur, eine Eigenschaft, welche sein alter Erbfeind, der Däne, gern als Falschheit bezeichnet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte des Elephanten.

(Fortsetzung.)

Diese Parallele zwischen dem Menschen und dem Elephanten, wobei übrigens, wie sich von selbst versteht, der unermeßlichen Prärogative des erstern nicht das Mindeste vergeben werden soll, muß vorzüglich für diejenigen von

Interesse seyn, welche dem Menschengeschlecht nur ein Alter von wenigen Jahrtausenden beimessen, nach deren Ansicht der Mensch, bis jezt die höchste Blüthe der ewigen Schöpferkraft, erst nach der lezten großen, durch die Spuren einer gewaltigen Fluth bezeichneten Veränderung der Erdoberfläche entstanden und somit kein Zeitgenosse der Thiergeschlechter gewesen ist, welche, von den jezt lebenden wenig, zum Theil gar nicht verschieden, ihre Knochen in den sogenannten tertiären Erdgebilden und im Diluvium zurückgelassen haben. Wir wissen, daß unter den zahlreichen Säugethiergeschlechtern, welche die Wissenschaft aus jenen oberflächlichsten Niederschlägen reconstruirt hat, die Familie der sogenannten Dickhäuter, welcher Elephant, Nashorn, Hippopotamus, Tapir, Schwein angehören, und welcher sich das Pferd nahe anschließt, die bedeutendste Rolle spielt. Diese Familie erscheint in jener Erdperiode als die eigentlich herrschende, und die vornehmsten Glieder derselben sind mehrere Geschlechter mit Elephantenrüsseln. Das eine, das überall vorkommende Mammouth oder der sibirische Elephant, weicht in keinem wesentlichen Merkmal vom jetzigen asiatischen Elephanten ab; mehr dagegen das andere, ein an Arten reiches, gleichfalls sehr weit verbreitetes Geschlecht, das der Mastodonten; es findet sich nirgends mehr lebend auf Erden. Ist es nun wahr, daß die Sonne des Menschengeschlechts erst über den Gräbern jener fossilen Thiergeschlechter aufging, gibt es ferner wirklich keine fossilen Affenknochen, das heißt, sind der Mensch und sein Zerrbild Werke eines und desselben Schöpfungstages: so gab es eine Zeit, wo auf der Spitze der Pyramide der Lebendigen der Elephant stand, als das Geschöpf, in dessen innerer Welt es unstreitig am hellsten geworden war. Nach dieser Vorstellungsweise wäre der Elephant dereinst gewissermaßen gewesen, was der Mensch in höherer Potenz jezt ist: der Schöpfer hätte in einer Zeit, welche für uns eine Urzeit ist, den gemeinen Typus des Dickhäuters zum Gebilde des halbwachen Elephanten veredelt, und einen Schöpfungstag später hätte er das organische Schema des Affen zum Substrat eines noch viel edleren Geschöpfes gewählt, des Menschen, der sich wenigstens für ganz wach hält.

Es thut uns für den Elephanten leid, daß diese Ansicht, nach welcher er in der jetzigen Welt die Rolle eines herabgekommenen Großen spielte, auf so schwachen, rein negativen Grundlagen ruht und jeden Tag mit der Entwickelung der Wissenschaft unwahrscheinlicher wird. Die Ultraradikalen in der Geologie verlieren immer mehr Terrain gegen die gemäßigt Conservativen. Zu einer gewissen Zeit war die Vorstellung ziemlich herrschend, nach welcher die Erde eine Reihe von allgemeinen Umwälzungen durchgemacht und die Natur jedesmal ein frisches Füllhorn voll Keimen der Lebendigen über den neu umgewühlten Boden ausgeschüttet haben sollte, so daß kein leibliches Band unmittelbarer Abstammung die Geschöpfe einer Periode mit denen der vorangehenden und der folgenden verknüpfte. Man wurde zu dieser, an sich gewiß nicht wahrscheinlichen Annahme vorzüglich durch die Betrachtung verführt, daß wir, so weit die Beobachtung in den Jahrhunderten zurückreicht, nie eine Thierspezies in die andere übergehen sahen, und daß die echten fossilen Knochen sich von denen der in der Jetztwelt ihnen am nächsten stehenden Thiere wenigstens spezifisch, häufig sogar generisch unterscheiden.

Durch die neuesten Resultate geologischer Forschung stellt es sich nun aber als immer wahrscheinlicher dar, daß die Zuckungen, wodurch das Verhältniß des Wassers zum Lande und das Relief des leztern verändert und nach und nach der jetzige Zustand herbeigeführt wurde, ohne Zweifel häufig rasch, aber nur partiell erfolgten, so daß die Thierschöpfung wohl zersprengt, in neue Lebensverhältnisse getaucht und dadurch umgewandelt, aber keineswegs ausgerottet werden konnte. Diese Theorie beantwortet die Frage nach dem Grunde des Unterschieds zwischen fossilen und lebenden Thierarten durch Hinweisung auf den nothwendig umwandelnden Einfluß einer ungezählten Reihe von Jahrtausenden, gegen welche der Zeitraum der Menschengeschichte als ein Punkt erscheint. Sie macht als modificirende Momente den Temperaturwechsel geltend, welchen offenbar die Erdoberfläche im Ganzen erlitten, und die veränderten Lebensbedingungen, in welche die Geschöpfe bei rascheren oder langsameren Umwandlungen ihrer Wohnsitze versezt wurden; sie benuzt endlich als Vergleichungspunkt die Geschichte der vom Menschen dienstbar gemachten Thiere, welche zeigt, daß seine zähmende, Futter, Licht und Wärme nach Willkühr steigernde oder mindernde Hand manchen Thierarten stehende, vom häufig ganz verwischten Urtypus bedeutend abweichende Charaktere aufgedrückt hat. Diesem nach wären im Ablauf der ungeheueren geologischen Perioden manche Geschlechter ausgestorben, aber die Hauptmasse hätte sich durch unmittelbare Fortpflanzung bis auf den heutigen Tag erhalten, und die jetzigen Arten erschienen den entsprechenden fossilen gegenüber durch Einflüsse umgewandelt, für deren Dauer und Umfang wir gar keinen Maßstab haben. So wäre unser jetziger Elephant wahrscheinlich der Abkömmling des Rüsselthiers, dessen Elfenbein sich überall, besonders gut aber im eisigen Boden Sibiriens erhalten hat; und wenn das Mammouth noch plumpere Glieder, noch gewaltigere Stoßzähne hatte, so erinnern wir uns, daß wir nach wenigen Jahrhunderten nicht mehr die blonden Riesen des Tacitus sind, und daß unsere Barone die Waffen ihrer Ahnen, welche das heilige Grab erobern halfen, nicht mehr zu tragen vermögen.

(Die Fortsetzung folgt.)



Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Juli.

(Fortsetzung.)

Kinderverderbniß. Dufavel.

Lobenswerth ist die Bemühung, Manches zu bessern und wenigstens ein weniger verworfenes Geschlecht zu erziehen. Dazu gehören die Kleinkinderschulen, die bei der Masse unserer Handwerker und ihrem häuslichen Leben von großem Nutzen sind. Könnte man doch die Kleinen gar aus dem Bereich ihrer Eltern bringen! denn zerstörend wirkt fast Alles, was sie bei ihnen sehen und hören. Die meisten unserer Kinder sind schon im achten Jahr keine Kinder mehr; denn sie haben da bereits Erfahrungen in Worten und Werken, die sie für die Société reif machen, in der sie künftig leben sollen. In diesen Kinderköpfen gehen Gedanken um, von denen die Kleinen anderer Länder Gottlob! noch keinen Begriff haben. Davon nur Ein bezeichnendes Beispiel. Mehrmals war es vorgekommen, daß hübsche Frauen und Mädchen auf der Straße plötzlich in Brand geriethen; auf die Rückseite ihrer Kleider war Schwefelsäure gegossen worden, wodurch diese sich schnell verzehrten, oft in Stücken abfielen, und dadurch die armen Frauen und Mädchen in große Angst und Verlegenheit versetzten. Lange bemühte sich die Polizei vergebens, die Thäter ausfindig zu machen; sie dachte immer an erwachsene Leute, und ließ sich nicht träumen, auf die kleinen Straßenbuben Acht zu haben. Die Fälle wurden indessen immer häufiger und skandalöser; endlich ertappten die Gendarmen einen kleinen Buben von sieben Jahren auf der That, wie er, hinter eine Hausthüre versteckt, mit einer kleinen Spritze Schwefelsäure auf ein vorübergehendes Frauenzimmer goß und ihr Kleid damit gleich in Brand setzte. Im Polizeiverhör suchte er sich nicht etwa mit gewöhnlichem Knabenmuthwillen auszureden, sondern sagte unter andern, es sey gar lustig anzusehen, wenn sie sich mit ihren Händen zu bedecken suchten, aber schnell zurückführen, wenn sie sich verbrennten; überdieß sey dieß ein offenbarer Vortheil für die Seidenfabrik, denn sie brennten nur Damen mit Seidenkleidern. Auch Verwundungen der armen Mädchen, die Abends ausgehen müssen, kommen häufig vor; glücklich die, denen nur Stücke von ihren Kleidern abgeschnitten werden.

Wenden wir uns von diesem traurigen, verfaulten Zustand unsers gesellschaftlichen Lebens weg zu einer Begebenheit, die unserer Bevölkerung Ehre macht, und wobei sich der französische Charakter von seiner schönsten Seite zeigte. Ich meine die bekannte Geschichte des Brunnengräbers Dufavel, der in einem Brunnen 63 Fuß tief verschüttet und nach vierzehn Tagen, vorzüglich durch den aufopfernden Eifer der Sapeurs der Besatzung, auf fast wunderbare Weise lebend zu Tage gefördert wurde. Da dieser Unfall so gut ausging, so war er in mehrerer Beziehung ein Glücksfall zu nennen: der Verunglückte gewann durch die für ihn gemachte Kollette einige tausend Franken, wozu auch der Eigenthümer des Brunnens ansehnlich beitrug. Durch die eifrige, muthvolle und ganz uneigennützige Thätigkeit der Sapeurs hatte auch das Militär Gelegenheit, sich dem Volk und besonders den Arbeitern freundlich zu zeigen und seine frühere Stellung gegen sie vergessen zu machen. Die Behörden konnten bei dieser Veranlassung ihren Eifer für das Wohl der Geringern bethätigen. Der Verlauf der Sache ist wohl im Allgemeinen allen Lesern aus den Tagblättern bekannt. Indessen hat sich Dufavels Arzt die Geschichte seiner vierzehn unterirdischen Tage von ihm erzählen lassen, hat sie größtentheils mit seinen eigenen Worten niedergeschrieben und zum Vortheil des Verunglückten herausgegeben. Ich gebe daraus einiges Bezeichnende. Als er durch den Erdfall in der Brunnentiefe verschüttet war, bemerkte er, daß sein Benot, d. h. der Korb, in dem sich die Brunnengräber hinablassen und in dem sie wieder hinaufgezogen werden, noch in der Nähe sey. „Damals war mein Käfig ungefähr noch sieben Fuß hoch, wurde aber vom dritten Tage der Verschüttung an durch den herunterfallenden Sand und durch die sich senkenden Bretter immer niedriger und enger. Meine Kameraden glaubten mich zu retten, wenn sie nur tüchtig an dem Seil zögen, und dachten nicht, daß sie mir gerade dadurch sichern Untergang bereiteten. So wie sie zogen, hob sich der Korb bis zu den Brettern, die den Erdfall zurückhielten, und da sie immer mehr zogen, so drängten sie dadurch den Korb stark gegen diese Bretter, hoben und verrückten sie, so daß gleich eine Menge Erde und Steine auf mich fielen; glücklicherweise war ihre Anstrengung vergebens, denn dazu hätte wohl die Kraft von mehr als zwanzig Ochsen gehört. Meine Leute glaubten mich also verloren und zogen für's Erste nicht mehr an dem Seil; ich aber fürchtete mit Recht, sie würden von Neuem anfangen; ich zog also das Seil an und rollte es eben in den Korb zusammen, als sie von Neuem anzogen. Da war keine Zeit zu verlieren; ich schnitt also schnell das Seil mit meinem Taschenmesser ab, und nun ging es leicht hinauf, der Korb aber blieb bei mir." — In diesem Umstand liegt die Ursache, warum so schnell und auf einem Nebenweg an Dufavels Befreiung gegangen wurde; denn als die Arbeiter das frisch abgeschnittene Seil (coupé franc) erblickten, ersahen sie daraus, daß Dufavel noch lebe, und erriethen ganz richtig die Ursache, warum er es abgeschnitten hatte; sie gingen also gleich wieder an das Rettungswerk, und zwar durch Grabung eines Schachts neben dem Brunnen, setzten auch die Behörden sogleich von dem Unfall in Kenntniß. — „Nach und nach, besonders seitdem man die Arbeit in dem Nebenschacht begonnen hatte, fiel immer mehr Sand herunter, wohl ein Kubikmeter. Da er mir zwischen die Beine fiel, so hinderte er noch mehr ihre Bewegung; ich mußte ihn also mit den Händen unter mich arbeiten; dadurch aber kam ich immer höher hinauf gegen die schützenden Bretter, ich konnte nicht mehr stehen, sondern mußte mich niederkauern, denn ich fürchtete immer, sie durch das Anstoßen des Kopfs zu verrücken. Mein rechtes Bein war untergeschlagen, das linke aber neben dem Korb ausgestreckt, der Fuß in einer Oeffnung zwischen zwei Brettern, mein rechtes Knie war unter der linken Kniekehle, der Körper gebeugt, die linke Schulter gegen zwei Bretter gedrückt und der Kopf gegen die linke Schulter geneigt. Meine Arme hingegen waren fast frei und ich konnte sie zur Hälfte ausstrecken. Mit dem Kopf rührte ich an die obern Bretter, mein wunderbares Schutzgewölbe; darum her waren glücklicherweise noch viele Stücke von zerbrochenen Brettern, aber noch stark genug, um das Gewölbe fest- und den Sand zurückzuhalten, der mich in den vierzehn Tagen gewiß erstickt hätte. Durch das Stickloch, das sich bis hinauf in S Form zog, kam mir Luft und Fleischbrühe in kleinen Flaschen zu. Durch dasselbe konnte ich auch mit den Leuten sprechen, die oben Mund oder Ohr an die Oeffnung legten. Ich hatte großen Hunger, aber noch stärkern Durst. Das Tageslicht konnte ich nicht durch die Oeffnung gewahren, da sie schief und gewunden ging; nur von zehn Uhr des Morgens bis um zwei Uhr war mir's, als sehe ich in der Oeffnung einen schwachen Schimmer."

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 66.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 197.

Morgenblatt
für
gebildete Leser.

Freitag, den 18. August 1837.

All the probabilities point to the conclusion, that the creation of man is to be placed in some part of the supracretaceous period; but *in what part*, is to be determined by further and cautious research.

J. Phillips.

Zur Geschichte des Elephanten.

(Fortsetzung.)

Wenn sich bis jezt im emsig durchsuchten Boden von Europa wirklich kein fossiler Menschenknochen gefunden hat — und auch hierüber läßt sich noch streiten — so beweist dies höchstens, daß zur Zeit, da die Knochen der Elephanten, Nashörner, Ochsen, Hirsche u. s. w. in unsern Lehmlagern, die der Bären und Hyänen in unsern Kalkhöhlen begraben wurden, diese Landstriche von Menschen nicht bewohnt waren. Nichts berechtigt uns, diesen Schluß auf die ungeheuren, noch unerforschten Länderstrecken auszudehnen, namentlich auf die tropischen Länder der alten Welt, wo nach manchen Umständen in einer Zeit, zu welcher die ältesten Erinnerungen kaum hinaufreichen, ein Hauptummelplaz unseres Geschlechtes war. Erst mit der Kreide tritt eine der jezigen Schöpfung ganz unähnliche, völlig fremde Welt auf; in der Kreide und unter ihr sind namentlich Reste von Landsäugethieren äußerst selten; aber über derselben und gleich in den ältesten der tertiären Gebilde treten in Menge Thiere und Pflanzen auf, welche den heutigen ganz analog sind, und die Wissenschaft auf ihrem jezigen Standpunkt hat durchaus keinen Grund, die Annahme, daß der Mensch ihr Zeitgenosse gewesen sey, zum voraus zu beseitigen. Auf die uns im höchsten Grade interessirende Frage nach dem geologischen Datum des Ursprungs des Menschengeschlechts hat die Geologie keine bestimmte, ja kaum eine negative Antwort: sie kann es nur höchst wahrscheinlich machen, daß der Mensch mit den meisten Familien von Landsäugethieren erst nach der durch den mächtigen Niederschlag der Kreide ausgezeichneten Periode in's Daseyn gerufen worden ist; sie hat aber nicht den mindesten Anhaltspunkt, um zu bestimmen, wo in dieser neuesten Weltära die geologische und die historische Zeit sich berühren, daß heißt, wann auf der Bühne dieses Planeten im ersten Menschen der erste „denkende Schauspieler" aufgetreten ist. Manche Gründe, deren Entwicklung hier nicht in unserer Absicht liegt, weisen übrigens auf ein ungleich höheres Alter des Menschengeschlechts hin, als ihm selbst die ausschweifendsten Chronologien alter historischer Völker zuschreiben. Die Menschheit als Ganzes theilt die Entwicklung und das Geschick des Individuums. Der Mensch erinnert sich weder seiner Geburt noch seiner ersten Lebensjahre, die frühesten Erinnerungen gleichen einem verlöschten Gemälde, auf dem nur einzelne Bilder und Gruppen in bestimmtem Umriß und Kolorit stehen geblieben sind, und ein Tagebuch führt das Mädchen selten vor dem vierzehnten, der Knabe selten vor dem sechzehnten Jahr: so auch die Menschheit; nur mit dem Unterschied, daß sie, ein

Findelkind, gar nicht weiß, wann ihr Name in das Buch der Schöpfung geschrieben wurde, daß sie kein Bewußtseyn davon hat, in welchem Verhältniß der von ihrem Ursprung bis zu ihren ersten Kindheitsbildern verflossene Zeitraum zu ihrem spätern Lebenslauf steht, daß sie sich gar keine Vorstellung davon machen kann, welche Altersstufe in ihrer Existenz die paar Jahrtausende bezeichnen, seit welchen sie ihre Thaten beschreibt, ihre Könige besingt und über sich selbst philosophirt, daß sie nicht weiß, ob sie Kind, Mann oder Greis ist, „wohin sie kommt, noch wohin sie geht."

Wir wollten hier gelegentlich angeben, was die Naturwissenschaft auf ihrem neuesten Standpunkte über diesen wichtigen Gegenstand zu sagen weiß. Man sieht daraus, daß der Mensch gar wohl ein Zeitgenosse des Mammouths und seiner Verwandten seyn konnte. Die Wissenschaft ist es gewärtig, daß früh oder spät in irgend einem Gliede der über der Kreide gelagerten tertiären Schichten Menschenknochen und Werke seiner Hand entdeckt werden. Ein einziger unzweifelhafter Fund dieser Art müßte auf einmal die bisherigen Begriffe vom verhältnißmäßig sehr neuen Ursprung des Menschengeschlechts berichtigen; es reichte hin, daß das unbedeutendste Produkt der Menschenhand, ein Stück bearbeiteten Metalls, ein Topfscherben, in einem jezt tief im Lande und bedeutend über dem Meeresspiegel gelegenen Meeresgebilde oder in einem entschieden sehr alten Süßwassergebilde gefunden würde.

Wie dem sey, bis jezt ist die Geschichte des Elephanten und mancher andern Thiergeschlechter in den Urkunden der Erde weit älter als die des Menschen. Während der antediluvianische Elephant, der nach dem Bisherigen nicht nothwendig auch ein präadamatischer war, dem wissenschaftlichen Auge nur als eine einzelne Chiffre in einem riesigen, halb entzifferten Hieroglyphentext erscheint, ist er für die menschliche Habsucht bei weitem das interessanteste Thier der Vorwelt. Seine uralten Gräber am nördlichen Abhang der alten Welt werden um desselben kostbaren Stoffes willen geplündert, wegen dessen der Mensch seit den ältesten historischen Zeiten mit dem lebenden Geschlechte im Kriege liegt. Unglaublich ist die Masse von Elfenbein, welche sich, dem des lebenden Thiers ganz gleich, im ewig gefrorenen Boden Sibiriens vollkommen erhalten hat und seit Jahrhunderten gegraben und ausgeführt wird. Geschichtlich ist das Mammouth besonders dadurch interessant, daß die zahllosen riesenhaften, über ganz Europa zerstreuten Knochen und Zähne dieses Thiers es waren, die zuerst der in den seltsamsten Vorurtheilen befangenen Naturforschung über Manches die Augen öffneten. Man ersieht dabei, wie jung die Begriffe sind, auf deren Grundlage sich unsere ganze Kenntniß vom Zusammenhang der fossilen Thierwelt mit der jetzigen so rasch und schön aufgebaut hat und ferner ausbauen wird; denn noch sind es kaum hundert Jahre, daß Daubenton die Behauptung wagte, die sogenannten Mommouthshörner seyen echtes Elfenbein, und das Mammouth selbst sey nichts als ein Elephant. Unser Landsmann J. G. Gmelin bekräftigte dies aus eigener Anschauung auf seiner sibirischen Reise. Buffon glaubte nicht daran, so lange er die riesenhaften Mammouthsgebeine nur mit dem achthalb Fuß hohen, indessen ausgewachsenen Skelett eines im Versailler Park gestorbenen, im ungünstigen Klima verkrüppelten Elephanten verglich; er überzeugte sich, nachdem er sich vergewissert, daß jezt noch der Elephant nicht selten vierzehn Fuß hoch, also, da sich die Massen verhalten wie die Kubikzahlen der Höhe, mehrere Male größer wird als sein Exemplar; daß es noch jezt 9 Fuß lange Stoßzähne gibt, welche 150 Pfund und mehr wiegen, und daß sich im Alter des Thiers das Verhältniß der Knochen ändert, daß sie namentlich sehr plump und massiv, und damit denen des Mammouths sehr ähnlich werden.

(Die Fortsezung folgt.)

Erinnerungen aus einer Reise durch Norddeutschland und Scandinavien.

(Fortsezung.)

Hiedurch ließ sich der Ueberlistete nicht abschrecken; er verfiel auf ein Mittel, von dem ich nicht weiß, ob es entdeckt worden ist. In Lübeck nämlich ließ er eine Anzahl blecherner Kapseln verfertigen, welche mit Seidenstoffen gefüllt, zugelöthet und außen tief an den Seiten des Schiffskiels befestigt wurden. Mit solchen Waaren versehen, laufen die Schiffe keck bis in den Hafen von Stockholm und wissen dort während der Zeit ihres Aufenthalts geschickt die Augenblicke zu stehlen, in welchen sie unbemerkt ihre Waaren an's Land bringen können. Dies geschieht nicht selten am hellen Tage. Seidenzeuge einer gewissen Gattung, deren Einfuhr zu Hebung der inländischen Fabriken strenge verboten ist, die aber in der Hauptstadt sehr gesucht und von den Kaufleuten in den Gewölben ihrer Hinterhäuser heimlich verkauft werden, bilden einen bedeutenden und sehr einträglichen Zweig dieses Schleichhandels. Um nun solche an's Land zu bringen, bedient man sich anderer, unverfänglicher Gegenstände, die ausgehöhlt und mit diesen Stoffen gefüllt werden, wie dies z. B. mit Brodlaiben geschehen ist, welche die Matrosen offen unter dem Arme in die Stadt trugen, ohne daß man irgend einen Argwohn gegen sie zu fassen Veranlassung hatte. Es ist natürlich, daß

die häufigen Hausdurchsuchungen, welche ein solches System nothwendig macht, und die Unbequemlichkeit, bei jeder Spazierfahrt aus den Thoren der Hauptstadt auf dem Rückwege einer Visitation ausgesetzt zu seyn, manches böse Blut machen; doch ist wenigstens das zu loben, daß ein Zollbeamter, der Jemand am Körper visitirt, eine sehr bedeutende Privatgeldstrafe an den Durchsuchten zu entrichten hat, wenn er nichts Verbotenes findet.

Wir hatten gottlob von diesen Belästigungen wenig zu leiden; noch vor den Zöllnern verließen wir das Schiff und erwiderten beim Aussteigen aus dem Boote herzlich den Gruß und Händedruck des Matrosen, der uns freudig zurief: „willkommen auf schwedischem Boden!“ In Dalarö bestellten wir im Gastgeberehof (gästgifveregard) ein Abendessen, das wir mit um so größerer Lust genossen, als des Kapitäns Küche nicht die beste gewesen war. Zuerst kam vortrefflicher Dorsch, dann statt der Suppe, die gewöhnlich als zweites oder auch als leztes Gericht aufgestellt wird, Eierbier in kleinen Täßchen, endlich eine Art winziger dünner Pfannkuchen mit Zucker, Plätten genannt. Französischen Wein hatten wir vom Schiffe noch mitgenommen, und selbst Musik fehlte nicht. Die Gastwirthin, eine Demoiselle, wie man diese Einrichtung wohl in Paris findet, erschien nach einiger Zeit in städtischem Putze, sezte sich mit der Guitarre zu uns, und gleich das erste Lied, das sie in klagender Melodie und in einer Reihe von Versen uns hören ließ, war besonders dazu geeignet, uns auch geistig in die Eigenthümlichkeit des Landes einzuführen, denn es handelte von Frithiof und Ingeborg.

Noch in derselben Nacht fuhren wir fünf Passagiere, je zwei und drei auf einem zweispännigen Wagen, nach Stockholm. Diese Wagen sind sehr klein, mit vier niedrigen Rädern, nur von Latten und Brettern gebaut und die Sitze ohne Federn oder sonstige elastische Vermittlung an dem niedrigen Rande befestigt. Die Pferde werden nicht mit Strängen angespannt, sondern es sind für die beiden Pferde vier Deichseln da, so daß jedes in einer besondern Gabel läuft und durch diese, die am Kummet befestigt wird, zieht; oder es finden sich doch wenigstens drei Deichsel, von denen die mittlere gemeinschaftliche auch wohl vorne gespalten ist. Wenn man allein reist, so pflegt man einen einspännigen zweirädrigen Karren von ähnlicher Bauart zu benutzen, welche häufiger sind, als die vierräderigen Wagen. Uebrigens werden diese Fuhrwerke von den Reisenden der höhern Stände im Lande selbst wenig benuzt, indem diese in der Regel einen eigenen Wagen oder ein Kabriolet nebst Pferdegeschirr mitnehmen, und auf den Stationen nur das Gespann wechseln. Es gibt nämlich hier zu Lande keine Kutscher, mit denen man, wie anderswo, für eine größere Strecke akkordiren könnte; Alles reist auf die angegebene Weise mit Extrapost, und die Vorliebe hiefür geht so weit, daß der einzige Postwagencours für Reisende, der im Jahr 1835 zwischen Gothenburg und Stockholm ging, wie ich hörte, wieder eingestellt werden sollte, weil er nicht rentirte, obgleich diese beiden Städte die bedeutendsten des Reiches sind.

Auf den Stationen findet man, wenn sie an Hauptstraßen gelegen sind, eine gewisse Anzahl von Pferden, die nach der Frequenz des Weges größer oder geringer ist, für den Dienst der Reisenden bereit. Diese Pferde werden von den Besitzern der umliegenden Bauerhöfe, welche der Reihe nach postpflichtig sind, auf die Station geliefert, und heißen Hallpferde. Sind sie schon in Beschlag genommen, so macht sich der mit Besorgung des Gespanns für die Reisenden beauftragte sogenannte Hallmann zu Fuß auf den Weg, um Reservepferde von demjenigen Bauerhofe zu holen, der, nach Verbrauch der Hallpferde, so zu sagen im zweiten Aufgebote, an der Reihe ist. Da diese Höfe oft mehrere Stunden weit entfernt sind, so kann man in den Fall kommen, auf die Ankunft der Pferde sehr lange warten zu müssen. Um dieses zu vermeiden, schickt man in der Regel einen sogenannten Vorboten voraus, welcher fährt oder reitet, und für den man die Taxe eines Pferdes bezahlt. Dieser bestellt die nöthige Anzahl von Pferden auf der nächsten Station und schickt sogleich einen weiteren Vorboten ab, damit der Hallmann für den Fall des Mangels in der Zwischenzeit Reservepferde herbeischaffen könne.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Livorno, Juli.

Entstehung und Ausbildung der Stadt.

Wo im fünfzehnten Jahrhundert einige ärmliche Wohnungen um einen kleinen Hafen am Mittelmeer lagen, welchen die Florentiner im Juni 1421 von Genua gekauft hatten, und der in den spätern Zeiten der Republik durch ein Fort beschüzt wurde, entstand unter den Medizeischen Herrschern eine Stadt, welche bestimmt schien, dem toskanischen Handel das gesunkene, ja gleichsam untergegangene Pisa zu ersetzen, und mit Genua und Venedig zu wetteifern. Es war namentlich der Großherzog **Ferdinand I.**, der beste der Medici, welche Toskana beherrschten, unter welchem **Livorno** sich zu einer bedeutenden Stadt erhob und sich als solche gestaltete. Eine Menge Privilegien und Freiheiten wurden gewährt, um Kaufleute und Kapitalien anzulocken: es gelang, und Livorno ward der vornehmste Stapelplaz Italiens, sowohl für die Verbindungen mit der Levante, als für jene mit den westlichen Ländern und Meeren. In ihrem Aeußern konnte und kann die Stadt ihren modernen Ursprung nicht verleugnen. Es gibt fast keine Stadt in Italien, sie mag für die Jeztwelt noch so unbedeutend, sie mag abgelegen seyn von den Straßen, welche der Verkehr

gegenwärtig eingeschlagen hat, worin man nicht eine einigermaßen historische Färbung, wie eine nationale oder richtiger munizipale Physiognomie fände; aber in Livorno ist's anders. Weder Stadt noch Einwohner erinnern an die übrigen Landestheile des Großherzogthums. Erstere ist geräumig, ziemlich regelmäßig, die Straßen breit und offen, die Häuser zum Theil ganz stattlich, aber eben so sehr französisch, wie italienisch; keine Kirchen, keine Klöster, keine Palläste, keine Denkmäler — wenn wir das des Großherzogs Ferdinand am Hafen ausnehmen — welche den Blick auf sich ziehen; keine Poesie, keine bildende Kunst, kein Mittelalter; nur der italienische Himmel erinnert daran, daß man sich noch in Italien befindet; die Einwohnerschaft aus den heterogensten Bestandtheilen zusammengesezt, und, wenigstens ihrer ursprünglichen Bildung nach, dem Auslande eben so sehr angehörend, als Italien, wenn auch in der Folge immer mehr ansäßig und stabil; dem toskanischen Nationalcharakter ganz fremd, fast ausschließlich aus Handels- und Gewerbtreibenden bestehend, und auf diese Art im lebendigen Contrast mit Florenz, Pisa, Siena, Pistoja, wo der alte Landesadel, großentheils gesunken, wenn auch immer noch zahlreich und keineswegs ohne Mittel, aber meist unthätig und nicht selten an den von den Vätern ererbten Kapitalien mehr denn an den Zinsen zehrend, einen so ansehnlichen Theil der Bevölkerung ausmacht. Die Verschiedenheit offenbart sich in der Lebensweise, in den geselligen Verhältnissen und Zuständen. Wir sind zwar eben so wenig geneigt, das gegenwärtige italienische Gesellschaftswesen, in seinen äußern, wie in seinen innern Erscheinungen, für etwas Musterhaftes zu halten, als wir ihm überhaupt ein ehrwürdiges Alter zusprechen können. Es ist ein Kind der thränenreichsten, elendesten und in ihrem Elend und ihrer Versunkenheit sich gefallenden und verblendeten Zeiten Italiens; ein Bastard des Fremdenthums und des Bodensatzes spät-mittelalterlicher, halbverstandener Institutionen, in neue Moden knechtischer Jahrhunderte gewickelt, an den steifen Höfen gleich machtloser, wie eitler inländischer, ihres Ursprungs vergessener Fürsten und die Ruthe handhabender spanischer Vicekönige aufgewachsen; ergraut, aber nicht vernünftig geworden, noch ehrbar; zu guter Lezt noch durch die Feuer- und Wasserproben moderner Revolutionen gegangen, die ihm wohl das Wenige, was ihm noch von wirklich nationalem Wesen anklebte, nehmen konnten, nicht aber seine mit Allongeperrücken behängte Frivolität, seinen erlogenen Ernst, sein läppisches Spielen mit höheren Ideen. Der Verlust oder vielmehr das Nichtdaseyn eines solchen Undings wäre also keineswegs sehr zu beklagen; nur müßte etwas vorhanden seyn, was man an die Stelle hätte setzen können. Dazu ist aber der von allen Orten Italiens am wenigsten geeignete unser Livorno, wo Rechentafel und Courszettel der Coder und das Wörterbuch der Crusca sind, und kein anderes Interesse aufkommen und sich Bahn brechen kann, als das merkantilische.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lyon, Juli.

(Fortsetzung.)

D u f a v e l.

Auf die Frage, wie er so genau habe wissen können, ob es Tag oder Nacht sey, antwortete Dufavel: „Dazu diente mir eine Fliege, die in meinem Käfig mit mir eingeschlossen war, und zwar eine ziemlich große, die stark summte. Am ersten Tag hörte ich sie um meinen Kopf fliegen; als ich sie nicht mehr hörte, glaubte ich, es sey Nacht. Als man später oben nach meiner Angabe die Oeffnung gefunden hatte, durch die leichter mit mir gesprochen werden konnte — es war Sonnabends um zwei Uhr früh — hörte ich meine Fliege noch nicht, sondern erst einige Stunden später; ich fragte, welche Zeit es sey, und aus der Antwort ersah ich, daß ich mich nicht geirrt hatte. Alle folgenden Tage erhob sich meine Fliege bei Sonnenaufgang, sezte sich auf meinen Kopf, auf die Hände oder auf meinen kleinen Vorrath von Lebensmitteln. Wenn sie satt war, summte sie nicht mehr und sezte sich wo anders hin, kam aber nach einiger Zeit wieder. Abends hörte ich sie nie, wußte aber, daß sie sich auf meine Viktualien sezte; denn wenn ich diese berührte, flog sie auf. Wie oft habe ich zu ihr gesagt: ach, glückliche Fliege, wäre ich doch wie du! wie bald wollte ich durch mein Luftloch schlüpfen! Die Gesellschaft dieses Thierchens war für mich ein großer Trost. — Manchmal hatte ich furchtbaren Hunger, und dann aß ich die Korkstöpsel meiner kleinen Flaschen. Manchmal war mir recht schlecht zu Muth und ich fühlte mich einer Ohnmacht nahe; es ging aber immer bald wieder vorüber. Als die Sapeurs ungefähr zehn Fuß tief mit ihrem Schacht gekommen waren, hörte ich durch die Erdwand jeden Hieb und freute mich herzlich darüber; denn ich wußte, dies sey die einzige Art, mich zu retten. Den Tag vor meiner Befreiung hörte ich sie deutlich in dem Schacht sprechen; sie fragten mich und ich konnte ihnen antworten, ich hörte sogar den Sand fallen, den sie wegschafften; einmal wendete ich mit Mühe den Kopf und sah ihr Licht schwach durch die Wand schimmern. Nun zweifelte ich nicht mehr an meiner Rettung, und ein großer Stein fiel mir vom Herzen. Als sie ganz durchgedrungen waren, sagte der Genielieutenant zu mir, ich solle mich umdrehen und ihn ansehen, damit er genau meine Stellung erkenne; als sie hernach die zwei Bretter durchschnitten hatten, an die ich mich mit dem Rücken lehnte, packten sie mich unter den Armen und ich hielt mich an ihnen fest, und so kam ich mit zwei Rucken in den Gang, wo mich die braven Sapeurs sogleich niederlegten und mit ihren Ueberröcken bedeckten; so schlief ich einen Augenblick ein, und als ich erwachte, sah ich mich ganz gerettet.“ — Man sollte meinen, Dufavel habe sich hierauf so vielen Eifers und so großer Theilnahme würdig gezeigt. Leider ist dem nicht so, wir haben an ihm einen gemeinen und undankbaren Menschen kennen gelernt. Nicht zufrieden, durch seine Katastrophe einige Tausend Franken gewonnen zu haben, ging er hierauf in alle nur etwas ansehnliche Häuser, ließ sich wie eine Merkwürdigkeit sehen, erwartete dafür ein Geschenk, und nachdem er auf diese Weise eine ansehnliche Summe zusammengebracht hatte, fing er mit dem Eigenthümer des Grundstücks, der den Brunnen hatte graben lassen, und der schon ein Bedeutendes zu der Kollekte für Dufavel beigetragen, einen Proceß an und forderte eine große Summe Schadenersatz für ausgestandene Angst und entgangene Arbeit. Da es natürlich mit dieser Spekulation nichts wurde, so legte sich der Mensch auf's Schimpfen über die Behörden, die sich so freundlich und thätig für ihn gezeigt hatten. Später ging er wieder an's Brunnengraben, und da ereignete sich gleich der traurige Fall, daß einer seiner Arbeiter, ein durchaus redlicher und geschäzter Mann, in einem Brunnen nicht nur verschüttet, sondern auch getödtet wurde.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 84.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 198.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 19. August 1837.

Als die Freunde nun gleich die geräumigen Plätze genommen,
Rollte der Wagen eilig und fuhr bergan wie bergunter.

Goethe.

Erinnerungen aus einer Reise durch Norddeutschland und Scandinavien.

(Fortsetzung.)

Diese Einrichtung ist in Schweden und Norwegen mit geringen Abweichungen die nämliche; in beiden Ländern gewährt sie in der That eine größere Sicherheit und Bequemlichkeit, als man von ihrer Einfachheit erwarten mag, wenn man an das complicirte Postwesen anderer Staaten gewöhnt ist. Hiezu tragen wesentlich die in Tabellenform nach der Verschiedenheit der zu bestellenden Pferde eingerichteten Bücher bei, in welche der Reisende selbst seinen Namen, seine Route, die Zahl des in Anspruch genommenen Gespanns und Art des Fuhrwerks einzutragen hat und auch Bemerkungen anderer Art beifügen kann. Mehr noch ist aber der Persönlichkeit des schwedischen Landvolks zuzuschreiben, das im innern Lande äußerst einfach, redlich und gefällig ist, und diese Verpflichtung, die es als etwas von den Voreltern Ererbtes für natürlich halten muß, auch nicht mit beträchtlichem Schaden auszuüben hat, da das Postgeld, welches dem Besitzer der Pferde zukommt, so gering es ist, doch bei der Wohlfeilheit der Bedürfnisse in Schweden diese Dienstleistung nach einem richtigen Mittelpreiße zu bezahlen scheint. Die Taxe für das Pferd ist auf die Meile, welche in Schweden nicht ganz, in Norwegen aber volle anderthalb deutsche Meilen beträgt, in ersterem Lande ungefähr 21 Kreuzer rheinisch; in lezterem, wo alles theurer ist, beträgt sie mehr. Für das Fuhrwerk, wie es oben beschrieben worden, zahlt man die lächerliche Kleinigkeit von einem halben Kreuzer auf die Meile; der Hallmann bekommt für seine Mühe auch nicht viel mehr, nämlich zwei Schilling Reichsgeld für das Pferd. Trinkgelder zu fordern, ist der Bursche, welcher sein Pferd auf die nächste Station begleitet, nicht berechtigt; auch geben die Schweden in der Regel keines und sind nicht wenig ungehalten darüber, daß die fremden Reisenden die dienstwilligen und freundlichen Bauern gerne mit einigen Schillingen erfreuen, die oft mit einer rührenden Genügsamkeit und lauten Aeußerungen des Dankes angenommen werden. Uebrigens geht der Begleiter des Reisenden, der Landessitte gemäß, nicht sowohl deßwegen mit, um den Wagen zu lenken, da Jedermann selbst fährt, als um nach Vollendung der Reise sein Pferd von der nächsten Station wieder nach Hause zu nehmen. Es kommt daher zuweilen vor, wenn der Eigenthümer das Pferd auf andere Art wieder erhalten kann, daß man dem Reisenden gar Niemanden mitgibt, oder es ist ein Mädchen, das die Rolle übernimmt; gewöhnlich sind es Knaben, oft ganz kleine Kinder, obgleich

dies Alles, streng genommen, den bestehenden Verordnungen zuwider ist.

Mir, als einem Amateur-whip, behagte diese Weise sehr wohl; ich übernahm sogleich bei der Abfahrt von Dalarö die Führung des einen Wagens und ließ, mit der Art der kleinen schwedischen Pferde schon früher bekannt, sie in munterem Trabe bergauf, bergab in die dämmerhelle Nacht hinaus laufen. Das Land ist hier, wie mit wenigen Ausnahmen in ganz Schweden, hügelig, die Wege vortrefflich, von der Natur selbst durch den abgewaschenen Granit mit einer harten und gleichen Unterlage versehen, und die kleinen Rosse laufen, ohne zu stolpern, die Abhänge in gestrecktem Trott hinunter. Denn Sperrwerkzeuge kennt man nicht, und sie sind es von Jugend auf gewöhnt, sich auf der Höhe der Hügel von selbst in raschere Bewegung zu setzen, um dem nachrollenden Fuhrwerke zu enteilen, wobei sie von den Inländern nicht einmal stärker angehalten werden. Im hohen Sommer ist es hier kaum ein Verlust für den schaulustigen Reisenden, bei Nacht zu fahren; denn um diese Jahrszeit dauert die Nacht in der Gegend von Stockholm nur ein paar Stunden, und auch diese sind selbst beim Neumonde nie ganz dunkel. In dieser Nacht sahen wir um halb ein Uhr den Tag schon anbrechen, und in Stockholm verlockte uns dieses ungewohnte Verhältniß der Tages- und Nachthelle, unsere Ausflüge bis gegen Mitternacht hin auszudehnen. Doch war die Kälte gegen Morgen empfindlich, und in den Thälern lag ein weißer Nebel, der bis zur Täuschung Wasserspiegel nachahmte, in die man, wenn der Weg gerade darauf zuführte, hineinzufahren sich scheuen konnte. Tannengehölz und Kornfelder wechselten mit Wiesen und Weihern; Gehöfte und Weiler mehrten sich, je näher wir der Hauptstadt kamen; der Weg wurde belebt von Bauern, die in mancherlei Fuhrwerken der Stadt ihre Bedürfnisse zuführten; an der Straße standen hin und wieder hohe Masten mit grünen Zweigen und hängenden, mit bunten Bändern verzierten Reifen geschmückt — Johannisbäume; denn St. Johannistag ist im ganzen Norden ein Tag der Volksfröhlichkeit, und die Sitte der Johannisfeuer hat sich hier lebendig erhalten. Die höhern Stände pflegen selbst auf Booten in's Meer hinauszufahren, um dort in der Nacht Wasserfeuerwerke abzubrennen. — Es war noch nicht acht Uhr, als wir am Thore von Stockholm anlangten.

Zur Geschichte des Elephanten.

(Fortsetzung.)

Allbekannt ist der am Ende des vorigen Jahrhunderts gemachte Fund eines im Eise der Lena eingefrorenen ganzen Mammouths mit Haut und Fleisch. Bereits ältere Reisende als Gmelin erzählen von einem Volksglauben der Ostiaken und anderer sibirischen Stämme, nach welchem man nicht selten Mammouthsknochen mit Fleisch und Blut finde. Gmelin auf seinem Standpunkte behandelt dies natürlich als Fabel und als später hinzugedichtetes Beiwerk der alten Sage, nach welcher das räthselhafte Riesenthier unter der Erde leben und jedem, der es erblickte, den Tod bringen sollte. Nach jenem merkwürdigen Funde aber sieht man leicht, daß hier eine wirkliche Anschauung zu Grunde lag, aus welcher umgekehrt die Sage auf's Natürlichste hervorging. Fälle, wie jener an der Lena, mußten längst theils im Eis, theils in dem zu beträchtlicher Tiefe beständig gefrorenen Boden beobachtet worden seyn. Man sieht hieraus, wie vorsichtig man in der Kritik eines Volksglaubens seyn muß, wenn es sich von sinnlichen Gegenständen handelt.

Bekanntlich lassen die meisten fossilen Knochen von Landsäugethieren darauf schließen, daß zu der Zeit, wo die nördliche Halbkugel der Erde eines dem der jetzigen Tropen ähnlichen Klimas genoß, die Thiergeschlechter die ihnen analogen, jezt lebenden an Körpergröße zum Theil sehr bedeutend übertrafen. Nimmt man nun an, daß die Existenz des Menschen zu den Zeiten hinaufreicht, wo gewaltige Katzen und Hyänen in den Höhlen unserer Kalkgebirge ihr Wesen trieben und Elephantenheerden an den Ufern der Ströme weideten, so macht es der Phantasie viel zu schaffen, ob da vielleicht der üppigeren, plumperen Thier- und Pflanzenschöpfung auch ein riesigerer, derberer, hochwüchsigerer Menschenstamm entsprochen habe. Man hat Augenblicke, wo einem die fast allen Völkern gemeinsamen Sagen von Riesen und Riesenvölkern wie die lezten verklingenden Laute einer uralten Ueberlieferung vorkommen, und wo man einen ungeschlachten Polyphem auf einem Mammouth oder Mastodon einhertraben sieht. Wie dem aber sey, soviel ist gewiß, daß der Elephant seit den ältesten historischen Zeiten in seinem jetzigen Vaterlande vom Menschen gejagt und gezähmt, und um seiner trefflichen Dienste willen hochgeschäzt, ja verehrt wird.

Aber gleich in der Weise, wie sich dieses hoch stehende Thier dem Menschen hingibt und nicht hingibt, unterscheidet es sich höchst auffallend von allen andern. Manche haben sich uns mit ihrem ganzen Stamme als erbliche Knechte unterworfen, wie der Stier, das Pferd, der Hund; manche sträuben sich auf's Hartnäckigste gegen alle Versuche der zähmenden Hand, und ihr Seelenleben zeigt keine Seite, der unsere List beikommen könnte; bei andern unterwirft sich nur das Individuum und ist nur entweder in zarter Jugend oder durch den härtesten Zwang zu diesem und jenem abzurichten; noch andere pflanzen sich zwar in der Gefangenschaft fort, aber durch den Rapport

mit der menschlichen Intelligenz scheint ihr Inneres vielmehr zu verdumpfen als sich aufzuhellen. Der Elephant ist das einzige Säugethier, das sich, gefangen, fast im ersten Augenblicke resignirt, in hohem Grade zähmbar ist, sich an den Menschen anschließt, in den mannichfachsten Verkehr mit ihm tritt, sich aber dabei niemals in der Gefangenschaft fortpflanzt und es hartnäckig verschmäht, seinen Stamm in die Leibeigenschaft hinzugeben. Sein Geschlecht gleicht dem Volke des freien Germaniens, dem klugen, herrschsüchtigen Römer gegenüber: der einzelne Deutsche konnte es bei widrigem Kriegsglück nicht vermeiden, im Triumph aufgeführt zu werden, oder im Cirkus mit dem Sklavenschwerte zu fechten; er fügte sich in das Unvermeidliche und trug noch in Fesseln den Kopf hoch; auch vermiethete er wohl, nach der uralten Sitte der Heeresfolge, sein Schwert an den Beherrscher der Welt, aber das Volk selbst schmiegte sich nie unter das Joch desselben.

Allem nach kann sich allerdings kein Thier an Intelligenz mit dem Elephanten messen, und wir haben schon oben angeführt, in wie fern er schon durch seine Organisation hiezu bestimmt scheint. Ruft man sich aber alle die Geschichten von seiner Geschicklichkeit, Klugheit, Großmuth, Uneigennützigkeit zurück, so fragt man sich doch, ob nicht just der merkwürdige Contrast zwischen der Anstelligkeit des Thiers und seiner schwerfälligen Körpermasse die Phantasie bestochen und Uebertreibung veranlaßt hat. Wie wir weiter unten sehen werden, scheint wenigstens das, was von seiner Gutmüthigkeit und Harmlosigkeit erzählt wird, großer Einschränkung unterworfen. Es müßte für die Geschichte unserer eigenen Seele von Wichtigkeit werden, wenn es besser als bisher gelänge, das Maaß und die Qualität der Seelenkräfte dieses Thiers zu ermitteln. Freilich müßte es zu diesem Behuf in seinem Vaterlande, und auch dort nicht bloß in der Gefangenschaft beobachtet werden; in unsern Menagerien und in unserem Klima ist das Thier in zu ungünstige Verhältnisse versezt, als daß nicht unser Urtheil Täuschungen desto mehr unterworfen seyn sollte, je höher es wirklich steht. Man weiß, mit welch scheinbarer Umsicht der Elephant Lasten schiebt, zieht, sich selbst auf den Rücken ladet, Knoten löst, Schlösser öffnet, sich mit Zweigen die Fliegen abwehrt und dergleichen. Nach Plinius konnte einer griechisch die Worte schreiben: „das habe ich selbst geschrieben,“ und Aelian sah einen, der lateinisch schrieb, wobei man ihm freilich die Hand, das heißt den Rüssel führte; „dejectis autem et intentis oculis erat cum scriberet; doctos et literarum gnaros animantis oculos esse dixisses,“ das heißt, er sah dabei aus wie ein Professor, der sich ja auch meist den Rüssel führen läßt und mit fremdem Kalbe pflügt. Die Erfindung des Marschall Lobau, um Emeuten zu dämpfen, ist bei ihm althergebrachter Brauch: er bedient sich des Rüssels als Spritze, um seine Necker und Widersacher mit Wasser zu begießen. Bei diesen und unzähligen andern Aeußerungen des Thieres sehen wir wohl, daß eine gewisse innere Freiheit und Beweglichkeit der freien Bewegung seines eigenthümlichen, complicirten Sinnorgans, des wunderbaren Schlaucharms mit dem Handrudiment an der Spitze, entsprechen muß; aber über das Maß und die Art jener sind wir noch ganz im Dunkeln. Noch unsicherer ist unser Urtheil bei den moralischen Eigenschaften, die man dem Thier zuschreibt, und wenn auch wirklich jener Elephant, wie Plinius erzählt, bei Nacht emsig seine Tanzlektion wiederholte, um der Peitsche zu entgehen, so wissen wir rein nicht, in wie weit dabei seine Ideenassociationen mit denen eines menschlichen Histrio etwas gemein hatten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Juli.

(Beschluß.)

Systeme der Wasservertheilung.

Die Brunnengräberei führt mich auf einen Gegenstand, den ich schon früher einmal in diesen Blättern besprochen habe, weil er für unsere Stadt große Wichtigkeit hat, nicht bloß physische und diätetische, sondern auch sittliche; ich meine die Herbeischaffung hinlänglichen Wassers. Die Sache ist zwar noch nicht ganz im Reinen, aber doch seit zwei Jahren einen guten Schritt weiter gediehen. Die dazu niedergesezte Commission disputirte lange über das Princip, ob eine Vertheilung des Wassers in die Häuser ohne Anlegung öffentlicher Brunnen, oder leztere hauptsächlich zu berücksichtigen seyen, ohne jene ganz auszuschließen. Die Frage ist nicht bloß für uns wichtig, sondern auch für Paris, ja für alle großen europäischen Städte, denen es, wie uns, an Wasser fehlt. Unsere Commission theilte sich in zwei fast gleiche Hälften. Die Partei der Vertheilung des Wassers in die Häuser sagte: „Der Vortheil, den wir bei Herbeischaffung des nöthigen Wassers beabsichtigen, besteht nicht bloß darin, den Einwohnern, zumal den unbemittelten, reines, gesundes Wasser zum Trinken zu geben, sondern ihnen auch Wasser genug zu verschaffen, um ihre Wohnungen und ihren Körper reinlicher zu erhalten, als dies bisher der Fall war. Der Fabrikarbeiter soll überdies seine kostbare Zeit nicht damit verlieren, daß er Wasser weit her holt und da bei der großen Concurrenz stundenlang wartet, bis der dünne und ungleiche Wasserstrahl sein kleines Gefäß gefüllt hat. Beiden Bedürfnissen wird aber durch öffentliche Brunnen nicht abgeholfen; denn immer bleibt die Mühe und der Zeitverlust, den Weg zum Brunnen zu machen und das Wasser über die Straße und dann mehrere steile, dunkle Treppen hinauf zu tragen. Dies scheut man, und darum sind die unbemittelten Einwohner so unreinlich geworden

und gefallen sich in einem Schmutz ihrer Wohnungen und ihres Körpers, von dem man anderwärts kaum einen Begriff hat. Um Wasser zu holen, müßte immer für längere oder kürzere Zeit die Arbeit unterbrochen oder verlassen werden; dies will man vermeiden, darum entbehrt man lieber das Wasser und versinkt immer tiefer in den Schmutz, ja man gewinnt ihn endlich sogar lieb. Nur durch die Leichtigkeit, sich ohne Mühe und Zeitverlust hinreichendes, gutes Wasser zu verschaffen, läßt sich hoffen, der Unreinlichkeit zu steuern und sie nach und nach den Leuten abzugewöhnen. England, das in jeder materiellen Hinsicht, in allen Fragen der politischen Oekonomie so weit vorgeeilt ist, hat dies schon längst eingesehen; darum herrscht als entschiedenes Zeitersparungsmittel in den großen Fabrikstädten, in London, Manchester, Liverpool, Edinburg ꝛc., die Wasservertheilung in die Häuser vor.“ Auf diese sehr scheinbaren Gründe erwiderte die Brunnenpartei: „England und die englischen Fabrikstädte für Frankreich und Lyon als Beispiel und Muster aufzustellen, scheine ihr aus mehreren Gründen unrichtig, da die dort gebräuchlichen emphyteutischen Miethen, die große Zerstückelung des Grundeigenthums, die Niedrigkeit der Häuser und die daraus hervorgehende große Ausdehnung der Städte, das Nichtbestehen des städtischen Octroy und die Anlegung der Küchen in den Souterrains öffentliche Brunnen unthunlich, die Wasservertheilung in den Häusern hingegen passender und anwendbarer machen. Eine große Schwierigkeit jener Wasservertheilung sey bei uns die große Höhe der steinernen Häuser, das Mißliche, Wasserröhren so hoch zu führen, sie im Winter vor dem Gefrieren und Zerplatzen zu bewahren u. s. w.“ Jene erste Partei hatte zwei, leztere aber drei Stimmen, die zwar als Hauptsache öffentliche Brunnen wollen, die Vertheilung des Wassers in Privathäuser aber nicht ausschließen, sondern nur jedem Hauseigenthümer freistellen. Das Conseil municipal hat sich nun vorerst über die Annahme eines dieser Systeme zu entscheiden.

Livorno, Juli.

(Fortsetzung.)

Geist der Bevölkerung. Handel.

Wir glauben steif und fest, ein Livornese hat keinen rechten Begriff von dem, was Gesellschaft bedeutet. Er denkt aber auch nicht daran, er bedarf ihrer nicht. Nachdem er den Tag im Comptoir oder Magazin zugebracht, geht er, wenn's eben schönes Wetter ist, auf eine Stunde nach der schattenlosen Ardenza, dem gewöhnlichen Spaziergange, und wünscht sich, wenn er's nicht hat, ein Landhaus am Montenero, um es im Sommer an Fremde vermiethen zu können, oder er besucht das Theater, es mag gut oder schlecht seyn. Lezteres ist das gewöhnlichere. Man muß nicht etwa glauben, ein solches Leben komme ihm monoton vor: wenn die Geschäfte floriren, so ist alles Uebrige ihm gleichgültig. So ist es mit der Majorität, dem Mittelstande, beschaffen, und von einem höhern Stande ist kaum die Rede. Wer nicht zu kaufen oder zu verkaufen hat, bleibt selten hier. Was könnte ihn auch anziehen, in einer Stadt zu verweilen, wo die Wohlhabenden, oder die, welche es gewesen sind oder es noch werden wollen, vertrocknet und versteinert sind bei Zinsrechnungen, und der Pöbel brutal und gefährlich, wie er es noch zulezt im Jahr 1834 bewiesen. Der leztere verleugnet auch noch jezt nicht seinen Ursprung aus dem Auswurf aller Länder, zur Zeit, als Livorno eine Freistatt war für Alles, was sich irgendwo mit dem Gesetz in Widerspruch begeben, und noch einige per fas aut nefas gerettete Scudi in der Tasche hatte. Aus manchen Gegenden lief man nach der Türkei und erkannte Mahomet für den wahren Propheten an; Vielen war's bequemer, nach Livorno zu gehen und den Merkur anzubeten. Einer alten Einrichtung gemäß, die gewiß ihren guten Grund hatte, ist kein Livornese zum Lastträgerdienst im Hafen zulässig; Bergamasken haben dies Privilegium. Freilich werden diese im Durchschnitt zu den kräftigsten Leuten Italiens gezählt; aber bildet man sich etwa ein, livornesische Schultern seyen gar so schwach, oder ist man vielleicht geneigt, einen Maßstab für die Moralität des Volkes darin zu erkennen?

Doch genug von diesen gesellschaftlichen Verhältnissen der Stadt. Wir wollen nun die merkantilischen näher betrachten. Nicht verkannt werden kann die glückliche Lage, im Mittelpunkt der Küstenstriche, gleich bequem für den Binnenhandel vermöge der vortrefflichen, mit jedem Jahr sich mehrenden Kunststraßen, welche das schöne und gesegnete Toskana durchschneiden, und durch das im Vergleich mit manchen andern italienischen Staaten liberale und fördernde System der großherzoglichen Regierung, wie für die Verbindungen mit der Levante, mit den Barbaresken, mit Spanien, Frankreich und England. Im achtzehnten Jahrhundert wurde Livorno ein Freihafen und dadurch ein riesiges Entrepot; die bürgerliche und religiöse Freiheit, deren man hier genoß, wirkte mächtig. Gerne möchte man bei Erwähnung der Gründe, welche die Bevölkerung mehrten, der sogenannten Livornina nicht zu gedenken haben, welche den fremden Schuft und Bankerottirer schüzte und die Stadt mit Gesindel füllte; ein Flecken, der erst in neuern Zeiten verwischt worden ist. — Die große Masse des italienischen Handels hatte sich nach Livorno gezogen; dann aber machte sich, der immer zunehmenden Volksmenge ungeachtet, eine Abnahme bemerkbar, die, langsam fortschreitend, vor wenigen Jahren so drohend geworden war, daß man nothwendig auf Abhülfe sinnen mußte. Den Hauptgrund legt man den Gebühren zur Last, welche durch die Regierung eingeführt worden waren, und faktisch die Privilegien eines Freihafens großentheils aufhoben oder vernichteten. Diese Gebühren waren das Ein Procent von der Einfuhr und die Entrepotabgabe, beide zusammen mindestens drei Procent des Werthes der Waaren betragend. Genua war der Handelsplatz, der am meisten beim Sinken Livorno's gewann, und, von den verständigen Maßregeln der sardinischen Regierung unterstüzt und gehoben, allmählig seine alte Suprematie wieder errang und geltend machte. Längst vom Daseyn des Uebels überzeugt, war die toskanische Regierung auf Mittel bedacht, ihm zu wehren. Es ist zu bedauern, daß dies nicht eher geschah, als da die Handelswege großentheils schon eine andere Richtung genommen hatten, und die merkantile Thätigkeit ein Schatten der frühern geworden war. Im Sommer 1834 wurden alle und jede, auf dem Handel lastende Abgaben aufgehoben, und Livorno wieder ein Freihafen im vollen Sinne des Wortes. Der Verkehr hat seitdem zugenommen; wenn es nicht in dem Grade geschah, den man erwartet hatte, so darf man nicht vergessen, daß in solchen Fällen die Resultate unmöglich augenblickliche seyn können.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 199.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 21. August 1837.

O Phantasie! erhelle
Der jungen Pfade Spur,
Und jede Blumenstelle
Der väterlichen Flur.
Matthisson.

Der Blättler.

Novelle in Hexametern, von H. Kurz.

Friede brachte der Abend, die lezten Schläge des Donners
Rollten den fliehenden Wolken nach an den Bergen hinunter,
Herrlich dampfte die Flur, die erfrischten, saftigen Blätter
Tropften demanten im Schein der siegreich scheidenden Sonne,
Und die seelenvergnügte, die unermüdliche Lerche
Schaukelte hoch sich im Netz ihrer Triller, und ließ es sich wohl seyn.
Da ging ich noch lustwandelnd hinaus, ein beweglicher Knabe,
Mich am erquickenden Duft, am Grün der Wiesen zu laben;
Mein Buchdrucker, der wandelnde Kinderfreund, war mir zur Seite,
(Gerne vertraut' man mich ihm), der willkommene Mährchenerzähler;
Denn viel Städte hatt' er gesehn und die Sitten der Menschen,
Viel auch erlebt Seltsames im wechselnden Schwung der Geschicke.
Also schlenderten wir den schmalen, gewundenen Pfad hin,
Der, von Hecken begrenzt, sanft gegen das Freie hinaussteigt,
Ringelgäßchen genannt von den fleißigen Bürgern der Reichsstadt,
Die er durch Obstbaumgüter zu Wiesen führet und Aeckern.
Auch begegnet' uns Mancher, sein Tagwerk sorglich beschließend,
Denn die Früchte trugen sie nun in Körben nach Hause,
Die der hastige Wind muthwillig vom Baume geschüttelt;
Und mir reizten die Aepfel mit lieblichem Dufte den Gaumen,
Der, vom Gewitterregen entlockt, herzstärkend heraudrang.
Doch ich lauschte der Sängerin, die aus bläulicher Höhe
Unaufhörlich zu uns in Freuden planderte. Seitwärts
Blinkte silbern der Fluß im grünen Grunde des Blachfelds,
Und mit goldenem Haupt uns entgegen strahlten die Berge.

So im Innern befriedigt, verloren in Horchen und Schauen,
Traf mich plötzlich ein Ton, der, ungewöhnlich dem Ohre,
Hinter dem Hage, der Lerche Gesang unterbrechend, hervorkam,
Für die Flöte zu scharf, doch zu weich für die Kehle des Vogels,
Langaustönend und dann süßschmetternd in Sprüngen verschmolzen.
Und ich fragte den Alten erstaunt: Freund, sagt mir, was ist das?
Lächelnd nickt' und versezte darauf der Treffliche: Das ist
Nationalmusik: es bläst ein Bursch auf dem Blatte —
Doch indem er noch spricht, da fesselt ein seltsamer Anblick
Mir die Augen und zwingt den Fuß im Boden zu wurzeln.

Eben bog ich, den Schritt voraus, um die äußerste Ecke,
Wo das Gäßchen in's Freie sich mündet, da sitzt eine greise
Geisterhafte Gestalt auf einer steinernen Ruhbank,
Selber ein Stein, ohne Regung, mit weithinstarrenden Augen,
Endlich die Hand zur Wimper erhebend, als gält' es, den Schatten
Einer Thräne hinwegzuwischen. Ich wandte mich sprachlos,
Schüchtern zu meinem Begleiter herum, der zog mich zurücke,
Flüsterte: Seltsam trifft sich's! da ist das Kupfer zum Texte!
Dieser lauschende Greis im blauen, zerrissenen Kittel
Steht mit jener Musik in sonderbarer Verbindung;
Wer erriethe sein Leid, wenn er blasen hört auf dem Baumblatt?
Bleiben wir stehen, gedeckt vom Haag, daß er uns nicht vernehme,
Und ich erzähle die wundersame Geschichte vom Blättler.—

Also hielten wir still, ich blickte scheu durch die Zweige
Auf die Erscheinung, die immer versunken noch lauschte dem Liede,
Während der Wind mit den spärlichen weißen Locken sein Spiel trieb.
Und mit gedämpftem Tone sofort begann mein Rhapsode:

Ungefähr sechzig Jahre sind's, daß der rüstige Peter
In die Fremde ging und unter die russischen Fahnen.
Der war nun von der sämmtlichen ausgelassenen Jugend
Unserer guten Stadt der flinkste, verwegenste Bursche,
Stets bei tollen Streichen voran, dazu von den Mädchen
Gerne gesehen; denn hübsch, das war er, galant in Manieren,
Und auf dem Blatte wußt' er die tüchtigsten Weisen zu spielen;
Darum war er gesucht und gefällig beim Tanz auf dem Rasen,
Und hat als Tanzmusikant wie manchen Walzer geblättelt.
Doch auf einmal verlor er den fröhlichen Muth und die Ruhe,
Hielt sich allein, hing den Kopf: — es war ihm zu wohl in der Heimath,
Und so lief er hinaus und nahm Handgeld bei den Russen.
Damals brach der Türkenkrieg aus, viel banges Gerede
Ging im Reich umher von den Nasenabschneidern und Heiden;
Sorg' und Leid war bei uns um den Naseweiß, und wenn am Sonntag
Von der Kanzel es hieß im alten Kirchengebete:
„Uns vor dem Türken bewahr!" da gedachte man oft an den Peter.
Und er hatt' es auch nöthig, fürwahr! denn wenige Monden
Stand er im Feld, hatt' auch in zwei oder drei Affairen
Ritterlich sich gehalten, wie'n Landsknecht; aber mit Einem
Kam's zur ernstlichen Schlacht: die sichelförmigen Säbel
Mähten die Kreuz und Quer, da ward mein Peter gefangen.
Jetzt konnt' er sagen von Glück, wenn's nicht um Ohren und Nase,
Nicht um den Hals ihm ging, oder wenn er nicht zugestutzt wurde
Ländlich sittlich, den türkischen Frauen Gesellschaft zu leisten.
Doch es erging ihm noch mild: er fiel in die Hand eines Bassen,
Dem gefiel der schlank- und derbgegliederte Bursche,
Und er beschloß, ihn nach Haus auf seine Güter zu senden,
Allwo ihm auch der Friede, der alle Gefangenen freisprach,
Nimmer zu Statten kam, denn er war ausdauernd und tüchtig,
Auch zu der rauheren Arbeit geschickt; so ward er verheimlicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte des Elephanten.

(Fortsetzung.)

Der Elephant hat sich zwar in seiner jetzigen tropischen Heimath überall vor dem eindringenden Menschen zurückgezogen; er ist übrigens immer noch eines der zahlreichsten Geschlechter unter den größern Landthieren. Dies erklärt sich leicht, wenn man bedenkt, daß er kaum irgend ein Thier zu fürchten hat und nur lokal vom Menschen decimirt wird. Ja in der natürlichen Racenverschiedenheit unsers Geschlechts scheint vornehmlich der Grund zu liegen, warum er, allen Zeugnissen nach, in Afrika noch häufiger ist als in Asien. Der stumpfe Aethiopier ist ihm weit weniger gewachsen als der alteivilisirte, wenn auch stehengebliebene Hindous und Malaye. Seit er in Afrika nicht mehr gejagt wird, um dem römischen Volk im Cirkus zur Ergötzung zu dienen, hat er dort nur Tod durch Hinterlist, nicht Gefangenschaft zu fürchten, und so scheut er den Menschen weit weniger, und seine Rudel stürmen über die Negerdörfer weg und machen wie die Windsbraut Alles dem Boden gleich.

In Afrika ist der Elephant jezt nur ein jagdbares Thier. Der Neger ist gerade klug genug, um dem Koloß auf seinem Pfade Gruben zu graben, und dem Erschlagenen die Stoßzähne auszubrechen und den Schwanz abzuschneiden. Lezterer mit seinen stachligten Haaren wird von den Eingebornen als Schmuck und Amulet hochgeschäzt; jene sind eines der drei Güter, welche die Fremden von jeher an den Küsten des im Innern verzauberten Welttheils abholten: Gold, Elfenbein und Sklaven. In Vorder- und Hinterindien ist die Kunst, das edle Thier zu jagen, zu zähmen und zu pflegen, uralt. Dort ist er das vornehmste Hausthier, der Stolz der Herrscher und die Freude des Volks. Dort ist er, nach seiner Färbung und seinen Fähigkeiten, Halbgott, Krieger, Hofschauspieler

oder Lastträger. Auf Alexanders Zuge gegen Indien lernte ihn zuerst Aristoteles kennen, jener Universalkopf, in dessen Schriften so vieles niedergelegt ist, was wir seitdem mit Mühe wieder lernen mußten. So zeigt sich auch seine Beschreibung des Elephanten, an welcher das vorige skeptische Jahrhundert viel gemäkelt und von vorne herein verworfen hat, immer mehr als eine fast durchaus wahre und naturgetreue. — Rom erschreckte seine Ungestalt zum erstenmale im Triumph, den Curius Dentatus über König Pyrrhus feierte. Nachdem er dem römischen Volke sehr zweideutige Kriegsdienste geleistet, wurde er ein tapferer Gladiator, der in der Arena Löwen, Tigern, Stieren und Sklavenhorden die Spitze bot. Schon Pompejus und Julius Cäsar gaben dem Volke den Kampf von ein paar Dutzend Elephanten gegen Thiere und Menschen zum Besten; aber diese Incunabeln der circensischen Kunst waren wahre Armseligkeiten gegen die Effekte, welche die tollen Imperatoren mit Hunderten von wilden und zahmen Elephanten hervorbrachten, und verhielten sich zu diesen wie Gretrys Oper zu Robert dem Teufel. — Bei uns in der neuesten Zeit war er bisher nur ein Riese, der sich für Geld sehen läßt; seit aber die dramatische Kunst immer drastischer wird und mehr und mehr, wenn auch nicht formell, doch materiell den Charakter der Spiele annimmt, welche einst der römische Pöbel, nach dem Brode, als höchstes Gut verlangte, wird er nachgerade ein wandernder, Gastrollen gebender Mime, vorläufig im Gefolge eines Thespiskarrens, bis ihn die Huld eines kunstliebenden Monarchen in die stehende Kunstgesellschaft aufnimmt und ihm eine lebenslängliche Pension aussezt.

Die berühmteste Schauspielerin mit einem Rüssel ist bis jezt Miß Djeck. Der Elephant hat allerdings bedeutenden Kunstberuf, aber die Leistungen dieser furchtbaren Miß zeigen nur zu deutlich, wie gefährlich es ist, die dramatischen Talente dieser sonst so interessanten Familie ohne die größte Vorsicht in Anspruch zu nehmen. Wenn ein menschlicher Schauspieler einen Contrakt bricht und davonläuft, so sezt er nur die Zungen eines kunstliebenden Publikums in Bewegung und wird nur durch Zeitungsartikel verfolgt; wenn eine Miß Djeck entkommt, so bringt sie eine ganze entsezte Bevölkerung auf die Beine und man rückt ihr mit Kanonen nach. Eine menschliche Actrice bereitet ihrem Direktor die herbsten Seelenleiden; aber Miß Djeck schlägt ihm mit ihren elfenbeinernen Zähnen gar den Schädel ein.

Nach Cuvier wächst der Elephant etwa bis in's fünf- und zwanzigste Jahr, und die asiatische Art wird 12—14 Fuß hoch. Miß Djeck maß nur 10½ Fuß, war aber, nach dem Zustand ihres Skelets zu schließen, vollkommen ausgewachsen. Ihrer Lebensgeschichte nach mochte sie etwa 35 Jahre alt seyn, keineswegs 125, wie ihr Eigenthümer auf seinen Anschlagzetteln kund that, wahrscheinlich um an Mademoiselle Mars zu erinnern. Nach übereinstimmenden Zeugnissen kann indessen der Elephant in der Gefangenschaft 120—130 Jahre leben, und er mag in der Freiheit leicht zwei Jahrhunderte voll machen. Sein Rüssel faßt 150 Pfund Wasser und er kann es zehn Fuß hoch in die Höhe werfen. Er leistet ausgewachsen so viel als sechs Pferde, er trägt ohne Beschwerde 3—4000 Pfund und ladet sich zwei bis drei Centner selbst mit dem Rüssel auf. Er galoppirt nie, kann aber so rasch traben, daß ihn ein Pferd in angestrengtem Galopp nicht einholt; er kann achttausend und mehr Pfund schwer werden und seine Masse ist dann der von fünfzig Menschen gleich. Die zarte Miß Djeck war indessen nur 4000 Pfund schwer; sie wog damit aber doch die ganze Körpermasse einer ziemlichen Schauspielerbande auf, und der Geist wiegt beiderseitig nichts. Aus diesen Angaben geht zur Genüge hervor, welch furchtbare Gewalt ein solcher Koloß ausüben muß, wenn er sich, wild geworden, mit der Geschwindigkeit eines Rennpferdes bewegt.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

Die Juliusfeier.

Zum siebenten Male ist das Andenken der berühmten Julitage gefeiert worden, aber nicht wie die vorigen Male. Ueberhaupt hält man sich in Paris nicht lange an eine Norm, sondern ändert sein Vergnügen nach Belieben. So hat denn auch diese Jahresfeier jedesmal ein besonderes Aussehen. Indessen klagt man schon jezt über den Mangel an nationalem Charakter bei diesem wichtigen Feste. Man feiert den Sieg des Volkes über die Willkühr des Hofes der ältern Bourbonen; wo ist aber eine politische Idee bei den Lustbarkeiten, warum fehlen die Obrigkeit, die Volksdeputirten, der Stadtrath? Der König wohnte zwar einigen öffentlichen Vergnügungen bei, und zwar mit seiner ganzen Familie; das thut er aber auch bei andern Festen. Bereits hat man die Nothwendigkeit eingesehen, die drei Festtage auf zwei zu reduziren; ein Tag wäre schon hinreichend, wenn sich das Trauerfest mit dem Siegesfest vereinigen ließe. Da dies aber nicht angeht, so wird man, so lange das Andenken der Julitage gefeiert wird, die Festlichkeiten auf zwei Tage vertheilen, den ersten der Trauer wegen der Gefallenen, den zweiten der Freude über den errungenen Sieg der verfassungsmäßigen Freiheit widmen müssen. Diesmal bedurfte es um so weniger drei ganzer Tage, da erst kürzlich mehrere Feste gefeiert worden sind und das Volk der öffentlichen Lustbarkeiten genug gehabt hat, die im Grunde ihm mehr schaden als nüzen; denn während es müßig umherstreicht, um Alles mit anzuschauen, bleiben Werkstätten und Fabriken leer, der Gewinnst hört auf, und keine Obrigkeit entschädigt die arbeitenden Classen für den Verlust ihres Taglohns. Man hätte glauben sollen, diesmal werde das Volk minder begierig seyn, den Lustbarkeiten beizuwohnen, da es kürzlich deren so viele genossen; aber das Volk und

auch diejenigen, die sich höher dünken als dasselbe, gleichen sich überall: sie machen gern Alles mit und finden sich emsig ein, wo man sich belustigen kann, ohne daß es etwas kostet. Sogar das Andenken an die Unglücksfälle auf dem Marsfelde hatte den Zudrang der Menge nicht im Geringsten vermindert. So vergeßlich ist man besonders in Paris, wo die Eindrücke zu schnell aufeinander folgen, als daß sie lange haften könnten. Ganz Paris schien sich Sonnabends zu dem Feuerwerke begeben zu haben, so voll war es auf den Quais und den Brücken, im Tuileriengarten, kurz an allen Orten, wo es möglich war, etwas vom Feuerwerk zu sehen. Dies Feuerwerk war der Hauptpunkt des Festes, oder eigentlich der Schlußstein, und auf dasselbe hatte man daher viel Sorgfalt und Kosten verwendet, mehr als man sonst zu thun pflegt, wiewohl eine solche Augenlust stets sehr kostspielig ist. In den Champs élysées ging es gerade so her, wie vor einigen Wochen. Von einem Schifferstechen ist viel Aufhebens in den Zeitungen gemacht worden, und wenn man den ungeheuern Zulauf der Menschen dabei gesehen hat, so muß man wirklich glauben, daß es eine wichtige Begebenheit war; dergleichen Preisrennen haben jedoch jährlich auf der Seine statt, wo nicht in der Stadt selbst, doch in den benachbarten Gemeinden. Diesmal war das Stechen der Bootsleute nur nach einem größern Maßstabe angelegt, das Schauspiel hatte in Paris selbst statt. Boote und Schiffer waren festlicher geschmückt, als sonst, und die königliche Familie und eine ungeheure Menschenmasse wohnten demselben bei. Beim Anblick so vieler tausend Menschen, welche auf den Quais und den Brücken dem Flusse zu einer stattlichen Einfassung dienten, mußte man bedauern, daß die Seine ein so unbedeutender Fluß ist und nur Boote tragen kann. Zu Rouen würde sich ein Schifferstechen schon besser ausnehmen; aber zu Rouen fehlte die zahllose schaulustige Volksmenge. Das eiserne Denkmal, welches zum Andenken an die drei Julitage auf dem Platze der ehemaligen Bastille errichtet werden soll und, wie es scheint, sehr langsam vorschreitet, war von der Vollendung noch zu weit entfernt, als daß man daran hätte denken können, dasselbe in diesen Tagen einzuweihen. Woher aber das langsame Fortrücken kommt, wird nicht gesagt. Vermuthlich ist man im Gießen eiserner Kunstwerke noch nicht bewandert genug; denn auch mit der Thurmspitze der Kathedralkirche zu Rouen, die ebenfalls aus eisernen Aufsätzen bestehen soll, und woran nun schon seit zehn Jahren gearbeitet wird, geht es sehr langsam. Es werden viele gemeine Arbeiten in Gußeisen unternommen und zu Stande gebracht; aber der eisernen Kunstwerke hat man hier fast noch keine. Ein anderes Denkmal war fertig, und man erwartete, daß es an den Julitagen werde enthüllt werden; es ward aber nichts daraus. Die ministeriellen Zeitungen vertuschten die Sache, indem sie behaupteten, es liege an gewissen Arrangemens administratifs, daß das Giebelfeld des Pantheons diesmal noch nicht könne aufgedeckt werden; aber in einem der Preßfreiheit genießenden Staate lassen sich die Vorgänge so nicht bemänteln, und es kam bald heraus, daß die Regierung mit der großen Davidschen Skulptur unzufrieden sey, und es nicht für gut finde, dieselbe aufdecken zu lassen. Man fragte nun, weßhalb denn die Regierung mit der Arbeit eines Künstlers, der wie David längst sein Künstlertalent bewährt hat, unzufrieden sey? und nun mußte man eingestehen, daß die Mißbilligung nicht die Ausführung, das Technische und Artistische betreffe, sondern die Wahl des dargestellten Gegenstandes, die Repräsentanten des Nationalruhms, die größtentheils aus der Geschichte der drei Julitage gewählt sind, worunter sich mithin auch sogenannte Gamins de Paris befinden. Diesen am Giebel des Pantheons das Unsterblichkeitsdiplom zu ertheilen, fand man erst dann bedenklich, als man bereits die große Davidsche Arbeit in den Zeitungen hoch erhoben hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Livorno, Juli.

(Beschluß.)

Reformen.

Die längst nothwendige Regulirung der Münzen und Gewichte, welche ein namentlich für den Fremden nicht zu entwirrendes Chaos darboten, und die jezt mit dem im ganzen Großherzogthum üblichen System auf gleichen Fuß gesezt sind, folgte. Eine sehr wünschenswerthe neue Institution ist die Diskontobank, die gegenwärtig in's Leben tritt, und auf ein wirkliches Kapital von zwei Millionen toskanischer Liren (à $6\frac{3}{4}$ Silbergroschen) in zweitausend Aktien basirt ist. — War auch der Handel gesunken, am materiellen Wohlstande ließ sich dies nicht bemerken. Im Gegentheil, die Bevölkerung und, wie man behauptet, auch das Kapitalvermögen, weniger in imposanten Massen, als unter Viele vertheilt, nahmen bedeutend zu. Man schreibt lezteres wohl mit Recht der größern Bedächtigkeit in den Spekulationen und einer wohlverstandenen Oekonomie zu, die auch den kleinern Gewinn zu nutzen versteht. — Aus einer beschränkten Hafenfestung war Livorno eine große Stadt geworden. Unter Peter Leopold, dem unvergeßlichen Wohlthäter Toskana's, wurden die Vorstädte begonnen, die überfluthende Menschenmenge aufzunehmen. Im Jahr 1836 zählten diese über 55,000 Einwohner, eben so viel, worunter 5000 Israeliten und 200 unirte Griechen, die eigentliche Stadt. Seit 1818 hat die ganze Bevölkerung um etwa 20,000 Individuen zugenommen, ein selten vorkommendes Verhältniß. Bis auf unsere Tage waren die Vorstädte ausgeschlossen von den Privilegien des Freihafens; diese waren auf den Kreis der Stadt beschränkt, an deren Thoren und Mauern sich die Douanenlinie befand, welche Livorno merkantilisch vom Großherzogthum trennte. Die Uebelstände, welche dadurch entstanden, und bei der unaufhörlichen und nothwendigen Verbindung der beiden, auf diese Weise geschiedenen Theile der Einwohnerschaft, so wie bei dem dabei stattfindenden lebhaften Schleichhandel unvermeidlich waren, veranlaßten endlich, gleichfalls im Jahr 1834, eine durchgreifende Veränderung. Die Vorstädte wurden als integrirender Theil der Stadt und also im Genusse der Privilegien derselben erklärt, dagegen der diese leztere betreffenden Consumtionstaxe mit unterworfen. Die Douanenlinie wurde zurückgezogen. Lange Berathungen und Verhandlungen gingen voraus, ehe man sich über die neuen Grenzen einigte, wobei die täglich zunehmende Bevölkerung in Anschlag zu bringen war; dann beschloß man, den ganzen Raum mit Mauern einzuschließen. Diese sind im gegenwärtigen Augenblick schon weit vorgeschritten. Ob diese leztere Maßregel eine weise ist, und ob man ein so kostspieliges, und in unsern, allen Stadtmauern gefährlichen Tagen beinahe unerhörtes Abgrenzungsmittel nicht durch ein anderes, gleich zweckmäßiges hätte ersezen können, mag dahingestellt bleiben. Wie groß übrigens die Baulust oder das Baubedürfniß in Livorno ist, geht aus dem Umstande hervor, daß in den lezten vierzig Jahren ein Kapital von etwa achtzig Millionen Lire auf neue Bauten verwendet worden ist.

Beilage: Literaturblatt Nr. 85.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 200.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 22. August 1837.

— Young and beautous,
Brought up as best becomes a gentlewoman:
Her only fault — and that is faults enough —
Is, that she is intolerably curst,
And shrewd, and froward.

Shakespeare.

Zur Geschichte des Elephanten.

(Fortsetzung.)

Alle Reisebeschreiber, so wie alle Personen, welche Elephanten in Indien und bei uns gewartet haben, bezeugen, daß das Thier äußerst launisch sey. Sie schließen sich leicht an ihre Wärter an; aber nicht Jeder behagt ihnen als Führer oder Cornak, und die Menageriebesitzer bei uns müssen, wenn der Cornak getödtet oder verwundet ist, dem Elephanten oft mehrere Competenten um das Amt vorstellen, bis er sich dazu bequemt, einen anzunehmen; es sind dies echt königliche Launen. Wir erinnern hier an das Geschichtchen, das den Weg durch alle Fibeln gemacht hat, vom Elephanten, der im Zorn seinen Cornak getödtet, aber, als dessen Weib in Verzweiflung ihre Kinder dem Thier vor die Füße geworfen, das älteste mit dem Rüssel sich auf den Rücken gesezt und es zu seinem Cornak erwählt. In Indien hat jeder Elephant seinen eigenen Cornak, der auf seinem Halse reitet und ihn mit einem zu beiden Seiten mit spitzen Eisen versehenen Stabe lenkt. Die eine dieser Spitzen ist lang und sehr scharf; sie ist dazu bestimmt, wenn das Thier unbändig würde, ihm zwischen Kopf und Hals eingestoßen zu werden, um durch Verletzung des Rückenmarks schnell den Tod desselben herbeizuführen; meist aber wird in solchem Falle der Führer das Opfer. Dergleichen ereignet sich in Indien sehr häufig; schwerlich gibt es einen bejahrten Elephanten, der nicht mehrere Führer um's Leben gebracht hat; da diese aber fast immer den untersten Casten angehören, so macht man nichts daraus.

Zuweilen, meistens aber im Frühjahr, werden sie mürrisch, toll, und reißen nicht selten aus. In Indien werden sie in solchem Falle bekanntlich mit zahmen Elephanten gejagt und von diesen selbst in den Nothstall gebracht. Wir in Europa aber haben dieses Hülfsmittel nicht, und die erst seit dem Jahr 1814, eben mit jener Miß Dieck aufgekommene Neuerung, nach welcher man die Elephanten zu Fuß wandern läßt, statt sie im Menageriekasten zu führen, ist daher sehr gefährlich. Lezteres Transportmittel war allerdings kostspielig, und der Elephant trug so seinem Herrn höchstens 2000 Gulden jährlich ein; als man auf die Idee kam, die Thiere ihrer eigenen Beine sich bedienen zu lassen, steigerte sich der Ertrag auf mehr als das Doppelte, aber es entstanden auch zahlreiche Unglücksfälle daraus. Bekanntlich mußten in siebzehn Jahren zwei Elephanten in Genf umgebracht werden. Der 1820 getödtete hatte einen Cornak und einen Bauer, der ihm auf seiner nächtlichen Reise in die Schweiz bei Stuttgart in den Weg gekommen, umgebracht. Miß Dieck hat von 1814 bis zu ihrem Tod dreizehn

Personen mehr oder weniger schwer verwundet und drei Cornaks getödtet.

Wir geben im Folgenden einen Abriß vom Leben, den Thaten und dem tragischen Ende dieses dramatischen Elephantenweibchens, das in seiner kurzen Laufbahn mehr Männer ruinirt hat, als je eine menschliche Prima Donna.

In einem der weiten Reisfelder in den Niederungen des Ganges hielt die Mutter dieses merkwürdigen Elephantenmädchens ihr Wochenbette. Beide geriethen, als lezteres noch sehr jung und kaum fünf Fuß hoch war, in die Gefangenschaft. Die Mutter kam in den Besitz eines Elephantenjägers und ward zum Anlocken und Einfangen männlicher Elephanten abgerichtet; das Mädchen dagegen wurde nach Europa gebracht, wo es im Jahr 1806 mit der Nachricht von der Schlacht bei Jena in England ankam. Sie war damals etwa vier Jahre alt. Nachdem sie zwei Jahre in der Atkinsschen Menagerie zugebracht, trat sie im Kasten eine Rundfahrt durch England an. Ihre Führer hielten sich dabei überzeugt, es gebe kein folgsameres, verständigeres und gelehrigeres weibliches Wesen; sie hatten selbst einen Augenblick den Gedanken, Miß Djeck wieder nach Indien zu führen und sie als Direktrice an die Spitze einer Erziehungsanstalt für junge Elephantinnen zu stellen, pour leur former l'esprit et le coeur, wie der französische Kunstausdruck ist. Dies gaben sie aber auf, als 1814 der Continent für Colonialwaaren und Engländer zugänglich ward. Sie verloren keine Zeit, mit ihr nach Bordeaux zu gehen, und glaubten sie in diesem Lande der Freiheit aus ihrem Käfig entlassen und frei herumführen zu dürfen.

Miß Djeck war, wie schon gesagt, der erste auf diese Weise in Europa reisende Elephant, und diese Veränderung erschien als Epoche machend für ihre sittliche Weise, für ihre Ideen und Ansichten des eigenen Lebens und der Menschen. Sie hätte weniger klug seyn müssen, als sie war, um nicht einzusehen, daß sie außer dem Käfig mit ihrer physischen Kraft Gebieterin über ihre menschliche Umgebung war und mit ihren sogenannten Herrn machen konnte, was sie wollte. Sie bethätigte auch bald diesen Uebergang durch kleine Stöße, die sie ihnen in Augenblicken übler Mädchenlaune beibrachte, und nicht lange, so verwundete sie ernstlich ihren alten Cornak, der sie seit 1806 bediente. Dies war ein deutlicher Fingerzeig für die Besitzer, daß das Thier mehrere Diener haben müsse, damit, wenn es sich gegen den einen entrüstete, die andern ihm zu Hülfe kommen könnten. Seitdem beobachten alle Führer freier Elephanten diese Regel, und mit großem Rechte; denn wenn das Thier nur Einen Menschen hat, an den es gewöhnt ist, und es diesen im Zorn mißhandelt, so kann es ausbrechend unsäglichen Schaden stiften.

Ihre eigentliche Ausbildung als Schauspielerin erhielt die junge Indianerin erst in Frankreich. Sie machte die erfreulichsten Fortschritte, und das unter uns geltende Axiom, daß das weibliche Geschlecht ungleich mehr natürliche Anlage zur Schauspielkunst hat als das männliche, scheint sich auch hier bestätigt zu haben. Sie reiste dabei sechs Jahre in Frankreich von Stadt zu Stadt. Erziehung, Unterricht und Reisen im civilisirtesten Lande Europas, wie kann es da fehlen! Sie mochte sich indessen doch zuweilen bei ihrem Metier langweilen; denn sie theilte hie und da unwillig einen Fächerschlag an ihre Lehrmeister oder Mitspieler aus, das heißt sie zerbrach Arme mit dem Rüssel und Rippen und Schädel mit dem Stoßzahn. — Auf einem Ausflug in's nördliche Deutschland war ihre Laune ziemlich schlecht. In Berlin gefiel es ihr gar nicht, wozu die weite Reise, das unfreundliche Klima und der Staub beigetragen haben mögen. Ueberdies sagten ihr die Studenten unangenehme Dinge, tuschirten sie an Rüssel und Zähnen u. dergl., und sie stieß einmal einen ihrer Cornaks so mit dem Zahn, daß er für todt weggetragen wurde. Ihr Ruf in Berlin war nun nicht mehr fein, und die Gesellschaft hielt für gut, abzuziehen und nach Frankreich zurückzukehren, wo man dergleichen nicht so genau nimmt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Blättler.

(Fortsetzung.)

Nun war der Peter ein Sklav: was ihm einst zu Hause nicht anstand,
Lehrten ihn jezt die Türken, nicht immer mit tröstlichem Zuspruch,
Karrenziehen und Mähen und Jäten und Graben und Hacken.
Weil er auch sah, so steh' es einmal und sey nicht zu ändern,
Bot er geduldig den breiten Rücken den Schlägen des Schicksals,
Und war fleißig vom frühen Morgen bis spät an den Abend;
Doch wenn die Wächter gelegentlich ihn aus den Augen verloren,
Saß er betrübt im Mais und gedachte der schwäbischen Knödel.
So nun ruht er einst aus mit kummervollem Gemüthe,
Trocknete sich den Schweiß, der ihm reichlich floß von der Stirne,
Seufzte zuweilen und sog begierig die Kühle des Abends.
In den Bäumen flüsterte leise der Wind, und auf einmal
Wirft er ihm neckisch ein Blatt in die müden Hände herunter.
Er, im Gemüth betroffen, besieht's, als wär' es ein Landsmann,

Und die heimischen Weisen, die Tänze, die Jugendgenossen
Führt er vor seine Seele zurück mit stürzenden Thränen:
So allein! in der Fremde! mißhandelt! — Doch mitten im Jammer
Fällt es ihm ein, zu sehn, ob die morgenländischen Blätter
Auch musikalisch sey'n; er sezt das Blatt an die Lippen
Und beginnt: „Wer nur den lieben Gott läßt walten" —
Aber das Blättchen erklang, man konnt' es nicht schöner verlangen!
Süß, durchdringend, als wär' es im Herzen von Schwaben gewachsen!
Und der Peter, der spielte sein Lied voll staunender Freude,
Führt' es getrost hinaus mit zierlichen Trillern und Schnörkeln,
Und handhabte sein Instrument mit aller Gewandtheit.
Da kam eben sein Herr, der Türk', in den Garten gegangen,
Am anmuthigen Abend ein wenig sich noch zu verlüsten;
Und er vernahm fremdartige Töne, so wie sie noch niemals
In der ganzen türk'schen Musik ihm zu Ohren gekommen,
Ging dem Laute nach, doch wie er den Sklaven erblickte,
Der dem gewöhnlichsten Blatt so süße Weisen entlockte,
Stand er erstarrt, dann gebärdet' er sich und schrie wie besessen:
Allah ist groß! und schleuderte hoch in die Lüfte den Turban,
Tanzte mit feurigen Augen umher und fliegendem Kaftan,
Zog den erschrockenen Peter am Kleid, und mit seligem Lachen:
Christ, sprach er, musicire doch fort! musicire mir wieder!
Das läßt Peter sich nicht zum zweiten Male gebieten,
Blättelt mit Macht, als müßte die ganze Türkei ihn vernehmen,
Wie's in den Kopf ihm kommt, durch einander, geistlich und weltlich.
Jetzo rennt das Gesinde herbei, und der Herr und die Knechte
Jubiliren und springen, als wären sie sämmtlich betrunken,
Geben die Hände sich und umtanzen den blättelnden Peter.

Nun war sein Glück gemacht; aus dem Pfluge der niedrigsten Knechtschaft
Ward er jezt ausgeschirrt und gehüllt in köstliche Kleider;
Ruhige Tage genoß er im Schatten des weiten Pallastes,
Durft' auf behaglichen Kissen die schmeichelnden Stunden verdehnen,
Und nahm Speis' und Trank nach seines Herzens Gelüste;
Aber des Abends, wenn mit seinen Gästen der Bassa
Festlich tafelte, saß mein Peter auf fürstlichem Teppich
Mit verschlungenen Beinen, und blättelte, jenem vergleichbar,
Der mit dem goldenen Horn die Sarazenen beherte;
Denn so wie er begann, vergaßen die Türken zu schmausen,
Rissen die Augen auf und riefen: Großer Prophete!
Regten die Glieder im Takt und machten närrische Sprünge.
So ging ein Jahr herum; der Peter, geehrt und gepriesen,
Blies die herrlichste Tafelmusik vom Blatt, ohne Noten,
War wie ein Kaiser bedient, ein eigener Blattlieferante
Mußt' ihn täglich vom Baume mit frischen Blättern versorgen,
Und die Türken, die horchten und bankettirten in Freuden.
Da berief ihn sein Herr und sprach mit gnädigen Worten:
Christ! ein Jahr hast du uns mit deinem Zauber ergötzet;
Deß sind wir gnädig gewillt, uns erkenntlich dir zu bezeigen:
Bitt' eine Gnade dir aus! was es sey, es soll dir gewährt seyn.
Sag', was begehrest du? — Mein Peter bedachte sich nicht lang,
Kreuzte die Arm' auf der Brust und sprach: Ich bitt' um die Freiheit! —
Fiel dir nichts Anderes ein? — mit gerunzelter Stirn' rief's der Bassa;
Aber du hast mein Wort, ich muß dir die Bitte gewähren.
Christ, du bist frei, und kannst gehn, wohin die Winde dich führen;
Aber hör' an, was ich dir zu deinem Nutzen erbiete:
Diene mir noch ein Jahr, und ich will dich reichlich belohnen. —
Peter neigte das Haupt, es war ihm ein Vorschlag zur Güte,
Widerspruch schien ihm gefährlich, und lockend war die Belohnung.
Also blieb er in's andere Jahr und harrte mit Sehnsucht
Auf den lezten Tag und die Wiederkehr in die Heimath.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, August.

Struve's Bericht über seine Beobachtungen der Doppelsterne.

Der Akademiker und Astronom der Dorpater Sternwarte, Staatsrath Struve, legte in diesen Tagen dem Minister des öffentlichen Unterrichts einen umständlichen Bericht über seine an der Sternwarte jener Universität seit drei-und-zwanzig Jahren ununterbrochen fortgesezten Beobachtungen der Doppelsterne vor, aus welchem Bericht ich Ihnen hier, da er noch nirgends durch Uebersezung zur auswärtigen Kunde kam, und die Erscheinung von Struve's großem Werk über diese Himmelssysteme sich noch längere Zeit verzögern kann, das Wesentlichste und Interessanteste mittheile. „Was," heißt es im Eingang, „vermittelst Ihrer Verwendung in den lezten Jahren durch die großmüthige Liberalität unsers Monarchen für die Astronomie in Rußland geschehen, bewundern dankbar die Zeitgenossen, und sie bekennen staunend, daß die Geschichte der Wissenschaften nichts Gleiches aufzuweisen habe. Für die Astronomie ist jezt in Rußland eine schöne Morgenröthe aufgegangen; möchte sie uns die Verkünderin eines nahen, hellen Tages werden! Die Erfüllung dieser frohen Hoffnung hängt unterdessen nicht so sehr von der immer

bereitwilligen Freigebigkeit des Kaisers, als vielmehr davon ab, daß die der Wissenschaft verliehenen Hülfsmittel eine würdige Anwendung finden. Auf die empfehlende Vorstellung Ewr. Excellenz ist mir die künftige Direktion der neuen, zum Centralpunkt astronomischer Thätigkeit in Rußland bestimmten Sternwarte vertraut. Nicht ohne Anwandlung von Furcht denke ich daran, daß ich bald werde genöthigt seyn, Dorpats Observatorium und den Kreis des Wirkens zu verlassen, dem ich fünf-und-zwanzig Jahre widmete. — Es ist Ihnen bekannt, daß die Beobachtung der Doppelsterne seit einer Reihe von Jahren ein Hauptgegenstand der astronomischen Thätigkeit an der Dorpatschen Sternwarte gewesen ist. Diese Arbeit habe ich jezt beendet. Die vor zwölf Jahren vermittelst des Fraunhoferschen Refractors von mir begonnene und seitdem unausgesezt fortgesezte Reihe von Beobachtungen stelle ich jezt hier als ein vollendetes Ganze dar. Sie bilden die Grundlage zu einem großen Werke, für dessen Herausgabe ich der Akademie unendlich verpflichtet bin. — Als ich im Jahr 1813 in mein gegenwärtiges Amt am Dorpatschen Observatorium trat, fand ich dort, mit Ausnahme von zweien, nur sehr unzulängliche und mangelhafte astronomische Instrumente vor. Jene beiden bestanden in einem achtfüßigen Dollondschen Passageinstrument und in einem fünffüßigen Troutonschen Telescop. Mit so unvollkommenen Hülfsmitteln begann ich meine Arbeiten, und das größte dieser Instrumente in den Meridian sezend, richtete ich gleich meine Beobachtungen auf die Doppelsterne, und war sehr erfreut, ohne große Schwierigkeiten einige der am weitesten vom Horizonte abstehenden mit ihren Begleitern wahrzunehmen, wodurch ich mich von der Güte des Telescops überzeugte und mich in meinem Entschlusse bestärkte, die Beobachtung der Doppelsterne zu verfolgen, die, so viel mir bekannt war, damals noch keinen Astronomen beschäftigte. Mit der Ankunft des Fraunhoferschen Refractors im Jahr 1824 in Dorpat, nebst vielen andern trefflichen Instrumenten, konnte ich meine Beobachtungen nach einem viel umfassenderen Plane und auf einer sichereren Basis denn zuvor anstellen. Im Besiz besagten Refractors (der den durch ihn wahrgenommenen Gegenstand 1700mal vergrößert), beschloß ich, zur Erweiterung der allgemeinen Kenntniß von den Doppelsternen, eine Musterung aller Fixsterne überhaupt durch sein Feld anzustellen. Ich umfaßte damit einen Raum von fast zwei Drittheilen der ganzen Himmelskugel. So führte ich innerhalb $2^1/_2$ Jahren durch das Feld des Refractors alle Sterne der ersten acht Größen, und sammelte ihrer in diesem Zeitraum an 120,000, unter welchen sich 3112 Doppelsterne befanden, welche ich nach wiederholten Beobachtungen wirklich als solche erkannte, bei denen mithin jede optische Täuschung wegfällt. In der Folge vermehrte ich ihre Zahl noch durch neunzig neuentdeckte. Ein großes und schwieriges Geschäft nahm drei-und-zwanzig Jahre lang meine angestrengteste Thätigkeit in Anspruch; es war die micrometrische Messung der Doppelsterne, um dadurch ihre gegenseitige Entfernung, ihre Lage und Richtung zu unserm Sonnensystem in einer oder mehreren Epochen zu finden, vornämlich aber, um die optischen von den physischen Doppelsternen streng zu scheiden. Eilf Jahre vom angegebenen Zeitraum arbeitete ich, wie oben gesagt, mit sehr unvollkommenen Instrumenten, zwölf Jahre aber mit dem Fraunhoferschen Refractor. Von der oben angegebenen Zahl von 3112 Doppelsternen waren nur 2710 Gegenstand meiner Messung. Wollte ich jedem derselben eine nur dreitägige Beobachtung widmen, so hätte ich mehr denn 8000 micrometrische Messungen nöthig gehabt."

(Die Fortsezung folgt.)

Paris, August.

(Fortsezung.)

Das Pantheon.

Man muß mit Befremden fragen, wie es zugeht, daß der Künstler zwei Jahre lang an der Skulptur des großen Giebelfeldes gearbeitet hat, ohne daß sich irgend Jemand von der Regierung, welche doch die Arbeit bestellt und den Künstler dafür belohnt, darum bekümmert hat, was denn David da Großes darstellen wolle, und wie er sein Thema ausführe. Entweder hat man ihm völlig freie Hand gelassen, oder man hat ihm das Thema gegeben. Im lezten Fall hat man sich nicht zu beklagen, wenn der Künstler das Verlangte dargestellt hat, und im entgegengesezten Fall war es ein großes Versehen, nicht einmal die Skizze zu betrachten, da es hier ein öffentliches Gebäude galt, und die Regierung für die an demselben angebrachten Darstellungen verantwortlich ist. Ueber alles dieses ist schon viel Gerede in den Zeitungen gewesen, und in der That ist die Sache nicht unwichtig; denn das große Basrelief hat viel gekostet, ist vielleicht ein Meisterstück, und soll nun doch zu nichts dienen! Was soll denn aber aus dem Giebelfelde werden? denn daß der Künstler den darin dargestellten demokratischen Gedanken mildern könnte, ist nicht denkbar, obschon einige Tageblätter vorschlagen, etwas nicht so ganz Demagogisches anzubringen und neben dem derben Demos etwas Aristokratisches einzuführen. Ich glaube, der Künstler würde sehr verlegen werden, wenn man ihm einen ähnlichen Auftrag gäbe; vermuthlich wird er sich auf keinen Fall dazu verstehen, sein Gebilde zu verunstalten. David hat dazu einen viel zu festen Charakter und zu viel Unabhängigkeit. Entweder muß also das Giebelfeld bleiben, wie es ist, oder es muß ganz abgenommen und dann mit neuen und schweren Kosten ein anderes aufgestellt werden, wofern man es nicht lieber ganz bleiben lassen will. Ueber dem armen Pantheon waltet ein unseliges Gestirn. Mit Recht, sagen die andächtigen Ultra's; denn warum hat man das Gotteshaus in einen heidnischen Tempel verwandelt? So viel ist gewiß, daß das Pantheon zu keiner festen Bestimmung gelangen kann. Dem Namen nach soll es alle Götter oder Heiden einschließen, und es ist nichts darin! Es sollte so viel umfassen, und es bleibt leer! Ein halb ministerielles Blatt meint, man habe übel gethan, die kirchliche Bestimmung des Gebäudes in eine weltliche umzuwandeln; allein zu einer so großen, geräumigen Kirche gehört ein zahlreicher Clerus und ein kostspieliger Cultus. Wo soll aber Beides in jezigen Zeiten herkommen, zumal es in dem Stadtrevier, wo das Pantheon steht, nicht an Kirchen fehlt! Indessen ist es eben so wahr, daß auch ein Pantheon ein Ueberfluß ist; denn was soll man damit machen? Die Idee der Revolutionsregierung war, die Bildsäulen berühmter Männer des Vaterlandes hier aufzustellen und auch ihre Asche beizusezen. Sie hatte den Anfang damit gemacht, indem sie Voltaire's und Rousseau's Gebeine in die Grüfte des Pantheons bringen ließ; dann aber wurde dieselbe Ehre Mirabeau und sogar dem abscheulichen Marat zu Theil. Lezterer wurde zwar bald wieder herausgeworfen; dies hat aber gezeigt, daß es eine bedenkliche Sache ist, in Revolutionszeiten Jemand sogleich nach seinem Tode in's Pantheon zu versezen; denn der heute gefeierte Held wird vielleicht morgen verabscheut.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 67.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 201.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 23. August 1837.

If fortune brag of two she lov'd and hated,
One of them we behold.
Shakespeare.

Der Blättler.

(Beschluß.)

Als nun das Jahr verstrichen, da trat er mit Bitten zum Bassa;
Christ, noch ein Jährchen! sprach dieser: ich will es dir fürstlich belohnen.
Und so hieß es im dritten, im vierten, so hieß es im fünften,
Immer: nur noch ein Jahr! und der Peter konnt' es nicht weigern.
Jetzo hatt' er bereits sechs Jahr bei den Türken geblättelt,
Seine Walzer verlernt und lauter Trübsal geblasen,
Da erblickt' er ein christliches Schiff im Hafen vor Anker.
Nun riß der lezte Faden ihm ab, er stampfte den Boden,
Und verfluchte sein Loos, verfluchte den türkischen Kunstsinn.
Wie es nun Abend wird, so versammeln die Türken sich wieder,
Und begehren ein munteres Lied. Ja, dachte der Peter,
Munteres Lied! Ihr habt gut reden, ich dien' euch mit Liedern
In die sechs Jahre schon, das erst' als Sklave, die andern
Als Freiwill'ger, um Gotteslohn, den vergelt' euch der Teufel!
Wär' ich nur fort! doch es fehlt mir an Geld, um nach Hause zu kommen.
Und das Schiff liegt parat! O du lieber Augustin! — Plötzlich
Fällt ihm das Klaglied ein, das lustige, lange vergessne,
Das er so oft beim Tanze den lachenden Paaren geblasen,
Und er nimmt das Blatt vor den Mund, halb knirschend, halb lachend,
Bläst: O du lieber Augustin! — Und wahrlich, er hatte
Keinen schlechten Patron in seinen Nöthen gerufen!
Denn der Heil'ge versezt' in solchen Taumel die Türken,
Daß sie ärger als je sich gebärdeten; wirr durch einander
Flogen sie und umarmten sich heftig und warfen einander
Ueber den Haufen und rafften sich auf mit tollem Gejauchze;
Und der Blättler, es sehend, rief immer dem Augustin lauter,
Bis, erschöpft vom Tanz und vom Weine betäubt, den sie alle
Wider des Propheten Gebot unmäßig genossen,
Auch der lezte der Heiden wie todt auf den Boden dahin sank.
Als er den Heiligen spürt, da nimmt er nicht Zeit sich zum Denken,
Klettert über die Schläfer hinweg, und fort ist der Peter!
Draußen sieht er sich um: es führt der Weg ihn zur Freiheit
Gar zu bequem am Schatzgewölbe des Bassen vorüber,
Und er mag's nicht verschmäh'n: zum Angedenken und Lohne,
Den er ja redlich verdient, auf sackt er von Gold und Juwelen,
Was ein rüstiger Mann sich mag zumuthen. Im Mondschein
Eilig gelangt er zum Strand, und ruft, und ist auf dem Schiffe,
Kommt mit dem Kapitän überein und segelt von dannen.

Glücklich erreicht er die Heimath, er kommt, und Alle mit Staunen
Sehen auf ihn und rufen: der Peter ist wieder gekommen!
Jezt erzählt er zu Haus, wie wunderbar's ihm ergangen,
Scheert sich den Bart, sieht sich um, nimmt ein Weib, ihm konnt' es nicht fehlen,
Kauft sich Güter und siedelt sich an, ein geachteter Bürger,
Und man nennt' ihn hinfort den reichen Türkentrom Peter.

Aber vernimm nunmehr, wie traurig das Blatt sich gewendet!
Peter saß jezt warm und war auch im vergnüglichen Leben
Sich und andern zu gut, 's zing mancher Thaler im Rauch auf!
Doch sein Weib war sein Haupt und hielt das Seine zu Rathe.
Lange haust' er so und ward alt in mäßigem Wohlstand,
Da erkrankte die Frau und ging in's ewige Leben.
Bitterlich weint' er um sie, und nun, sein Alter in Ruhe
Hinzubringen gemeint, vertheilt' er die Habe den Kindern,
Mit dem einz'gen Beding, ihn wechselsweis' zu ernähren;
Aber die, wie sie nun sich seh'n im süßen Besitze,
Schließen die Herzen zu und verweigern dem Alten die Atzung;
Denn er sey ein Verschwender, durch den sie um Vieles gekommen.
Wie ihm nun sey, sie handeln nicht recht! denn er ist ja ihr Vater,
Und von ihm nur kommt, was sie haben und was sie genießen.
Also sezt' ihn der Rath, er konnt' ihr Beginnen nicht hindern,
In das Waisenhaus ein, den Greis vor dem Hunger zu schützen.
Kümmerlich geht er einher, gern wandelt er einsam im Freien,
Und am Abend, wenn noch ein fröhlicher Bursch auf dem Blatt bläst,
Sizt er draußen betrübt und gedenkt der vergangenen Zeiten.

Also sprach der Erzähler, es waren die Töne verklungen.
Thränen im Auge, schlüpft' ich, und Mitleid im Herzen, zum Greise,
Der auf dem Steine saß, als lauscht' er der Weise noch immer,
Regungslos, und drückt' in die abgemagerten Hände
Den sonntäglichen Groschen, bestimmt für den Bücherverleiher,
Dem ich lesebegierig sonst zuwandte die Baarschaft —
Denn ich hatte ja heut im lebendigsten Buche geblättert.

Zur Geschichte des Elephanten.

(Fortsetzung.)

So kam denn Miß Djeck 1829 nach Paris. Die Herrn Franconi schäzten sich glücklich, ihr ein Engagement in ihrem Cirkus anbieten zu können, und wie der alte Taglioni die Pedalpoesie seiner zephyrischen Tochter in Musik sezt, so ward ganz eigens für Beine und Rüssel der Miß Djeck „der König von Siam“ geschrieben, in welchem Stücke sie Sr. Majestät auf's effektvollste und rührendste das Leben rettet. Die damaligen französischen Zeitungen haben berichtet, welch ungeheures Glück das Stück machte, und wie Vornehm und Gering, alle Dandys, Badauds, Gamins und Grisetten sich zum roi de Siam drängten. So gewann Franconi ungeheuer mit dem Stücke, in dem die Hauptactrice immer ihre gute Laune behielt, immer mit gleicher Kunst und Fertigkeit spielte, obgleich ihr damals nicht wenig zugemuthet wurde. Hätte man sie nach der Ursache dieser guten Laune fragen können, so wäre gewiß ihre Antwort gewesen: „es ist für ein Mädchenherz so süß, bewundert zu werden! was thut man nicht dafür!“

Nachdem endlich der Succeß der Pantomime erschöpft war, ging die große Schauspielerin, gleich den Mitgliedern der Pariser italienischen Oper, nach England und begeisterte John Bull, der sie vor mehreren Jahren nur als alberne Riesin bewundert hatte, mit ihrem durchdachten Spiel. Aber ein schlimmer Streich, den sie zu Morphet spielte, brachte sie um das Kleinod ihrer Zähne und um ihre englische Kundschaft. Sie verwundete den einen Führer, richtete den zweiten so zu, daß er an Auszehrung starb, und erschlug wenige Stunden darauf den dritten auf der Stelle, indem sie ihm die Hauzähne in den Kopf bohrte. Man beschloß sofort, ihr diese furchtbaren Waffen abzunehmen. Dies war leichter gesagt als gethan; denn wer wollte der Zahnarzt seyn? Es gelang aber doch, indem man die Miß durch narkotische Mittel in tiefen Schlaf brachte, und seitdem wurde die Operation jährlich, auch halbjährlich wiederholt. Man suchte damals, um diese fatale Geschichte in Vergessenheit zu bringen, durch die Zeitungen einen kleinen Roman zu verbreiten: gefällige Hände sind ja immer bereit, die kleinen Schwächen einer beliebten Prima Donna mit einem Schleier zu bedecken. Es hieß, sie sey eben dazu gekommen, wie ein Menageriewagen auf der Straße umgeworfen worden und dabei ein Tiger und ein Löwe entsprungen seyen; die Heldin habe sofort jenen erschlagen, diesen aber gefangen genommen und seinem Herrn zurückgebracht. Der schöne Zug that nicht die beabsichtigte Wirkung: sie wurde aus England fortgeschickt und schiffte sich nach Amerika ein. Sie hatte

eine lange, gefahrvolle Fahrt, und die Gesellschaft, bei welcher sie versichert worden, gab ihre 10,000 Franken bereits verloren; aber über ein Kleines befreite sie den König von Siam auf allen Bühnen der Vereinigten Staaten.

Im Jahr 1832 sehen wir sie wieder zu Paris zur Zeit der Cholera, weßhalb sie schlechte Geschäfte machte. Von hier an verfolgen wir ihre Kreuz- und Querfahrten und Heldenthaten nicht weiter, und führen nur ein Beispiel an, wie sie zuweilen aus der Rolle fiel und nicht wartete, bis man hinter den Coulissen war, um ihre Mitspieler zu mißhandeln. Die lustige Person der Truppe pflegte sich einen Riemen um den Leib zu legen, an welchem ihn der Elephant mit dem Rüssel packte, ihn hoch emporhielt und so ein paar Mal im Ring herumtrabte; aber eines Tags, zu Troyes in der Champagne, schleuderte ihn die Miß, mitten in dieser Leistung, an die Wand des Cirkus, daß er ein paar Rippen brach. Es war, als wüßte sie recht gut, daß, wenn es ihr an einem Ort nicht mehr gefiel und sie sich Bewegung machen und reisen wollte, sie nur einen ihrer Leute zu mißhandeln oder zu tödten brauchte.

Zu Anfang dieses Jahrs sah sich der Eigenthümer auf dem linken Rheinufer ganz allein mit ihr, weil er bei ihrem schlechten Rufe Niemanden mehr dazu vermögen konnte, sich dem Schicksal so vieler Cornaks auszusetzen. Er merkte, daß er im Frühjahr, wo sie immer noch wilder wurde, sie werde sicher verwahren oder umbringen lassen müssen; sie hatte ihm schon mehrere Male den Gehorsam versagt, er wußte aus Erfahrung, daß sie gewöhnlich damit anfing, wenn sie ihrer Cornaks sich entledigen wollte, und so eilte er, nach Genf zu kommen, in dessen Festungsgräben sie im Nothfall sicher verwahrt werden konnte. Auch die Instruktionen des Mannes, der den Elephanten führte, welcher im Jahr 1820 zu Genf umgebracht wurde, lauteten dahin, er habe um jeden Preis die Monate Mai, Juni und den Anfang Julis zu Genf, Bern, Solothurn oder Basel zuzubringen, weil alle diese Städte noch befestigt sind.

Zu Genf angelangt, ließ sie zuerst ihre üble Laune an einem jungen Genfer aus, den sie mit ihrem Rüssel umwand und gewiß erdrückt haben würde, wenn ihm nicht der Cornak beigesprungen wäre. Dieser erklärte jezt der Polizei, er könne nicht mehr für Unglück stehen und trage darauf an, Miß Djeck in einen Festungsgraben zu sperren. Der Cornak erhielt sofort die Commission, die Miß bei Tagesanbruch dorthin zu führen. Da sie schon einigemal ihren Wunsch, wieder zu reisen, zu erkennen gegeben hatte, so hatte es keine Schwierigkeit, und als der Cornak zu ihr sagte: come! come! (denn die Miß verstand nur Englisch) so folgte sie ihm ohne Bedenken aus ihrer Hütte durch die Straßen zum Thor hinaus in den Festungsgraben; denn sie ahnete nicht, daß dieser Graben bald ihr Grab werden würde. Vorher aber sollte sie noch einige Monate in freierem und behaglicherem Zustand leben, als irgendwo seit ihrer Gefangennehmung in Indien; denn nun schloß sie keine enge, dunkle Hütte mehr ein, frei konnte sie sich in ihrem langen, breiten, rasengrünen Graben ergehen, und laufen und scherzen, wie junge Mädchen pflegen. Des Nachts, oder wenn sie übler Laune war und die Einsamkeit suchte, ging sie in die Bretterhütte, die eigens für sie an der Mauer gebaut worden war. Um ihr Entkommen zu verhüten, hatte man in ihrem Graben oben und unten zwei kleinere quer über gezogen, die ihr zwar mißfielen, weil sie dadurch am Fortgehen und Entkommen gehindert wurde, aber sonst nicht hinderlich waren. Im Anfang wollte sie es manchmal erzwingen, hinüber zu kommen, kugelte aber immer hinein, wo man dann die Leichtigkeit bewundern mußte, mit der sich diese ungeheure, scheinbar so unbehülfliche Masse wieder aufhalf, mit dem Rüssel außerhalb des Grabens sich festhielt und dann auf den Knieen wieder an der innern Wand hinaufrutschte.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Beschluß.)

Das Pantheon.

Man hat seitdem, besonders in den lezten Jahren, sehr ernsthafte Betrachtungen über den Gebrauch eines Pantheons angestellt. Daß es ein Ehrenort für die Ueberbleibsel und die Bildsäulen der Männer seyn solle, welche sich um's Vaterland hoch verdient gemacht haben, darüber ist man wohl einverstanden, aber das wie ist es, was große Schwierigkeiten und Zwiespalt erregt. Erstlich, wer soll den Verstorbenen die Ehre der Aufnahme in's Pantheon zuerkennen? Der Hof kann es nicht; denn sonst würde bald Hofgunst sämmtliche Höflinge hineinbringen, von denen die Meisten kurz nach ihrem Tode rein vergessen seyn werden; und wenn der Verstorbene sich den Anmaßungen der Macht widersezt hätte, so würde er sicherlich niemals in's Pantheon kommen. Man hat vorgeschlagen, den gesetzgebenden Kammern, besonders den Volksrepräsentanten, das Recht zuzuerkennen, Jemand in's Pantheon aufzunehmen; aber in den Volksversammlungen gibt es Parteien; soll es nun von einigen Stimmen mehr oder weniger abhängen, ob der Name eines Mannes in's Buch der Unsterblichkeit des Pantheons eingeschrieben werden müsse oder nicht? das heißt, ob ihn die Nation als einen um sie wohlverdienten Mann anerkennen und verehren müsse oder nicht? In Frankreich besonders ist es eine mißliche Sache um den Ruhm. Voltaire und Rousseau, welchen die Ehre der Beisetzung im Pantheon feierlich zuerkannt worden ist, werden von einer Partei als die Urheber der Revolution und als die Verkünder schlechter

Lehren verschrien, und wirklich hat die Geistlichkeit, während sie unter der Restauration im Pantheon schaltete, die Gebeine der beiden berühmten Schriftsteller bei Seite geschoben, so daß sie erst nach der Julirevolution 1830 wieder hervorgezogen werden konnten. Bei solchen Bedenklichkeiten ist es also nicht zu verwundern, daß das Pantheon leer bleibt, und daß man nicht recht weiß, was man mit dem erhabenen Gebäude, dessen schöne Kuppel sich stolz auf einer Anhöhe des linken Seineufers erhebt, machen soll. Dazu kommt nun noch, daß während der Restauration der Maler Gros, in der festen Ueberzeugung, die Dinge werden bleiben, wie sie damals waren, die Kuppel mit Heiligen, und sogar mit den Figuren der damaligen Regenten bemalt hat. Wie paßt dieses nun zu dem Davidschen demokratischen oder demagogischen Giebelfelde? Die Kuppel ist politisch-religiös, das Giebelfeld rein politisch, und das Gebäude hat gar keine Bedeutung, aber den Staat bereits ungeheuer viel gekostet. Am besten wäre es, es zu großen Staatsversammlungen zu benuzen. Zur Feier des Andenkens der Julitage wäre es vortrefflich, wie es auch wirklich schon einmal dazu gedient hat. Aber eben diese Versammlungen mit den Reden scheint man an jenen Tagen vermeiden und dem Feste bloß den Anstrich einer Volksbelustigung, ohne politischen Charakter, geben zu wollen. Somit bleibt die künftige Bestimmung des Pantheons noch immer zweifelhaft. Uebrigens hat es in den Parteiblättern nicht an Wizen und Wizeleien über die Bedeutungslosigkeit der lezten Julifeier gefehlt. Ein radikales Blatt macht die Bemerkung, die drei losgelassenen Luftballons seyen ein recht passendes Sinnbild für die drei leeren, leicht vorüberziehenden Tage gewesen. Dagegen zählt die legitimistische Zeitschrift la Mode in einem Schreiben an die Herzogin von Orleans alle berühmten Männer auf, die sie nicht werde zu sehen bekommen, als da sind Chateaubriand, Vicomte de Marcellus, Vicomte de Conny, Vicomte Walsh, und wie die Herren alle heißen. Obschon la Mode mit dem Prädikat berühmt sehr freigebig umgeht, so ist doch, glaube ich, nur Einer wahrhaft berühmt, Chateaubriand, und nur von diesem kann die Herzogin bedauern, daß sie ihn nicht am Hofe sieht; denn was die Uebrigen betrifft, so kann sie sich über ihr Nichterscheinen trösten, und hat wahrlich Ersaz genug dafür. Die merkwürdigen Männer sind glücklicherweise nicht so selten, und da sie bei Hofe leicht zugelassen und sogar gesucht werden, wenn sie auch keine Vicomtes sind, so kann die Herzogin deren genug zu Gesicht bekommen.

Dg.

St. Petersburg, August.

(Fortsezung.)

Struve's Bericht über seine Beobachtungen der Doppelsterne.

„Die Beobachtungen an vielen dieser Sterne mußten wegen ihrer oft veränderten Lage und Richtung jährlich wiederholt werden. Bei einigen, deren Bewegung äußerst schnell vor sich geht, können diese Beobachtungen schon nach einigen Monaten, bei andern, wo sie sehr langsam ist, erst im Laufe von Jahrhunderten verglichen werden. Der Stern ρ im Schlangenträger ist 54-, ξ im großen Bären 58- und γ in der Jungfrau 46mal von mir gemessen worden. Die Zahl aller an den Doppelsternen bis zu Anfang des gegenwärtigen Jahrs vollzogenen micrometrischen Messungen stieg bis auf 11,050. Nimmt man nun an, daß in unserm nördlichen Clima nur etwa 120 Nächte zu Beobachtungen am Himmel taugen, unter welchen aber vielleicht nur 80 sind, wo micrometrische Messungen vermittelst sehr stark vergrößernder Gläser können angestellt werden, so sieht man, welche Masse von Arbeiten auf mir lastete, und wie sehr ich alle meine Kräfte anstrengen mußte, um sie in der angegebenen zwölfjährigen Frist zu beendigen. Doch jezt sehe ich mit innigem Vergnügen auf meine vollendete Arbeit, der Vorsehung dankend, daß sie mir die gehörige Stärke des Geistes und Körpers dazu verlieh und mir das Gesicht unverlezt erhielt. — Schon Sir W. Herschel theilte die ihm bekannten Doppelsterne in den Grenzen von 32″ Entfernung in vier Classen. Ihre gegenwärtige Masse aber zwang mich, acht Classen derselben anzunehmen. In die erste schloß ich die Sterne ein, bei welchen die gegenseitige Entfernung nur den Bruch einer Sekunde beträgt; die lezte umfaßt alle diejenigen, bei welchen die Entfernung zwischen 24″ und 32″ beträgt. In diese Classifikation sind von mir alle Sterne nach derjenigen Ordnung eingetragen, in der sie durch den Meridian gehen. Zur Grundlage unserer heutigen Berechnungen und Messungen, an den Fixsternen überhaupt, wie an den Doppelsternen besonders, dienen die von Sir W. Herschel vor 55 und noch bis vor 35 Jahren angestellten. Sie bilden das Fundament unserer heutigen Kenntniß in diesem Gebiet der Astronomie, die sich mit jedem Jahr erweitert und vervollkommnet. Bei einer größern Vervollkommnung der Photometrie der Fixsterne, wozu bereits Steinheils Bemühungen und Erfindungen, so wie die einer baldigen Beendigung entgegengehenden Karten der Berliner Akademie über den Fixsternhimmel den Grund gelegt haben, wird die Astronomie aus der Vergleichung der Zahl der Sterne und ihrer Lichtstärke nach den verschiedenen bestehenden Ordnungen noch wichtige Resultate ableiten können. Sie wird dann finden, daß bei manchen Sternen die merkwürdige Erscheinung vom Wechsel der Lichtstärke häufig wahrgenommen wird, und wird im Stande seyn, ihr gründlicher denn bisher nachzuforschen. Die wahrscheinliche Erklärung dieser Veränderlichkeit, die sich meistens periodisch zeigt, ist in der Umdrehung des Sterns um seine Achse zu suchen, in Folge welcher er sich uns bald in einem hellern, bald in schwächerem Lichte zeigt. Bei meinen Messungen richtete ich auf diesen Lichtwechsel der Doppelsterne meine vorzüglichste Aufmerksamkeit und suchte sie möglichst genau zu bestimmen. Der Umstand, daß hier zwei so nahe vereinte Sonnen sehr oft ganz gleiche Lichtstärke besizen, erleichtert bei den Doppelsternen die Ermittelung der Lichtveränderung, weil in einem solchen Fall wechselsweise bald völlige Gleichheit, bald eine bedeutende Verschiedenheit im Lichte zwischen beiden stattfinden kann. Ich habe 28 Doppelsterne gefunden, von welchen man mit Entschiedenheit, oder doch mit aller Wahrscheinlichkeit behaupten darf, daß in ihnen eine wesentliche Lichtveränderung vorgeht. Noch zeigte ich in meinem lezten Sternverzeichnisse 45 weitere Doppelsterne an, bei welchen man einen Lichtwechsel vermuthen kann. So hat denn in der neuesten Zeit die Kenntniß von den ihr Licht verändernden Sternen eine wesentliche Bereicherung erhalten. Ungleich wichtiger ist aber dies, daß wir von diesem Lichtwechsel auf die Umdrehung dieser Sonnen um ihre Achsen schließen dürfen, wodurch diese Sonnensysteme dem unsrigen im Wesentlichen gleichgestellt werden.“

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 86.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 202.

Morgenblatt
für
gebildete Leser.

Donnerstag, den 24. August 1837.

Greift nur hinein in's volle Menschenleben!
Ein jeder lebt's, nicht vielen ist's bekannt,
Und wo ihr's packt, da ist's interessant.

Goethe.

Reise zu Wasser von Paris an's Meer.

I.

Hitze, Staub und üble Gerüche machen Paris zu einem unerquicklichen Sommeraufenthalt und verscheuchen im Juli und August einen ansehnlichen Theil seiner Bevölkerung. Kaum ist die Kammersession geschlossen, so schicken sich Pairs und Deputirte an, auf ihre Landgüter und in ihre Departements zu reisen. Der Hof residirt in Neuilly, die Diplomatie begibt sich in die Bäder, die Fremden ziehen nach Italien und der Schweiz, und die reichen Einheimischen suchen die schattige Kühle ihrer Villen auf. Bei dieser allgemeinen Auswanderung ist es ja auch wohl den Berichterstattern erlaubt, dem Stadtgewühle zu entfliehen und sich in der freien Natur etwas umzusehen. Von Herzen gern willigte ich in den Vorschlag eines mir befreundeten Franzosen, mit ihm einen Abstecher an's Meer zu machen, zumal seit zwei Jahren, wo zahlreiche Dampfschiffe den untern Lauf der Seine befahren, dieser Ausflug ein wahrer Spaß ist, und man von Paris nach Havre binnen 20 Stunden um den spottwohlfeilen Preis von 15 Franken gelangen kann.

Am achtzehnten Juli belegten wir unsere Plätze in der Diligence nach Maisons Laffitte, wo das Dampfschiff nach Rouen abgeht. Obschon sich hier seit Kurzem zwei neue Aktiengesellschaften gebildet haben, deren Dampfböte unmittelbar zwischen Paris und Rouen verkehren, so thut man doch besser, zu Lande bis nach Maisons zu fahren und sich dort einzuschiffen. Einmal sind die Pariser Dampfschiffe, welche am Quai d'Orsay halten, kleiner, unbequemer und langsamer; die Stadt Rouen z. B. legt nur vier, die Stadt Paris dagegen sechs Meilen in einer Stunde zurück; ferner macht die Seine von Paris nach Maisons solche Schlangenwindungen, daß die fünf Meilen zu Lande zu Wasser auf 25 gebracht werden und die Fahrt dahin mit dem Dampfschiff sechs Stunden, die mit der Diligence nur anderthalb Stunden dauert, wodurch die in Maisons ankernden Dampfbote vor den Parisern am Quai d'Orsay einen bedeutenden Vorsprung gewinnen. Der Sitz der Generalagentschaft für die ersteren, welche mit den Paketboten nach Havre, Hamburg, Rotterdam, London, Newyork u. s. w. Verzweigungen haben, ist in der Rue Rivoli Nr. 4, wo sich auch das Bureau der Accélérées nach Saint-Germain befindet. Man bestellte uns auf den folgenden Morgen um sieben Uhr in den Hof der Messagerien, wo ich eine halbe Stunde vor der anberaumten Zeit mich einzufinden nicht ermangelte.

Die Abfahrt einer französischen Diligence hat für mich immer einen eigenthümlichen Reiz; ich pflege bisweilen aus reiner Liebhaberei den Posthof von Laffitte und

Caillard zu besuchen, um mich als ruhiger Beobachter an dem wunderlichen Schauspiel zu ergötzen, welches derselbe besonders in den Morgen- und Abendstunden darbietet. Das ist ein ewiges hastiges Rennen und Laufen, ein Lärm zum toll werden, eine wahre Pantoffeln- und Pelzstiefelnemeute. Man geht, man kommt, man drängt, man stößt, man umarmt, man küßt und fragt sich in bunter Verwirrung durch einander. Dieser erklärt, die Gäule seyen doch allzu magere, armselige Klepper; jener befürchtet, sie werden durchgehen; der Eine erkundigt sich, wo man das Frühstück einnehme, der Andere, um welche Zeit man ankomme; alle zappeln vor Ungeduld, der Conducteur schreit, die Pferde stampfen, der Postillon flucht und die Damen erheben ihre Fistelstimmen, um sich zu beklagen, daß man eine ihrer unzähligen Schachteln quetsche. Endlich sind alle Vorbereitungen getroffen; das Gepäck ist unter Dach oder vielmehr unter Leder gebracht, und es handelt sich nur noch darum, die Reisenden einzupacken. Der Angestellte kommt mit der Liste aus seinem Bureau hervor, um die darauf verzeichneten Passagiere einzeln bei ihren Namen aufzurufen: aber dieser Appel geht selten ohne einige Intermezzo's ab. Bald streitet man sich um einen Eckplatz, indem man die Autorität des Registers ableugnet, wo bekanntlich jeder Reisende nach der Nummer seines Platzes eingeschrieben ist; bald führt man Krieg gegen ein Feder- oder Luftkissen, welches die Hälfte der Sitzbank einzunehmen droht; bald verwünscht man einen Korb, welcher die Füße belästigt u. s. w. Die erbaulichsten Streitigkeiten sind übrigens die häufigen Hundedispute; als wir im Begriff waren, einzusteigen, erlebten wir folgende Probe davon.

Nr. 2, ein stattliches Individuum mit einem sorgfältig gewichsten Schnurrbart: „Das geht ein für alle Male nicht an, er kann unmöglich mit in den Wagen.“ — Nr. 5: „Aber . . .“ — Nr. 2: „Kein aber; die Diligence ist nicht für die Hunde da.“ — Nr. 5: „Aber ich begreife wahrlich nicht, da Plaz genug vorhanden ist;“ seinen Hund streichelnd: „ici tout beau, Mylord!“ Bei diesen Worten streckte ein blondes Insulanergesicht seinen Kopf zum Fenster des Coupé heraus und fragte in barschem Tone und mit fremdartigem Accent: „Was gibt's? Will man was von mir?“ — Nr. 5: „Um Vergebung, mein Herr, ich redete nicht mit Ihnen, sondern mit meinem Hunde.“ Der Engländer lehnt sich unmuthig in seine Wagenecke zurück und murmelt einige Worte in seiner Landessprache. Nr. 2: „Zum lezten Mal bitte ich, den Hund aus dem Wagen zu lassen. Condukteur, bedeuten Sie doch den Herrn!“ — Nr. 5 mit bewegter Stimme und flehender Miene: „Aber seyn Sie doch menschlich! nicht einmal die Damen haben etwas dagegen.“ — Nr. 2: „Was thut das hier zur Sache, da es mich einmal genirt?“ (Die Damen verziehen die Gesichter.) — Nr. 5 halblaut: „Grobian!“ — Nr. 2 in demselben Tone: „Gimpel!“ — Nr. 6 ein Commis-Voyageur: „Meine Herrn und Damen, ich mache einen Vorschlag zur Güte: wie wäre es, wenn wir das Hündchen in den Koffer unter der Bank einsperrten?“ (alle umstehenden Zuschauer lachen). Nr. 5 zornig: „Was mischen Sie sich drein? Das geht Sie nichts an!“ — Nr. 6: „Wie? das geht mich nichts an? Das Vieh ist ja so ausgehungert, daß es vor dem ersten Relais meine Waden angehen kann.“ (Alle lachen.) — Der Condukteur: „Allons, allons, Messieurs! Tummeln wir uns ein wenig; der Wagenschlag kann nicht ewig offen bleiben.“ — Nr. 5: „Da es denn doch einmal Flegel in der Welt gibt, will ich lieber mit Mylord auf die Imperiale steigen als mit Dickköpfen zu thun zu haben.“ — Nr. 2: „Was sagen Sie?“ — Nr. 5: „Ich sage, ich will oben hinauf.“ (Er klettert die Leiter hinan, indem er mit dem Stricke seinen Hund hinter sich herzieht, der die Zunge weit zum Halse herausstreckt.) — Nr. 2: „Condukteur, aufgepaßt, daß jene beiden Herrn nicht die Pfoten brechen!“ (Gelächter.) Eine weibliche Stimme in der Rotonde: „Der Pudel ist da oben gut genug; nicht wahr, Nachbarin?“ — Die Nachbarin, eine Amme: „Es ist nichts destoweniger ärgerlich, wenn man mit Vieh in einem und demselben Wagen reisen muß.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte des Elephanten.

(Beschluß.)

In den schönen warmen Frühlingstagen zogen in den Nachmittags- und Abendstunden viel tausend Menschen zum Thor hinaus nach dem Elephantengraben, der an einem der schönsten und besuchtesten Spaziergänge lag, und freuten sich, das kluge Thier im Freien sich ergehen, bewegen und mit Behaglichkeit leben zu sehen. Besonders für die Kinder war dies ein großes Fest; ja selbst die kleinsten hüpften beim Anblick des wunderlichen Thiers auf den Armen ihrer Mütter, streckten die Arme nach ihm aus und weinten, daß man nicht mit ihnen hinunter in den Graben ging. Die größern Kinder kauften von den eigends da aufgestellten Höckerinnen Orangen, Aepfel, Zucker und kleine Kuchen, um Miß Djeck damit zu werfen, die sich dies gar wohl gefallen ließ, in ihrem Graben hin und her ging und die Leckereien geschickt aufsuchte. Wenn sie recht guter Laune war, lief sie auch wohl und machte eine Art Sprünge. Durch sie wurden die Genfer Gamins ganz ausgelassen. Einer glitt, der aufgestellten Gensdarmen ungeachtet, an der Mauer hinunter, um bei dem

Elephanten in der Nähe zu seyn. Dies wäre ihm aber fast schlecht bekommen, denn Miß Djeck nahm ihn gleich beim Fittig und rieb ihn wie einen Lappen an der Mauer hin und her, worüber dem Buben Hören und Sehen und selbst das Schreien verging. Glücklicherweise ließ sie es bei diesem Wischer bewenden, und der Bube entkam bald darauf wieder aus dem Graben. Seitdem waren die Straßenbuben der Elephantin abgeneigt und warfen sie mit Steinen, faulen Aepfeln und dergleichen. — Täglich sezte ihr der Cornak mehrmals Futter und Wasser hin, machte sich aber schnell wieder aus dem Staub, denn er traute der Mamsell gar nicht mehr.

So ging es drei Monate. Die Genfer hatten ihre Miß Djeck sehr lieb gewonnen und betrachteten sie, wie die Berner ihre Bären, als einen wesentlichen Bestandtheil ihrer Festungswerke. Es war schon die Rede davon, eine Collekte zu machen, um der Indianerin Gastfreundschaft bei uns angedeihen zu lassen, sie von ihrem Eigenthümer zu kaufen, ihr für den Winter ein kleines Haus in dem Graben zu bauen, ihr einen Cornak zu halten und sie standesgemäß zu unterhalten. Da hieß es auf einmal, sie werde nächstens erschossen, denn ihr Eigenthümer getraue sich nicht, sie zurückzunehmen, Niemand wolle sie wegen ihres weltbekannten bösen Sinns kaufen, die Genfer Collekte sey nicht zu Stande gekommen, dagegen habe sie ein ausgezeichneter hiesiger Anatom und Wundarzt vom Eigenthümer erstanden; er wolle sie sezieren und das Skelett werde das naturhistorische Museum in Bern übernehmen. Alles war unwillig über diese Procedur, man glaubte aber deren Ausführung nicht so nahe. Da hörte man früh zu ungewöhnlicher Zeit mehrere starke Büchsenschüsse und später einen Kanonenschuß fallen; dann war es still. Eine Stunde später wußte Jedermann den Zusammenhang. Der Anatom hatte darauf bestanden, Miß Djeck, sein Eigenthum, tödten zu lassen. Nur ungern hatte die Polizeibehörde zugegeben, was sie nicht hindern konnte. Büchsenschüsse konnten die Elephantin nicht tödten, sie war nur wie bittend davon auf die Knie gesunken; so hatte man sie denn mit einer Kanonenkugel durch's Herz geschossen.

Der erwähnte Anatom, Franz Mayor, hat sich veranlaßt gesehen, sich öffentlich gegen den Vorwurf zu vertheidigen, als hätte er aus roher Sezierlust die Indianerin um's Leben gebracht oder wenigstens die unglückliche, freilich nicht schuldlose Actrice unnöthig leiden lassen. Wir geben aus seinem Schreiben die mehrfach interessante Beschreibung der mit Miß Djeck vorgenommenen Exekution.

„Von den seit 1814 nach Europa gebrachten und frei auf der Straße geführten Elephanten ist keiner eines natürlichen Todes gestorben, und zwar sind alle mit Kanonen erschossen worden, mit Ausnahme eines einzigen in der Crosschen Menagerie in London, den man mit 64 Flintenschüssen fällte. Dem von 1820 in Genf suchte man Gift beizubringen, aber vergeblich, und man mußte auch zur Kanone seine Zuflucht nehmen. Bei dem in Venedig mußte man zum selben Mittel greifen, nachdem er viele Musketensalven ausgehalten. Bei Miß Djeck bat man mich, das Thier nicht mit einer Kanonenkugel zu tödten und auch das Gift nicht zu versuchen, damit sein lezter Herr doch das Fleisch benützen könnte; ich sah mich also nach einem andern Mittel um, es rasch zu tödten und es dabei so wenig als möglich leiden zu lassen. Die Kugelbüchse schien mir die geeignetste Waffe hiezu. Man weiß aus Erfahrung, daß eine eiserne Kugel tiefer eindringt als eine Bleikugel; die sechs ersten Male ließ ich daher auch mit eisernen Kugeln schießen, und alle gingen durch die Knochen. Die drei auf höchstens dreißig Schritte abgeschossenen Bleikugeln drangen dagegen nur durch die Haut und höchstens einen Zoll tief in die Knochen.

„Der verwundbarste Fleck am ganz eigenthümlich gebildeten Elephantenschädel, das heißt die Stelle, wo die Knochenmasse über dem Gehirn am schwächsten ist, liegt in der Nähe der Schläfe. Diesen Punkt nun hatte ich zweien unserer fertigsten Büchsenschützen bezeichnet, und die erste, auf das ruhig stehende Thier abgeschossene Kugel traf auch ihr Ziel so genau, als hätte man sie mit der Hand hingelegt. Sie zersplitterte das innerste Knochenblatt, hinter welchem das Gehirn liegt, und blieb darin stecken; ein paar Körner Pulver mehr, so wäre das Thier auf der Stelle todt niedergestürzt. Die andern eisernen Kugeln schlugen alle dicht bei der ersten ein, aber keine drang bis in's Gehirn. Bei den Probeschüssen war aber die Kugel auf dreißig Schritte durch vier Zoll Tannenholz, eine zwei Linien dicke Eisenplatte und einen Zoll Eichenholz durchgefahren. — Ich hätte, sagt man, auf das Herz zielen lassen sollen. Aber an den Seiten ist die Haut anderthalb Zoll dick, das Zellgewebe darunter schlaff, und somit ginge hier die Kugel gar nicht gut durch.

„Was die Schmerzen betrifft, welche das Thier gelitten, so weiß jeder Soldat, der schon Kugeln bekommen, daß man oft die Verwundung gar nicht merkte, wenn nicht das warme Blut herabliefe, und wenn nicht etwa ein zerschmetterter Knochen ein Glied lähmt; kurz ein Schuß aus einem Feuergewehr macht unempfindlich, und der Schmerz stellt sich erst nach ein paar Stunden mit der Geschwulst und der Entzündung ein. Miß Djeck hat also sicher nicht viel zu leiden gehabt. Es hieß, sie habe sich, um Gnade flehend, auf die Knie geworfen. Dies ist eben eine poetische Fiction: die Erschütterung der eisernen Kugeln brachte sie auf den Boden, und was die Bleikugeln betrifft, so machte sie sich aus ihnen schwerlich mehr, als aus eben so vielen Peitschenhieben. Anderthalb Stunden nach dem ersten Büchsenschuß, da jezt der Schmerz sich einstellen konnte, entschloß ich mich zur Kanone, und das Thier stürzte sogleich zusammen: die

Kugel hatte das Herz durchgeschlagen; hätte sich aber das Thier beim Zielen im Mindesten gerührt, so wäre es nicht so gut abgelaufen.

„Hätte man das Thier am Leben lassen können? Die Eigenthümer von Elephanten erklären selbst, in Europa müsse einer drei Cornaks haben; Miß Djeck hatte nur noch einen, und dieser fürchtete sich vor ihr. Im Stadtgraben konnte man sie immerhin fortleben lassen; aber ihr Unterhalt und ein Diener, den sie noch dazu erst annehmen mußte, wären jährlich auf 3000 Francs zu stehen gekommen, und die Mehrzahl wird eine solche Ausgabe gewiß für nicht gerechtfertigt erklären. Es war zu fürchten, daß der Führer, allein mit dem Thier, es einmal irgendwo auf der Reise sich selbst überlassen mußte, und kam es dann in's Freie, so war es nicht so leicht auf die Seite zu schaffen. — Ich gebe den Behörden allen Ernstes zu bedenken, ob es gerathen ist, Elephanten bei uns frei herumführen zu lassen, und wenn man es zugibt, so sollten wenigstens die Eigenthümer gehalten seyn, überall ein Buch vorzuweisen, in welchem über das Benehmen des Thiers an jedem Ort urkundliches Zeugniß ausgestellt wäre."

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, August.

(Beschluß.)

Struve's Bericht über seine Beobachtungen der Doppelsterne.

„So wie man bei den Doppelsternen einen verschiedenen Lichtgrad bemerkt, nimmt man auch eine Verschiedenheit der Farben an ihnen wahr. Schon W. Herschel richtete auf diesen Gegenstand seine ganze Aufmerksamkeit. Auch ich bin bemüht gewesen, bei jeder meiner Beobachtungen die Farbe der einzelnen Sterne anzugeben, wenn der Begleiter des Hauptsterns nicht einen zu schwachen Lichtschimmer hatte, so daß die Farbe nicht zu erkennen war. Eine sorgfältige Erforschung der hellen Doppelsterne zeigt, daß nächst der reinen weißen alle Farben des Prisma gefunden werden. Gewöhnlich nähert sich der Hauptstern, wenn er nicht weißer Farbe ist, dem röthlichen Rande des Prisma, sein Begleiter aber spielt in's Blaue. Jedoch ist dies kein absolutes Gesetz, das keine Ausnahmen zuließe. Im Gegentheil findet sich häufig, daß beide Sterne von ganz gleicher Farbe sind. Bei Sternen von einer Farbe sind die von weißer die häufigsten. Eine große Farbenverschiedenheit pflegt bei den Doppelsternen mit einem Wechsel in der Lichtstärke verbunden zu seyn. — Unter den in meinem Verzeichnisse angegebenen Doppelsternen befinden sich 68, wo drei Sonnen, und zwei, wo vier Sonnen mit einander in der engsten Verbindung stehen. In meinem obgedachten, noch unter der Presse befindlichen Werke suchte ich darzuthun, daß mehrere von diesen vielfach zusammengesezte Sternensysteme bilden, wo drei oder mehrere Sonnen, die durch das Gesetz der Attraction mit einander verbunden sind, sich um einen gemeinschaftlichen Centralpunkt bewegen müssen; so fände also des großen Newtons Gesetz nicht allein Anwendung auf die ganze Physik unsers Systems, sondern es herrschte mit derselben Unbeschränktheit über das ganze unendliche Weltall. Von einigen Doppelsternen sind die gegenseitigen Umlaufszeiten schon mit ziemlicher Genauigkeit und übereinstimmend mit den Angaben mehrerer Astronomen bestimmt. Von den bis jezt bekannten beschreibt den kürzesten Weg das Doppelgestirn η im Jungfraukranz in 43 Jahren, und den längsten γ in der Jungfrau in 513 Jahren. Es darf angenommen werden, daß es Doppelsterne von noch kürzerer Umlaufszeit als η im Kranze gibt. Man gewahrt mehrere Doppelsterne in noch größerer Nähe bei einander, als genanntes Paar. Immer bleibt es eine merkwürdige Erscheinung bei diesen Sternensystemen, daß sich hier Sonnen um Sonnen in einer weit kürzern Zeit drehen, als der Planet Uranus seinen Umlauf um unsern Centralkörper vollendet. Wir dürfen daraus schließen, daß entweder diese Sonnen näher bei einander stehen, als Uranus bei unserer Sonne, oder daß die gegenseitige Masse zweier so schnell sich umdrehender Sonnen weit bedeutender als die Masse unserer Sonne seyn muß. Viele Sterne, die von frühern Astronomen als einfache erkannt wurden, zeigen sich jezt als wirkliche Doppelsterne; andere wurden in frühern Zeiten als Doppelsterne erkannt, welche man jezt bei vervollkommneten Instrumenten als drei verbundene Sterne wahrnimmt; so habe ich in meinem Sternverzeichniß von 1827 fünfzehn solcher angegeben, die Herschel für Doppelsterne ausgab, die ich aber als drei innig mit einander verbundene Sonnen erkannte. Dieser Irrthum bei Herschel konnte sehr leicht dadurch veranlaßt werden, daß der Hauptstern im Moment seiner Beobachtung von seinem Nebensterne verdeckt wurde, wie er dies später auch wirklich bei einigen andern wahrgenommen hat. — Ich schließe meinen Bericht mit nachstehender Bemerkung. Auf dem Felde der Astronomie bleiben noch viele Früchte zu sammeln; darum hege ich die Hoffnung, daß ich unter Ihrem Schutze im Stande seyn werde, für die Fortschritte der Astronomie fortzuwirken, vorzüglich was die Systeme der vielfach mit einander durch Attraction vereinten Sterne betriffe. In Pulkowa winkt mir dazu die schönste Gelegenheit; dort werden sich meinen Beobachtungen noch unweit vollkommenere Instrumente darbieten, als die gegenwärtig zu meiner Disposition stehenden. Mit mir vereint für Einen Zweck werden eifrige Kollegen arbeiten."

Die Arbeiten an dem hiesigen Centralobservatorium auf dem Berge Pulkowa, zwischen der Residenz und Zarskoje-Selo gelegen, gehen, wie der neueste Bericht des Ministers an den Kaiser darthut, ununterbrochen fort. Im Jahr 1836 beliefen sich die Gesammtausgaben für die Bauten, für Verfertigung der Instrumente und für die Unterhaltung der Baucommission auf 370,746 Rubel Banco. Die äußern Arbeiten an den zur Sternwarte gehörigen Hauptgebäuden sind nunmehr vollendet, und man ist jezt mit dem Ausbau der innern Theile beschäftigt. Den Bau leitet der Architekt Brülow, Bruder des bekannten Malers dieses Namens. Die astronomischen Instrumente werden zu gleicher Zeit in München von Ertel und Utzschneider, in Hamburg von Repsold, in Wien von Pleißl verfertigt. Aus München sind einige der Hauptinstrumente hier eingetroffen, aus Altona der Keßelsche Chronometer. Nächstdem hat Admiral Greigh, Präsident der Commission, welche die präparatorischen technischen wie wissenschaftlichen Arbeiten an der Sternwarte leitet, von dem englischen Astronomen South drei Chronometer erhalten, die er der Commission zur Musterung und Auswahl übergeben.

Beilage: Kunstblatt Nr. 68.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 203.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 25. August 1837.

Die keusche Lieb' ist dieses Lebens Sonne,
So unser Herz erquickt mit Freud' und Wonne;
Der reine Mund ist ihr Altar, der Kuß
Das Opfer, so man ihr verehren muß.
Martin Opitz.

Das Mühmchen.

Idylle in zwei Episteln.

1.

Mein artiges kleines Mühmchen,
Ich hab' an dich eine Bitt': —
Du gabst mir die süßesten Blümchen
Von deinen Lippen mit.

Die wollt' ich treulich bewahren
Zu deinem Gedächtniß, Kind;
Sie aber sind fortgefahren,
Ich weiß nicht, wohin sie sind.

Die Küsse sind lose Vögel
Und rechte Taunichtgut,
Haben keine Lebensregel,
Und flatterhaften Muth.

Es ist eine Pein mit den Wonnen,
Die man von den Küssen hat:
Wie gewonnen, so zerronnen,
Man wird davon nicht satt.

Weil du nun so beschlagen
In Küche, Keller und Haus,
Will ich dich etwas fragen,
Du aber lach' mich nicht aus!

Mein Mann zwar, hast du gesprochen
Mit trotzigem Angesicht,
Soll einst nicht reden in's Kochen,
Denn er versteht es nicht!

Du mußt mich nicht anschnalzen,
In Demuth frag' ich dich ja:
Kann man sie nicht einsalzen,
Oder einpökeln etwa?

Doch scheint es mir, daß nicht tauge
Das Salz zu deinem Kuß;
Er hat für mich nur Lauge,
Wann ich ihn entbehren muß.

Wie wär's, wenn du dem Gerichte
Auf süße Art beikämst,
Und die eingemachten Früchte
Dabei zum Muster nähmst?

O wende dein Dichten und Trachten
Auf diese neue Kunst,
Und laß mich nicht verschmachten
In meiner Lippen Brunst!

Gelingt's, dann sende mir welche
Treufleißig in die Stadt,
Geschöpft aus dem süßen Kelche,
Der mir so gemundet hat.

Doch die du mir willst anftischen,
Die würze mit aller Kraft,
Denn die frischen, Kind, die frischen
Sind gar nicht dauerhaft!

2.

Mein Lorchen, was schreibst du mir seltsame Mähren!
Was muß nur im heitern Köpfchen dir gähren?

Nun wollen bescheidene Küsse dich reuen?
Du mußt vor der würdigen Mutter dich scheuen?

Die heimliche Liebe, du mußt sie verdammen?
Und frevelhaft nennst du die edelsten Flammen? —

Seh' du mir einen Spiegel in's Herze hinein,
Daß du kannst drin lesen, wie so treu ich es mein'!

Und trübe nicht seine lautere Schrift
Durch der Grillen und Zweifel entstellendes Gift!

Und blicke nicht scheu nach den rauchigten Bildern,
Die die Ahnen so streng und verbieterisch schildern!

Jetzt sehen sie starr von den Wänden herunter,
Doch einst schlug auch ihnen der Puls voll und munter.

Zwar, als der Großvater die Großmutter nahm,
Da war der Großvater ein Bräutigam.

Doch denke, bevor er zur Braut sie genommen,
Ist er oft auch heimlich zu ihr gekommen.

Und wie er zum ersten Mal sie geküßt,
Hat Ururgroßmutter davon nichts gewußt.

Dann auch der Vater — der hat seiner Lieben
Gar manch ein verstohlenes Briefchen geschrieben.

Jetzt schilt sie die Mädchen und züchtigt die Knaben,
Doch wird sie nicht Alles vergessen haben.

Ja, wollt' ich dir all die Amuren berichten,
Es gäb' eine Leiter Familiengeschichten;

Gäb' eine familiengeschichtliche Leiter
Bis zu Adam und Eva hinauf und so weiter.

Und jegliche würde beginnen: Es war —
Nun sag', wie heißt's weiter? Es war 'mal ein Paar! —

Es war 'mal ein Pärchen, die waren verliebt,
Und haben sich fleißig im Küssen geübt.

Und diese familiengeschichtliche Leiter
Reicht auch in die künftigste Ferne noch weiter.

Und Sprossen auf Sprossen noch kommen hinzu;
Sie machen es alle wie ich und wie du.

Dann hängen wir auch bei den Alten da droben,
Und Enkel und Enkelin werden geloben:

Fest will ich und treu wie der Ahnherr seyn!
Und ich, wie die Ahne, so züchtig und rein!

Reise zu Wasser von Paris an's Meer.

(Fortsetzung.)

Ein beurlaubter Husar auf der Imperiale, der ruhig seine Thonpfeife schmauchte, begrüßt Nr. 5 und seinen Hund: „Bon jour, la compagnie! Heda, Kamerad Pudel! halt mir die Füße warm und friß meine Sporen nicht auf!" — Auf einmal schlägt es ein Viertel auf Sieben. Der Conducteur ruft dem Schwager zu: „en route!" Dieser läßt sein Klik Klak, Klik Klak erschallen, und dazu fällt der Endchor ein: „Adieu, mon chou! — Nimm dich vor Erkältung in Acht, Lieber! — Adieu, Alter! — Setze deine Schlafmütze ordentlich! — Glückliche Reise! — Adieu, pauvre bijou! — Also nächsten Sonntag! — Mille choses aimables de ma part! — Gib mir bald Nachricht! — Je n'y manquerai pas! — Adieu, mon lapin! — Adieu, ma poule! — Adieu, ma petite chatte! — Klik Klak, Hopp Hopp! —

In vollem Galopp gings durch die Straßen von Paris, durch die elysäischen Felder, zur Barrière de l'Etoile hinaus, und nach anderthalb Stunden waren wir in dem fünf Lieues entfernten Maisons abgestiegen, wo das Dampfschiff Theodor sofort unsere Bagage und die aus etwa fünfzig Personen bestehende Reisegesellschaft auf sein Verdeck nahm, mit der Glocke zur Abfahrt läutete, seine Taue losmachte, seine Maschinen in Bewegung setzte und wie ein feuriger Fisch mit seinen eisernen Floßfedern den Strom hinabzugleiten anfing. Der Leser habe keine Angst, daß wir ihn mit einem lyrischen Erguß, mit einem Anruf der Manen des großen, unsterblichen James Watt behelligen; wir gehören nicht zu der Zahl der Reisenden, welche ihre Gelehrsamkeit und Belesenheit überall als Wappen aushängen, an der Table d'Hote von Völkerkunde sprechen und beim Dessert eine Vorlesung über den

geschlossenen Handelsstaat halten. Wer nur einigermaßen in der Welt herumgekommen ist, kennt ja jenen statistisch-geographischen Musterreiter, der uns an der Mittagstafel bei jedem Mundvoll, wir mögen ihn nun anhören wollen oder nicht, einige Partikularitäten über Braunschweig, Göttingen, Nordhausen, Merseburg, Mannheim, Mainz oder Straßburg hinunterzuschlucken gibt und die deutsche Geschichte vom Standpunkte des Biers, der Würste, des Schnapses, der Salmen und der Gänseleberpasteten behandelt. Suchen wir es daher nicht weitläufig zu begründen, wie es zugeht, daß jene schwimmende Kolonie von Franzosen, Engländern, Deutschen, Kisten, Koffern und Kasten, welche man Dampfschiff nennt, mittelst zweier Räder mit Schaufeln aus dickem Eisenblech sich so pfeilschnell fortbewegt und einen prächtigen Schweif von Kohlendampf hinter sich herzieht. Heutzutage weiß Jedermann, wie ein Dampfschiff beschaffen, und es wäre höchst überflüssig, den Leser mit den technischen Details der innern Einrichtung zu ermüden. Aber folgende Notizen aus der Geschichte der Dampfschifffahrt in Frankreich dürften nicht uninteressant seyn.

In der Fabrik französischer Caschemirshawls des Herrn Hindenlang, dessen Erzeugnisse auf der lezten Pariser Industrieausstellung so allgemeine Bewunderung erregten, befand sich ein obscurer, unwissender Arbeiter, der die Aufsicht über eine Dampfmaschine führte, vermittelst welcher jene kostbaren Stoffe erzeugt wurden. Indem er so Tag und Nacht bei seiner Maschine saß, wurde er allmählig mit ihren Cylindern, Kolben, Hähnen, Ventilen, kurz mit ihrem ganzen mysteriösen Räderwerk völlig vertraut. Das durch scharfe Beobachtung in ihm entwickelte Talent zur Mechanik brachte ihn ohne gründliches Wissen so weit, daß er die seither bekannten Mittel verwarf und sich in seiner Phantasie ein eigenes ökonomischeres, einfacheres System schuf. Ein in der Nähe wohnender Fabrikbesitzer hatte schon oft die Einsicht dieses Arbeiters rühmen hören und zog ihn eines Tags wegen seiner in Unordnung gerathenen Dampfmaschine zu Rath. Der Arbeiter begab sich an Ort und Stelle, erkannte gleich auf den ersten Blick, wodurch die Funktionen der Maschine gelähmt waren, und sprach bei dieser Gelegenheit sein Bedauern darüber aus, daß die Maschinenbauer ihre Werke so sehr complicirten, was natürlich häufig Unfälle hervorrufen müßte. Das einfache, faßliche Raisonnement und die verständigen Aeußerungen dieses Arbeiters fielen dem Eigenthümer der beschädigten Maschine auf, so daß er den Tadler fragte, ob er sich getraue, eine einfachere zu bauen. Der Arbeiter bejahte dreist die Frage und machte sich sogar anheischig, sie um das halbe Geld herzustellen; denn da die Maschine nach seinem Systeme nur halb so viel Kohlen und Menschenhände erfordere als jene, so könne sie auch nur den halben Kostenaufwand veranlassen. Aber dieser halbe Kostenaufwand betrug immer noch 15,000 Franken, und wo hätte der arme Teufel so viel Kredit gefunden, um sein Genie bethätigen zu können? Der Fabrikherr streckte die Summe vor; es war zufällig derselbe, welcher nach den Juliordonnanzen seine Ateliers schloß und sein Heer von Arbeitern auf die Straßen der Hauptstadt jagte, indem er ihnen sagte: allez demander du pain à Charles X. Dieser Mann ist Theodor Parquin, und der arme Ouvrier, welcher weder lesen noch schreiben konnte, und dürftig und unbekannt lebte, heißt Cavé. Er ist jezt reich und berühmt und Direktor der Pariser Dampfschifffahrtsgesellschaft.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Mainz, den 18ten August.

Gutenbergs-Fest.

Unvergeßlich in der Erinnerung unserer Stadt werden die Tage des 14ten, 15ten und 16ten Augusts bleiben. Wir sahen in diesen Tagen ein Fest, großartig und würdevoll, wie kein anderes vorher, ein wahres Nationalfest, besser vielleicht ein europäisches Fest der Civilisation und der Bildung genannt. Wir haben Gutenberg die Ehrenschuld abgetragen, und haben diesen Moment in seiner ganzen Bedeutung gewürdigt, denn es ist ein weltgeschichtlicher. Wer darf auf den Dank des civilisirten Europa's Anspruch machen, wenn es Gutenberg nicht darf? Was wäre unsere Wissenschaft, unsere Kunst, unsere sittliche und religiöse Bildung, was wäre unser Handel, unser ganzes Seyn und Wirken ohne Gutenberg? Das Programm war an die Gebildeten Europa's, vorzüglich aber an Deutschland gerichtet, in herzlichen, eindringlichen, brüderlichen Worten, und die Worte haben gehörigen Wiederhall gefunden. Von allen Seiten war man herbeigeströmt, Gelehrte, Buchhändler, Buchdrucker, Schriftgießer, Freunde der Bildung, des Fortschritts, der Menschheit. Die entferntern Städte sandten Deputationen, die nähern sandten Theilnehmer in großer Zahl, und nie hat unsere Stadt so viele Gäste aufgenommen, als bei diesem Feste. Der Empfang dieser Gäste von Seiten unserer Bewohner, besonders des Festcomite's, war herzlich in seltenem Maße. In diesen Begrüßungsscenen, die man als eine Vorfeier betrachten kann, lag mehr, als conventionelle Bewillkommung. Deutsche Gastlichkeit, deutscher Biedersinn, deutsche Herzlichkeit gaben uns diesen Gruß an die Nachbarn ein, die da kamen, um ein Fest mit uns zu theilen, das wir, die Landsleute Gutenbergs, die auf dem geweihten Boden seiner Jugendträume und seiner männlichen Thätigkeit wohnen, der gebildeten Welt veranstaltet hatten. — Was unsere Stadt für dieses Gutenbergsfest gethan hat, die Opfer, die sie brachte, die Thätigkeit, die sie entfaltete, verdient alle Anerkennung. Vorzugsweise aber verdienen die Anordnungen auf dem Platze „Gutenberg," woselbst das Monument sich befindet, alles Lob. Hier hatten

sich Sinnigkeit und Geschmack vereinigt, um ein großartiges Ganzes in's Werk zu setzen. Dieser Platz bildet einen sehr großen, kreisförmigen Raum, in dessen Mitte das Monument sich befindet. Die hintere Hälfte des Raums war mit Bäumen umzogen, schön ausgeschmückt, und im Hintergrunde mit einer Balustrade für die Musik und die Sänger versehen. Dieser Halbkreis war für die große Volksmenge bestimmt, und er nahm etwa 10,000 Personen auf. Die vordere Hälfte des Raums war mit einem ungeheuren Amphitheater und einer Arena bebaut, die beide auf grandiose Weise mit Fahnen und Embleme, mit Festons und Blumenguirlanden geziert und bestimmt waren, theils die höhern Classen der Gesellschaft gegen ein Eintrittsgeld, theils die unzähligen Fremden unentgeldlich aufzunehmen. Dieser Raum hat wohl ebenfalls 10 — 15,000 Menschen gefaßt und ihnen eine Bequemlichkeit verschafft, wie man sie selten bei derartigen Volksfesten findet. Das neue Theater im Vordergrunde war ebenfalls schön verziert und der Altan desselben für die hiesigen und auswärtigen Notabilitäten und fürstlichen Personen bestimmt. Das Ganze gewährte einen unvergleichlich schönen, äußerst malerischen Anblick. Die Festlichkeiten des ersten Tages begannen mit den großen Festzügen der Buchhändler, Buchdrucker und Schriftgießer, begleitet von den fremden Deputationen und den hiesigen städtischen Notabilitäten. Sie wurden von trefflicher Musik begleitet, und bewegten sich durch mehrere bedeutenden Straßen nach dem Dome. In demselben hielt der Bischof Dr. Kaiser ein feierliches Pontificalamt, nachdem die Züge gedachter Corporationen im Hauptschiffe der Kirche ihre Plätze eingenommen hatten; die Stühle der rechten Seite im hohen Chor waren zur Aufnahme der Fremden bestimmt; links und im Angesichte des Hochaltars saßen die Deputationen und die übrigen Behörden, welche sich dem Zuge angeschlossen hatten. Der Gottesdienst war ein äußerst feierlicher. Nach dem Hochamt bewegten sich die Züge feierlichst zum Monumente. Alsbald begann zur Einleitung das wunderbar ergreifende und erhebende „Tedeum" von Neukom, von dem Componisten selbst dirigirt, vorgetragen von 1200 Sängern und unterstützt von einer verhältnißmäßigen Anzahl von Instrumenten. Eine heilige Begeisterung ergriff Alles bei diesem seraphischen Tedeum: man glaubte sich auf den Fittigen dieser himmlischen Töne emporgetragen, man glaubte Gutenberg, den Wohlthäter der Menschheit, in Himmelsglorie zu schauen. Unbeschreiblich war der Eindruck dieses Gesangs. Nach demselben betrat der Präsident der Gutenbergscommission die Rednerbühne und sprach geistvolle und ergreifende Worte zu der ungeheuern Versammlung. Er setzte mit hinreißender Beredsamkeit die Bedeutung der Erfindung, die Bedeutung des Festes und die welthistorische Sendung Gutenbergs auseinander. Nach dieser Rede ließ der Präsident auf ein gegebenes Zeichen das Denkmal enthüllen. Wer beschreibt diesen unvergleichlichen Moment der Enthüllung des Thorwaldsenschen Werkes? Eine dünne, durchsichtige Hülle fällt, und mit dieser glauben wir vier Jahrhunderte weichen zu sehen, und an der Grenzscheide zu stehen, wo die Nacht flieht und der Tag heraufdämmert. Das kühne, tiefsinnige Bild Gutenbergs tritt uns aus der Dämmerung entgegen, ernst und kräftig, mild und majestätisch, das Werk des Heils in der einen Hand, in der andern das geheiligte Werkzeug, mit dem er seine außerordentliche Sendung vollbrachte. Plötzlich tritt uns die ganze Zukunft der Erfindung Gutenbergs entgegen; wir sehen den Gedanken frei gegeben, die Fesseln gebrochen und die Nacht völlig geschwunden.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, Juli.

Der Kreuzberg.

Auf dem Höhenzuge, welcher südlich von unserer Stadt gegen dieselbe scharf abfällt, sind einzelne Punkte, die bei den Verschönerungsplanen Berlins mehr Beachtung verdient hätten, als geschehen ist. In einem ganz flachen Lande muß man jede Höhe nutzen. Unsere Vorväter pflanzten dort Wein hin. Der Name „Weinberg" spukt auch jezt noch dort, wo man bis vor Kurzem nur Sand- und Lehmgruben sah. Ein erstes Etablissement war eine Bürgertabagie, der „düstre Keller" genannt; aber geflissentlich vermeidend, was dem Orte allein Reiz verlieh, die Aussicht von der Höhe herab über die Stadt, hat man Wirthshaus und Wirthsgarten am Fuß des Berges angelegt. Auf dem Templower Berge, dem westlichsten und höchsten Punkte, ward, nachdem er 1815 unter Karl Johann von Schweden in eine Citadelle umgeformt worden, das schöne gothische Kriegsdenkmal aufgerichtet, und der Hügel tauschte seinen bisherigen Namen mit dem des Kreuzberges. Dies hätte eine Anregung werden können, diese hohen Punkte mit in die Stadt zu ziehen. Geschah es nicht von Obrigkeits wegen (der Plan einer Verbindung durch Anlagen mit dem Thiergarten ist wohl noch nicht ganz aufgegeben), so lag für die Wohlhabenden die Aufgabe so nahe, ihre Lusthäuser und Villen auf die angrenzenden Höhen zu verlegen. Hier war ein Feld zum Schaffen. Die reinste Luft, gesunder Boden, eine freie Umsicht, zunächst zu den Füßen lachende, fruchtbare Felder, und jenseits derselben, in mäßiger Entfernung, die ganze große Stadt Berlin, am Abend ein weites Lichtermeer. Aber die Gegend war noch nicht fashionable, die Reichen nestelten sich lieber ein in den versteckten Räumen der Thiergartenstraße, wo man den Aufwand von Architektur, den sie in den lezten zwanzig Jahren dort hingesezt, aufsuchen muß. Die Architektur mußte sich hier bequemen nach den gegebenen Verhältnissen; dort auf der Höhe hätte sie in einer Reihe von Pallästen der Stadt Schönheitsgesetze vorschreiben können. Statt des Reichthums bemächtigte sich die spekulative Industrie der schönen Pläze. Von der verunglückten Poudrettenfabrik des bekannten Legitimisten Fauche Borel schweige ich. Sie ist zwar verkommen gleich ihrem Entrepreneur, aber eine andere Fabrik hat die Baulichkeiten geerbt, und der Rauch dampft aus gewaltigen Schornsteinen an einer Stelle, wo eine reizende Villa, ein stolzes Schloß, von Terrassen und Gärten umgeben, die Residenz begrüßen müßte. Um den Kreuzberg selbst haben die Gebrüder Gericke ihre Bretter- und Glasbuden und Rutschbahnen angelegt, die unter dem pomphaften Namen Tivoli eine traurige Berühmtheit in der Geschichte unserer Kaffeehauscultur erworben haben. Das schöne Denkmal ward durch die Nachbarschaft des blühenden Tivoli noch isolirter als zuvor; dieses selbst aber ward so bedeutungslos angelegt, daß die Aussicht auf Berlin zu seinen Füßen zur Nebensache wurde. Jezt vermodern die Bretter, die Glasscheiben zerbrechen und die kleinen, aus festern Stoffen, und doch Fabrikwaare, am Abhang des Berges angehefteten Sommerwohnungen, die, zum Theil mit angenehmer Lage, bestehen bleiben, verschließen die Hoffnung, daß nach einem großartigen Plane dereinst hier architektonische Anlagen zu Stande kommen werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 87.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 204.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 26. August 1837.

— Sur l'abime immense
Tous ces mondes flottants gravitent en silence,
Et nous même avec eux emportes par leur cours,
Vers un port inconnu nous avancons toujours.
Lamartine.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte *

Von

Dr. Nürnberger.

Der wichtigste Gegenstand, über welchen wir unsere Leser diesmal zu unterhalten haben, ist eine Abhandlung über die eigene progressive Bewegung unseres ganzen Sonnensystems im Weltenraume, hergeleitet aus den eigenen Bewegungen der Fixsterne, welche Argelaeder, Professor der Astronomie zu Helsingfors (jezt einem Rufe nach Bonn folgend), unlängst der Petersburger Akademie der Wissenschaften eingereicht hat, und für welche ihm der große astronomische Preis von 6000 Rubeln zuerkannt worden ist.

Die Leser erinnern sich zunächst, daß dem großen Sonnenkörper gleich den ihn umringenden Planeten eine Umdrehungsbewegung beiwohnt, der zu Folge er in etwa $25\frac{1}{2}$ Tagen um seine Axe rotirt. Da die Existenz dieser lezteren drehenden Bewegung durch Beobachtung der Sonnenflecke, an welchen man jene Bewegung ganz augenscheinlich wahrnimmt, außer allen Zweifel gesezt ist, so mußte man freilich auch die hier näher zu betrachtende progressive Bewegung von vorne herein annehmen. Denn die Ursache der Rotation kann nur in einem ursprünglichen Anstoße oder einer Anziehung gesucht werden, deren Richtung zwar nicht durch den Mittelpunkt der Sonne ging, demselben aber, da er im Raume nicht fest ist, doch zugleich jene fortschreitende Bewegung beibrachte, bei welcher die Sonne nothwendig ihre ganze Umgebung von Planeten, Monden und Cometen mit sich fortzieht. Ich weiß zwar wohl, daß es der Einbildungskraft zuerst schwer wird, sich die Sonne so vorzustellen, wie sie von ihren Trabanten umkreist wird und sich mit diesen doch zugleich im Raume fortbewegen soll, ohne daß eine Bewegung die andere beeinträchtigte. Allein wenn man ein in Bewegung geseztes Modell vom Planetensystem in die Hand nimmt und damit im Zimmer umher geht, so kann dies leztere auch ohne Störung jener ersteren Bewegung geschehen, und es erfolgt dabei ganz das nämliche wie bei der wirklichen doppelten Bewegung des Sonnensystems. Außerdem sprach aber für die progressive Bewegung der Sonne im Weltenraume und, wie wir gleich hinzusetzen, dafür, daß diese Bewegung zugleich um einen andern, höhern Centralkörper erfolge, der Umstand, daß eine absolute Ruhe im Weltenraume nicht denkbar ist, und daß die Erhaltung der darin schwebenden Gestirne nur von

* Vergl. den vorlezten dieser Berichte in Nr. 150 ff. unserer Blätter.

der Combination des oben erwähnten ursprünglichen Impulses mit der Centralkraft abhängt. Auf den Grund dieser und ähnlicher Betrachtungen hatten sich die Astronomen auch schon seit längerer Zeit bemüht, sowohl die Größe als auch die Richtung dieser fortschreitenden Bewegung der Sonne und ihres ganzen Systems näher zu bestimmen; allein sie waren darüber zu keinem genügenden Resultate gelangt. Jedoch glaubte der ältere Herschel aus seinen Beobachtungen folgern zu dürfen, daß wir bei dieser Bewegung auf die Mitte des Sternbildes Herkules losrücken. War dem wirklich so, so mußten uns die Fixsterne in dieser Gegend des Himmels bei unserm allmähligen Näherkommen weiter auseinander zu rücken-, die rückwärts gelegenen aber, von denen wir uns also entfernten, näher zusammenzutreten scheinen. Nun kommen aber den Fixsternen, wie sich die Leser aus meinen früheren Vorträgen erinnern, zugleich eigene wirkliche Bewegungen, von verschiedener Größe und in verschiedener Richtung zu; und es handelte sich also, wenn das Fortrücken unseres Sonnensystems im Weltenraume auch augenscheinlich bewiesen werden sollte, darum, die leztere wirkliche Bewegung der Fixsterne von der obigen bloß scheinbaren zu trennen. Diese Aufgabe nun ist es, welche Argelaeber mittelst einer streng durchgeführten, höchst mühevollen Rechnung, die, in Bezug auf jene Bewegungen, überall theoretisch sondert, was die Beobachtung natürlich nur vereinigt zeigen kann, jezt so glänzend gelöst hat. Es sind dabei gegen 400 Fixsterne, deren Eigenbewegung bereits hinreichend genau bekannt ist, zu Grunde gelegt worden; aus jeder dieser Einzelnrechnungen aber folgt dasselbe Resultat des Fortrückens der Sonne. Zugleich ist der Ort, wohin diese Bewegung gegenwärtig gerichtet ist, mit einer Sicherheit bestimmt, die nur einen wahrscheinlichen Fehler von drei Graden übrig läßt. Dieser Punkt hat etwa 260° gerade Aufsteigung und 31° nördliche Abweichung und liegt wirklich im Sternbilde des Herkules, also da, wo ihn angeführtermaßen schon Herschel vermuthet hatte, eine Uebereinstimmung, welche noch mehr Vertrauen zu dem gewonnenen Resultat erwecken muß. Zugleich hat sich ergeben, daß unsere Sonne zu den schneller fortrückenden Fixsternen gehört und daß sich ihre Bewegung zur Durchschnittsbewegung der untersuchten 400 Sternen etwa = 3:2 verhält. Die interessanteste Folge hievon wird nun die seyn, daß sich unsere Sonne mit ihrem ganzen Planetensysteme, und also auch unsere Erde, nach einer hinreichenden Anzahl von Jahrtausenden an einem ganz andern Orte des Himmels befinden muß als jezt. * Andere Sterne werden dann über dem Haupte anderer Geschlechter dahin ziehen; und der vermeinten Ewigkeit des Ortes, welcher diese Gestirne den Namen Fixsterne verdanken, wird eine vervollkommnete Astronomie eine bestimmte Anzahl von Jahrtausenden substituiren.

* Vergl. die unten vorkommenden Betrachtungen über die Wärme des Erdkörpers mit Bezug auf die Region des Weltenraumes, wo sich die Erde, in Folge jener progressiven Bewegung des ganzen Systems, eben befindet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reise zu Wasser von Paris an's Meer.

(Fortsetzung.)

Cavé hat das erste Dampfschiff, welches er erbaute, nach dem Namen seines Wohlthäters „Théodore“ benannt; es ist ganz aus Eisen construirt, um beim Auffahren auf die seichten Stellen der Seine plötzliche Zertrümmerung zu verhüten, und wird von einer doppelt wirkenden Maschine getrieben, d. h. es hat zwei Cylinder, welche wechselsweise wie zwei Kanonen auf ihren Lafetten spielen. Diese Maschine mit hohem Druck und von vierzig Pferdekraft hat außer dem Vortheil einer äußerst gleichförmigen Bewegung auch noch den, daß sie viel weniger Raum wegnimmt, weil sie ungleich weniger Kohlen bedarf, zwei Dinge, welche bei Dampfschiffen sehr wesentlich sind; die Engländer haben diese Cavé'schen Maschinen bereits bei sich zu Lande eingeführt. Obschon die Maschine des Theodor hohen Druck hat, gegen welche Einrichtung man immer noch mißtrauisch ist, weil es der Zufall wollte, daß auf einigen der ersten Dampfschiffe mit hohem Druck Unglücksfälle sich ereigneten, so vereint dieselbe dabei doch Festigkeit, Dauerhaftigkeit und völlige Sicherheit. Die Dampfschiffe verunglücken bekanntlich meistens durch das Zerspringen des Kessels, und Cavé's Kessel, welche zu fünf oder sechs Atmosphären geheizt werden, halten die Probe von sechzig Atmosphären aus. Dies ist die erste Garantie; aber es ist noch nicht Alles. Jeder Reisende weiß heutzutage, daß der Kessel eines Dampfschiffes zuvor immer gehörig probirt wird, ob er hinlängliche Festigkeit und Größe habe; aber er hat auch gelesen oder gehört, daß wenn derselbe nicht fortwährend mit Wasser gespeist wird und das Niveau des Wassers, welches stets im Kessel erhalten werden muß, durch irgend eine Ursache fällt, die Scheidewand unter den Oefen trocken und glühend werden kann; wenn alsdann das Schwanken des Schiffs das Wasser von den Seitenwänden nach der erhizten Seite hinüber wirft, so zerplazt das weißglühende Metall in einem Nu und der Kessel springt. Bei den Cavé'schen Maschinen ist dies Alles vorausgesehen. Zunächst schüzt eine sehr einfache, sinnreiche Prozedur den Kessel fortwährend gegen Wassermangel, und wenn ja einmal das Niveau fiele,

wenn selbst der Kessel ganz wasserleer würde, so wäre dennoch keine Gefahr vorhanden; die glühenden Scheidewände würden sich von selbst ablösen, der im Kessel zurückgebliebene Dampf würde durch tausend Oeffnungen in's Freie entweichen und das Dampfboot plötzlich stille stehen. Das ist das größte Unglück, das sich zutragen kann.

Es erforderte großen Muth, eine regelmäßige Dampfschifffahrt zwischen Paris und Rouen einzurichten; es ist dies der erste Schritt zur Auflösung des großen Problems, Paris zu einem Seehafen zu machen. Dieser Riesengedanke zeigt sich jetzt nicht mehr wie früher unter lächerlichen, sondern unter sehr ernsthaften Auspicien. Vor der Erfahrung ist alles Chimäre, nur wenn Thatsachen das Gegentheil bewiesen, hat man nichts mehr dagegen. Ein großes Dampfschiff, eben so lang als ein Handelsdreimaster, schafft die Passagiere von Maisons nach Rouen in zwölf, oft in neun Stunden. Es braucht wenig Wasser, nur achtzehn Zoll; eine Handelsbrigg geht wenigstens acht Fuß tief, und dieser Unterschied ist sehr beträchtlich. Aber diese geringe Eintauchung von achtzehn Zoll ist nur bei seichtem Wasserstande und an wenigen Stellen des Flusses unumgänglich nothwendig. Man kann das Strombett erweitern, ausgraben. Was hindert ferner, die schwierigsten Krümmungen der Seine durch Kanäle abzuschneiden und von Paris nach Maisons eine große, breite Wasserstraße zu graben? Hat man in unserer Zeit nicht schon manches Unglaubliche ausgeführt? Das Genie ahnt den innern Zusammenhang der Dinge, und als der erste Konsul Bonaparte die Quais und den Hafen von Rouen und Havre besuchte, ließ er im Gespräche mit dem Magistrat eine jener denkwürdigen Aeußerungen fallen, welche die Gegenwart niederschreibt und die Zukunft bewahrheitet: „Paris, Rouen und Havre bilden nur eine einzige Stadt, deren Hauptstraße die Seine ist.“

Auf jene Zeit mögen sich nun die Messagerien gefaßt halten. Eine Reise zu Wasser ist so bequem und angenehm; man liest, man geht spazieren, man schläft, man singt, man plaudert, man spielt Karten oder Domino, man malt, man ißt, man trinkt, man raucht und macht sechs Lieues in einer Stunde. Von Erschöpfung, von Rippenstößen, vom Umspannen, von Staub, von Ungleichheit der Wagenspur, vom Zusammendrücken der Knie, von weinenden, saugenden oder gar noch schlimmere Dinge verrichtenden Kindern, von Köpfen, die auf unsern Schultern ausruhen, von gezwungenen, langweiligen Nachbarschaften — von dem Allen ist auf dem Dampfschiff keine Rede; da ist ein doppeltes, weites Panorama, auf beiden Seiten von Wäldern, Wiesen, Hügeln, Felsen, alten Schlössern, Kathedralen und Landhäusern begrenzt — wie kann die langweilige, einfältige Diligence sich mit all diesem messen? Daher ist sie auch in Angst und Besorgniß gerathen und sehr höflich, fast liebenswürdig geworden; sie hat die Reisenden und die Waarenballen auf dieselbe Stufe erhoben und begegnet beiden fast mit gleicher Hochachtung. Dabei greift sie die gefährliche Conkurrenz auf alle nur erdenkliche Weise an; sie verleumdet und verspottet ihre Nebenbuhlerin; wenn es seyn muß, leugnet sie sogar ihre Existenz. Sie bezahlt Cabrioletkutscher und Condukteurs, welche das Gerücht aussprengen müssen, das Dampfschiff sey auf seiner letzten Fahrt gescheitert und die ganze Entreprise in's Wasser gefallen. Aber was würde erst aus den Diligencen werden, wenn der Eigenthümer des Theodor folgendes Projekt zur Ausführung brächte? Nachdem er die Seine in ihrem Laufe von Paris an sorgfältig untersucht, hat er der französischen Regierung vorgeschlagen, er wolle den Fluß überall und jederzeit bis zu vier Fuß schiffbar machen, wenn man ihm als Schadloshaltung für so bedeutende Auslagen ein sechsjähriges Privilegium für den Transport aller Reisenden zwischen Paris und Rouen bewilligen wolle. In diesem Falle erbietet er sich auch, den gegenwärtigen Preis der Ueberfahrt von zwölf und neun Franken auf acht und sechs Franken für den Kopf herabzusetzen. Der Preis von zwölf Franken scheint den Parisern noch zu hoch, obschon er nur etwa die Hälfte von dem beträgt, was ein Platz im Coupé einer Diligence kostet. Der Tarif für die Dampfschifffahrten wird in der Regel falsch beurtheilt, weil die Mittel der Fortschaffung gleichsam unsichtbar sind. Die Maschine eines Dampfschiffes aber, wie z. B. die Normandie, von 120 Pferdekraft, kostet 150 — 200,000 Franken; sie verbrennt stündlich 600 bis 800 Kilogramm Kohlen, wobei sie etwa 3500 Kilogramm Wasser verdunstet. Zu dem Kapital der Maschine rechne man noch, was das Schiff zu bauen kostet, berechne ferner die Interessen dieser beiden Kapitalien, die ungeheure Ausgabe für Brennmaterial, die tägliche Unterhaltung des Maschinenwerks, die Wasserzölle, den Tagelohn der armen Einheizer, den Sold des Kapitäns, der Matrosen und Piloten, so wird man finden, daß der Preis von zwölf Franken für die Person immer noch verhältnißmäßig niedrig ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

(Fortsetzung.)

Der neue Kirchhof. Schleiermachers Denkmal.

Nur Ein Platz auf dieser Höhe ist ihrer würdig. Vor mehreren Jahren war der neue Kirchhof, der sich auf der Seite der Hasenheide an die Hügelreihe lehnt, noch wenig

beachtet. Und doch, wenn Kleines mit Großem verglichen werden darf, erinnert seine Lage an den des Père la Chaise in Paris. Man übersieht von seinen Höhen die weite Stadt, deren Bewohner hier ihre lezte Ruhestatt finden, aber eine weit freundlichere als dort in dem Meere von kolossalen Steinmonumenten, die kaum der Vegetation dürftigen Plaz gönnen. Es ist jezt ein grüner Garten, so anmuthig, wie wenige um unsere Stadt, in der reinsten Luft, mit der weitesten Aussicht, und in wenigen Jahren wird sich über dem Rosenhain ein Wald von Akazien und wohlgepflegten Laubbäumen wölben. Dieser stille Garten prangte neulich an einem schönen Juliabend in allen Reizen des erschlossenen Blumenflors, und ein wolkenloser Horizont beleuchtete die erhebende Feier, zu der ein kleiner, erwählter Kreis sich versammelt hatte. Schleiermachers Denkmal ward enthüllt. Der Kreis war nur klein, weil man die Sache, einen störenden Andrang fürchtend, gar nicht bekannt gemacht hatte; aber wer dabei gewesen, versichert, eine unbeschreibliche Weihe habe auf dem Moment geruht, und nicht Einer sey, ohne tief von der Bedeutung der Feier ergriffen zu werden, fortgegangen. Das Denkmal selbst, auf dem höchsten Punkte des Kirchhofs und die erste Zierde desselben, ist aber auch in der That des großen Lehrers würdig, eben so durch die sinnige Auffassung, als durch die künstlerische Vollendung. Auf drei Granitstufen aus den schlesischen Brüchen ruht der Cippus, ein großer Block von schlesischem Marmor. Schleiermacher war bekanntlich ein Schlesier. Auf Felsenstufen fußt der Mann, und fest und vaterländisch war sein Wesen; aber sein klarer und feiner Geist ließ sich nur durch den edelsten Stoff ausdrücken, sein Kopf, in einem Basreliefkreis, ist von carrarischem Marmor. Diese Büste ist ein Meisterwerk Rauchs. Es gibt kein Porträt, welches so voll, kühn und fein, so ideal und doch in allen Details getroffen, Schleiermachers Gesicht wiedergibt. Der Ort, wo das Denkmal seinen Plaz fand, ist dieselbe Stelle, an der Schleiermacher vor einigen Jahren die viel besprochene und verschieden ausgelegte Rede am Grabe seines geliebten Sohnes hielt. Marheinecke sprach diesmal dem Vater das Gedächtnißwort. Jenem Umstand und der Lage der Gräber ist leider der einzige Mißstand zuzuschreiben, daß Schleiermacher sein Gesicht von der Stadt, wo er so groß gewirkt, ab und der Kirchhofsmauer zuwendet: wenn auch gen Morgen, ein Schleiermacher darf nicht Berlin den Rücken drehen und sein großes Auge auf eine wüste Mauer fallen lassen. Dem Uebelstande dürfte vielleicht noch abgeholfen werden.

(Die Fortsezung folgt.)

Mainz, den 18ten August.

(Beschluß.)

Gutenbergs-Fest.

Nach diesem unvergeßlichen Moment wurde von der ganzen Volksmenge nach der Melodie „God save the king“ ein Lied gesungen, von welchem ich hier nur die beiden ersten Strophen herseze:

Heil dir, Moguntia,
Juble, der Tag ist da,
Längst schon ersehnt!
Wo dankbar eine Welt
Sich zu dem Fest gesellt,
Das den Gefeierten
Ruhmvoll bekrönt.

Seht ihn mit Ehrfurcht an,
Gutenberg ist der Mann,
Der ewig lebt!
Würdig der Huldigung,
Denn zu dem höchsten Schwung
Brach er dem Geist die Bahn,
Die ihn erhebt.

Während dieser Enthüllungsceremonien war die Presse, die auch die Züge begleitet hatte, ganz nahe am Denkmal beständig thätig. Es wurden Impromptüs gesezt und gedruckt und unter das Publikum vertheilt. — Nach der Enthüllungsfeier fanden große Festmahle statt, und Abends wurde Dr. Löwe's Oratorium „Gutenberg“ im Theater vor einer großen Volksmenge, unter Leitung des Componisten, vorgetragen. So endete dieser erste Tag, der schönste, den Mainz je gesehen.

Die Volksfeste am 15ten und 16ten August anlangend, so kann ich bei deren Schilderung kurz seyn. Imposant war vor allen Dingen das Fischerstechen auf dem Rheine. Unzählig war die Menschenmasse, die dabei die beiden Ufer des Rheins und den Rhein selbst auf geschmückten größern und kleinern Schiffen erfüllte. Die Fest- und Admiralschiffe gewährten einen imposanten Anblick. Auf ein gegebenes Signal ruderten die Kämpfer und Preisbewerber nach dem Orte ihrer Bestimmung. Ungewöhnliche Kühnheit und Gewandtheit ward bei dieser Gelegenheit an den Tag gelegt. Der Preise waren viele und ansehnliche, und jedem Sieger und Preisgewinner jubelte noch als Zugabe der Volksbeifall entgegen. Es war bereits Abend, als die Menschenmenge nach der Stadt zurückkehrte, und bald darauf bewegten sich die langen Reihen der Fackelzüge durch die Straßen und umkreisten endlich das Monument, wo neuer Jubel und neue Lieder ertönten. Dabei waren sehr viele Häuser geschmackvoll erleuchtet, an andern prangten anziehende Transparente, in den meisten wohnte die Freude in Privatcirkeln. Gegen eilf Uhr begannen die Festbälle, die einen seltenen Glanz entwickelten. — Am Morgen des 16ten August fand die im Programm verzeichnete, öffentliche Disputation in Betreff der Frage der Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst statt. Eine zahlreiche Versammlung fand sich ein, bestehend aus Gelehrten, Buchhändlern, Druckherrn und Schriftgießern, auch einige berühmte Literaten waren anwesend. Die Discussion bot sehr interessante Momente dar. Das endliche Resultat derselben bestand darin, daß, ohne Präjudiz auf das mit Bestimmtheit noch zu ergründende Ergebniß gelehrter Forschungen über die Epoche der großen Erfindung, wovon es sich hier handelte, von einer großen Majorität der Anwesenden beschlossen wurde, daß in ganz Deutschland die Säcularfeier am Johannistage 1840 zu begehen sey. Diese Diskussion endete mit mehreren Lebehochs für Gutenberg, für Thorwaldsen, für die Stadt Mainz, für den Präsidenten der Gutenbergscommission u. s. w. Befriedigt und befreundet schied man. — Noch fanden an diesem Tage große Militärconcerte auf der „neuen Anlage“ statt, und Abends wurde als Festoper Webers „Oberon“ vortrefflich gegeben. Es sangen darin Haizinger aus Karlsruhe und Mad. Pirscher aus Mannheim. Das Theater war überfüllt, nicht so am Vorabend des Festes, wo man den Birch-Pfeiferschen „Gutenberg“ zum Besten gab, eine Wahl, die, obgleich scheinbar passend, wegen der Geringhaltigkeit des Stücks großen Tadel verdient.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 205.

Morgenblatt für gebildete Leser.



Montag, den 28. August 1837.

Du aber, du hast aus den Bürgern Athens Kleinstädter zu machen getrachtet.

Aristophanes.
Die Ritter.

Reise zu Wasser von Paris an's Meer.

(Fortsetzung.)

Die Einrichtung der Dampfböte, welche die Seine befahren, ist so ziemlich dieselbe wie auf den rheinischen: beim Steuerruder sind die ersten, auf dem Vordertheil die zweiten Plätze; über die ersten wird, wenn die Sonne scheint, ein Zelt von blau und weißem, mit rothen Borten besetztem Zwillig ausgespannt; nur auf dem zweiten Platze ist das Rauchen gestattet. Die Kajüte des Vordertheils gleicht völlig einem Estaminet; die des ersten Ranges dagegen zeichnet sich durch geschmackvolle Eleganz aus. An diese leztere stößt gewöhnlich noch ein kleiner, mit Spiegeln und Divans versehener Salon, der ausschließlich für Damen bestimmt ist. In der Mitte des Fahrzeugs zu beiden Seiten der Dampfmaschine befinden sich Küche und Vorrathskammer, welche in der Regel schlecht bestellt sind.

Für den Pariser ist die Dampfschifffahrt etwas ganz Neues, und ich hatte meine große Freude daran, ihn auf dieser Reise zu beobachten. Kaum ist er auf dem Verdeck, so rennt er nach seinen Siebensachen, die unter einem Haufen von Schachteln, Nachtsäcken, Körben, Koffern und Jagdtaschen liegen; er reißt Alles durcheinander, sucht seine Effekten Stück für Stück zusammen, nimmt sie aus der Nähe des Rauchfangs weg, legt sie in den Schatten und bringt sie so gut als möglich in Sicherheit; während der Fahrt betrachtet er sie zehnmal von Neuem, packt sie um, kurz, behandelt sie mit wahrhaft väterlicher Fürsorge. In diesem Punkte ist der Pariser ärger als der ärgste deutsche Spießbürger oder Hampelmann; er hängt ganz von seinem Gepäck ab; das wird gewiß Jeder bemerkt haben, der nur einmal mit einer französischen Diligence gefahren ist. Er verpaßt die Zeit des Mittagessens, um auf die Imperiale zu klettern und sich zu überzeugen, ob sein Nachtsack noch dieselbe topographische Lage hat, wie auf der vorhergehenden Station. Aus diesem Umstande erkläre ich mir auch seine Begeisterung für die Dampfschifffahrt: auf dem Paketboot kann er alle fünf Minuten sich mit Muße nach seinem Koffer umsehen und im Nothfalle eigenhändig verhüten, daß das Seehundsfell nicht abgescheuert wird. Wenn er diese allgemeine Sorge für die Effekten hinter sich hat, bindet er seinen Stock und Regenschirm in einen Bund zusammen und legt sie der Länge nach auf eine leere Bank, so daß sie Jeden hindern, der sich etwa dahin sezt. Da er ferner eine Blouse und einen Mantel mitgenommen hat, so zieht er erst den Staubkittel über den Rock an und hängt dann den Mantel darüber; indem er aber zwei Minuten nach dieser Operation merkt, daß er ersticken würde, nimmt er den Mantel wieder ab, zieht die Blouse wieder aus und ist nun ganz unglücklich, denn er weiß nicht, wo und wie

er beides unterbringen soll, da die Matrosen unterdeß über die Bagage aller Reisenden eine betheerte Leinwand ausgebreitet haben, welche man in der Kunstsprache sonderbarerweise „Prälat“ nennt. In Verzweiflung rennt der Pariser von einem Ende des Verdecks zum andern, legt seine beiden ausgezogenen Kleidungsstücke bald hier, bald dorthin, kurz, er steht damit eine schreckliche Pein aus, bis er am Ende ein großes Bündel daraus macht, welches er der größeren Sicherheit halber beständig unterm Arm trägt. Dann wirft er voller Selbstzufriedenheit einen letzten Blick auf seine Umgebungen und steigt in die Kajüte hinab, um zu frühstücken.

Während man unten deckt und der Pariser sein Déjeuner bestellt, hat das Dampfboot sich schon eine gute Strecke von Maisons entfernt, über welche Oertlichkeit wir dem Leser doch einige kurze Notizen schuldig sind. Maisons an der Seine oder Maisons Laffitte liegt bereits im Departement der Seine und Oise, welche leztere sich unterhalb Pontoise mit der ersteren vereinigt. Das alte Schloß, einst Eigenthum des Präsidenten von Maisons, des Oberintendanten der Finanzen, wurde im Jahr 1650 von François Mansard, dem berühmten Architekten des Versailler Schlosses, erbaut und bietet einen imposanten Anblick dar. Es ist auf einer kleinen Anhöhe am linken Ufer der Seine gelegen, mit schönen Zugängen versehen und mit einem Graben umgeben. Hinter dem Schloß dehnt sich ein weitläufiger Park aus, an welchen der schöne ummauerte Wald von Saint-Germain stößt, und von der vordern Gartenterrasse genießt man einer herrlichen Aussicht auf das Seinethal. Das Schloß gelangte aus dem Besitz des Präsidenten in den des Grafen von Artois (Karl X.); Ludwig XVI. liebte vorzugsweise diesen stillen, ländlichen Aufenthalt, wo ihm das dumpfe und beängstigende Getöse einer beginnenden Revolution nicht immer in den Ohren summte und er seiner Liebhaberei für schöne getriebene Schlosserarbeiten alter Meister volle Befriedigung verschaffen konnte. In den neunziger Jahren gehörte Maisons der französischen Nation, welche es dem Marschall Lannes verkaufte. Das alte, einsame Schloß ward nun auf einmal Zeuge der stürmischen Orgien der napoleonischen Glückssoldaten, welche der Säbel zu Fürsten und Herzögen gemacht hatte; die aristokratischen Plafonds ertönten von den donnernden Refrains der plebejischen Marseillaise, und unter lautem Jubel feierte man hier die Geburt des Königs von Rom, des einzigen schwachen Sprößlings einer neuen Dynastie, welche in Schönbrunn an der Schwindsucht gestorben ist. Von der Wittwe des Herzogs von Montebello kam Maisons an Jacques Laffitte, welcher während der Restauration das Schloß zu einem Asyl für die Coryphäen der Oppositionspartei umschuf. Manuel, Béranger und ihr ganzer Anhang waren Stammgäste in Maisons, wozu auch damals Thiers gezählt wurde. Gegenwärtig ist der Park von Spekulanten zerschlagen und stückweise versteigert worden; die dadurch beabsichtigte Gründung einer neuen Kolonie hat jedoch bis jezt nicht recht gedeihen wollen und die Ansiedlung scheint ganz in's Stocken gerathen. Laffitte ist noch immer Besitzer des Schlosses.

(Die Fortsetzung folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Um die Astronomie bei Beobachtungen von so außerordentlicher Feinheit zu unterstützen, wie die Erlangung der von uns vorgetragenen Resultate über die Fortrückung unseres Sonnensystems im Weltenraume erheischt, bedarf es natürlich auch einer immer steigenden Vervollkommnung der Fernröhren. Hierzu aber eröffnen sich durch die Littrow-Plößl'schen Dialyten und durch Duwe's achromatische Oculare die glänzendsten Aussichten. Was die ersteren betrifft, so erinnern sich die Leser, daß die Aufhebung der Abweichungen, welche aus der Kugelgestalt der Gläser entspringen, gleichwie der Farbenzerstreuung bei den darnach so genannten achromatischen Fernröhren bisher durch Zusammensetzung der Objective aus einer Concav-concav-Linse von Flintglas bewirkt wurde, in deren beide Höhlungen man Convex-convex-Linsen von Crownglas einsezte. Da diese Flintgläser aber bei einer solchen Construktion für einigermaßen große Instrumente auch ziemlich groß und theuer waren, ja Tausende kosteten, so versuchte der Wiener Astronom Littrow, ob man nicht mit kleineren Flintgläsern zu dem nämlichen Zwecke gelangen könne, wenn man dieselben nicht mehr, wie bisher, hart an das Crownglas füge, sondern in einiger Entfernung (Trennung, Dialysis, woher der Name) von der Crownglaslinse aufstelle. Nach dieser Idee verfertigte sodann der Wiener Optiker Plößl die sogenannten dialytischen Fernröhren (Dialyten), von denen in unsern Blättern schon einmal die Rede gewesen ist; und mit dem größten, bisher aus der Werkstatt dieses Künstlers hervorgegangenen solchen Dialyten ist jezt die k. k. Sternwarte zu Wien durch die Munificenz des Erzherzogs Ludwig beschenkt worden. Dieser Dialyt hat 48 Linien Oeffnung (Durchmesser des Objectivs) und 45 Zoll Brennweite oder Länge (welche beide Größen sich nur um die geringe Brennweite des Oculars unterscheiden). Da die besten achromatischen Fernröhren von der oben beschriebenen früheren Einrichtung bei einer solchen Oeffnung 60 Zoll Länge haben, so wird diese Länge also durch Littrows Dialysis auf ¾ der früheren Größe

herabgebracht, was natürlich für die bequemere Handhabung des Instruments einen außerordentlichen Vortheil abgibt. Dieser bedeutenden Verkürzung ohnerachtet aber, ist dieser Dialyt einem in der älteren Art ausgezeichneten und viel größeren Achromaten Frauenhofers von 49½ Linien Oeffnung und 64,7 Zoll Brennweite nicht nur gleich, sondern überlegen. Dies schöne Littrow-Plößl'sche Instrument ruht auf einem so solid als elegant gebauten, unmittelbar auf dem Boden stehenden Pyramidalstativ von Mahagoni, und erhält durch ein zweckmäßig eingerichtetes Triebwerk eine sehr sanfte horizontale und verticale Bewegung. Bei seiner Anwendung auf den Himmel bewies es sich sowohl an Lichtstärke als an scharfer Begrenzung der Objecte durchaus vorzüglicher als der erwähnte Frauenhofer'sche Refractor; seiner kleinen Oeffnung ohnerachtet, verträgt es stärkere Vergrößerungen, und seine Bilder der Sterne sind entschiedener, gerundeter und schärfer begrenzt. So zeigte es z. B. den Satelliten des Polarsterns immer, wogegen der Frauenhofer denselben nur auf Augenblicke gewahr werden ließ; die Sonnenflecke erschienen im Dialyten durchaus bestimmter; die gerade eintretende größte Lichtphase des Mars war viel auffallender u. s. w. Trotz dieser Vorzüge ist ein solches Instrument viel wohlfeiler als ein gewöhnlicher Refractor und wird vielleicht in weniger Zeit um die Hälfte des Geldes gegeben werden können, welches man für diese bezahlen mußte. Mit der Leichtigkeit der Anschaffung guter Fernröhren wächst aber gewiß auch die Anzahl der Himmelsbeobachter, und das Geheimniß der Sterne wird mehr und mehr aufgelöst werden, je mehr und je geschärftere Blicke sich darum bemühen.

Indem sich aber solchergestalt die Objective der Fernröhren einer neuen, vollkommeneren Einrichtung erfreuen, hat man andernseits auch auf zweckmäßigere Gestaltung der Oculare gedacht. Bisher nämlich bestand die Achromasie (Fähigkeit, reine, von farbigen Rändern freie Bilder der betrachteten Objecte zu geben) dieser lezteren mehr dem Namen als der That nach, und man hatte, wie vollkommene Objective angewendet wurden, wegen der nicht gleich sorgfältigen Construction der Oculare doch nicht nur farbige Ränder, sondern auch Verschiebungen der Gestalt zu befürchten. Duwe, ein verdienstvoller Berliner Optiker und Mechaniker, versuchte es daher, auch Oculare aus Crown- und Flintglas zusammenzusetzen, d. h. also, auf sie dasselbe Verfahren anzuwenden, dessen man sich zur Vermeidung der Farbenzerstreuung und der Abweichungen wegen der Kugelgestalt für die Objective mit so großem Erfolge bedient hat; und er hat dergleichen Oculare für den großen Refractor der königl. Sternwarte zu Berlin (ebenfalls ein Werk Frauenhofers), gleichwie für das Instrument der dortigen bekannten Astronomen Beer und Mädler, der Autoren der in unsern Blättern so viel besprochenen neuen Mondkarte, geliefert, welche ein fast doppelt so großes Gesichtsfeld * zulassen als die bisher angewendeten Oculare von gleichen Vergrößerungen. Das ganze Bild, und nicht etwa bloß die Mitte desselben, zeigt sich dadurch in ungewöhnlicher Reinheit und Nettigkeit; und Mädler, von dem uns Berichte über diesen Gegenstand vorliegen und der als competent betrachtet werden darf, versichert, gleich in der ersten Nacht der Beobachtung mit einem solchen Duwe'schen achromatischen Ocular zahlreiche Gegenstände auf der Mondoberfläche wahrgenommen zu haben, welche vorher nie von ihm bemerkt worden.

(Die Fortsezung folgt.)

* Man versteht unter „Gesichtsfeld" den Raum, welchen das Auge auf Einmal übersieht, besonders wenn es Gegenstände durch dioptrische Werkzeuge betrachtet, bei denen das Gesichtsfeld, da auf allen Seiten der Augenaxe nur gleich viel übersehen werden kann, einen Kreis bildet. Durch Anwendung mehrerer oder anderer Augengläser kann das Gesichtsfeld vergrößert werden.

Moden.

Die Vegetation der Moden blüht und reift gerade in den umgekehrten Jahreszeiten wie die Früchte der Erde. Wenn das Leben der Gewächse im Winterfrost sich zurückzieht und schlummert, so wirkt dagegen der heiße Sonnenstrahl lähmend oder doch retardirend auf jene Welt von Formen, die im Lauf der Cultur aus dem Keime des paradiesischen Feigenblatts hervorgegangen ist. Sie gedeihen vorzugsweise bei Kerzenlicht, und die Pariser Opern und die Bäle und Cirkel der vornehmen Welt sind die eigentlichen Treibhäuser der seidenen und mousselinenen Früchte, deren Samen auf alle Blumenbeete Europa's getragen wird, wo er wohl oder übel, und nur zu oft in Bastarden aufgeht. Im Sommer stockt dieser ganze Reproduktionsproceß, schon darum, weil die vornehmen Gärtner und Blumisten in Bädern, Landhäusern und Postkaleschen die Welt sich selbst überlassen. Quand Auguste buvait la Pologne était ivre, und wenn die Pariserin auf dem Lande Eselsmilch trinkt, ist die schönere Hälfte des fashionabeln Menschengeschlechts ein paar Monate lang ungewöhnlich vernünftig. Die Pariserin ist mit ihrem Flor von Kamisolen, Schlafröcken, Peignoirs, Roben, Hauben und Hüten, wie sie der Nachtrieb des Frühjahrs brachte, auf's Land gegangen. Dort ruht sie im fein- oder breitgestreiften Mousselinkleide von ihren legislativen Arbeiten aus, und dazu trägt sie, pour faire négligé, wie es sich beim Landaufenthalt für den ganzen Tag schickt, das allerliebste, tief in den Nacken gesezte Häubchen, und die seidene, schottisch-grüne, thuyagrüne oder egyptisch-braune Schürze, und an den Füßen hat sie pantoufles habillées von zeisiggrünem oder saphirblauem Marcelin mit einer Bandeinfassung von abstechender Farbe. Denn man muß wissen, daß gegenwärtig die entschiedenen, ehrlichen Farben in Allem mit Erfolg gegen die schon so lange herrschenden zweideutigen Schattirungen ankämpfen, aber eben wegen ihrer Ehrlichkeit und Freimüthigkeit es schwerlich weit bringen werden. — Die Mode hält also ihren Sommerschlaf, und wir, die wir es nur mit den größern Zügen ihrer Geschichte zu thun haben,

möchten uns nicht dabei aufhalten, von den wesenlosen midsummernight's dreams der Pariser Schneiderinnen zu erzählen.

Das Bezeichnende der gegenwärtigen Periode ist, daß eine Lebensfrage der weiblichen Tracht so lange nicht zur Entscheidung kommen will, nämlich die definitive Constitution der Ermel; sie ist immer noch so schwankend wie die Grundgesetze der pyrenäischen Halbinsel. Der seit dem vorigen Winter wüthende Kampf zwischen dem weiten und dem knappen Ermel hätte sich billig vor Eintritt der schönen Jahreszeit entscheiden sollen. Die Lebenskraft des Sommers ist natürlich einer solchen Aufgabe nicht gewachsen, und so herrscht denn seit vielen Monaten die bedenklichste, vielleicht beispiellose Anarchie; Formen zu Hunderten, deren jede sich für legitim ausgibt, laufen um, und wenn dem Unfug nicht bald durch die Thronbesteigung eines rechtmäßigen Ermels gesteuert wird, so könnten am Ende gar in Germania superior oder inferior der Schöpfungstrieb und Emancipationsideen erwachen. Gottlob! der September höchstens wird Ordnung stiften; aber in welcherlei Gestalt das neue Idol sich incarniren wird, das weiß noch kein Sterblicher. Allermittelst herrscht der sogenannte gute Geschmack, der mystische Geheimerath der Mode, welcher die besten Rathschläge gibt, die am seltensten befolgt werden, ein alter Ueberall und Nirgends, der Alles drunter und drüber gehen läßt. Hier sieht man eine Dame mit vorwurfsfreier oberer Extremität, mit gut abfallender Schulter, rundem, richtig angesetztem Arm: sie trägt geradezu den radikalen geraden, knappen, bis an's Handgelenk einfältig verlaufenden Ermel, zum scandalösen Beweis, daß das, was noch vor Jahresfrist ein Scandal war, jezt keiner mehr ist, nämlich das Bestreben, körperliche Vorzüge geltend zu machen. Eine andere hängt fest an den torystischen, Uebelstände deckenden und alte Ansprüche vertheidigenden Ermeln à la badelière oder à la jardinière, welche in den weiten Reaktionsermel à la duchesse übergehen, und Niemand ist bis jezt berechtigt, sie aus ihren Verschanzungen zu treiben. Die dritte hält sich an die Form à la Françoise de Foix: eine Reihe ungleicher Bouillons über einander, mit Krausen dazwischen; sie trägt auf beiden Achseln Wasser und glaubt vor dem neuen Souverän jedenfalls bald gerechtfertigt zu erscheinen. Hiemit sind nicht einmal die Haupttypen der unendlich mannichfaltigen Formen bezeichnet: da ist der der ganzen Länge nach offene, halbweite, an drei Stellen mit Knöpfen zusammengeheftete Ermel, der den knappanliegenden Unterermel durchblicken läßt; da ist der quinquecentistische, an Schulter und Oberarm knappe, dann sich rasch erweiternde und bis zur Hand glockenförmig niederfallende Ermel; da sind die mittelalterlichen manches à la Clotilde, kopirt nach den langen, geraden Figuren der Blanchen und Evanbellinen, welche in den Kreuzgängen der Klöster mit gefalteten Händen auf ihren Grabsteinen liegen; ferner die platten Ermel mit dreifacher breiter Krause über dem Ellbogen, die halbweiten mit doppeltem Ueberhang auf der Schulter, die oben mit knappen Bouillons eingeschnürten, unten weiten u. s. f. u. s. f. Kurz, wenn man an die schöne, gleichförmige Organisation der vorigen Periode unter der Herrschaft des großen Ermels denkt, glaubt man sich aus einem gut uniformirten Heere in einen buntscheckigen Lanzknechthaufen versezt. Aber wie gesagt, es wäre ohne Beispiel in der Geschichte, wenn die neue Ordonnanz noch lange auf sich warten ließe. Und wenn sie erscheint, wohl dann denen, welche sich ihr fügen können, ohne körperliche Vorzüge unter den Scheffel, oder Mängel bloßstellen zu müssen! wohl auch den nur Eiteln und Gedankenlosen, welche sich in das Aergste fügen und nur wissen wollen, woran sie sind!

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

(Fortsetzung.)

v. Witzleben. Franz Horn.

In dem Kriegsminister General v. Witzleben verliert unsere Armee abermals einen thätigen Zeugen aus dem großen Befreiungskriege. Die Zahl derer, die in den höhern Kreisen damals mitgewirkt und erkannt haben, daß nicht Taktik und Subordination allein, sondern ein Nationalwille und eine Begeisterung für Freiheit nöthig war, um das möglich zu machen, was 1815 geschehen ist, wird immer kleiner. Dürfen wir uns auch der Hoffnung überlassen, daß diejenigen niemals dauernd an's Ruder kommen werden, welche, Principien aus vermoderten Grüften mit neuer Logik überfirnissend, das leugnen, so ist es in diesem Augenblick doch von großer Wichtigkeit, wenn noch alte, ehrenwerthe Augenzeugen, die selbst noch den Fluch des alten Regimes gefühlt und selbst zum jüngern Geschlechte gehörten, als es die Fesseln zerbrach, unserer heutigen jungen Generation ernst in's Auge blicken, und sie dann und wann erinnern mögen an eine Wirklichkeit, die man gern von beiden Seiten jezt wegleugnete. Als Mensch, Militär und Minister hinterläßt Herr v. Witzleben den Ruf der strengsten Rechtlichkeit und eines Pflichteifers, der sich nicht allein nach unten, sondern auch nach oben durch keine Rücksichten zurückschrecken ließ. In diesem Muthe, Wahrheiten auszusprechen, auch wo man sie nicht gern hört, gehörte er einer ministeriellen Heroenzeit an, die mehrere Generation durch in Preußen blühte. Daß nach großen Anstrengungen Erschöpfung eintritt, und ein Heroenalter nicht ewig dauert, liegt in den Naturgesetzen.

Von anderm Stoffe, aber auch aus einer abgelaufenen Zeit, ist ein anderer Todter, den der Tod als Wohlthäter für ihn abforderte. Dr. Franz Horn starb nach einem schmerzvollen Krankenlager. Eigentlich war sein ganzes Leben ein solches. Die, welche vor einer Reihe von Jahren den Dichter mit sehr bittern Invectiven verfolgten, und ihn systematisch als Dichter todt zu schlagen suchten, haben wohl nicht bedacht, daß sie es mit einem durchaus kranken Manne zu thun hatten, für den fast jede Nacht ein schlafloses Schmerzenslager war, der, nervös gelähmt, kaum selbst schreiben und, wo sein Geist zum Produciren sich frei machte, nur seiner Gattin in die Feder diktiren konnte. Er gehörte zur ehedem nicht geringen Zahl der deutschen Dichter, welche, aus dem Leben allmählich ganz abscheidend, sich in einer Welt von Stimmungen begraben. Wenn diese Stimmungen mit denen um sie her nicht stimmen, ist die gegenseitige Trennung bald ausgesprochen. Einzelne seiner novellistischen Dichtungen verdienten wohl in der Erinnerung zu bleiben, z. B. sein Roman: „die Dichter." Die Dichter von damals sind zwar nicht die heutigen; doch ist viel Wahrheit in diesem psychologischen Sittenbilde. Es ist kein unwichtiger Zug in Horns Leben, daß er, der in streng sittlicher Gesinnung dichtete, urtheilte und lebte, doch fern von der ascetischen Strenge der modernen Frommen, der Heiterkeit und dem Vergnügen keineswegs abgestorben war. In seiner abgeschlossenen Gefühlswelt construirte er sich freilich die Erscheinungen anders, als sie uns erscheinen, und bemerkte da Brücken und Verbindungen, wo wir nur Risse sehen. Der bewundernde Kreis von Freundinnen, der ihn umgab, versüßte ihm die Mißklänge, wo sie doch aus der disharmonischen Außenwelt bisweilen herüberdrangen in seine Welt voll Liebe und Ergebung. (Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 88.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 206.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 29. August 1837.

— Plures soles simul cernuntur, nec supra ipsum, nec infra, sed ex obliquo. Trinos soles antiqui saepius videre.

Plinius.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Wird man künftig diese Duwe'schen Oculare mit den Littrow-Plößl'schen dialytischen Objectiven verbinden, so gelingt es, um bei der eben erwähnten Mondoberfläche stehen zu bleiben, durch diese Verbindung auch wohl noch, die wahre Natur der räthselhaften Rillen und symmetrischen Reihen von Grübchen auf jenem Gestirn aufzuklären, über welche wir in unsern frühern Vorträgen so ausführlich gesprochen haben. Die a priori freilich längst bejahend beantwortete Frage über die Bewohntheit des Mondes durch intelligente Wesen dürfte dann auch a posteriori entschieden werden; und die Astronomie hätte einen Triumph errungen, gegen welchen ihre früheren Entdeckungen in der Topographie des Himmels kaum in Anschlag kämen. Denn, wie wichtig alle übrigen Belehrungen über die physische Beschaffenheit der andern Weltkörper unseres Systems erscheinen mögen, so erhält ihre Betrachtung den wahren, den höchsten Reiz doch nur erst durch die sinnliche Gewißheit ihrer gleichzeitigen Bewohntheit von genießenden und denkenden Wesen; und es knüpfen sich an diese sinnliche Bestätigung einer an und für sich allerdings unabweisbaren Annahme Beziehungen von einem solchen Interesse, daß nichts die Vergleichung damit auszuhalten im Stande ist.

In das Gebiet der astronomisch-physikalischen Phänomene, über welche wir unsere Leser zu unterhalten haben, gehört auch die Erscheinung zweier prächtigen Nebensonnen, die am 11ten Juni d. J. Abends zwischen sechs und sieben Uhr zu Breslau beobachtet worden sind und über welche uns ein Bericht des dortigen verdienstvollen Astronomen v. Boguslawsky vorliegt. Diese Nebensonnen erschienen zu beiden Seiten der wirklichen Sonne in gleicher Höhe mit dieser, bald beide zugleich, bald die eine oder die andere allein; ganz besonders hell und wirklich blendend war zu Zeiten die westliche. Im Anfange zeigte sich bloß die östliche; die Mitte ihres nur schwachen Schimmers fand sich etwas über 22 Grad vom Mittelpunkte der wahren Sonne abstehend. Nach sechs Uhr aber erschien, anscheinend im nämlichen Abstande, auch die zweite, westliche Nebensonne, und bald wurde diese mit der ersteren durch einen Halbkreis von Strahlen verbunden, welche von der Sonne auszugehen schienen und streifige Wolken zum Hintergrunde hatten. Um sechs Uhr 40 Minuten ward diese westliche Sonne von einer kleinen, dunkeln Wolke verdeckt, aus welcher sie aber bald in so glühender Farbenpracht und so blendendem Glanze wieder hervortrat, daß man selbst ihr in der Oder abgespiegeltes Bild kaum mit bloßen Augen betrachten konnte. Dann

verblich sie allmählig und verschwand endlich bald nach der östlichen gänzlich.

Dieser schönen Erscheinung der Nebensonnen erwähnen fast alle bedeutenden Naturforscher älterer und neuerer Zeit. Aristoteles spricht davon im dritten Buche der Meteorologica; Plinius (II. N. II. 31.) führt alle im römischen Reiche beobachteten Nebensonnen, mit Benennung der Consuln an, unter denen sie gesehen worden. In der neuern Zeit finde ich besonders zweier, überaus prächtiger Nebensonnen erwähnt, welche der Jesuit Scheiner, der bekannte Entdecker der Sonnenflecke, am 20sten März 1629 zu Rom beobachtete und welche Descartes im zehnten Buche seiner Meteorologie unter dem Namen des „römischen Phänomens" * beschreibt. Hevel, der Danziger Astronom, spricht in seinen Werken gar von sieben Nebensonnen, welche am 20sten Februar 1661 zu Danzig auf einmal erschienen sind. Im höheren Norden aber sind die Nebensonnen eine fast tägliche Erscheinung; in Sibirien besonders werden sie, nach den einstimmigen Zeugnissen aller Reisenden, überaus häufig beobachtet, und an der Hudsonsbay sollen sie oft mit der wirklichen Sonne aufgehen und dieselbe den ganzen Tag begleiten.

Dieser Umstand, daß die Nebensonnen besonders oft in höheren Breiten vorkommen und sich auch bei uns meistens nur in der kälteren Jahreszeit zeigen, begünstigt die zuerst von Huygens, dem englischen Zeitgenossen Newtons, gegebene und noch jezt allgemein giltige Theorie dieses Phänomens, der zu Folge dasselbe von kleinen, in der Luft hängenden Eisnadeln herrührt, welche eine solche Brechung und Reflexion der Sonnenstrahlen verursachen. Der wichtige Einwurf, daß wir, wie im vorliegenden Falle, auch im Sommer öfters Nebensonnen beobachten, wird in dieser Theorie dahin beantwortet, daß in den ungemein hohen Regionen, wo sich die Nebensonnen bilden, zu allen Jahreszeiten und in allen Climaten dergleichen Eisnadeln vorkommen können, und daß dieselben verdunstet seyn werden, ehe sie die tieferen Schichten der Atmosphäre erreichen. Wirklich sind aber auch, bei niedrigerer Temperatur, nach Verschwinden von Nebensonnen, zuweilen solche aus der Luft herabfallende Eisnadeln beobachtet worden; und wie gekünstelt also die Huygens'sche Erklärung erscheint, so sprechen doch die unmittelbarsten Erfahrungen selbst für dieselbe. Denjenigen der Leser endlich, denen um eine gründliche mathematische Erklärung des Vorgangs, welche ich hier nicht geben kann, zu thun seyn sollte, weiß ich keine bessere Auseinandersetzung, als den Artikel „Hof" in der neuen Ausgabe von Gehlers physikalischem Lexikon zu bezeichnen, den der verewigte Brandes verfaßt hat und welcher nichts zu wünschen übrig lassen wird.

* Ich erinnere mich, vom „römischen Phänomen" als einer bekannten Sache und ohne weitere Erklärung zuweilen in italienischen Schriftstellern gelesen zu haben. Die Leser haben nun hier diese Erklärung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reise zu Wasser von Paris an's Meer.

(Fortsetzung.)

Ich glaube schwerlich, daß der Anblick von Maisons-Laffitte unserm Pariser diese Erinnerungen erweckt; erstlich beschäftigt ihn seine Bagage zu sehr, und dann, was gehen ihn Maisons und Laffitte an? Maisons ist ein großer Park, wo man sich ein Stück Land kaufen, ein Haus bauen und als Anachoret leben kann, und Laffitte ist ein Bankier, welcher der Rue d'Artois seinen Namen gegeben hat; das sind lauter alte, bekannte Geschichten. Aber der Pariser bemerkt eben so wenig den grandiosen Herrensitz von Herblay und die alten Klosterruinen von Conflans-Sainte-Honorine, dessen Prior, einem uralten Privilegium zu Folge, einen Tag vor und einen Tag nach Himmelfahrt König der Provinz war, und dem binnen dieser 48 Stunden jeder Einwohner des Orts eine Pinte Wein bringen mußte. Als wir da vorüber fuhren, wußte der Pariser gerade nicht, was er mit seinem Mantel anfangen solle. Wenn die Schiffsmannschaft den Schloot umlegt, um unter der Brücke von Poissy durchzufahren, ißt er gerade ein Beefsteak; der Undankbare hätte wohl einen flüchtigen Blick auf Poissy werfen können, welches seine Hauptstadt mit Hämmeln versieht. Die Gründung dieser kleinen Stadt von 2000 Seelen datirt sich aus einem sehr hohen Alterthum. Schon im neunten Jahrhundert muß es ein ansehnlicher Ort gewesen seyn, weil Karl der Kahle daselbst im Jahr 868 eine Reichsversammlung hielt. König Robert, Sohn Hugo Capets, der im Jahr 997 auf den Thron stieg, hatte einen Landsitz zu Poissy, und Constance, seine Gemahlin, deren böser Charakter ihm so viel Kummer verursachte, wohnte eben daselbst in einem andern Landhause. Im Schlosse von Poissy wurde der heilige Ludwig geboren, welcher in vertrauten Briefen an seine Freunde „Ludwig von Poissy" zu unterzeichnen pflegte, wofür er folgenden naiven Grund angab: „Ich mache es wie die römischen Kaiser, welche sich nach den Orten, wo sie Siege errungen hatten, benennen ließen; zu Poissy aber habe ich den gefährlichsten Widersacher überwunden, weil ich dort durch die Taufe der Gewalt des Bösen entronnen bin." — Ludwig IX. hat auch die lange steinerne Brücke bei Poissy bauen lassen, welche noch heutzutage existirt. Die Stadt selbst gewährt einen traurigen Anblick; sie ist schlecht

gepflastert, unregelmäßig gebaut und sehr unreinlich, welches leztere übrigens nicht zu verwundern ist, weil daselbst dreimal in der Woche Viehmarkt gehalten wird. Merkwürdig zu Po.ssy ist ein großer, im Jahr 1790 gepflanzter Freiheitsbaum, welcher jezt das Gefängniß beschattet; ein trauriger Umstand, welcher an die Pariser Bastille und an Genua erinnert. Am erstgenannten Orte gab es bekanntlich einen sogenannten Thurm der Freiheit, und über dem Eingang des genuesischen Staatsgefängnisses liest man: libertas!

Rasch gleitet das Dampfschiff vorüber an Vilaines, Medan, Vernonillet, Verneuil, dessen auf einer waldumkränzten Anhöhe sich erhebendes Schloß der Madame Morfontaine, der Tochter des ermordeten Lepelletier von Saint-Fargeau gehört. Nach einer starken Krümmung des Flusses sehen wir Triel, den ehemaligen Landsitz der Prinzessin von Conti, Vaux, berühmt durch seine frühreifen Zwergerbsen, und das romantisch liegende Städtchen Meulan, ein lachendes Amphitheater am rechten Ufer der Seine, über welche hier eine prächtige Brücke führt. Es ist ein Städtchen von etwa 2000 Einwohnern, welche starken Leder- und Tuchhandel treiben, auch viel Mehl und Gyps bereiten. Meulan gegenüber liegt eine kleine Insel, Ile-Belle genannt, auf welcher der Abbé Bignon, der Bibliothekar Ludwigs XV., Mahomets Paradies auf Erden angelegt hatte; es war nicht sehr kanonisch, aber allerliebst. Ludwig XV., berichtet die Geschichte, verschmähte keineswegs, die Houris dieser Insel zu besuchen; eines Tags wollte er sogar das Paradies umtaufen und die Insel Ile aux Belles nennen. — Es dauert nicht lange, so gelangt man nach Mantes, dessen zwei Stiftskirchthürme man in einer Entfernung von neun Meilen wie zwei schwarze Stifte am Horizont erblickt. Es ist eine kleine Stadt mit einer Bevölkerung von etwa 4200 Seelen und mit dem Beinamen „die Hübsche.“ Eine schöne Brücke, das Meisterstück Peeronnets, welcher auch die Brücke von Neuilly und den Pont de la Concorde in Paris erbaut hat, vereinigt Mantes mit dem auf dem rechten Seineufer befindlichen Flecken Limay, dessen in einen Felsen ausgehauene Einsiedelei Saint-Sauveur jedes Jahr am 6ten August zahlreiche Wallfahrer und eine große Volksmenge herbeilockt. Die Straßen von Mantes sind äußerst sauber und reinlich, lustig und mit niedlichen Brunnen geziert. Der Ursprung der Stadt ist sehr alt; einige französische Geschichtschreiber behaupten, sie sey von den Druiden gegründet worden. Sie war ehemals befestigt, und noch gegenwärtig bemerkt man in ihren Ringmauern alte Thürme und Bastionen, welche der Alles zerstörenden Zeit Troz geboten haben. Hieher machte der Enkel des Pelzhändlers von Falaise seinen Kirchgang mit 10,000 Lanzen, welche in Wachskerzen versteckt waren, die er dem König von Frankreich versprochen hatte. Wilhelm der Eroberer verbrannte Mantes im Jahr 1087. Kein Mensch ist auf eine jämmerlichere Weise umgekommen, als dieser Stifter einer fünfhundert Jahre über England herrschenden Dynastie und Bastard einer normännischen Bäuerin, in welche sich Robert der Teufel verliebte, als sie ihren Rock im Bache wusch. Aus Barmherzigkeit von Mantes nach Rouen geschafft, hatte er nur zwei Priester und einen seiner Diener zur Pflege bei sich; ein Magenabsceß verursachte ihm die heftigsten Schmerzen. Er war noch nicht todt, als sein Diener ihn bereits im Stich gelassen hatte, um den zurückgebliebenen Jagdhund nachzuholen. Als der Diener mit dem Hunde seines Herrn ankam, hatte der König bereits seinen Geist aufgegeben, und von seinen beiden Aerzten, d. h. von den zwei ihn begleitenden Priestern war bloß noch Gonthard, Abt von Jumièges, bei ihm geblieben; der andere, Guilbert, Bischof von Lisieur, hatte sich davongemacht. — „Warum hast du den König, deinen Herrn allein gelassen?“ fragte Gonthard den Diener. „War er denn noch nicht gestorben?“ erwiderte der Leibeigene. — „Nein, Undankbarer; statt nach dem vergessenen Hunde zu laufen, hättest du bei mir bleiben und Hülfe leisten sollen.“ — „Er roch so übel, daß ich ihn nicht mehr für lebendig hielt, und ein lebender Hund ist am Ende immer noch mehr werth als ein todter König.“ Das alte Schloß von Mantes, worin Philipp August gestorben und Heinrich IV., Ludwig XIII. und Ludwig XIV. zu verschiedenen Zeiten gewohnt haben, ist im Jahr 1721 auf Befehl seines lezten Eigenthümers, des Herzogs von Orleans, niedergerissen und zerstört worden.

(Die Fortsezung folgt.)

Moden.

(Beschluß.)

Das legitimistische Journal la Mode vergleicht die hier besprochene Krisis mit dem Geschick der Julirevolution, zur Bestätigung des Sazes, daß auch im Reich der Moden die Revolutionen denen, welche sie machen, selten zu gut kommen, und diesen Gedanken auffassend, glauben wir den allgemeinen Ermeltypus der bevorstehenden Periode ziemlich sicher voraussagen zu können. Der gute alte, fromme, gegen Jedermann gütige weite Ermel ist nach langer, friedlicher Regierung vom engen Ermel des Throns beraubt worden, freilich nicht im Juli, sondern, nach dem oben angegebenen Naturgesez, im Herzen des Winters, aber auch, wie man die Hand umdreht. Die engen Ermel, denen der längst vorbereitete Streich gelungen war, hatten indessen noch gar nicht Zeit gehabt, sich zu besinnen, wie sie des Siegs froh werden wollten, da kamen auf einmal, man weiß nicht recht woher, halbweite Ermel, wie die Retter Frankreichs, nachdem der Kampf vorüber war. Diese sagten erst leise, dann immer lauter, den weiten Ermeln sey schon Recht geschehen,

aber mit den engen sey es auch nichts, mit ihnen compromittire man sich, mit ihnen genire man andere respektable Personen noch mehr als sich; ein Mittelding dagegen, wie sie, müsse Jedermann gerecht werden. Nach dieser Analogie wäre die Restauration des Ballonermels à l'Imbécille in sehr weitem Felde; auch der enge, antike, demagogische Ermel à la Lafayette könnte sich nicht halten, und die meiste Aussicht, der Regent der nächsten Zukunft zu werden, hätte ein Ermel à la Louis Philippe, der weiter ist, als er aussieht.

In England hat der Tod Wilhelms IV. die ganze vornehme Welt in Boy und Flor gehüllt.

Hung be the heavens with black, yield day to night!

Die Damen ließen sich wohl gerne den bunten Schmetterlingsstaub von den Flügeln streifen; sie wissen, daß auch die Maske des Trauermantels auf eine Weile ihre Verdienste und Vortheile hat. Die hohen Gestalten mit den edlen, blühenden Gesichtern und den stolzen Augen nehmen sich in der ernsten Fassung von schwarzem Gewand, von Gagat und Diamanten gar zu gut aus. Nach der englischen Sitte wird bekanntlich jedesmal der Anzug der dem sogenannten Drawing-room der Königin anwohnenden Damen in der Hofzeitung, dem Court-circular, umständlich beschrieben. Der Hofcostümbeschreiber weiß sonst seinem Gemälde durch die Schilderung des mannichfachen Farbenspiels der Gewänder den größten Effekt zu geben; aber bei dem ersten Drawing-room, das Königin Victoria im lezten Monat gab, fiel es, den Umständen gemäß, auf's Trübseligste langweilig aus. Die einzigen, auf dem kohlschwarzen Grunde aufgesezten Lichter waren der melancholische Schimmer des Gagats und das geisterhafte Licht des Diamanten, und die Hauptunterschiede zwischen den Figuren bestanden darin, daß bei der einen das Unterkleid von Atlas, bei der andern von gros de Naples war, daß die eine die Toque von Krepp, die andere schwarze Federn auf dem Kopfe trug. Wir heben aus der unabsehbaren Reihe einige Anzüge aus, um einen Begriff von dieser offiziellen Musterung zu geben. — Ihre Majestät. — Schwarzes Kreppkleid, reich mit Gagat gestickt, über schwarzer Seide; Schleppe von schwarzem Krepp über schwarzer Seide, geschmackvoll mit Gagatblumen gestickt. Kopfpuz: Federn, Gagatschmuck und Kreppschleier. J. Maj. trug die Insignien des Hosenbands, Band und Diamantstern. — Verwittwete Herzogin von Richmond. — Hofkleid von schwarzem Krepp, glänzend mit Gagat gestickt, über einem reichen schwarzen atlaßnen Unterkleid; Schleppe von reichem schwarzem pou de soie, mit schwarzem Krepp überzogen und geschmackvoll mit einem Rouleau aufgepuzt. Kopfpuz: eine elegante Toque von schwarzem Krepp mit Gagat, langer Kreppschleier. — Markisin von Ailesbury. — Schwarzes Kreppkleid, zu beiden Seiten elegant mit Krepp und Gagat verziert, über einem reichen Unterkleid von gros de Naples; der Leib des Kleides à la Christine, die Ermel sehr hübsch mit Gagat und Krepprosetten verziert; Schleppe von reichem schwarzem pou de soie, mit Krepp überzogen und elegant mit Gagat verziert. Kopfpuz: schwarze Federn und Diamanten, Kreppschleier. — Dieses Lied wird bei einem Halbhundert Damen abgesungen, und hat ohne Zweifel eben so viele Glückliche gemacht. — Die Eitelkeit im Trauerkleide weiß nicht, wie trefflich das einzige Geschmeide, das eine Hoftrauer zuläßt, zu diesem Dienste paßt, wie laut es die Vergänglichkeit aller irdischen Dinge predigt. Gagat ist Kohle, Diamant ist Kohle: jener ist der Rest einer untergegangenen Schöpfung, und der zauberische Lichtträger der Tiefe geht in Rauch auf.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

(Fortsetzung.)

Fanatismus. Chemische Feuerzeuge. Concerte.

Von einem Studenten der Theologie, welcher seine Wirthin und deren Tochter erstochen, werden Ihren Lesern die Zeitungen schon gemeldet haben. Ihr Korrespondent kann Ihnen zur Zeit nicht viel mehr mittheilen, als daß es mit dem Stiche, nicht aber mit dem Erstechen seine Richtigkeit hat. Auch bestätigt es sich leider, daß eine Raserei des Fanatismus ihn angetrieben hat. Er wollte sie bekehren. Die gute Berliner Bürgerin wußte aber nicht, wie sie dazu kam, und begriff nicht, was für ein Recht er dazu habe. Er sezte ihr nun einen lezten Termin, von ihrer Gottlosigkeit abzulassen, und erklärte ihr darauf mit dem Messer in der Hand, dieser sey verstrichen, und er ihr Richter und Retter. Ueber die Sache, wie über mehrere, die in dasselbe Fach schlagen, herrscht übrigens noch ein conversationelles Dunkel; so z. B. auch über einige hier gewesene Baptistenprediger aus dem Orient, die wirklich im Rummelsburger See bei Stralau einige namhafte Männer aus der Stadt zum zweiten Male getauft haben sollen. Denn nach ihren Ansichten ist nicht allein nur die Wiedertaufe in erwachsenen Jahren, sondern nur eine, die in einem wirklichen Flusse oder Flußsee vorgenommen wird, von echter Wirksamkeit. Wer den Rummelsburger See kennt, trefflich zu Wasserpartien und zum Baden, und eine Berliner Studentenwohnung und Studentenwirthin, dem werden beide Begebenheiten so wunderbar vorkommen, daß das Wunder an das unglaublich Lächerliche streift. — Ein mit Gütern beladener Frachtwagen, besonders Spielzeug, fährt von hier aus nach den preußischen Städten. Auf einem Berge vor Tasdorf, einer nächsten Station von hier, stehen die Gäule plözlich still, denn es regt und bewegt sich hinter ihnen in der todten Masse, die sie ziehen, und als die Kärner sich umkehren, knistert und prasselt es ihnen schon entgegen, ein prachtvolles Feuerwerk. Kaum gelingt es ihnen, die Pferde loszumachen, als der große Feuerregen sich schon bergab zurückwälzt. Alle Versuche zu retten sind umsonst. Wagen und Ladung verzehren sich in ihrem eigenen Feuer. Es soll ein Werth von 60,000 Thalern verbrannt seyn. Nicht ganz so dunkel als bei den vorhin genannten Fällen ist, was diese innere Gluth angeschürt hat. Es sind nämlich chemische Feuerzeuge, und namentlich solche, die sich durch Reiben entzünden, darunter verpackt gewesen. Deren Versendung ist, wenigstens mit der Post, verboten. Dennoch schwebt noch ein Dunkel über der Sache, denn der Versender will, wenn er auch die Thatsache der Versendung zugibt, doch in Abrede stellen, daß seine Reibeschwämme ohne äußern Anlaß in solche zerstörende Wuth gegen die Galanteriewaaren gerathen können.

An musikalischen Festen zu milden Zwecken ist ein wahrer Regen in diesen lezten Tagen gewesen, und ein silberner auf Verbrannte und Ueberschwemmte geregnet. Ein großes geistliches Concert, vom Grafen Brühl in der Garnisonskirche veranstaltet, hat für die Ueberschwemmten in der Kaukehner Niederung noch nachträglich nicht unbedeutende Hülfe gespendet. Doch ist die Noth dort noch immer groß. Einen noch größern und unerwartet bedeutenden Ertrag haben die Musici, Gebrüder Neidhardt, durch ein Concert zum Besten ihrer Landsleute in dem abgebrannten Schleiz erzielt. Die Besucher spendeten mit vollen Händen, weit über den Preis, und doch waren die weiten Räume des schönsten öffentlichen Gartens um Berlin so überfüllt, daß buchstäblich an manchen Stellen kein Apfel zur Erde konnte, und selbst die schönen Besucherinnen stehend zuhören mußten.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 69.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 207.

Morgenblatt
für
gebildete Leser.

Mittwoch, den 30. August 1837.

Parisien, que ta lumière
Languit sous des brouillards épais!
Et sur les plus simples objets
Quelle stupidité plenière.

Gresset.

Reise zu Wasser von Paris an's Meer.

(Fortsetzung.)

Wenn man Mantes hinter sich hat, bemerkt man auf dem Dampfschiff schon lange Gesichter und Anstalten zum Gähnen. Die Langeweile beginnt sich am Bord einzustellen. Diese Untugend ist in der That eine Erbsünde, eine Pestbeule der Dampfschiffe. Ein französischer Tourist sagt mit Recht: „Das Dampfschiff verräth seinen englischen Ursprung; es ist mürrisch, steif, schweigsam und hat den Spleen. Nirgends eine Spur von Einheit und Einigkeit; die ganze Reisegesellschaft hat sich in lauter kleine Coterien gespalten; nirgends ein Zusammenhalten, eine redselige Laune; Jeder knöpft seine Ideen bis an's Kinn zu.“ Es läßt sich nicht leugnen, das steife, ungelenke, ungesellige Benehmen Altenglands hat sich über Gebühr auf den Dampfschiffen des Continents eingeschlichen. Der Pariser ennuyirt sich aus diesem und noch andern Gründen am ärgsten. Man bedenke, jetzt sieht er beinahe vier Stunden lang Wasser, die Seine, die Seine, und immer und ewig die Seine! Was liegt ihm an dem wechselnden, göttlichen Schauspiel, welches sich zu beiden Ufern vor seinen Blicken aufrollt? Der Pariser hatte sich auf etwas viel Schöneres, Reizenderes gespitzt; auf einem Sonntagsausfluge nach Saint-Cloud und Nanterre hat er ohngefähr dasselbe gesehen. Gütiger Gott, was soll er bis zum Mittagessen anfangen? womit soll er sich die Zeit bis nach Rouen vertreiben? — „Um welche Zeit sind wir in Rouen, Conducteur — ich wollte sagen Kapitän? Hält das Dampfschiff nicht einmal unterwegs an? Könnte man nicht irgendwo an's Land steigen?“ — „Allerdings; aber wir müssen erst an der Schleuse von Pont de l'Arche seyn.“ — „Ach, richtig, Pont de l'Arche, ich erinnere mich; Pont de l'Arche ist mir bekannt: das ist eine Stadt mit einer Brücke von einem einzigen Bogen, der sich majestätisch über die Seine hinüber wölbt.“ — „Eine Brücke mit einem einzigen Bogen über die Seine? sie hat ihrer wohl zwanzig.“ — „Vraiment? Tiens! tiens! Wann laufen wir denn in die Schleuse ein?“ — „Heute Abend gegen sechs Uhr, halb sieben Uhr.“ — „Nicht früher?“ — „Es kann auch wohl sieben Uhr werden.“ — „Merci!“

Da der Pariser sieht, daß der Kapitän ihn stehen läßt, kauft er dem Cook am Bord eine Cigarre ab und zündet sie an, indem er tief seufzt. Dann betrachtet er lange unverwandten Blicks einen Mann, der auf dem Hintertheile des Dampfschiffes steht und die Hände auf ein kupfernes Rad gelegt hat, welches er bald links, bald rechts dreht. Sicher peinigt es unsern Pariser sehr, zu erfahren, was der Mann macht; er brauchte sich nur bei ihm darnach zu erkundigen, aber dafür wird er sich

schönstens bedanken; wie stände es da mit seiner Würde? Während er in Nachdenken versunken den Piloten betrachtet, kommt ein Matrose und bedeutet ihn, auf dem Hinterverdeck dürfe man der Damen wegen nicht rauchen. Ganz verdrießlich begibt er sich nun in die Nähe der Maschine und sieht maschinenmäßig dem Herauf- und Heruntergehen der Kolben zu. Wenn zufällig einige gutmüthige Personen in seine Nähe kämen und einander den kunstreichen Mechanismus erklärten, den er spielen sieht, ohne das Mindeste davon zu begreifen, so würde er begierig zuhören; denn am Ende hat der Pariser so wenig Abscheu vor Belehrung, als ein anderer; aber aus eigenem Antriebe einen Fremden zu bitten, ihm die Einrichtung einer Dampfmaschine aus einander zu setzen, dazu kann er sich nicht verstehen; er würde bis über die Ohren roth werden.

Doch es ist Zeit einzulenken. Zwei Stunden unterhalb Mantes sieht man Rosny und sein weitläufiges, von Backsteinen erbautes, mit breiten, tiefen Gräben umgürtetes, mitten in einen von der Seine bespülten Park gesetztes Schloß, welches noch ganz neu war, als Anna, die Tochter Hugos, Grafen von Meulan, es im Jahr 1529 dem Jean von Bethune als Mitgift zubrachte. Dreißig Jahre nachher verkündeten die Glocken und Kanonen des Schlosses den Bauern des Dorfes, daß dem Herrn von Bethune ein Erbe geboren sey. Als der Knabe herangewachsen war, fand er in der Welt einen König, welcher ihn zu seinem Diener, zu seinem Freund, zu seinem Gefährten in Glück und Unglück, zu seinem Schatzmeister, zum Großmeister des Arsenals, zum Gouverneur der Bastille, kurz zu Allem machte, was er wollte. Heinrich IV. und Sully sind in der Geschichte zwei ebenso unzertrennliche Namen, als Castor und Pollux, Orest und Pylades; jedoch ist der Ruf des unbescholtenen Finanzministers weniger begründet, als der seines großen königlichen Gönners. Wir lesen in Tallement de Reour, daß Sully kleine Summen des Staatsschatzes auf kurze Zeit und gegen große Zinsen auslieh, womit er sich etliche und zwanzig Schlösser kaufte, die man noch heutzutage nebst allen ihren Dependenzien im Schauspielsaal des Herrensitzes von Villebon in Fresko abgemalt sehen kann. Aber wessen Eigenthum ist gegenwärtig die schöne Domäne von Villebon, welche von der Marquise von Aubespine, der Enkelin Sullys, mit so gewissenhafter Sorgfalt bis zu ihrem Tode bewahrt wurde? Wer spreizt sich jezt in dem weiten gothischen Saal, wo die alte Marquise beständig auf einem hohen Armstuhl unter einem reichen Baldachin thronte, umgeben von ihren fünfzig Bedienten in goldstrotzender Livree, welche alle Tage für sie und ihren Pfarrer eine Tafel mit zwanzig Couverts deckten, deren Dessert die Dorfarmen aufaßen? Wer besizt jezt das Schlafzimmer Heinrichs IV., das Bett des Bearners, seine Lehnstühle, seine venetianischen Spiegel, seine schildpattenen, mit Gold eingelegten Möbeln und seine prächtige Rüstung, welche er in der Schlacht von Jvry trug? Ein Kind von sechzehn Jahren, der Enkel eines reichen Amsterdamer Kaufmanns. Und die Sullys, welche nach dem Tode des sparsamen Ministers zwei-und-zwanzig Rittergüter erbten, wo sind sie hingekommen? Jn's Hospital von Nogent-le-Rotrou, wo die ehemals der Leibeigenschaft ihres Urahns unterworfene Gemeinde sie aus Barmherzigkeit ernährt. Welch ein Umschwung der Dinge!

(Der Beschluß folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Für die Aufklärung der **Kometographie** ist in diesen Tagen ein wichtiger Schritt geschehen, wobei sich zugleich der nothwendige Zusammenhang der Wissenschaften, namentlich der Astronomie und Philologie, zu ihrer gegenseitigen Unterstützung, wieder recht deutlich ergeben hat. Da der Gegenstand in öffentlichen Blättern vielfach besprochen worden ist, so sind wir unsern Lesern um so mehr eine Aufklärung darüber schuldig. Der Komet nämlich, welcher im Jahr 710 nach Erbauung Roms, 44 vor Christi Geburt, kurz nach Cäsars Ermordung zu Rom erschien, sieben Tage lang äußerst glänzend gegen Norden gesehen wurde und den Lesern als „Julium sidus“ aus der Alten bekannt ist, * sezte bisher die Astronomie in Verlegenheit. Denn die Spiele, während welcher sich der Komet sehen ließ, und die Cäsar Octavianus, zu Ehren seines Oheims, am Feste der Venus Genitrix feierte, fanden nach den alten Kalendern zu Ausgange des Monats **September** Statt. Die einzigen eigentlich astronomischen Berichte, die man aus jener Zeit besizt, nämlich die der **Chinesen**, setzen dagegen die Kometenerscheinung des gedachten Jahres 44 vor Christus in die Monate **Mai** und **Juni**. Man mußte also, zur Erklärung dieses Widerspruchs in jenem Jahre die Erscheinung

---

* Man hat ihn fälschlich für einen und denselben mit dem bekannten Halley'schen gehalten, der den Lesern von seiner lezten Erscheinung im Jahre 1855 her erinnerlich ist, und der, wie sie sich ebenfalls erinnern, eine Umlaufszeit von 75 bis 76 Jahren hat und demgemäß 1759, 1682 u. s. w. beobachtet worden ist. Der Irrthum, den ich sonst nirgends aufgeklärt finde, scheint daher entstanden zu seyn, weil **Halley** einem andern zwei Jahre früher, also 1680 erschienenen Kometen von sehr fürchterlichem Ansehen eine Periode von 575 Jahren beimißt und ihn darum mit dem zwei Jahr **vor** Cäsars Tode (46 vor Christus) erschienenen Kometen für identisch erklärt.

zweier Kometen, eines von den Chinesen in den Monaten Mai und Juni und des zu Rom angeblich im September gesehenen annehmen. Von dieser bedenklichen Hypothese, wie sich der uns über diesen Gegenstand vorliegende Bericht ausdrückt, wird die Sternkunde durch eine Beweisführung befreit, welche der Rektor Weber zu Bremen in einer Gelegenheitsschrift: De ludorum statorum et vice anniversaria redeuntium apud Romanos ordine (Bremen, Heyse) niedergelegt hat, und worin er aus bisher unbeachteten Daten der Briefe des Cicero darthut, daß Augustus seine in jenem Jahre gehaltenen Spiele keineswegs, wie es in späteren Jahren der Fall gewesen, im September, sondern kurz nach seiner Rückkehr aus Apolonia, im Monat Mai angestellt hat, woraus folgt, daß der römische und der chinesische Komet allerdings identisch gewesen, und die chinesische Astronomie also diesmal vollkommen Recht gehabt hat.

Da auf diese Veranlassung zugleich viel von der chinesischen Astronomie und dem angeblichen hohen Alter der Wissenschaft bei diesem merkwürdigen Volke die Rede gewesen ist, so schmeichle ich mir, daß einige Notizen darüber nicht unwillkommen seyn werden, zumal da ich dieselben einem selteneren Werke, den „Observations mathématiques, astronomiques etc. tirées des anciens livres Chinois, des Jesuiten Souciet (Paris 1729) entnehme, in welchem Buche sich eine, vom Jesuiten Gaubel verfaßte Geschichte der chinesischen Astronomie findet. Ich muß zuvörderst bemerken, daß man das Alter und die Ausbildung der Astronomie bei den Chinesen doch zu hoch angeschlagen hat. In den ersten Jahrhunderten der chinesischen Geschichte und bis zum Jahre 1122 vor Christus herab ist nur von Beobachtung einer einzigen Finsterniß die Rede, und diese Beobachtung findet sich in dem Werke Chou-king, welches die Basis der chinesischen Geschichte und Gesetzgebung bildet. Die Reihe von 36 Finsternissen, deren Beobachtungen Confucius im Buche Thun-tsieou mittheilt, fängt erst mit dem Jahre 721 vor Christus an und geht bis 480; allein die Chaldäer beobachteten damals mit großem Fleiße, und es bleibt mindestens zweifelhaft, ob Confucius diese chaldäischen Beobachtungen nicht benuzt habe.

Eine ziemlich allgemein verbreitete Tradition sagt zwar, daß Fo-hi oder Fou-hi, der angebliche Stifter des chinesischen Reichs, seinen Unterthanen zugleich die Kenntniß der Gestirne beigebracht habe; allein etwas Bestimmtes läßt sich darüber nicht angeben. Man weiß nur, daß die Chinesen schon 2000 vor Christus das Sonnenjahr von 365¼ Tag gekannt und ihr Jahr immer von einem Wintersolstiz bis zum andern gezählt haben. Dagegen geht aus den chinesischen Schriftstellern unzweifelhaft hervor, daß gegen das Ende des fünften Jahrhunderts die astronomischen Wissenschaften in China fast völlig vernachlässigt wurden, daß man die Finsternisse nicht mehr beobachtete, noch, wie sonst, dem Kaiser Rechnung darüber ablegte, daß man den „mathematischen Thurm“ zu Peking kaum mehr bestieg u. s. w. Ja der Kaiser Tsin-chi-hoang ließ, 246 vor Christus, fast alle chinesischen Bücher, zumal die astronomischen, verbrennen, womit die Praxis der Wissenschaft ganz aufhörte. Erst der Kaiser Linou-pang (etwa 50 Jahre nachher) zeigte wieder Vorliebe für dieselbe, und errichtete ein „Tribunal der Mathematik;“ kurz vor Christus aber finden wir zwei chinesische Astronomen, Ese-ma-tsien und Linou-hin, deren Kenntnisse indeß ziemlich unvollkommen erscheinen. Im Jahr 99 nach Christus ließ der Kaiser Hoti ein großes Instrument von Kupfer verfertigen, um die Bewegung der Gestirne, welche man auf die Ekliptik zu beziehen anfing, zu beobachten. Im Jahr 206 nach Christus erwähnen die chinesischen Astronomen Linou-hong und Tsay-yong zuerst der Mondsungleichheiten, und zeigen, daß das Sonnenjahr nicht volle 365¼ Tag enthält; da aber die Ptolemäische Astronomie damals im Orient bekannt zu werden anfing, so darf man wiederum annehmen, daß sich ihre Lehren auch nach China verbreitet hatten. Indeß machte die Wissenschaft seitdem wirklich entschiedene Fortschritte im „himmlischen Reiche,“ und unter dem Kaiser Hoey-Tsong (1101 nach Christus) ward ein astronomisches Werk verfaßt, in welchem unter andern von den Eigenschaften des Magnets deutlich gehandelt ist. * Keiner der chinesischen Astronomen dieser Zeit darf aber mit Co-heou-king verglichen werden, der um 1280 zu Peking einen Gnomon errichten ließ, die Schiefe der Ekliptik, die Länge des Sonnenjahrs, die geographische Lage von Peking u. s. w. genau bestimmte, und zuerst die sphärische Trigonometrie anwendete. Er brachte die Wissenschaft auf eine Stufe, auf welcher sie sich bis zur Ankunft der jesuitischen Missionäre erhielt, deren Kenntnisse dem chinesischen Gouvernement so sehr zusagten, daß sich dasselbe zur Annahme der europäischen Astronomie entschloß. Wenn leztere also, um die hier in Rede stehende Frage schließlich mit einem Worte zu entscheiden, den Chinesen allerdings einige nützliche frühere Beobachtungen, wie z. B. die Kometenbeobachtungen rc., verdankt, welche uns zu dieser Digression die Veranlassung gegeben hat, so ist China umgekehrt den Europäern unzweifelhaft die Ausbildung seiner Sternkunde zur heutigen Form schuldig.

(Die Fortsetzung folgt später.)

* Es scheint nicht, daß der Magnet vor 1206 in Europa im Gebrauche gewesen. Wilhelm Gilbert (Tractatus de magnete S. 4) sagt ausdrücklich, daß derselbe damals von China nach Europa gebracht worden. Gleichwohl erwähnt der französische Poet Guyot de Provins schon um 1180 eines Instruments, welches er „Marinette“ nennt, was von den französischen Piloten gebraucht werde, und, nach der Beschreibung, eine Magnetnadel gewesen seyn kann.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

(Beschluß.)

Das Bad Freienwalde. Falkenberg und die Anlagen des Majors v. Jena.

Merkwürdig ist, daß, ungeachtet der schlimmen Entrée dieses Jahrs, welche den Badeorten wenig Zuspruch verhieß, diese sammt und sonders überfüllt sind, nicht allein unsere Ostseebäder, die noch im Juni fast leer waren, sondern auch die kleinen Brunnenbäder in unserer Nähe. So sieht das Städtchen Freienwalde, seit es jüngst sein hundertjähriges Jubiläum gefeiert, und dabei, so schien es, seinen gewissen Untergang, denn die Badegäste hatten es seit Jahren fast verlassen, in diesem Jahr eine nie erlebte Frequenz. Möglich, daß die feierliche Weihe die Aufmerksamkeit wieder auf den mit Unrecht vergessenen Ort gelenkt hat. Es ist aber auch ein anderer Umstand, der seiner neuen Blüthe günstig ist und Dauer verspricht. Das Bad war nämlich eine königliche Stiftung und wurde bis vor Kurzem fiscalisch verwaltet, ein Verhältniß, das zur Prosperität eines Vergnügungsortes nie ersprießlich war. Jezt hat der Magistrat das Bad an sich gekauft, und die Vorzüge einer Privatverwaltung in eigenem Interesse haben sich sogleich gezeigt. Freienwalde liegt im Oderthale, eine Gegend, deren Anmuth selbst in Berlin noch nicht genug bekannt und gewürdigt ist. Die für die Mark nicht unbedeutende Hügelkette, welche den fruchtbaren Oderbruch umschließt, hat Punkte mit Aussichten, denen nur der Ruf fehlt, daß sie nicht weiter aufgesucht werden, als die kleine Strecke von sieben Meilen, welche Berlin von Freienwalde trennt. Zwei kleine Meilen davon entfernt liegt noch anmuthiger ein anderes Bad, Neustadt Eberswalde, welches mit Freienwalde rivalisirt, und in diesem Jahr ebenfalls stark besucht ist. Zwischen beiden Orten liegt das Dorf Falkenberg, welches den vollständigen Charakter eines reizenden Gebirgsdorfes trägt, und über demselben eine Höhe, der Paschenberg, der die weiten Wiesengründe des Oderbruches beherrscht. Hier könnte der Märker vergessen, daß sein Vaterland eine Sandwüste genannt wird. Anerkennungswerth ist aber besonders die Bemühung eines Gutsbesitzers, des Major v. Jena, welcher zum Besten des Publikums und mit voller Uneigennützigkeit die Gegend zu einem Park umgeschaffen hat, der ohne alle Belästigung von Führern, Wegweisern und Erlaubnißkarten jedem Besuchenden offen steht. Ein stundenlanger Bergweg schlängelt sich von seinem Gute Köthen bis nach dem Paschenberge, mit Aussichten auf tiefe, duftige Waldschluchten, Wasserfälle und Künste, und eine reiche Natur in Gründen und Höhen, wo die Kunst nichts gethan hat, den ursprünglichen Charakter zu verwischen, sondern nur ihrer Leitung gefolgt ist, um die Hindernisse hinwegzuräumen. Solche humane Bemühungen, die so grell contrastiren ebensowohl gegen die gewöhnliche Apathie anderer großen Gutsbesitzer, die wohl um einen Schwein- und Schafstall Naturwunder vernichten, als gegen den illiberalen Eigensinn der englischen Gentry, die ihre Naturschönheiten zwar pflegt, aber mit hohen Mauern umgibt, damit kein Fremder sie genieße, verdienen öffentliche Würdigung und Anerkennung. Ihr Blatt liegt unter andern im Gesellschaftshause auf dem Paschenberge zur Lektüre für das Publikum aus. Möge der geehrte Besizer und Stifter hier den Dank für den Genuß, den er dem Schreiber dieses gewährt, entgegen nehmen, und Andere aus meinem Beispiel, der ich ein Vierteljahrhundert in Berlin war und erst vergangene Woche diesen seltenen Punkt mit Entzücken sah, einen Beleg zum alten Saz, daß das Schöne, was wir in der Ferne suchen, uns oft so nahe liegt. Hätte es vor hundert und zweihundert Jahren mehr solche Gutsbesizer wie den Major von Jena gegeben, so wäre unsere Mark Brandenburg freilich noch kein Paradies, aber es sähe minder wüst darin aus. Wo jezt die Bäche in weiten Sandschollen versiegt sind, prangten herrliche Eichenwälder, und wo der Wind die Sandhügel abdacht, kaum dem Hederich und der Quecke Raum gönnend, grünten liebliche Weinberge.

Die Frequenz der Bäder scheint auch die neuen Posteinrichtungen begünstigt zu haben. Die Personenwagen, von deren Errichtung ich Ihnen neulich schrieb, sind dermaßen benuzt, daß man sich oft vierzehn Tage vor dem Abgange muß einschreiben lassen. Dennoch sind auch die ordinären und Schnellposten nach denselben Orten so besezt, daß lezteren in der Regel noch mehrere Beiwagen zugegeben werden müssen. Ein argumentum ad hominem, daß Eisenbahnen an der Zeit sind. Aber ad hominem braucht das nicht mehr bewiesen zu werden. Es sind andere Mächte, als die humanen, die sich die Ohren verstopfen.

Räthsel.

Stentors volle Heldenstimme,
Durch die Heere Troja's brausend,
Glich, so zeugt Homer, der Stimme
Von Neuntausend bis Zehntausend.

Aber deine starke Stimme,
Stolze Heldin, die ich meine,
Uebertrifft in ihrem Grimme
Hunderttausend im Vereine.

Ihr ist manches Blut geflossen,
Demuth fordern ihre Normen;
Ihr Geschüz ist jezt gegossen
Aber nicht in Kugelformen.

Es besteht aus Hieroglyphen,
Drin Gedanken sind gegraben,
Die im Menschengeist einst schliefen,
Doch sich längst ermuntert haben.

Ihre Donner stürzen Throne,
Zwingherrn treffen ihre Bolze;
Zeugen — die Napoleone,
Zeuge war Tarquin der Stolze.

Hege deine gute Stimme,
Heldin, wollest sie nicht schonen,
Ueberdröhn' in edlem Grimme
Ketten, Trommeln und Kanonen!

Laß die starke Stimme dröhnen,
Bis den scheelen Spießgesellen,
Die der Menschheit Recht verhöhnen,
Ihre dicken Ohren gellen!

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 32.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 208.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 31. August 1837.

So lebst du denn durch ungemeßne Zeit,
Genieße der Unsterblichkeit!

Goethe.

Johann Gutenberg.

1. Sein Werk.

Ein einsam Licht in frommer Weisen Klause
Verbarg sein göttlich Leben der Gedanken;
Mocht' auch ein Schimmer in der Menge wanken,
Die Nacht verschlang ihn und das Kampfgebrause.

Da kamest du, und wie mit Sturmgesause
Brach plötzlich, sonnengleich, der Geist die Schranken,
Die durst'gen Völker, lichtumfluthet, tranken,
In Hütten glänzt' es wie im Königshause.

Vermählt nun sind die Zeiten, sind die Zonen,
Der Funken, kaum dem Denkerhaupt entsprungen,
Durchblitzt elektrisch ferne Millionen.

Gewalt'ger braust der Kampf der Geistermächte,
Und ob das Uebel mit voran gedrungen,
Im Wechselleben reifen die Geschlechte.

2. Sein Schicksal.

Ein großer Mann steht unsichtbar im Bunde
Mit ew'gen Mächten; doch ihm bringen Qualen
Erdgeister, die vom Höllenfeuer stahlen.
Sie schlugen bald auch dir die schwere Wunde.

Ich hörte Wahrheit aus der Fabel Munde:
Du schriebst mit deinem Blut die Initialen
Des ersten Drucks — der Druckerkunst! Bezahlen
Mit Heil und Habe mußtest du die Kunde.

Doch ob dir Arglist Glück und Güter raubte,
Gern hätte mehr dir eitler Wahn entrissen:
Den Kranz des ew'gen Ruhms auf deinem Haupte.

Noch streitet wider Wahrheit und Gewissen
Harlem, auch Straßburg, das umsonst dich neidet,
Glorreiches Mainz, in echten Glanz gekleidet!

Adolf Peters.

Reise zu Wasser von Paris an's Meer.

(Fortsetzung.)

Während der Restauration war Rosny der Landsitz der Herzogin von Berry, welche hier im Jahr 1820 ein Krankenhaus für die Armen gestiftet hat, dessen Kapelle in einem marmornen Sarkophag das Herz des von Louvel ermordeten Herzogs von Berry enthält. Ein halbes Stündchen hinter Rosny folgt Rolleboise. Auf einer Anhöhe über diesem Dorf erhebt sich ein alter Thurm, den eines Tags 50,000 Engländer vertheidigten, und von wo aus sie die ganze Gegend umher und die Seine beherrschten. Nach einer langen, hartnäckigen Belagerung vertrieb Bertrand Duguesclin mit 10,000 Bürgern aus Rouen die Engländer aus diesem wichtigen Posten, indem er eine Mine springen ließ. Als er einige Zeit darauf in die Gefangenschaft der Engländer fiel, spannen die Frauen in der Bretagne sein Lösegeld zusammen, und in Hütten und Schlössern hörte man den Refrain:

> Files, femmes de la Bretagne,
> Files vos guenouilles de lin,
> Pour rendre à la France et à l'Espagne,
> Messire Bertrand Duguesclin.

Von Rolleboise an beschreibt die Seine einen mächtigen Bogen, in dessen Mitte Roche-Guyon liegt, ein alter Flecken aus dem neunten Jahrhundert, welcher seinen Namen von dem steilen Felsen erhalten, worauf von den Franken das erste feste Schloß gebaut wurde, um die Seine gegen die Einfälle der schrecklichen Normannen zu schließen. Wenn man der Chronik Glauben beimessen will, so wurde hier im Jahr 885 eines ihrer Heere, das Rouen und die ganze Umgegend geplündert hatte, aufgehalten. Ein gewisser Siegfried befehligte sie. Es waren ihrer 40,000 kühne Seeräuber, mit 700 Barken, welche sie jedesmal auf den Rücken nahmen und über's Feld trugen, wenn der Fluß eine zu große Krümmung machte. Die Flotte, erzählt Abbon in seinem Epos über die Belagerung von Paris, nahm auf der Seine eine Strecke von zwei Meilen ein. Da die verwegenen Abenteurer sahen, daß Roche-Guyon für sie zu gut befestigt war, stiegen sie endlich in der Nacht an's Land, trugen ihre ausgehöhlten Baumstämme bis dahin, wo heutzutage Mericourt liegt und schifften dann ohne Hinderniß bis nach Paris. Die einzigen bemerkenswerthen Ueberreste des Schlosses von Roche-Guyon, welche Zeit, Krieg und Friede verschont haben, sind eine ziemlich hoch in den Felsen gehauene Kapelle und ein mit einer doppelten Mauer umgebener Thurm, der majestätisch auf dem höchsten Gipfel des Felsens in die Lüfte emporsteigt, die ganze Gegend beherrscht und mit dem alten, tiefer unten liegenden neuen Schlosse durch eine lange, in das Gestein gehauene Treppe zusammenhängt. Dieses Schloß war in spätern Zeiten der Herrensitz der La Rochefoucaulds, welche es vielfach vergrößerten und verschönerten, so daß es ein Aggregat von alten und neueren Gebäuden geworden ist. Es liegt dicht am Felsen, bietet vollkommen den Anblick eines alten englischen Manours, hat eine unregelmäßige Form, viele für die Architekten interessante Details, geräumige Pferdeställe, einen unermeßlichen, in den Felsen gearbeiteten, 2200 Tonnen Wasser fassenden Behälter, einen großen Park, schöne Frucht- und Gemüsegärten und eine hübsche Promenade, die mit vielen Kosten auf dem sonst nackten, dürren Felsen angelegt ist. Von dem alten Thurm ganz auf der Höhe hat man eine der herrlichsten Aussichten. Im Schlosse zeigt man ein Zimmer, worin Heinrich IV. geschlafen; die Bettstellen, die Vorhänge, die Fußdecke, welche dem Könige gedient, sind noch gut erhalten; man sieht ferner ein Originalminiaturbild des Monarchen, den Lehnstuhl, worin er auszuruhen pflegte, und einen andern, nicht minder reichen und berühmten Armsessel, auf welchen Ludwig XIV. sich einen Augenblick niederzulassen geruht hatte.

Bei Giverny, einem Dorfe am Zusammenfluß der Epte und Seine, welches nur Eine Straße bildet und sich über eine Stunde weit längs des rechten Ufers hinzieht, verlassen wir das Departement der Seine und Oise, und betreten das Departement der Eure, welche weiter unten in die Seine einmündet. Nach einigen Minuten sind wir bei Vernon angelangt, einer durch ihre herrliche Lage ausgezeichneten Landstadt von etwa 6000 Einwohnern, die in winkligten Gassen und hölzernen Häusern leben. Im Mittelalter war Vernon befestigt und galt, so lange das Pulver noch nicht erfunden war, für unüberwindlich. Es ist das Vaterland Richards, welcher Wilhelm den Eroberer auf seinem Zuge nach England begleitete, und dessen Familie Walter Scott eine der reizendsten Heldinnen seiner Romane entlehnt hat.

Von Vernon an bis nach Klein Andelys wird die Fahrt immer reizender; nie schließt sich das Thal von beiden Seiten; rechts sieht man fast beständig weiße Kreidefelsen, die abwechselnde hübsche Effekte hervorbringen; links breitet sich ein schönes Hügelland aus mit malerischen Thälern, mit fruchtbaren Ackerfeldern und Wiesen; herrlich bewaldete Höhen begrenzen den Horizont. Die Seine bleibt auch hier noch immer ihrem gallischen Charakter getreu, stets wechselnd, bald links, bald rechts ausweichend, hie und da Stücke vom Ufer losreißend und das Land überschwemmend. Da wo sie eine ähnliche, eben so weite Ausbiegung macht, wie bei Roche-Guyon, liegt das Städtchen Andelys, wo Antoine von Bourbon, der

Vater König Heinrichs IV. starb. Dicht hinter Andelys befindet sich der kleine Flecken Villiers, wo im Jahr 1594 der berühmte französische Maler Nicolas Poussin das Licht der Welt erblickte. Unmittelbar über Klein-Andelys erheben sich auf einem steilen, abschüssigen Felsen die Ruinen des alten Schlosses Gaillard, welches sonst die Stadt und den Fluß beherrschte. Richard Löwenherz gründete es bei seiner Rückkehr aus Palästina und pflegte es sein „geliebtes Kind“ zu nennen. Der Bau dieser Festung ging nur langsam von Statten; Richard hatte mit den verschiedensten Hindernissen zu kämpfen, erstlich mit den Anmaßungen des Bischofs von Rouen, den er für das Terrain entschädigen mußte, und dann mit den religiösen Vorurtheilen seiner Zeit. Die Chronik der Stadt Rouen berichtet, daß es auf Schloß Gaillard zweimal Blut vom Himmel herab geregnet habe, was im ganzen Lande einen solchen Schrecken verbreitet, daß Niemand mehr daran habe arbeiten wollen. Richard ließ sich jedoch durch diese bösen Anzeichen nicht abschrecken, und er erlebte wirklich die Freude, seine Lieblingsfestung vollendet zu sehen; sie hatte siebzehn Thürme und acht Fuß dicke Mauern. Ludwig XIII. ließ sie zerstören, und während der Restauration erbaute man aus ihren Trümmern mehrere Klöster in der Umgegend. Was jezt noch von Schloß Gaillard übrig ist, bildet eine wunderschöne Ruine, welche wir auf unserer Rückfahrt bestiegen. In den Kasematten, welche niedrig und in einen weißen, kreidehaltigen, mit schwarzen Feuersteinen durchsezten Stein ausgehauen sind, haben wir folgende Namens-inschriften gefunden: Rossini. J. B. Byron. Sir Walter Scott, Bart. 17. Januar 1827. Daneben: J. Fenimore Cooper; und etwas weiter unten: Odilon-Barrot.

Pose vorüber, wo viele Schiffer wohnen und das Dampfschiff seinen Piloten wechselt, ziehen zwei romantische, mit schönen Buchenwäldern bewachsene Bergkegel die Blicke auf sich; und es dauert nicht lange, so öffnet sich vor uns das schöne Thal von Anfreville, welches die Andelle bewässert. Einen der Bergkegel am Eingang des Thals nennt man allgemein „den Hügel der beiden Liebenden,“ und es geht davon im Lande eine Sage, welche ich den Lesern das nächste Mal erzählen will.

Ed. K.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

Robert Owens Vortrag.

Als die Zeitungen vorige Woche ankündigten, Robert Owen sey in Paris angekommen und werde am folgenden Sonntag seine Lehre von der Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes in dem großen Saale des Hôtel de ville vortragen, ward meine Aufmerksamkeit außerordentlich gespannt auf das öffentliche Auftreten eines Mannes, welcher durch seine Bemühungen, die in Gesellschaft vereinigten Menschen glücklicher zu machen, sich seit zwanzig Jahren so großen Ruhm erworben, und in zwei Welttheilen vor einer unzähligen Menge von Zuhörern gesprochen hat, um ihnen seine Ueberzeugung mitzutheilen. Schon das Herumwandeln des Mannes in der Absicht, seine Lehre mündlich vorzutragen, würde Aufmerksamkeit verdienen; denn wenn ein Mann, das leichte Mittel der Presse verschmähend, es vorzieht, von einem Welttheil zum andern zu gehen, um sich mündlich mit den Völkern zu verständigen, so muß man voraussezen, daß dieser Mann auf seine Ueberredungsgabe rechnet, und hofft, mit besserem Erfolg unmittelbar auf ihren Geist zu wirken, kurz, daß er ein großer Redner ist, und daher mit Reden mehr ausrichtet, als Andere mit Schreiben. Auch hatte ich nicht vergessen, was über seine Arbeitsgemeinde zu New-Lanark bekannt geworden ist, so wie über die von ihm neu eingerichtete, vormals würtembergische Kolonie zu New-Harmony in den Vereinigten Staaten. Der Mann kam mir also beinahe wie ein Stifter eines Staates, wie ein Gesezgeber des Alterthums vor. Ich brannte vor Begierde, ihn, über welchen sich sogar die Staatsmänner im englischen Parlament entzweit hatten, persönlich kennen zu lernen; es mußte doch etwas Großes an dem Manne seyn, dessen Ansichten und Plane der jezigen Welt so wichtig geschienen, daß die englischen Gesezgeber dieselben zum Gegenstand ihrer Erörterungen gemacht hatten. Die Versammlung war präzis auf zwei Uhr Nachmittags angesagt worden. Um diese Stunde fanden sich auch eine Menge Herren und Damen ein. Die Thüre war aber noch verschlossen. Es hieß, Owen habe sich zu spät gemeldet, um den Saal zu bekommen, Andere sagten, sie haben ihn ruhig im Tuileriengarten spazieren gehen sehen. Erst um drei Uhr ging der Saal auf, und nun erschien auch sogleich Robert Owen, ein ältlicher, etwas grämlich aussehender Mann, dessen gefurchtem Antlize man es ansieht, daß er viel muß erfahren, empfunden und gelitten haben. Er hielt eine Papierrolle in der Hand, und neben ihm stand ein gewandter französischer Redner, welcher der Versammlung ankündigte, Jemand, der Owens zu haltende Rede in einer Uebersezung habe vortragen sollen, sey nicht erschienen; er, der Redner, wolle also als Dolmetscher dienen und die einzelnen Säze, welche Owen englisch vortrage, den Zuhörern französisch wiedergeben. Ich dachte mir, so etwa müssen sonst manche Missionspredigten gehalten worden seyn. Owen begann nun seine Rede, wobei sogleich die Rolle, welche er in den Händen hielt, etwas zu thun hatte. Er sprach nämlich so: da er die Rolle in der Hand halte, könne er nicht anders denken, als er halte sie; es hänge nicht von seinem Willen ab, zu glauben, er halte sie nicht; nun sey aber die ganze menschliche Gesellschaft auf den großen Irrthum gegründet, man könne anders denken, anders empfinden, als man wirklich thue. Der Mensch sey das Werk der Umstände, des Zufalls; sein Wollen, sein Glaube, sein Empfinden stehe nicht in seiner Macht. Wenn in dem jezigen Zustand der Gesellschaft eine Ehe geschlossen werde, so versprechen die beiden Eheleute, einander ewig zu lieben, da sie doch nicht vier-und-zwanzig Stunden lang für ihre Empfindung gut stehen können. (Hier entstand Murren unter den Zuhörern.) Ueberhaupt, fuhr der Redner fort, seyen alle Einrichtungen der jezigen Gesellschaft dem großen Zweck derselben, aus den Menschen rationelle Wesen zu schaffen, geradeswegs zuwider. Unterdessen hatte Owen allerlei kleine

Dinge ausgekramt, welche in Papier gewickelt waren, und welche die Neugierde der anwesenden Franzosen außerordentlich reizten. Es sollten Sinnbilder seyn, um den Zuhörern das, was er sagte, anschaulich zu machen. Bei rohem Volke, wie dasjenige, zu welchem Owen zuweilen in England und Amerika gesprochen, mag solche Allegorie ihren Nutzen gehabt haben; aber hier vor den gebildeten Zuhörern schien die Sache kindisch und läppisch. Eines dieser Sinnbilder war ein Maß, welches die menschliche Gesellschaft im Allgemeinen vorstellen sollte; dann hatte er ein ganz kleines Maß, wodurch das Zahlenverhältniß des Hofes zum Reiche versinnlicht wurde; dann wieder andere Stücke, um die Geistlichkeit, den Richterstand, die Adeligen, das Heer, den Kaufmannstand anzudeuten. Dabei gab er immer das Zahlenverhältniß an, wahrscheinlich, wie es sich in England gestaltet; denn in der Statistik Frankreichs ist Owen wohl schwerlich bewandert; auch mache hier der Adel keinen besondern Stand aus. Er sagte, in einem wohleingerichteten Staate, wie er ihn ausgedacht, würden alle die Stände, welche stets verzehren und nichts hervorbringen, ganz wegfallen. Zu diesen verzehrenden Classen rechnete er Geistlichkeit, Richter, Krieger, Handelsleute und Bankiers; der Adel sollte bloß umgestaltet werden und, wie es scheint, nicht ganz wegfallen. Mit der Erziehung der Jugend müsse eine gänzliche Reform vorgehen, da man bisher nur schlechte Eigenschaften bei den Kindern hervorgebracht habe, statt der guten, und die Natur doch gar nichts Böses schaffe, sondern lauter Gutes. Der Redner gerieth nun etwas in Eifer, rief: my friends! und sprach von dem Glücke, welches der umgestalteten Gesellschaft zu Theil werden solle; nichts als Vergnügen und Freude werde sie genießen. Jeder werde die möglich größte Summe von Reichthum produciren, und man werde nicht mehr, wie jezt, das grelle Schauspiel von Ländern vor Augen haben, welche, wie England und die Vereinigten Staaten, den größten Reichthum und den ergiebigsten Boden besizen, und dessenungeachtet das schrecklichste Elend in ihrem Schooße bergen. Hiemit beschloß Owen seine Rede, über welche die Zuhörer nicht wenig erstaunt waren; denn wie er die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts bewerkstelligen wolle, hatten sie aus seiner Rede, oder eigentlich aus seinen Aphorismen nicht erfahren. Den Franzosen ist aber mit einigen allgemeinen Sätzen nicht gedient; sie wollen klare Einsicht bekommen, wenn sie sich die Mühe nehmen, sich zu einer Versammlung zu begeben, wo man ihnen etwas vorzutragen hat. Es fehlte daher auch nicht an Männern, welche zu reden verlangten; besonders that sich ein Herr Brucker, bekannter unter seinem Schriftstellernamen Michel Raymond, hervor; er wünschte in seinem und mehrerer Zuhörer Namen zu erfahren, worin der Plan der Arbeitsanstalt oder Arbeitsgemeinde bestehe, in welcher jedermänniglich so viel Glückseligkeit zu Theil werden solle; Robert Owen erwiderte durch den Dolmetscher, Details habe er nicht mittheilen wollen, um die Aufmerksamkeit der Zuhörer nicht zu ermüden; so viel könne er sagen, daß in dieser Gemeinde Jedermann durch seine Arbeit reich werde und nur zwei bis drei Stunden am Tage zu arbeiten brauche. Brucker erwiderte, auf die Dauer der Arbeit komme es nicht so sehr an, als auf die Einrichtung; dies sey das Wichtigste, und gerade dies wünsche die Versammlung zu erfahren. Hierauf hatte Robert Owen nichts zu erwidern. Brucker wurde ungeduldig, fragte weiter, bekam aber keine Antwort. Dagegen ließ Owen einen lithographirten Plan seiner Anstalt umhergeben; das Gebäude soll schöner werden, als der prächtigste aller bisherigen Palläste, und in der That nahm sich das Ganze recht stattlich aus. Aber ein so aufgeklärtes Publikum läßt sich mit einem Plane nicht abfertigen. Ein anderer Redner verlangte gehört zu werden und sagte, wenn er Owen recht verstanden habe, so lasse sich seine Lehre auf zwei Hauptsätze zurückführen, nämlich: der Mensch sey das Spiel des Zufalls, sein Wollen und Treiben hänge ganz von den Umständen ab; zweitens, in einer wohleingerichteten Gemeinde könne der einzelne Mensch nicht zur Verantwortung gezogen, folglich auch seiner Vergehen wegen nicht bestraft werden (dies hatte Owen in der That behauptet); denn wenn er fehle, so sey dies der Gesellschaft zuzuschreiben, nicht ihm; mithin könne nur die gesammte Gesellschaft oder Gemeinde verantwortlich seyn. Diese doppelte Lehre nun, fuhr der Redner fort, scheine ihm der Fatalismus in seiner gröbsten Gestalt zu seyn, und folglich eine höchst unmoralische Tendenz zu haben. Ein Theil der Zuhörer stimmte ihm bei; ein anderer widersprach; mehrere Personen verlangten gehört zu werden; es entstand ein Wirrwarr, während dessen Owen ganz gleichgültig blieb; zulezt kündigte sein Dolmetscher an, die Sizung sey geschlossen, und so gingen wir auseinander, und waren nicht viel klüger als zuvor. Etwas so Elendes wie diesen Vortrag hatte ich doch seit langer Zeit nicht gehört, und ich zweifelte beinahe, ob dies derselbe Owen sey, von dessen großartigen Planen so viel gesprochen und geschrieben worden, oder ob nicht irgend ein dreister, unwissender Mensch seinen Namen mißbraucht habe, um das Pariser Publikum zum Besten zu haben. Owen hat sicher die besten Absichten; aber er muß ein gewaltiger Träumer seyn, wenn er sich einbildet, die menschliche Gesellschaft bedürfe einer gänzlichen Umwälzung, und er, der wandernde Schottländer, könne dieselbe in Ländern bewirken, deren Sitten, Einrichtungen und Verfassung ihm kaum bekannt sind. Man hat ihn in den hiesigen Tageblättern mit vieler Nachsicht behandelt, wie denn überhaupt ein Mann, welcher es sich zum Zwecke macht, das Schicksal der arbeitenden Classen zu verbessern, immer achtungswerth bleibt; nur sollte er sich zuvor von der Möglichkeit, seine Reformen durchzusetzen, überzeugen; daran scheint aber Owen bisher nicht gedacht zu haben. Wenn er nicht einmal in Amerika, wo er beinahe ein leeres Feld vor sich hatte, sein Gebäude mit Erfolg aufrichten konnte, wie kann er hoffen, größern Erfolg in Europa zu haben, wo das Herkömmliche und Altgebräuchliche ihm so mächtige Hindernisse in den Weg stellt? Welcher gebildete Pariser wird sich von seinen Vorspiegelungen hinsichtlich des Wohnens in schönen Pallästen und dreistündiger Arbeit und ewigen Vergnügens täuschen lassen? So etwas könnte den Armen einleuchten; aber diese besuchen die Versammlungen nicht, wo Owen seine Vorträge hält, und ein Almosen wäre ihnen wahrscheinlich lieber, als der Pallast, wozu der erste Stein noch nicht gelegt ist, und das herrliche Leben, das ihnen irgend einmal zu Theil werden könnte.

Dg.

Auflösung des Räthsels in Nr. 207.

Die öffentliche Meinung.

Beilagen:

Kunstblatt Nr. 70 u. Monatsregister August.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Ein und dreißigster Jahrgang.

1837.

September.

Stuttgart und Tübingen,

im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1837.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem **Morgenblatt** bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das **Morgenblatt** kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Bruchstücke oder Uebersetzungen mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das **Morgenblatt** eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindnngen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das **Literaturblatt** stellt sich zur Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des **Kunstblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jetzt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das **Kunstblatt** bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend oder beurtheilend seyn; in denen lezterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesezt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner

ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erschienene Bücher und Kupferwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem **Kunstblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „Morgenblatts", mit Einschluß des „Literaturblatts" und „Kunstblatts", kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „Literaturblatts" und „Kunstblatts" ohne das „Morgenblatt" . . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literaturblatt" . . . . 6 fl.
das „Kunstblatt" . . . . 6 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt" in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Räthsel.

Erzählungen.

Reisen.

Länder- und Völkerkunde.

Naturgeschichtliches.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Korrespondenz.

Kunst-Blatt.

Nro. 71.

Nro. 72.

Nro. 73.

Das historische Museum in Versailles. (Forts.) — Bemerkungen über den würtembergischen Kunstverein. (Forts.) — Denkmäler. — Medaillenkunde. — Numismatik. — Ausgrabungen und Alterthümer.

Nro. 74.

Bemerkungen über den würtembergischen Kunstverein. (Forts.) — Das historische Museum in Versailles. (Schluß.) — Ausgrabungen und Alterthümer. — Persönliches.

Nro. 75.

Jacobus da Varagine Aurea Legenda. — Bemerkungen über den würtembergischen Kunstverein. (Schluß.)

Nro. 76.

Altdeutsche Baukunst. Denkmal der Baukunst des Mittelalters in Sachsen, bearbeitet von Dr. Puttrich. — Kupferstichkunde. — Persönliches. — Nekrolog. — Technisches. — Neue Kupferstiche und Lithographien. — Kupfer- und lithographische Werke.

Nro. 77.

Kupferstichkunde. (Schluß.) — Altdeutsche Baukunst. Denkmale der Baukunst des Mittelalters in Sachsen, von Dr. Puttrich. — Kupfer- und lithographische Werke. — Literatur.

Nro. 78.

Ueber den Tempel der Athene auf Aegina. — Altdeutsche Baukunst. Der Dom zu Halberstadt, seine Geschichte, Architektur, Alterthümer und Kunstschätze durch Text, einen Stahlstich und sechs radirte Blätter versinnlicht von Dr. F. Lucanus. — Kunstliteratur. Lettera di Rafaello d'Urbino a Papa Leone X. Di nuovo posta in luce dal Cav. Pietro Ercole Visconti. — Literatur.

Literatur-Blatt.

Nro. 89.

Dramatische Literatur. Die Herzogin de la Balliere. Schauspiel in fünf Akten von E. L. Bulwer. Aus dem Englischen metrisch übertragen von A. v. Czarnowski. — Römische Geschichte. 13) Römische Briefe aus den lezten Zeiten der Republik, von Otto v. Mirbach. — 14) Römische Geschichte. Nach Niebuhr, Heeren, Wachsmuth, Schlosser u. A. Aus dem Engl. von F. Bauer. — Geschichte. Geschichte der Kreuzzüge und des Königreichs Jerusalem, von L. Chimani.

Nro. 90.

Reise. Pilgerreise nach Jerusalem und auf den Berg Sinai in den Jahren 1831, 1832 und 1833, unternommen von dem ehrwürdigen Vater Maria Joseph von Geramb, vom Orden der Trappisten. Aus dem Französischen im Einverständniß mit dem Verfasser. — Schriften über Armenwesen. 1) Staatswesen und Menschenbildung 2c., von F. H. — BODZ Reymond.

Nro. 91.

Schriften über Armenwesen. 1) Staatswesen und Menschenbildung 2c. — 2) Ist die Klage über die zunehmende Verarmung in Deutschland gegründet, welche Ursachen hat sie und welche Mittel 2c.? Beantwortet von Siegfried Justus I., König von Israel.

Nro. 92.

Schriften über Armenwesen. 3) Untersuchungen über Bevölkerung, Arbeitslohn und Pauperism, von Dr. Schmidt. — 4) Kritik des Armenwesens, von Jürgen Hansen. — 5) Ueber die Verarmung der akerbauenden Klasse. Ein Versuch von Albert v. Hummelauer. — 6) Historischer Bericht über die Quellen des bäuerlichen Schuldenzustandes im Fürstenthum Paderborn, von A. Meyer. — 7) Geschichtliche Darstellung der Kranken- und Versorgungsanstalten zu München, mit medicinisch-administrativen Bemerkungen von Anselm Martin. — 8) Die Kranken- und Versorgungsanstalten in Wien, Baden 2c., von Demselben.

Nro. 93.

Schriften über die Juden. 1) Das Staatsbürgerthum der Juden, vom Standpunkt der innern Politik beleuchtet von Robert Haas. — 2) A. T. Hartmanns neueste Schrift: Grundsäze des orthodoxen Judenthums, in ihrem wahren Licht dargestellt von Dr. Salomon. — Schriften über Gefängnißwesen. 1) Die amerikanischen Besserungssysteme, erörtert in einem Sendschreiben an Herrn W. Crawford, von Dr. Julius. — 2) Erbauungsbuch für Gefangene in Strafanstalten, von Dr. Müller. — 3) Lorenz oder die Gefangenen. Ein Lesebuch für Gefangene, von Demselben.

Nro. 94.

Schriften über die Juden. 3) Klagen eines Juden. — 4) Braminen und Rabbiner, oder Indien, das Stammland der Hebräer und ihrer Fabeln, von F. Nork. — Münzwesen. Kurzer Abriß aus der deutschen Münzgeschichte 2c.

Nro. 95.

Schriften über die Juden. 5) Geist des Judenthums. Aus dem Engl. (des d'Israeli, Vater). — 6) Der staatspapierende Milchjude oder Leben und Treiben der Vornehmen in Israel. — Geschichte. Lehrbuch der Universalgeschichte zum Gebrauche der höhern Unterrichtsanstalten, von Dr. Leo.

Nro. 96.

Schriften über die Juden. 7) Staatsverfassung der Israeliten, von Hüllmann. — Werke über Italien. Italien. Schilderungen für Freunde der Natur und Kunst, von Prof. Dr. Christian Kapp.

Nro. 97.

Schriften über die Juden. 8) Zur Geschichte der jüdischen Poesie 2c., von Franz Delitzsch. — 9) Die poetische Literatur der alten Israeliten, kritische Skizze von Dr. Guttenstein. — Taschenbücher auf 1838. Oesterreichischer Musenalmanach.

Nro. 98.

Chinesische Literatur. Das Blumenblatt. Eine epische Dichtung der Chinesen, von Dr. H. Kurz. — Geschichte. Joachim Lelewels kleinere Schriften geographisch-historischen Inhalts. Aus dem Polnischen von K. Neu.

Nro. 99.

Reise. Reise auf dem caspischen Meere und in den Kaukasus, unternommen in den Jahren 1825—1826 von Dr. Eduard Eichwald. — Dichtkunst. Drei Lieder aus der Frithiofssage, mit Begleitung des Pianoforte in Musik gesezt von Fr. Silcher. — Taschenbücher auf 1838. Cornelia.

№ 209.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 1. September 1837.

Mächtiger rühret
Bald sich ein Hauch,
Doch er verlieret
Sich bald im Strauch.
Aber zum Busen
Kehrt er zurück.
Helfet, ihr Musen,
Tragen das Glück!

Goethe.

Alpenfrühling. 1837.

(s. Nr. 190.)

Frühlingsarbeit.

[U]nten aus dem Wiesengrunde,
Recht wie aus der Luft herab,
Kommt in früher Morgenstunde
Hergerannt ein junger Knab,
Zieht ein tausendfarbig Eden
Hintennach an Aetherfäden.

Blau und röthlich angeglommen,
Wie man Morgenwolken sieht,
Kommt das Frühlingsheer geschwommen,
Das beschwingt zu Felde zieht;
Hoch voran der Götterknabe
Mit dem güldnen Zauberstabe.

Ueber Ströme sezt er munter,
Daß sie thauen seinem Hauch,
Steigt in jede Schluft hinunter,
Bückt sich über jeden Strauch,
Und besprüzt von grünen Flammen,
Zittert Wald und Flur zusammen.

Aus den klaren Lüften regnen
Grüße heimlich ausgetauscht,
Wie wenn Lippen sich begegnen,
Und verliebtes Schäkern rauscht;
Wellen tanzen, klingen, springen,
Die wie Pärlein sich verschlingen.

Farbenschmelz aus vollen Händen
Streut er aus in seinem Lauf,
Klettert an den Rebenwänden
Ueber Stock und Stein hinauf;
Und mit Freudenthränen regen
Sich die Reben ihm entgegen.

Hinter ihm mit buntem Flitter
Liegt beschneit der lange Weg;
Ueber Zäune, über Gitter
Sezt er raschen Sprungs hinweg;
Wie sein Athem drüber wehte,
Stehn im Grün die Gartenbeete.

Heimlich konnt' ich ihn belauschen
Unter'm Baume, wo ich lag:
Durch die Wipfel ging ein Rauschen,
Wie von leisem Flügelschlag;
Vielgeschäftig in den Zweigen
Hatt' er hin und herzusteigen.

Wie er Jegliches beschickte,
Hab' ich lang ihm zugesehn,
Bis er mir herunternickte,
An mein' Arbeit auch zu gehn.
Und so hab' ich meiner Lieben
Auf dem Knie dies Lied geschrieben.

Am Murtensee.

Die Berge glühn, es glühn die Wolkenschwäne;
Des Tages Auge, schön im lezten Prangen
Erglänzt, wie über freuderothen Wangen
Ein großer Tropfen, ein lichte Thräne.

Das Ufergrün, die krause Wogenmähne
Durchzittern Funken, bunte Sonnenschlangen,
Forellen springen, schäkern unbefangen
Um wohlbekannte Gäste, leichte Kähne.

So fein, so still, so lau und klar und eben,
So war mir nie, so wohl im sanften Leide;
Und in des Traumes Hand dahingegeben,

Hat mir der Genius zur Augenweide
Den See, die Berge, dieses Ruheleben
Gemalt noch schöner auf der Dichtung Seide.

Ruhe.

Tief im grünen Grase liegen,
Ueber mir die goldne Höh —
Ach ich fühl' in mir sich wiegen,
Hold sich küssen Lust und Weh.

Bräutlich nah ist mir die Erde,
Daß ihr Herz an meinem bebt;
Auf mein Aug' mit Huldgeberde
Blau der Himmel niederschwebt.

Und es glänzen Erd' und Sonne
In der Seele offnem See:
Irdisch wird des Himmels Wonne,
Himmlisch wird der Erde Weh.

Andacht im Gebirge.

Vom grünen Walde heimgegangen,
Komm ich grünen Muthes,
Von kühler Bergesluft umfangen,
Erfrischten Blutes.
Wie ist das Herz so still, so voll
Von wundersüßem Klang,
Der aus der tiefen Waldnacht quoll
Die Morgenluft entlang.

Und auf die Kniee sink' ich nieder
An der Waldesecke,
Ein selig Beten find' ich wieder:
O blaue Decke!
Du hoher Dom, erklingend leis,
Ihr Blumensterne fromm,
Anbetend Schweigen rings im Kreis,
Ein himmlischer Willkomm!

O sanfte Lust, entzücktes Sehnen,
Gruß aus lichter Ferne,
Du willst das Herz in's Ew'ge dehnen,
Das bräche gerne!
Denn Menschenwonne, göttlich reich,
Ein heilig, selig Leid,
Erdrücket fast und hebt zugleich
Den Geist im Erdenkleid.

Noch hehr die Berge Gottes stehen,
Wie in alten Tagen;
Auf Bergen geht Gebetes Wehen
Und will uns tragen
Hinauf zum heitern Gotteszelt,
Wo sich's so selig ruht:
Du Geist der Freuden, Geist der Welt,
Nimm uns in deine Hut!

Ludwig Seeger.

Die noblen Passionen.

Von Wilhelm v. Chézy.

Das Spiel.

Die Leidenschaft des Spiels, welche unter den mannichfachsten Formen seit den ältesten Zeiten den Völkern des Erdrundes bekannt ist, hat schon allen denen, welche in irgend einer Weise sich gegen die Menge aussprechen, einen reichhaltigen Stoff gegeben, ohne daß alle Dichter, Geschichtschreiber, Gesetzkundige, Weltweise, Aerzte und Gottesgelehrte denselben gänzlich erschöpft hätten; weßhalb auch wir nicht fürchten müssen, nur Veraltetes hier zu wiederholen, indem wir das Spiel in den Kreis unserer Betrachtungen ziehen. Doch maßen wir uns keineswegs an, den Gegenstand vollkommen darzustellen, und wenn wir auch etwas weit ausholen, so geschieht dies nur, um unsere persönliche Ansicht davon in ein helleres Licht zu setzen, was, manchen Lesern gegenüber, nicht ganz und gar überflüssig scheinen dürfte, weil viele von ihnen durch die Leidenschaft des Spiels, oder doch durch eine

überwiegende Neigung dazu beherrscht werden, ohne sich von ihrem Treiben Rechenschaft geben zu können, und wiederum andere, glücklicher denn die ersten, kaum wissen, was Spielen ist, obschon sie an jedem Abend oder Nachmittag ihre friedsame Partie machen.

Die Lust am Spiel mag zuvörderst aus dem Trieb nach fröhlicher Zerstreuung entsprungen seyn, der auch dem Thiere inwohnt, das, wenn es sich gesättigt und behaglich fühlt, scherzt und spielt, wie auch Kinder thun; der in den Jahren vorgerücktere Mensch aber findet seine Aufmerksamkeit nicht genugsam in Anspruch genommen, wenn die Zerstreuung ihm nicht ein Ziel darbietet, das ihn durch irgend etwas Anziehendes fesselt, und wie von selbst schreitet hier der Reiz des Gewinnens und des Gewinnes ein, so daß zwei mächtige Hebel des gesellschaftlichen Lebens hier zugleich in's Gefecht geführt werden: der Trieb, einen Sieg zu erringen, und die Habsucht, wobei denn naturlicherweise die eine Schale um so höher steigt, je tiefer die andere sinkt.

Die Spiele unserer Zeit haben im Allgemeinen, bis auf wenige Ausnahmen, den Geldgewinnst zum Hauptzweck, und werden eben dadurch so gefährlich, weil ein leidenschaftlicher Spieler einen unverhältnißmäßigen Aufwand von Geld und Zeit, den zwei kostbarsten Besitzthümern des äußern Lebens, dabei macht. Das sonstige sittliche und leibliche Verderben, das denjenigen bedroht, der sich dem Spiel allzusehr hingibt, brauchen wir kaum zu erwähnen; denn es ist bekannt, daß der Spieler von Gewerb gar zu leicht auch dem Laster anheimfällt, vor allem dem Trunk, sey es im Uebermuth des Gewinnes, sey es in der Verzweiflung des Verlustes, jedenfalls aber im wüsten Taumel eines alles Höheren entkleideten Daseyns, und dann den niedrigsten Ausschweifungen der Sinnlichkeit, schon deßhalb, weil ihm keine Zeit bleibt, die er auf die Galanterie verwende. Ueber die Einwirkung des Spiels an und für sich auf die Gesundheit haben die größten Aerzte nur eine Meinung. — Doch ist dies alles vorzüglich auf die Hazardspiele zu beziehen, auf die wir weiter unten zurückkommen werden.

Nach unserm Sprachgebrauch ist die Eintheilung aller Spiele eine dreifache: wir kennen Gesellschaftsspiele, die man auch erlaubte nennt, verbotene oder Hazardspiele, und Wetten, die eigentlich nur ein ausgedehnterer Begriff aller Spiele überhaupt sind, da jegliches von ihnen sich auf eine Wette gründet, sobald der zum Voraus bestimmte Erfolg den Gewinn und den Verlust entscheidet. Die Grenze zwischen den erlaubten und verbotenen Spielen ist in verschiedenen Ländern verschiedentlich gezogen, ungefähr da, wo bei den mannichfachen Arten Zufall und Geschicklichkeit mit gleichem Einfluß entscheiden, wobei es nicht möglich ist, auf dem Gebiet der Uebergänge, namentlich bei den Kartenspielen, ganz logisch zu verfahren. Das Freigeben der Commerzspiele ist ein Zugeständniß, welches auch die in dieser Hinsicht strengsten Gesetzgebungen einer Neigung machen mußten, die sie als gefährlich erkennen, ohne daß sie ihr jeden Ausweg versperren dürfen, versperren können; aber dem Mißbrauch dieser erlaubten Spiele haben sie nur insofern vorbeugen können, als sie jede Spielschuld außer dem Gesetz erklärten. Ueber die Hazardspiele hegen die Regierungen verschiedene Ansichten; einige versuchen, durch Errichtung öffentlicher Banken die Leidenschaft unter Aufsicht zu stellen und Nutzen davon zu ziehen, andere, sie durch ein unbedingtes Verbot unter Androhung strenger Strafen zu unterdrücken.

Unter den erlaubten Spielen stehen zwei oben an, die für edel gelten: das Schachspiel, welches nur des Gewinnens halber (oder, wie man sagt, um der Ehre willen) gespielt zu werden pflegt, weil es so kunstreich an und für sich ist, daß es keines andern Reizes bedarf, und das Billard, bei dem ebenfalls der Sieg mehr erfreut, als der Gewinnst. Die Kreuzfahrer haben das Schachspiel aus dem Morgenland in ihre Heimath gebracht, wo es nun seit so vielen Jahrhunderten ein bleibendes Bürgerrecht behauptet, und vielleicht behaupten wird, so lange Europa nicht in jene Barbarei versinkt, die ihm, wie Manche prophezeihen, bevorstehen soll; doch auch dann wäre noch die Frage, ob dies Spiel nicht den Verfall aller Blüthen des Geistes überlebte, wie im Orient. Das Schachspiel ist eine Erholung tiefer Geister und starker Gemüther; als Conradin und sein Freund beim Schachbrett saßen, hatten sie mehr Aufmerksamkeit für ihr Spiel, als für den ihnen angekündigten Tod durch Henkershand. Die Engländer pflegen es um Geld zu spielen und Anlaß zu starken Wetten davon zu nehmen; vor Kurzem haben die Schachklubbs von London und Paris durch Korrespondenz eine berühmte Partie gespielt, die zu bedeutenden Wetten führte. Im Ganzen jedoch ist das Schach zu ernst für ein gewöhnliches Spiel, und kann deßhalb nicht jenen lieb werden, die eine leichte, flüchtige Erholung suchen, wie sie die wechselnden Launen des Zufalls bieten, der hier gar keinen Einfluß übt. — Die übrigen Brettspiele, als Damenspiel, Trictrac und Zwickmühle, haben gar nichts vom Geist des Schachspiels in sich, und gelten für langweilig. — Das Billard erfordert körperliche Gewandtheit, die sich ohne besondere Kraftanstrengung offenbart; der Geist bleibt dabei nicht ganz unbeschäftigt, weil eine gewisse Berechnung nothwendig wird, die Aufmerksamkeit ist stets gefesselt, und auch der Zufall hat dabei sein bescheiden Theil. Es gibt zwei Hauptarten, dies Spiel zu spielen: die englische Weise, nach der man mit ängstlicher Berechnung so viele Vortheile als möglich zu erringen sucht, und die noble, nach der man, ebenfalls zwar mit dem Vorsatz, zu gewinnen, sich bemüht, auf eine elegante und wagliche

Art zu spielen, und stets darauf bedacht ist, auch den Gegner wieder zum Stoß kommen zu lassen.

An das Billard reiht sich das Kegelspiel, das, so allgemein es auch immerhin sey, dennoch als ein altvaterländisches Vergnügen und als körperliche Uebung den höhern Ständen zu empfehlen ist, die es auch in den gesegnetsten Gegenden Deutschlands mit Eifer treiben, während in andern nur Bürger und Bauern sich noch damit befassen. In frühern Zeiten wurde das Kegeln zu den Hazardspielen gerechnet; so verbot Carl IV. von Frankreich im Jahr 1323 mehrere Spiele, darunter neben den Würfeln auch die Kegel genannt werden, bei vierzig Sols Parisis Strafe, weil „diese Spiele von Waffenübungen abhielten.“ Auch die Ordonnanz von Orleans (i. J. 1560) verbietet durch den Artikel 101 alles Krimpenspiel (brélans), Würfeln und Kegeln.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, August.

Dampfschifffahrt. Sommer.

Ein Hauptwallfahrtsort für unsere Spaziergänger war seit einiger Zeit das ehemalige Jagdschloß Uebigau an der Elbe. Sie wollten die erste Fahrt des in der dortigen Maschinenfabrik gebauten Dampfschiffs mit ansehen. Schon sehr lange war in Dresden die Anwendung der Dampfschifffahrt auf dem Elbstrom von Zeit zu Zeit zur Sprache gekommen. Bereits vor mehreren Jahrzehnten hat ein Engländer Namens Humphrys um ein Privilegium auf die Einführung derselben angesucht; aber einestheils mögen wohl damals die Innungsgerechtsame der Elbschiffer, anderntheils die bald nachher eingetretenen kriegerischen Umstände der Sache in den Weg getreten seyn. Später hatte ein gewisser Knab den Plan, ein Dampfboot, wenn ich nicht irre, zunächst für gesellschaftliche Lustpartien auf der Elbe zu erbauen; allein auch das kam nicht zu Stande. Unter mehreren andern Projekten gelangte nur ein einziges durch den vor einigen Jahren verstorbenen Begründer der hiesigen Zuckerraffinerie, Calberla, zur Ausführung. Drei Jahre benuzte es der, allen Freunden des industriellen Fortschreitens gewiß noch lange in dankbarem Andenken bleibende Mann zum Waarentransport zwischen Hamburg und Dresden. Neuerlich, wo sein einziger Sohn ganz in die väterlichen Fußstapfen getreten, ist die Fahrt dieses Dampfschiffes eingestellt worden, weil solches die Kosten nicht hinreichend deckte. Allein die vielen, so reizend am Elbstrom gelegenen Naturpunkte, hauptsächlich zwischen Dresden und Tetschen in Böhmen, mußten wohl den früher schon gehegten Wunsch, die Dampfschifffahrt zum Besuche dieser Punkte angewendet zu sehen, immer wieder auffrischen. So bildete sich denn, unter Leitung des mit den neuesten Leistungen der Technik innigst vertrauten Lehrers der Mathematik am hiesigen technischen Institute, Professors Schubert, zu diesem Zwecke die Aktiengesellschaft, welche das neue Dampfschiff in das Leben gerufen hat. Schon während des Baues wuchs die Ungeduld auch der Nichtaktionäre; als endlich Alles fertig erschien, vermehrte jeder Tag die Zahl der auf die Abfahrt des mit der Königskrone und dem Namen „Königin Maria“ geschmückten Fahrzeugs höchst begierigen Stadtbewohner. Aber ihre lange Promenade bis Uebigau war mehrmals fruchtlos gewesen, so daß bereits hie und da Zweifel an dem Gelingen laut wurden. Indessen waren die mancherlei in der Eigenthümlichkeit des Elbbettes liegenden Schwierigkeiten und Hindernisse, von denen das Unternehmen bedroht war, allgemein bekannt, und man vermuthete, daß nur ein öffentlicher Versuch werde bedenklich gefunden werden. Und so mochte es auch gewesen seyn; ohne Zweifel wollte man das wohlgestaltete, allem Ansehen nach überaus rüstige Kind nicht einem, vielleicht durch irgend einen besondern, gar nicht vorauszusehenden Zufall herbeigeführten Straucheln vor fremden Augen aussezen, und daher die Probe gewissermaßen hinter dem Rücken der städtischen Neugier, d. h. zu einer Zeit machen, wo die Abfahrt nicht vermuthet wurde. Nach öfterer, völlig gelungener Wiederholung derselben unternahm man endlich am 30sten Juli eine Fahrt nach der fünf Stunden von hier entfernten Stadt Meißen, welcher ein Theil der Aktionäre beiwohnte. Sie ging vollkommen befriedigend in einer Zeit von 1³/₄ Stunden von statten. Die Rückfahrt war nicht minder günstig, nur bot der eben stark angeschwollene Strom, gegen den es nun ging, einen sehr mächtigen Widerstand, so daß man 4¹/₂ Stunden brauchte. Seitdem wurde die Fahrt öfters wiederholt, und man hofft nun recht bald auf dem neuen, anmuthigen Wege der mit Recht von Einheimischen und Fremden so gern besuchten Pläze, der „Bastei,“ des Ottewalder und tiefen Grundes, des Königsteins, Schandaus, Tetschens u. s. w. sich erfreuen zu können. Zu einem zweiten Dampfschiffe soll bereits alles Erforderliche fertig, ja schon der Anfang eines dritten gemacht seyn. Es ist zu hoffen, daß auch künftig, bei niedrigem Wasserstande, die Kunst den Hindernissen gewachsen seyn werde, welche die Natur durch die Eigenthümlichkeit des Elbstroms ihr in den Weg legte. Denn sollte im Falle zu kleinen Wassers die Unterbrechung der Dampfschifffahrt zu lange dauern, so würde der Ertrag den von dem Unternehmen gehegten Erwartungen wenigstens nicht vollständig entsprechen. Nach nunmehr erfolgter Befriedigung der allgemeinen Neugier nehmen natürlich die täglichen Wallfahrten nach Uebigau wieder beträchtlich ab. Außer der Hauptsache hatten sie früher noch einen großen Nebenreiz an dem würzigen Dufte der Linden, mit denen das Gebiet allenthalben besezt ist. Der aus einem sehr winterlichen Lenze hervorgegangene treffliche Sommer hat die Lindenblüthe diesmal überaus üppig und kraftvoll entfaltet und ihrem Dufte eine ungewöhnlich lange Dauer verliehen. Mehrere Wochen war an jedem Morgen und Abend die Luft, sogar mitten in den Steinmassen der Stadt, von dem Wohlgeruche ihrer mit schönen alten Lindenbäumen so reich gesegneten Umgebung erfüllt. — Die besondere Schönheit des jezigen Sommers, welche alle unsere Hotels und Gasthöfe mit Fremden überfüllt, hat auch einen außerordentlichen Einfluß auf das Flußbaden. Schon im vorigen Jahr war es zur eigentlichen Mode geworden, und die Elbschiffer bemächtigten sich dieses, aus langem Schlafe neu in das Leben getretenen Industriezweiges. Wohl an achtzig Badehäuschen liegen am Elbstrom unter der Brühlschen Terrasse und weiterhin, außer den gemeinschaftlichen Elbbadeplätzen, und doch sind alle diese Häuschen an schönen Tagen dergestalt besezt, daß die Badelustigen gar oft stundenlang warten müssen, obschon nebenher auch der Prießnitzbach ungleich stärker als sonst zum Baden benuzt wird.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 89.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 210.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 2. September 1837.

Quoique à l'Opéra les sens soient agréablement frappés par l'éclat et la magnificence, cependant, comme l'esprit n'y trouve rien qui le touche ni qui l'attache, on tombe bientôt dans l'ennui et dans une lassitude inévitable.

Saint-Évremont.

Der goldene Schuh.

Ein Feenmährchen.

Zur ewig denkwürdigen Zeit, als die verbündeten Monarchen in Paris ihren Einzug hielten, befand ich mich in der unmittelbaren Nähe eines bedeutenden und einflußreichen Mannes, dessen Name, jezt verklungen, damals vielfach genannt wurde, und der mich in einer ehrenvollen Wirksamkeit erhielt. Ihm danke ich es, daß ich jene Zeit in lebendiger Nähe geschaut, und daß die großen Interessen der merkwürdigsten Periode des Jahrhunderts ebenfalls ihren Weg durch den kleinen, unberühmten Raum meiner Hirnschale nahmen. Die Gedanken, die Bilder, die Empfindungen, die sie auf diesem Durchzuge hinterließ, genügen, um Leben und Bewegung selbst in die thatenlosen und düstern Jahre des spätesten Alters zu bringen. Wer Großes erlebt, kann fürder nie klein denken.

Es war am Abend unsers Einzugs, als die große Oper ein festliches Ballet zum Willkomm uns darbot. Alles, was Paris an Glanz, Sinnengenuß und Pracht in sich schloß, entfaltete sich, um an jenem Abend eine begeisterte Menge mit dem Taumel entzückender Harmonien zu überschütten. Den Saal erfüllte der Glanz der Lichter und Diamanten. Jede Loge war ein prächtiger kleiner Salon, gefüllt mit den ersten Schönheiten und den glänzendsten Namen der Zeit, ein funkelndes, blendendes Gemisch von Ordenssternen und wallenden Straußfedern. Das waren die Blumen, die aus so vielen Gräbern jenseits des Rheins erblüht, das die Sterne, die aus den Nebeln kalter, einsamer Schlachtfelder emporgestiegen waren. Frankreich vermählte sich der Legitimität, und der Brautschmuck blizte im Saale der großen Oper. Man gab das Ballet Alexander und Campaspe von Vestris. Gewiß ein recht langweiliger Stoff für ein Ballet, aber an diesem Abend dachte Niemand daran, ihn langweilig zu finden, an diesem Abende war das Schauspiel diesseits der Lampen, nicht jenseits. Es war einer der seltenen Fälle, wo das große Spiel der Zeit das kleine der Bühne gänzlich zu Boden drückt. Niemand im Saale hatte Zeit, an Alexanders griechischen Mantel zu denken, und obgleich das Herz in keiner Brust ruhig klopfte, so schlug doch keines für die Compositionen des großen Vestris. Es wurde getanzt, weiter weiß ich selbst nichts zu sagen. Einige wollten sogar bemerkt haben, daß sehr gut getanzt wurde. Es kann seyn, ich liebe den Tanz überhaupt nicht leidenschaftlich, und jenen kalten, mit Allegorien überladenen Tanz der Kaiserzeit konnte ich nun vollends gar nicht ausstehen. Es war damals, als hätten die Beine eines hübschen Mädchens urplötzlich Verstand bekommen, und von dem Moment hörte ihre poetische Tollheit, ihr graziöser Wahnsinn auf; sie tanzten verständig und mit

voller Ueberlegung. Der Tanz aber soll eigentlich ein Wandeln eines Mondsüchtigen seyn, nur poetisch geordnet, ein unbewußter magischer Zustand, der den Körper auf den Wellen des Stroms einer unbekannten Melodie dahinreißt. Es muß eine ewige, unzerstörbare Jugendlichkeit im Tanz liegen, man muß lächeln können und staunen zugleich über seine Tollheit und Unschuld, wie man sich über das lachende Auge eines Kindes freut und verwundert, das bei seiner hellen Klarheit so viel übermüthigen Muthwillen kündet. Es war jammerschade, daß die hübschen kleinen Füße der Mademoiselle Bigottini Geschichte studirt hatten. Was in aller Welt hat die große Zehe einer Tänzerin mit Alexanders Zug nach Indien zu thun? Und das verwünschte Kostüm, die griechischen Haarknoten von fünf Zoll Länge, die dem armen Kinde den Kopf in den Nacken zogen, die albernen Diademe und die noch alberneren rothen und blauen Draperien, in die die Helden wie Säuglinge eingewickelt erschienen: es war zum Erbarmen! Und hunderttausend Lampen waren angezündet worden, um so viel Armseligkeit zu beleuchten; aber wie gesagt, das eigentliche Schauspiel war diesseits der Lampen.

Ich dachte, als ich fünf Stunden an meinen Platz geschmiedet gesessen hatte, wie es im Hamlet heißt: „ich wollte es wäre Schlafenszeit und Alles wär' vorbei,“ so sehr war ich zuletzt ermüdet und abgespannt. Ich saß, in meine Logenecke gedrückt, und ließ den Strom der Melodien an meinem Ohr vorüber rauschen und schloß mein Auge dem Glanz der Lichter. Eine geraume Zeit mochte so vergangen seyn, als mich das wilde, eigenthümliche Geräusch, das tausend klatschende Hände verursachen, aus meinen Träumen erweckte. Ich blickte zur Bühne und bemerkte nur noch den Zipfel des rosenrothen Gazegewandes einer Tänzerin, die eben hinter den Coulissen verschwand. Der Beifall galt ihr; bald darauf fiel der Vorhang. Ich blieb ruhig sitzen und wartete, bis das Haus sich leerte; trotz dieser Vorsicht traf ich draußen auf dicht gefüllte Gänge und Treppen, die jeden Versuch, sich schnell in's Freie durchzuarbeiten, als eine Unmöglichkeit erscheinen ließen. Der Unmuth übermannte mich. Ich hatte mich von meinen Gefährten getrennt und sah diese aus weiter Entfernung mir zuwinken. In der Eile nahm ich meinen Weg in einen Seitencorridor und bemerkte zu spät, daß dieser, anstatt auf die Straße zu münden, in das Innere des ungeheuren Gebäudes führte. Was war zu thun? In dieses Labyrinth einmal hineingeworfen, mußte ich es kein kleines Mißgeschick nennen, daß die einzelnen Lampen, die im Verlöschen begriffen waren, endlich ganz verschwanden und einer tiefen Finsterniß Platz machten. Ich wollte umkehren, aber auch hinter mir war es Nacht geworden. Einige Sekunden vergingen, ohne daß ich wußte, was ich thun sollte, und ich lehnte unentschlossen an der Mauer des Ganges.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Spiel.

(Fortsetzung.)

Keines bessern Ansehens scheinen in Deutschland vor Zeiten die Kegel genossen zu haben, denn wir wissen durch Westenrieder, daß die Kegelbahnen in München unter Aufsicht des Scharfrichters standen, bis endlich diese Voigtey durch eine jährliche Entschädigung von Seiten des Magistrats abgelöst wurde. — Zu häufiges Kegeln gibt leicht dem Körper eine gemeine Haltung. — Das **Ballspiel** ist in Deutschland ganz abgekommen; in frühern Zeiten war es das, was jetzt das Billard ist, und wurde in öffentlichen Häusern gespielt, wobei von Ranquets oder Marqueurs das Zählen und das Aufheben der Bälle besorgt ward, die, nach Art der antiken Bälle, mit Leder überzogen, mit Luft gefüllt waren. — Der Ballon, der gewöhnliche Spielball und der Federball gehören jetzt den **unschuldigen** Spielen an.

Eine Hauptrolle in den Spielen unserer Zeit, wo nicht die erste, ist den Karten angewiesen. Sie scheinen zuerst im Morgenlande behufs der Wahrsagung erfunden und durch Zigeuner nach Europa gebracht worden zu seyn. Nach Deutschland sind sie aus Italien gekommen und bald so heimisch geworden, daß die wälschen Benennungen sich alsbald in deutsche wandelten, und statt der Schwerter, Stäbe, Becher und Schilder auf den bunten Blättern sich Eicheln, Schellen, Herz und Laub (Grün) zeigten. Das älteste deutsche Spiel soll „Lanzknecht“ gewesen seyn; doch wissen wir nicht genau zu sagen, ob es dasselbe war, das wir unter diesem Namen kennen.

Der große Verbrauch der Karten rief schon im vierzehnten Jahrhundert den Kartendruck, den Vorläufer des Bücherdrucks, in's Leben; die Kartenmacher hießen Briefmaler, Briefdrucker, so wie noch heutzutag in Oberösterreich das Landvolk unter Brief auch ein einzelnes gedrucktes Blatt oder ein Heiligenbild versteht. Jedenfalls ist der Kartendruck älter als der Zeitpunkt, in den sogar jetzt noch die Franzosen die Erfindung selbst der Karten überhaupt versetzen, indem sie behaupten, die ersten Karten hätten gedient, die Melancholie ihres Karls VI. zu zerstreuen; doch sind die neueren Benennungen der Farben: Coeur, Carreau, Pique und Trefle (beim Volke: Herz, Eckstein, Schippen und Kreuz), so wie die Verwandlung des Obern (des großen Wenzel) in eine Dame von französischer Erfindung aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts. — Die deutsche Karte ist in vielen Gegenden jetzt gar nicht mehr üblich, in andern nur noch unter dem Landvolke.

Die Spiele, zu welchen die Karten verwendet werden, sind von so mannichfacher Art und so verschiedenartigen Benennungen, daß es schier nicht möglich ist, sie alle zu

kennen und zu nennen; in der Gesellschaft bestimmt die Mode diejenigen unter ihnen, welche vorzugsweise gespielt werden, während in den niedern Ständen hierin weniger Wechsel Statt findet. — Der allgemeine Charakter der erlaubten Kartenspiele besteht darin, daß der Zufall zwar dem Spieler die Blätter zutheilt, dieser aber in den meisten Fällen durch eigene Berechnung die Partie ausführen muß, sein Glück entweder benutzend oder die Ungunst des Zufalls durch Geschicklichkeit in etwas verbessernd, nur daß nicht etwa diese Verbesserung sich zu dem erstrecke, was der Franzose so höflich „corriger la fortune“ nennt. Eine aus dem Kartenspiel hervorgegangene Erfindung scheint das Domino zu seyn, eine friedliche Zerstreuung stiller Leute, die Nachmittags ihre Partie um eine Tasse Kaffee und ein Schnäpschen zu machen lieben. — Das Spielen in Gesellschaften hat irgendwer für ein Eingeständniß erklärt, daß die Leute nicht im Stande wären, sich gegenseitig aus eigenen Mitteln zu unterhalten. Etwas Wahres scheint an dieser Behauptung zu seyn, und zweifelsohne steht es einem Manne von Bildung nicht sehr wohl an, wenn er seine Muße ausschließlich auf ein Vergnügen verwendet, welches so eintönig ist, daß es nicht einmal die kleinste Leidenschaft aufregt und die Einbildungskraft nicht im Geringsten beschäftigt; doch gehört es zur Erziehung des Weltmanns, sich auf die üblichen Spiele zu verstehen und sie im Nothfall mit Anstand und Geschicklichkeit zu treiben.

Eine ganz andere Bewandtniß als mit den Gesellschaftsspielen hat es mit den Hazardspielen, in denen sich alles das, was das Spiel Anziehendes und Gefährliches in sich hegt, vollkommen vereinigt findet; vor allem ist es das neckische Walten des Zufalls, das unsere Phantasie zu den abenteuerlichsten Berechnungen hinreißt, so daß wir, ehe wir uns dessen versehen, in den Strudel hineingezogen, alsbald nur noch willenlose Werkzeuge der Leidenschaft sind. Vorzüglich sind es muthige, an keckes Wagniß gewöhnte Männer, die gar zu gern mit dem unergründlichen Zufall in die Schranken treten; und hier wird das Hazardspiel zur noblen Passion, sobald der Spieler, ohne seine oder der Seinigen irdische Wohlfahrt zu gefährden, nichts wagt, als gerade nur sein Gold, und nichts im Grunde verliert, als just nur eine Zeit, die er doch zu nichts Besserem angewendet hätte, als sie zu verplittern. Er verliere noch so viel, daheim ist dennoch sein Tisch gedeckt und sein Stammgut bleibt seinem Nachfolger unversehrt, wie er selbst es von seinem Vorfahren überkommen. Wehe aber dem, zu welchem sich Sorge und Angst an den Spieltisch setzen und den die Vorwürfe des Gewissens unabweisbar von dannen geleiten; denn während er seine Pflichten so freventlich verlezt, untergraben die Gemüthsbewegungen seine geistigen und körperlichen Kräfte, selbst wenn er, was jedoch ein seltener Fall ist, nicht auch nebenbei andern Ausschweifungen sich hingibt. Diesen Gefahren entgeht nur der, welcher über Gewinn und Verlust erhaben steht, woher es auch kommt, daß Spieler gewöhnlich sich den Anschein geben wollen, als sey ihnen das Spiel nur eine noble Passion, indem sie, den äußern Anstand behauptend, Ruhe und Gleichgültigkeit heucheln. — Wie sehr das ungeeignete Spiel den Menschen entwürdige, zeigt unter andern auch der Umstand, daß schon so Viele nicht den Muth hatten, die Folgen ihrer leidenschaftlichen Handlungsweise zu tragen, und in ihrer grundlosen Entsittlichung das feigste aller Verbrechen verübten, das nie gerechtfertigt werden kann, wenn auch hie und da entschuldigt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Königin Victoria und die Pfennigschreiber.

Zu demselben Pariageschlecht in der Literatur wie unsere Roman- und Memoirenübersetzer gehören die englischen Penny-a-liner's, jene armen Teufel, welche die Londoner Zeitungen mit Berichten über die Tagesbegebenheiten versorgen und für die gedruckte Zeile einen Groschen rheinisch erhalten. Für sie ist der Beinbruch eines Gentleman ein Glücksfall, und ein Diebstahl bringt ihnen je nach seinem Belang mehr oder weniger Schillinge ein. Die guten unter ihnen besitzen die Kunst, Alles, was im täglichen Leben Erschreckliches, Aergerliches, Rührendes, Lächerliches, Offizielles sich ereignet, in künstlichem Lichte effektvoll hervorzuheben, und ihr schwunghafter Styl gleicht einer Maschine, die mit jedem Umlauf des Rads einen blanken Pfennig prägt. Seit einem Monat, wo die große Angelegenheit der Parlamentswahlen die Spalten der Journale mit real intelligence, wie der Engländer sagt, überfüllte, hatten diese Leute unwillkommene Ferien, und manches prächtige Unglück machte ihnen auf ihren langen Spaziergängen vergeblich den Mund wässerig. Kaum aber ist das Verhältniß zwischen Tories und Liberalen ermittelt, so sind sie heißhungrig bemüht, ihre Verluste hereinzubringen. Königin Victoria verspricht ihnen ein guter Engel zu werden: die erhabenen Tugenden, die liebenswürdigen Launen, die großen und kleinen offiziellen Handlungen der königlichen Jungfrau sind baares Geld für sie. So wurde vor einigen Tagen in Hydepark ein neues Thor mit einiger Feierlichkeit eröffnet und von der Königin zuerst befahren. Wir geben den betreffenden Bericht des Londoner Couriers, als Probe vom Styl und der Kunstfertigkeit der Penny-a-liner's.

„Es war ruchbar geworden, daß die Königin der am gestrigen Tage erfolgten Oeffnung des in Hydepark, dicht neben dem in den Garten von Kensington führenden Eingang, an der Bayswaterseite neu eingerichteten Thors in Person anwohnen werde, und so fand sich lange vor fünf Uhr, zu welcher Stunde die Eröffnungsfeierlichkeit stattfinden sollte, eine große Menge wohlgekleideter Personen an Ort und Stelle ein und besezte die Straße, auf welcher Ihre Majestät erwartet wurde. Um fünf Uhr kam die Musikbande der königlichen Artilleriecompagnie, deren Generalkapitän Se. Hoheit der Herzog von Sussex ist, aus Finsbury an und stellte sich innerhalb des Thors zur rechten Hand auf. Etwa zehn Minuten später langte der Herzog von Sussex, in Begleitung von Lord John Churchill und Master Stephenson, im eigenen Wagen an und nahm Platz in der glänzenden,

dicht am Thore errichteten Tribüne, woselbst Se. Hoheit der Ankunft der Königin harrten. Ein Regenschauer, der sich jezt ergoß, ließ befürchten, daß die Feierlichkeit verschoben werden dürfte, aber etwa zwanzig Minuten vor sechs Uhr kam die Meldung, Ihre Majestät stehe im Begriff, in Buckinghampalace in den Wagen zu steigen. Präcis zehn Minuten vor sechs Uhr fuhr die Königin in einem vierspännigen offenen Landau mit zwei Vorreitern in Hydepark ein. Zur Seite der Königin befanden sich im Wagen die Herzogin von Kent und Lady Jenkinson. Der königliche Wagen umfuhr den Zirkel und hielt unter dem lauten Jubelruf der versammelten Menge vor dem Thore, das den Namen Victoriathor erhalten soll. Der Herzog von Sussex, begleitet von Master Stephenson, verfügte sich sofort an den Wagenschlag und unterhielt sich mehrere Minuten lang mit Ihrer Majestät, während die Musik die Nationalhymne spielte. Se. königliche Hoheit traten sodann vor das Thor an der Westseite und riefen laut: „Oeffnet das Victoriathor!“ worauf die Thorflügel sich aufthaten und die königlichen Wagen durchfuhren, hinter ihnen alle andern Equipagen, unter welchen wir die der Grafen von Westmoreland und Harrington, der Lords Burghersh und Dinorben, der Lady Gardner u. s. w. bemerkten. Nachdem die Wagenreihe durch war, stellte sich der Herzog von Sussex mitten auf die zum Thore führende Straße und forderte die Versammlung auf, mit ihm zu Ehren Ihrer Majestät ein dreimaliges Lebehoch auszubringen, welcher Aufforderung unverzüglich unter dem Vorruf Sr. königlichen Hoheit dreimal drei so begeisterte Lebehoch folgten, als wir uns jemals gehört zu haben erinnern. Ihre Majestät fuhr nun die Bayswaterstraße hinab, durch das Cumberlandsthor wieder in Hydepark herein, um die Statue des Achilles herum, wieder durch den Zirkel und noch einmal zum Victoriathore hinaus, woselbst sie zum zweiten Male mit den unzweideutigsten Beweisen von Anhänglichkeit und Loyalität empfangen wurde, während die Bande wieder „God save the Queen“ erschallen ließ. Ihre Majestät, wir freuen uns, es sagen zu dürfen, sah sehr gut und äußerst munter aus, und schien am Vorgang großes Gefallen zu finden. Der Herzog von Sussex sah sehr gut aus. Auf der Rückfahrt um Rotten-row regnete es so stark, daß Ihre Majestät den Wagen zu bedecken befahl, worauf die höchsten Herrschaften in den neuen Pallast zurückkehrten.“

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, August.

(Fortsetzung.)

Das Vogelschießen.

Die uralte große Woche, das Dresdener Vogelschießen, ist überstanden. Vormals wurden die Reize der Vogelwiese so ziemlich der Mittelklasse, den Proletariern, der Jugend und dem Kindesalter überlassen. Zwar nahm von jeher das gesammte Fürstenhaus an dem Schießen nach dem an außerordentlich hoher Stange mit ausgespreizten Fittigen am Himmel schwebenden, bunten Vogel Theil. Personen ersten Ranges folgten natürlich dem Beispiele, und der Schütze aus dem Gewerbstande konnte sich an den fürstlichen und andern glänzenden Namen ergötzen, die, der Reihenfolge nach, neben dem seinigen als Mitschießende durch eine offizielle Stentorstimme proklamirt wurden. Aber die persönliche Theilnahme der Fürstenfamilie hatte schon seit undenklicher Zeit aufgehört. Namens derselben erschien in ziemlichem Pomp ein mit dem Schießen beauftragter Kammerherr mit fürstlicher Equipage auf der Wiese. Seine Ankunft wie seine Abfahrt wurde allezeit durch Losbrennen von Kanonen bezeichnet. Auch ein großer Theil der übrigen vornehmen Mitglieder der Schießgesellschaft betrat vielleicht die Vogelwiese mit keinem Fuß, sondern überließ es Mandatarien, den Schuß zu thun. Seit König Anton ist der Antheil des regierenden Hauses wieder ein persönlicher geworden. Obgleich natürlich die Mitglieder desselben ihren Schuß in der Regel noch dem Kammerherrn auftragen, so ist es doch auch schon vorgekommen, daß solche ihn selbst übernahmen. Wenn auch noch immer die Hauptelemente des Vogelschießens aus der Mittelklasse und den untern Ständen bestehen, so nehmen doch in Folge dieser Veränderung auch die obern mehr als früher daran Theil. Dieses geht schon aus der merklichen Verfeinerung der gebotenen Genüsse hervor. Allerdings fand auch früher in vielen, zur Zeit der Vogelwiese dort etablirten Zelten die gute Küche mehr oder weniger Berücksichtigung; aber die meisten übrigen Verkaufslokale waren nur für äußerst frugale Gemüther und Gaumen eingerichtet. Bratwurst hieß die prädominirende Ambrosia der Dresdener Vogelwiese, Kirschwein ihr beliebtester Nektar, und lezterer war nicht selten ein gar fades und wässeriges Weinchen, das zwar wenig sich eignete, den Kopf aus seinem Gleichgewicht zu bringen, aber dafür Magen und Gaumen in desto schmählichere Verzweiflung stürzte. Diese, die bekanntlich stets das größte Unglück in der Wahl ihrer Hülfsmittel hat, mag dann oft ihr Heil in den an hölzernen Spießen allenthalben feil gebotenen, sauern Gurken gesucht haben, welche ebenfalls zu den Wahrzeichen der Dresdener Vogelwiese gehören. In der neuesten Zeit ist das allmählich Alles anders geworden. Zwar hat die strengste Frugalität noch keineswegs ihre bescheidenen Tempelchen eingebüßt, und Bratwürste, saure Gurken und besonders auch Pfefferkuchen behaupten immer noch den bedeutendsten Einfluß auf eine gewaltige Majorität. Daneben aber sind so viel Restaurants überall aufgeschossen, daß die elegante Welt vor tausenderlei culinarischen Wohlgerüchen gar nicht zum Entschluß kommen kann, wo sie ein glänzendes Souper einnehmen soll. Daß unter so veränderten Conjunkturen die Conditoreien, von denen jezt beinahe jede Stadt wimmelt, mit allen ihren kalten und warmen Erfrischungen und dem Eise nicht zurückgeblieben sind, bedarf keiner Erwähnung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

Nach Luchese.

Mit Argusaugen pfleg' ich meine Kleinen,
Die meiner Sorgfalt gern ihr anvertrauet,
Und meiner Thränen reiche Früchte schauet,
Die ich ob meinen Zöglingen muß weinen.

Ach! diese lachen unter meinen Thränen,
Mit denen ich den Boden ringsum netze
Und sie mit voller Thränenfluth ergötze,
Womit ich stille selbst ihr schmachtend Sehnen.

Doch droht den Lieblichen ein schnell Verderben,
Der Himmel lacht selbst ihnen oft zu lange,
Dann schauen sie nach meinen Thränen bange,
Und müssen, ist mein Busen öde, sterben.

J. G. M.

Beilage: Verlagsanzeige von Ludw. Schumann in Leipzig.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 211.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 4. September 1837.



Alea —
Non contenta bonis, animum quoque perfida mergit,
Furca, furax, infamis, iners, furiosa, ruina.

Petron.

Das Spiel.

(Fortsetzung.)

Wir haben oben erwähnt, daß nicht überall die Gesetzgebungen in gleichem Sinn sich über Hazardspiele aussprechen. In England gibt es kein Verbot dagegen, in Oesterreich sind sie ohne Ausnahme verwehrt, bei schwerer Geldbuße, von der jedoch der Angeber, wenn er am Spiel theilgenommen, nicht allein frei ist, sondern noch dazu eine Belohnung erhält. In Frankreich hatte bisher die Regierung den Grundsatz, ein Uebel, das sie nicht zu unterdrücken vermochte, möglichst unschädlich zu machen, und nebenbei die Leidenschaft zu besteuern; jezt haben andere Doctrinen den Sieg erhalten, und die Sylvesternacht wird zugleich mit dem Jahr 1837 auch die öffentlichen Spiele schließen. — Es ist vielleicht möglich, daß dieses Gesetz in späterer Folgezeit gute Früchte trage, doch für die nächste Zukunft scheinen die Nachtheile überwiegend. Eine Menge von Leuten, welche, theils arm, theils durch Ausschweifungen verarmt, jedenfalls aber durchaus bankrutt, bisher durch das Spiel entweder als Angestellte der Bank, oder durch eigene, die Schranken des geschriebenen Gesetzes noch zur Noth einhaltende Betriebsamkeit sich durchbrachten, werden schwerlich allesammt als ehrenwerthe Arbeiter den Neujahrsmorgen von 1838 begrüßen, und mithin wird eine neue Legion von hungrigen, also erfinderischen und entschlossenen Gesellen sich den Schaaren der übrigen Gauner in der Hauptstadt anschließen, und nebenbei die Bevölkerung der Bagno's und Zuchthäuser vermehren helfen; die Polizei wird sich eines Stelldicheins beraubt sehen, wohin, wie das Wild zur Salzlecke, diejenigen zogen, welche sie sonst kaum zu finden gewußt hätte; und endlich wird die öffentliche Sittlichkeit auch in Hinsicht des Spieles selbst nur verlieren; denn statt der Opfer, welche bisher dem beaufsichtigten, gewissermaßen ehrlichen Spiele fielen, wird das heimliche mit noch mehr Gefährde deren eine weit größere Anzahl verschlingen, und namentlich die unerfahrne Jugend zu verlocken desto günstigere Gelegenheit finden. Glich doch das heimliche Spiel sogar bisher der Hydra, der für einen abgeschlagenen Kopf gleich zwei neue wuchsen! wie wird es nun erst werden? — Diese Uebelstände werden neue Früchte jener übelangewendeten Menschlichkeit seyn, die in Frankreich schon seit Jahren mit dem Raub des Schaffottes die Galeeren bereichert, und die, so lange Mord und andere todeswürdige Verbrechen noch tagtäglich vorkommen, die Stirne hat, zu sagen: la peine capitale n'est plus dans nos moeurs!

Das Hazardspiel in Bädern ist jedenfalls minder gefährlich, als in großen Städten, weil die Gäste gewöhnlich

sich höchstens in eine augenblickliche Verlegenheit setzen können, da ihr Credit und ihre baaren Mittel ihnen nicht so zur Hand sind, und die Leidenschaft, welche sie zu weit hätte führen können, Zeit gewinnt zu verrauchen.

Der Spiele, welche an der Bank zu Baden-Baden gespielt werden, sind zwei: Rouge-et-Noir, und die Roulette; so auch in Wiesbaden. Ob in andern Bädern noch Pharao gespielt wird, ist uns unbekannt; doch glauben wir es vor ungefähr zwanzig Jahren in Aachen gesehen zu haben. Rouge-et-Noir (auch Trente-et-un und Trente-et-Quarante genannt) ist ein Kartenspiel, und der Banquier hat dabei den Vortheil, der ihm bei jedem Hazardspiele blüht: die Bank steht ohne Leidenschaft den Leidenschaften der Pointeurs gegenüber, und hat nebenbei noch eine bedeutende Chance des Spiels selbst für sich. Die Karte besteht aus mehreren vollständigen Spielen von 52 Blättern, die alle untereinander gemischt werden. Das Zählen geschieht, ohne Rücksicht auf Farben oder sonstige Bedeutung, so, daß jedes Bild für zehn Points gilt, und die übrigen Blätter je nach ihren Augen. — Um alle Verwirrung möglichst zu verhüten, ist bei öffentlichen Banken die Tafel selbst in Felder abgetheilt, auf welche der Spieler nur zu setzen braucht, um seine Meinung auszudrücken, auf was er halten will: auf Schwarz oder Roth, für oder gegen die Farbe, welch letzteres sagen will, daß er wette, die Farbe der zuerst aufgeschlagenen Karte der bevorstehenden Tour werde gewinnen oder aber verlieren. Sobald das Spiel gemacht ist (nämlich nachdem die Spieler gesezt haben), legt der Tailleur die Karten nacheinander um, bis er mindestens einunddreißig zählt, worauf er ebenso eine zweite Reihe schlägt; von diesen Reihen gilt die erste für Schwarz, die zweite für Roth, und der Tailleur sagt allemal nur das Schicksal dieser letztern an, ob sie gewinnt oder verliert, wobei er zugleich angibt, ob die Farbe gewinnt oder verliert. Gewonnen hat diejenige Reihe, deren Points zunächst an dreißig bleiben; daher der Name Trente-et-un. Die Benennung Trente-et-Quarante kommt daher, weil der Zähler dreißig überschreiten muß, und nicht über vierzig hinauskann, indem die höchste Karte nur zehn Augen gilt. Der Gewinn ist immer dem Einsatz gleich, der sich mithin dadurch verdoppelt; der geringste Einsatz in Baden ist eine halbe Krone, der höchste 6000 französische Francs. Die Chance für die Bank ist, wenn beide Reihen 31 zeigen, wo dann die Einsätze stehen bleiben, und in der nächsten Tour der gewinnende Theil nur sein eigenes Geld zurück erhält; sobald die Reihen auf einer andern Zahl gleichstehen, wird die Tour als gar nicht aufgelegt betrachtet, und das Spiel geht weiter, nachdem der Galerie Zeit gelassen worden, ihre Sätze nach Belieben zurückzuziehen oder zu ändern. Nach einem doppelten 31 kann der Pointeur der Bank auch die Hälfte des Einsatzes vor dem neuen Umschlagen anbieten, was gewöhnlich angenommen wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der goldene Schuh.

(Fortsetzung.)

Endlich dämmerte ein Lichtschein, ein entferntes Geräusch wurde wach, und ich sah zuerst an der Mauer, in gigantischen Umrissen, die Schatten zweier Gestalten herankommen, denen ein Diener mit einer Laterne zur Seite schritt. Mein Entschluß war bald gefaßt, ich wollte sie ruhig erwarten und mich ihnen anschließen. Demnach drückte ich mich in einen etwas zurücktretenden Winkel eines Treppenabsatzes, und harrte geduldig. Die Heranschreitenden waren in einem eifrigen Gespräch begriffen, die weibliche Stimme, die der männlichen anfangs mit einiger Lebhaftigkeit antwortete, verstummte allmählig, und jene sprach allein, wie es schien in Vorwürfe und Verwünschungen ausbrechend. Sie kamen näher, und ich konnte sie jezt deutlich in's Auge fassen: es war ein ältlicher Mann, der ein junges Mädchen mehr am Arme mit sich zerrte als führte. Sie gingen an mir vorüber, und ich hörte die Worte des Alten: „Wirst du mir nun glauben, daß die Fee Mollacat an Allem Schuld ist? Bemerktest du nicht ihren goldenen Schuh an den Füßen der verhaßten Springerin? Und kann es anders seyn? Sie, die früher wie eine Krähe hüpfte, tanzte heute wie eine Sylphide! O man soll mir nicht weiß machen, daß das ohne Zauberkünste möglich ist! Aber, bei meiner Ehre, ich will die Nichtswürdige verfolgen, nicht früher will ich ruhen, als bis der goldene Schuh wieder in meinem Besitze ist! Ich will — ich will —"

Damit verhallten die Worte im Corridor. Ich trat aus dem Versteck, um der Laterne zu folgen; nebenbei beschäftigten und reizten mich die Aeußerungen, die ich eben gehört. Es war mir neu, mitten im modernen Paris von einer Fee und von Zauberkräften zu hören. Wären dieselben Worte einige Minuten früher auf den Brettern ausgesprochen worden, so hätten sie gar keine Wirkung hervorgebracht, aber hier im einsamen Gange, aus dem Munde eines alten, ärmlich gekleideten Mannes, zu einem Mädchen ausgesprochen, das hinter ihrem vorgehaltenen Tuche in lautes Schluchzen ausbrach, hier machten sie eine bewundernswürdige Wirkung. Ich faßte mir die Gestalt des Mannes näher ins Auge: sie war sehr zusammengefallen; ein kleines dürftiges Mäntelchen, ein Regenschirm, ein geknickter grauer Hut und Schuhe mit großen Schnallen machten die ganze Ausstattung des

sonderbaren Individuums aus, das so vertraut von Feen und Zauberkünsten sprach. Die junge Schöne an seinem Arm versteckte unter einem eilig übergeworfenen seidenen Kapuchon die Reste ihres Theaterkostüms. Der Diener trug unter dem Arm einen Geigenkasten, woraus ich schloß, daß der Alte im Orchester seinen Platz behauptet habe, während die Tochter oder die Frau auf den Brettern figurirte.

Meine Neugier war einmal erwacht. Ich folgte dem Paare durch immer enger werdende Gassen, ohne daran zu denken, daß es mir schwer seyn würde, in der ungeheuern, mir gänzlich fremden Stadt den Rückweg in meinen Gasthof zu finden. Wirklich hätte ich mich, ohne die besondere Artigkeit des alten Mannes, auch bald in der peinlichsten Verlegenheit befunden, denn mein wanderndes Pärchen war eben Willens, im engen Thorweg eines Hauses zu verschwinden und mich im Dunkeln zurückzulassen, als zum Glück der Alte noch einen Blick rückwärts warf und mich gewahr ward. Mit der Zuvorkommenheit eines Franzosen trat er zu mir und sagte: „Mein Herr, ich merke an Ihrem Anzug und Ihrem Wesen, daß Sie fremd in Paris sind; Sie gehören wohl zum Heere unserer Gäste, die gestern in die Stadt eingezogen; Sie wollen vielleicht in Ihre Wohnung und haben sich verirrt. Erlauben Sie, daß ich die Honneurs meines Stadtviertels mache, und Ihnen die Laterne und den Diener anbiete, der Sie nach Ihren Instruktionen sicher nach Hause begleiten soll, oder erzeigen Sie mir die Ehre, in mein Zimmer zu kommen und der Gast bei einem spärlichen, aber gern gegebenen Abendbrode zu seyn. Durch letzteres würden Sie mich sehr verbinden."

Der alte Herr mit den silbernen Schuhschnallen mochte in meinem Gesichte lesen, daß der eben gethane Vorschlag gar sehr nach meinem Sinne war; er gab daher dem Diener den Wink, eine kleine Stiege, die sich links im Thorweg zeigte, hinaufzuleuchten, und sagte, halb zu der Dame gewendet: „Monsieur erzeigt uns die Ehre; geh, Babet, und setze das obere Zimmer geschwind etwas in Stand." Wir gelangten durch ein kleines Vorgemach in ein Kabinet, das sich uns in keiner geringen Unordnung zeigte. Mademoiselle Babet befand sich eben im Kampfe mit einigen widerspenstigen alten Möbeln, die entweder aus ihren Ecken nicht herauswollten, oder, einmal hervorgebracht, das Gleichgewicht verloren, und umstürzend ihre morschen Beine gen Himmel kehrten. Eine Masse von Büchern, Violinfuteralen, Blechkästchen und Flaschen deckte den Boden und die Tische. Endlich war ein freies Plätzchen ausfindig gemacht und wir ließen uns bei dem Rest einer Wachskerze nieder. Der alte Franzose befand sich bald in seiner vollen Gemüthlichkeit; augenscheinlich war es ihm lieb, einen jener merkwürdigen Fremden, die das Gespräch des Tages waren, bei sich zu sehen, und er zeigte mir, daß er nicht der Mann sey, eine so treffliche Gelegenheit, sich über allerlei wichtige Dinge genau zu unterrichten, vorbeigehen zu lassen. Ich mußte ihm nun nothgedrungen Rede stehen, obgleich es mein Wunsch war, den Gegenstand meiner Neugierde, und der mich eigentlich hieher geführt, zur Sprache zu bringen. Die Versuche, dahin einzulenken, blieben vergebens; der Alte schien alle Feen der Welt vergessen zu haben, und nur für Feldherrn, Schlachten und politische Projekte Sinn zu äußern. Darüber verging eine Stunde, und ich mußte an den Rückweg denken. Jetzt nahm ich meinen Muth zusammen; ich wollte nicht umsonst in dieses Abenteuer mich verwickelt haben, und gestand dem Alten offenherzig, daß ich ihn belauscht, wie er von Feen und goldenen Schuhen gesprochen. Er sah mich an mit einem besondern Lächeln, und Babet, die uns gegenüber saß, wurde roth. „Verzeihen Sie meine Neugier," rief ich; „sie könnte indiscret erscheinen, und deßhalb verzichte ich darauf, sie zu befriedigen, obgleich mich diese Ueberwindung viel kostet; denn Ihre Worte, bester Herr, haben, ich weiß nicht wie viele Vorstellungen aus meiner Kindheit in meiner Seele neu geweckt, und mir ahnet, daß es mit dem goldenen Schuh eine höchst seltsame Bewandtniß hat."

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Sterne in der Altmühl.

Wie traurig schimmert, düsterhelle,
Das Spiegelbild aus flücht'ger Welle!
Und deut' ich seine stumme Sprache,
So heißt sie tiefe Todtenklage.
Du lächelst nicht, du weinst, o Stern,
Im Widerschein aus Himmelsfern'!

Und Stern an Stern, und Well' an Welle,
Wie bleich ach! flimmernd, thränenhelle!
So glänzt auf jeder Well' im Herzen
Ein süßes Bild in Sehnsuchtschmerzen,
So wie der Stern die Fluth durchbricht
Im zitternden, gebrochnen Licht.

Emma v. Nindorf.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

Das Pflaster. Das unterirdische Paris.

Man thäte wahrlich der Pariser Obrigkeit Unrecht, wenn man ihr den Vorwurf machte, daß sie nicht genug für die

Verschönerung und bessere Einrichtung der Stadt thue; denn von allen Seiten sieht man Haufen von Arbeitern in voller Thätigkeit, und zwar schon seit Anfang des Frühjahrs; man merkt es der Obrigkeit nicht an, daß die Feste bei der Vermählung des Herzogs von Orleans sie so viel gekostet haben; man sollte glauben, die Stadt habe gar keine Schulden und die Kassen seyen voll. Freilich kommt beständig viel hinein, besonders jetzt, da Paris voll von Fremden ist, welche für die Abwesenheit der reisenden Pariser Familien entschädigen. Erstlich hat man eine gänzliche Umwälzung, eine wahre Revolution im Straßenpflaster unternommen; nach vielen Jahrhunderten ist man erst in dem jetzigen hier zur Ueberzeugung gelangt, daß es zweckmäßiger ist, ein in der Mitte etwas erhöhtes Pflaster mit den Rinnsteinen zur Seite anzulegen, als eine einzige Rinne mitten durch die Straße zu ziehen und von den Häusern das Pflaster gegen diese Rinne hinzuneigen. Gerade von dieser fehlerhaften Einrichtung des Straßenpflasters rührte der ungeheure Schmutz der Pariser Gassen her; auch künftig wird es unmöglich seyn, die nicht breiten Straßen rein zu halten, aber des Schmutzes wird doch weit weniger werden. Da die Unterhaltung des Pflasters eine sehr kostspielige Sache ist, so hat man auch hier auf Verbesserungen gedacht. So wird in den am meisten befahrenen Gassen jetzt ein doppeltes Pflaster angelegt, und zwar eines über dem andern. Das untere besteht aus alten Steinen und muß dem obern und bessern als Grundlage dienen, es am Weichen und Einsinken verhindern. Dadurch erspart man sich die Mühe und Kosten des oftmaligen Ausbesserns, wenn auch die erste Anlage kostspieliger ist. Zweitens werden die Pflastersteine jetzt auch vermittelst eines Mörtels mit einander verbunden und gleichsam eingemauert, statt wie sonst bloß in Sand eingerammt zu werden. Diese allgemeine Pflasterverbesserung geht natürlich langsam vor sich; denn es gibt der Straßen zweitausend in Paris, und mehrere sind eine halbe Meile lang; daher ist es schon ein großes Unternehmen, eine einzige dieser Straßen nach dem neuen Plane ganz umzugestalten. Man geht auch nur dann an's Werk, wenn durch die Anlegung von Kloaken und Wasserleitungen das Aufheben des Pflasters nöthig wird, und es dann auf Eines hinausläuft, ob man es wieder wie ehemals einrichtet, oder anders anlegt. Die Kloaken werden bis in die entfernten Vorstädte fortgesetzt. Ein wahres Labyrinth müssen diese Leitungen bilden, welche jedoch sämmtlich, wenigstens in ihren Hauptarmen, auf die Seine hinauslaufen, und dennoch das Wasser dieses Flusses nicht verderben, wie die chemischen Untersuchungen dargethan haben sollen. So wird also jetzt das unterirdische Paris in allen Richtungen von dreierlei Leitungen durchkreuzt, von den Wasserleitungen, den Kloaken und den Gasröhren, die sich auf beiden Seineufern schon sehr weit erstrecken und zur Beleuchtung eines großen Theils der Stadt dienen. Dazu kommen noch auf dem linken Seineufer die unterirdischen Gänge der alten Steinbrüche, welche ehemals außerhalb der Stadt sich befanden, und seitdem diese sich auch nach dieser Seite weit ausgebreitet hat, überbaut worden sind, so daß nur noch das Ende derselben sich in's Feld hinaus erstreckt. Diese unterirdischen Gänge sind unter dem Namen **Katakomben** bekannt, da ein Theil derselben, der Eingang nämlich, dazu gebraucht worden, die Gebeine der in den ehemaligen Stadtkirchhöfen Begrabenen aufzubewahren, wie man auch eben noch damit beschäftigt ist, die aus einem ehemaligen Leichenhofe gezogenen Gebeine dort niederzulegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dresden, August.

(Fortsetzung.)

Das Vogelschießen.

Dießmal war die Wiese mit ihren leinwandenen und bretternen Pallästen und Hüttchen, Verkaufs- und Glücksbuden aller Gattung, mit ihren Bratwurstküchen, Gurkenfässern, Kuchentischen und Obstkörben, Kegelbahnen in Lebensgröße und in Miniatur, Guckkasten und Bänkelsängern, Bildern, russischen und vaterländischen Schaukeln, Ringelrennen, Wahrsagern, Riemenstechern und Taschenspielern, wilden und zahmen Bestien, Riesen, Zwergen, Bereitern und Akrobaten, vielleicht noch reichlicher als in der Regel assortirt. — Wenn man auch auf jeden der Tage des Dresdener Vogelschießens den alten, bekannten Pentameter mit Recht anwenden kann:

„Immer ist's Sonntag, es dreht stets sich am Herde der Spieß,“

so hat doch der Sonntag, mit welchem dieses Volksfest allezeit beginnt, gewisse besondere Vorzüge vor seinen sechs Milchbrüdern, den übrigen Tagen. Eine Menge wackerer Bürger, die durch Gewerbe, Bedürfniß oder sonstige Verhältnisse an den Werkeltagen abgehalten werden, dem Volksfeste beizuwohnen, machen es sich gewissermaßen zur Pflicht, an diesem Sonntage die Vogelwiese mit der ganzen Familie zu besuchen. Die jüngsten Mitglieder pflegen so gut wie die ältesten dazugezogen zu werden, und zwar die erstern oft im eigentlichsten Sinne. Kinderwagen in Menge sind mit ältern Kindern oder Dienstmädchen bespannt. Im Fall der auf dem langen Wege erfolgten Ermüdung der Kutscher und Pferd in Einer Person Vertretenden übernehmen nicht selten Vater oder Mutter selbst die Funktion eines Vorspannpferdes. Diese Wagen pflegen meist auf dem Rasen der Wiese unter freiem Himmel ausgeladen zu werden. Die heitern Gesichter verkünden, daß es dem ganzen Hause gelungen ist, die Beschwerden der arbeitsvollen Wochentage und die dumpfe Schwüle der Stubenluft zu vergessen. Die Bemittelteren suchen ihre Genüsse im Bier- oder Weinzelt, und noch weniger in ihren Ausgaben beschränkte Familien dieser Art thun dasselbe wohl gar in der vornehmen Anstalt eines vielbesuchten Restaurants. Wenn nun der also hingebrachte Sonntagsnachmittag ohne allen Unfall abgelaufen ist, so überdauert sein höchst einfaches Vergnügen in der häuslichen Erinnerung oft lange das Vogelschießen, dessen Besuch bei diesen genügsamen Menschen sich auf jenen einzigen Nachmittag beschränkte. Noch länger währt die Nachfreude, wenn den Kleinen vielleicht der Stern leuchtete, bei einem Caroussel oder an einer Glücksbude thätig seyn oder sich auf einer Schaukel vergnügen, oder gar als Zuschauer in einem Cirkus sich befinden zu dürfen. Eine zweite Hauptklasse, welcher ebenfalls großentheils vom ganzen Vogelschießfeste kein Tag als der Sonntag zugänglich ist, sind die Einwohner der benachbarten Dörfer. Gewöhnlich stellen sie sich in großer Anzahl ein. Offenbar geben sie der Lustbarkeit durch ihre Gegenwart einen interessanteren, vollständigeren Charakter, sogar wenn man es nicht besonders in Anschlag bringen will, daß aus den neuen, buntseidenen Kopftüchern der jungen Mädchen mitunter nicht bloß recht heitere, sondern auch recht artige, frische Gesichter hervorlauschten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 90.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 212.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 5. September 1837.

I will be sworn 'tis true: travellers ne'er did lie,
Though fools at home condemn them.

Shakespeare.

Der goldene Schuh.

(Fortsetzung.)

„Sie sollen meine Geschichte erfahren," sagte der Alte. „Ich kann Ihnen, mein Herr, nun einmal nichts abschlagen: danken Sie dies Ihrer so glücklichen Gesichtsbildung. Ja ich glaube, daß die kleine arabische Fee selbst Ihnen ihren zweiten goldenen Schuh nicht verweigern würde, wenn Sie darum bäten." — „Eine arabische Fee?" rief ich voll Verwunderung; „doch nicht eine aus Tausend und Einer Nacht?"

„Wohl möglich," entgegnete mein Wirth mit gravitätischer Miene. „Doch kommen wir auf die Geschichte selbst. Der goldene Schuh der kleinen arabischen Fee Mollacat besizt die Eigenschaft, diejenigen, welche ihn an den Fuß bringen, was nicht vielen gelingen möchte, da die Fee einen sehr kleinen Fuß hatte, zu den geschicktesten Tänzerinnen zu machen, und wenn sie auch früher nicht einen Fuß vor den andern zu setzen verstanden, ohne zu straucheln. Mädchen, die den Gang von Dorfgänsen hatten, gewannen durch den Schuh die Grazie und die himmlische Leichtigkeit einer Psyche. Es war, als wenn der Fuß, an dem die goldene Bekleidung haftete, ganz vom Gesetz der Schwere — nebenbei gesagt, mein Herr, ein elendes, albernes Gesetz für die Tänzer der großen Oper — erlöst wäre, und als wenn er dem ganzen Körper Schwingen ansezte, so flog, flatterte und schwang sich die Glückliche, die den Schuh der Fee Mollacat am Fuße hatte. Ach! das Alles weiß ich nur von Hörensagen, denn Babet, meine Tochter, für die ich das Zaubergeschenk bestimmte, Babet ist auf eine nichtswürdige Weise darum gekommen. Aber ich mache die Sache anhängig! ja, ich mache sie anhängig! die Mademoiselle, die heute so schön tanzte und gewöhnlich so ganz trübselig hüpft, sie soll heraus mit dem gestohlenen Schuh, und sollte ich auch ganz Paris aufwiegeln, und sollten die Zeitungen auch darüber ihre Spalten mit Spöttereien über den alten Paul Delvs füllen, der nach dem Schuh einer Operntänzerin fahndet, vorgebend, es sey der Pantoffel einer arabischen Fee!" Mein ehrlicher Violinspieler war ganz außer sich selbst gesezt, und es kostete Mühe, ihn in so weit wieder zu beruhigen, daß er den schon angeknüpften Faden seiner Erzählung wieder aufnahm.

„So wissen Sie denn, mein Herr, daß ich einen Bruder hatte, der mit der siegreichen Armee nach Rußland ging, zwar von dort wieder heimkehrte, aber vor Kurzem hier in diesem Stübchen in meinen Armen starb. Er war ein wilder, feuriger Bursche, ein wenig Abkühlung hätte ihm nicht geschadet, aber das russische Eis war doch zu stark für seinen Magen; er überlebte die Portion

nicht, die man ihm dort beigebracht. Ich saß an seinem Lager, ich spielte ihm die alten Melodien vor, die auf eine so rührende Weise die Hoffnungen und Wünsche jedes braven Franzosen aussprechen, und als ich einst so recht aus der Seele herausgespielt hatte, rief er: „Halt ein, Paul! dieses, wie vieles andere, ist nicht mehr. Bald werden sich die Knaben am Ufer der Seine Mährchen erzählen, die nicht viel wahrscheinlicher klingen als die kleine Geschichte, die ich dir jezt erzählen will.“ — „Ach!“ rief ich verdrießlich, „es ist jezt auch Zeit, Geschichten zu erzählen! Geh, Claude, ich hätte dich nicht für so leichtsinnig gehalten, daß du in den lezten Stunden, die wir noch miteinander verleben, ein Weibergewäsch beginnst.“ — „Wie du willst,“ sagte er und legte sich ruhig auf sein Kissen zurück; „aber es hätte seyn können, daß dich meine Geschichte zum reichen Manne gemacht, denn sie ist kein Mährchen, obgleich sie den Anschein davon hat.“

„Meine Neugier erwachte jezt, mir fiel ein, daß er mir von seinen Reisen etwas zu vertrauen haben könne; ich legte die Geige weg und saß als ein geduldiger Zuhörer an seinem Bette. Er ließ sich auch nicht lange bitten. Vorerst holte er aus einem versteckten Plätzchen seines Koffers ein Ding hervor, das in viele Papierhüllen gewickelt lag, und das, als es endlich aus diesen erlöst war, sich als ein kleiner Frauenzimmerschuh von der niedlichsten Form und, wie es schien, von sehr dünnem, vergoldetem Leder gearbeitet, auswies. Er gab es mir in die Hand, und nachdem er sich einige Minuten an meinem Erstaunen über diesen seltsamen Gegenstand ergözt hatte, hob er an: „Den Schuh habe ich von einem Russen, den ich im Lazareth kennen lernte, den ich verpflegte, und der, als er starb, mir zum Angedenken dieses Kleinod, das er sehr hoch hielt, verehrte. Er fügte diesem Geschenk die wahrhafte Erzählung bei, auf welche Weise er in dessen Besitz gekommen, und diesen Bericht will ich dir jezt wiederholen, damit du siehst, welche Bewandtniß es mit dem Schuh hat.“

Hier hielt mein alter Erzähler inne und sezte dann nach einer Weile hinzu. „Um alle Verworrenheit in meinen Vorträgen zu vermeiden, erlauben Sie mir, mein Herr, daß ich die Erzählung des Russen mit seinen eigenen Worten wiedergebe, wie mein Bruder sie mir damals mittheilte. Der Russe spricht also.“

„Ich war Page bei der Kaiserin Catharina und befand mich gerade zu der Zeit in ihrer Nähe, als die Monarchin ihren Zug nach Taurien antrat. Diese merkwürdige Reise hat sich auf immer in's Gedächtniß aller derjenigen eingeprägt, die so glücklich waren, daran Theil zu nehmen. Der Glanz, die Pracht, die an's Wunderbare streifende Art zu reisen, der Zusammenfluß einer ungeheuren Menschenmenge, die Vereinigung so vieler Fürsten, das bunte Gemälde der verschiedensten Trachten und Gebräuche, der blendende Schimmer ewig wiederkehrender Feste, der Reichthum der Palläste und Städte, und in der Mitte dieser prunkenden Umgebung eine Kaiserin, die der Stolz und das Wunder ihrer Zeit war, dieses Alles mußte einen unauslöschlichen Eindruck auf eine Seele machen, die, wie damals die meinige, eben die ersten frischen Eindrücke in sich aufnahm. Was die Blicke von ganz Europa auf sich lenkte, konnte es auf einen feurigen, genußsüchtigen Knaben wohl anders als betäubend, alle Sinne in Allarm bringend wirken? Ich hatte alle Hände voll zu thun, die Pflichten meines kleinen Amtes über den Schwärmereien meines schwindelnden Kopfes nicht zu versäumen. Aber ich habe nicht von mir zu sprechen, noch weniger ist es meine Sache, diesen Triumphzug der nordischen Semiramis zu schildern; das Abenteuer, dem ich meine ganze Aufmerksamkeit zuzuwenden habe, bildet nur eine äußerst kleine Episode in diesem so reichen, schimmernden Gedichte. Es ist folgendes.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Spiel.

(Fortsetzung.)

Die Roulette trägt einen ganz andern Charakter als Rouge-et-Noir, das gegen dieselbe als ein solides Spiel erscheint; denn sie erregt die Leidenschaft in weit höherem Grade, weil sie dem Gewinnenden die lockendsten Vortheile darbietet, und hat nebenbei viel bedeutendere Chancen für die Bank. — Die Roulette besteht aus einer beweglichen Scheibe, die von 38 rothen und schwarzen Feldern mit erhöhten Seitenschranken am Rande eingefaßt, auf jeglichem eine Nummer von 1—36, doch nicht in arithmetischer Reihenfolge, eine einfache und eine doppelte Null zeigt. Die rollende Elfenbeinkugel, welche in entgegengesezter Richtung sich auf dem erhöhten Rande der gedrehten Scheibe bewegt, fällt endlich hinein, sobald die ursprüngliche Stärke des Anstoßes nach und nach sich minderte, stolpert über die Facetten und bleibt endlich, ohne daß das Ergebniß sich nur im Geringsten voraus berechnen ließe, auf einer Nummer liegen. Der Spieltisch zeigt 36 Nummern in drei Colonnen; die Zahlen laufen arithmetisch von der Rechten zur Linken durch die von den Colonnen gebildeten zwölf Zeilen; über den Colonnen stehen auf zwei Feldern die Nullen; zu beiden Seiten unten sind drei ähnliche Felder angebracht, mit den Bezeichnungen: 12p. — 12m. — 12d., was heißt: das erste — zweite — dritte Dutzend. Die zwei großen Felder an jeder Seite sind für Roth, Schwarz, Gerade

und Ungerade, Manque und Passe, welch leztere die Eintheilung der Zahlen in die erste und zweite Hälfte von 1—18 und von 19—36 bedeuten. Eine besezte Nummer bringt, gewinnend, den Einsatz sechs-und-dreißfach zurück, indem die Bank noch fünf-und-dreißig Mal seinen Betrag darauszahlt; und so immer weniger nach Verhältniß der durch ein und dasselbe Stück besezten Nummern, von denen auf einmal zwei besezt sind, wenn der Einsatz auf dem Strich zwischen ihnen (à cheval) steht, drei, wenn am Anfang oder Ende der Zeilen auf dem Strich, sechs, wenn zugleich auf dem senkrechten am Rande und dem wagerechten zwischen zwei Zeilen, vier, wo innen sich die Linien kreuzen; zwölf Zahlen lassen sich mit einem Stück auf gedoppelte Art besetzen, entweder auf der Colonne, wo der beginnenden Ziffer immer wieder die dritte der arithmetischen Reihe folgt, oder auf den oben erwähnten kleinen Seitenfeldern; diese bringen den dreifachen Satz zurück und den verdoppelten endlich die einfachen Chancen der Farben, der Eintheilung der Nummern in zwei gleiche Hälften oder in Gerad und Ungerad. Mit diesem ganzen System hängen, zum Vortheil der Bank, die Nullen nur sehr locker zusammen, denn sie sind nicht in den Colonnen begriffen, was also der Bank, statt der scheinbaren Chancen von Fünf-und-dreißig bis zu Zwei gegen Eins, noch zwei andere, wenn auch nicht überall so ausgedehnte gewährt: sie tragen zwar die beiden Farben, aber wiederum nur, um die Chancen von Eins gegen Eins zu Gunsten der Bank zu ändern, denn beim Erscheinen der Null behält die gewinnende Farbe nur den eigenen Satz, während die verlierende denselben dennoch einbüßt; auf dieselbe Weise gehören sie auch Pair und Impair, Manque und Passe an, und durch ein und denselben Satz sind sie nur mit den Nummern der ersten Zeile zu verbinden. — Aus diesem Allem ist leicht zu ermessen, welch ungemeinen mathematischen Vortheil die Bank vor der Galerie voraus hat; und dennoch lehrt die Erfahrung, daß sie deren weit größere noch von der erhizten Einbildungskraft der Spieler zieht, die zu verwirren die lebhafte Bewegung dieses Spiels nicht wenig beiträgt. — Der niedrigste Satz auf der Badener Roulette ist eine Viertelskrone, die für voll angenommen wird, troß des Verrufs, der höchste auf eine Nummer sechs Louisdor, auf eine einfache Chance 4000 französische Franks.

Das Spielen an einer öffentlichen Bank scheint einem hochstehenden Manne von guten Sitten so zu sagen nur im Vorübergehen gestattet zu seyn, ist aber jedenfalls besser, als wenn er sich anderwärts des Spieles halber in schlechte Gesellschaft mengt, wo die ausartende Leidenschaft so oft ihn in zu nahe Berührung mit der niederträchtigsten Gemeinheit bringt, während das öffentliche Spiel die Galerie keineswegs untereinander zu verbrüdern pflegt; doch ist auch wiederum durchaus nicht zu leugnen, daß durch lang andauerndes öffentliches Spiel ein Mann von hoher Stellung sich in der allgemeinen Meinung herunterſezt, und somit der Würdigkeit seines Standes Vieles vergibt. Am besten mag es für einen solchen seyn, wenn er die Zerstreuungen, welche das Spiel gewährt, nur in angemessener Gesellschaft genießt, unter Leuten, denen Gewinn oder Verlust so wenig wahren Nutzen oder Schaden bringt, als ihm selbst. Eine ähnliche Meinung vom öffentlichen Spiel scheint auch August der Starke gehegt zu haben. Zu Venedig trat er bei einem Fest maskirt an die Bank und sezte einen Thaler. „Für den Bedienten," sagte schnöde der Bankier, worauf der Prinz: „Va banque!" Da man den Satz zu halten zauderte, zeigte er einige Kleinode unter dem Domino, und die Karte fiel zu seinen Gunsten. Der erschrockene Bankier bot ihm nun den Gewinnst, den August mit einer Handbewegung zurückwies, worauf er, sich entlarvend, ausrief: „Für den Bedienten!" und den Rücken wandte. Bei alledem liegt dennoch ein nicht ganz unhaltbarer Gedanke in dem Verfahren des Londoner torystischen Spielklubs, der, um Feindschaften unter den Mitgliedern zu verhüten, den Grundsatz aussprach, daß diese nie gegen sich untereinander, sondern allein gegen eine Bank spielen sollten, woraus denn Crockfords berüchtigte Anstalt sich bildete. Besser wäre es freilich gewesen, wenn Ihre Herrlichkeiten übereingekommen wären, mit einer angemessenen Beschränkung der Sätze zu spielen. Uebrigens finden wir es ganz natürlich, daß ein Hazardspiel besser gefällt, als ein gewöhnliches, und schelten nicht unbedingt diejenigen, welche ihrer Neigung dazu einigermaßen nachgeben.

Unter den Hazardspielen, welche wir gesellschaftliche nennen möchten, weil der Vortheil des Bankhaltens dabei wechselt, sind die bei uns gebräuchlichsten: das Würfeln, und von Kartenspielen: Lanzknecht (Lansquenet), Halb-Zwölf (Once-et demi), Ein-und-zwanzig (Vingt-et-un), Häufeln, und das seltenste: Pharao.

Das Würfeln ist das älteste Glücksspiel der Deutschen, und es scheint von uns zu den slavischen Stämmen gekommen zu seyn, wenn wir dem alten Hajek glauben wollen. Die Griechen und Römer waren leidenschaftliche Würfler, und wie sehr von jeher dies Spiel den Deutschen geläufig war, geht daraus hervor, daß sie, als verstände sich das von selbst, der geometrischen Figur des Cubus den Namen des Würfels gaben. Schon Tacitus erwähnt der ungemessenen Spielsucht der alten Germanen, und wie sie stets getreulich zahlten, was sie verloren, Geld und Gut, Haus und Hof, endlich sich selbst; diese Ehrfurcht vor dem eigenen, im Spiel gegebenen Wort besteht noch, und daraus entsprungene Verbindlichkeiten heißen vorzugsweise Ehrenschulden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, August.

(Fortsetzung.)

Kunstausstellung.

Die jährliche Ausstellung der Werke der bildenden Kunst hat vor acht Tagen begonnen. Das gedruckte Verzeichniß derselben führt 516 Nummern auf. Zu recht vielen einheimischen Künstlern gesellen sich auch Beiträge des Auslandes. Zu den wichtigsten der leztern gehört B. Nehrs aus München Carton zu dessen Gemälde am dortigen Isarthore, den „Einzug Kaiser Ludwigs des Bayern nach der Schlacht von Ampfing“ darstellend. Die Zeichnung ist gleich ansprechend durch ihre schöne Einfachheit und eine gediegene Individualisirung der hervorgehobenen, geschichtlichen Hauptcharaktere, wie durch die lebenvolle Anordnung der Composition. Gewöhnlich werden die, historischen Scenen gewidmeten, kleineren Oelgemälde von Renzsch, Lehrer bei hiesiger Kunstakademie, durch eine mit rühmenswerther Sorgfalt und Nettigkeit behandelte Ausarbeitung, wie durch das Zarte der ihnen zu Grunde liegenden Idee und eine besondere Anmuth der Gestalten empfohlen. Seinem diessmaligen Beitrage sind diese großen Vorzüge in hohem Grade eigen. Schillers Thekla, wie sie dem schwedischen Hauptmanne, der ihr die Nachricht vom Untergange des Geliebten brachte, den Ring gibt, ist ein herrliches Wesen voll Liebe und Schmerz. — Der allerdings an Motiven für die bildende Kunst unerschöpfliche erste Theil von Goethe's Faust ist von Gustav Schlick zu Leipzig zu zwei Darstellungen benuzt worden. Die eine hat Gretchen unter den Andächtigen in der Kirche zum Gegenstande, die, erschüttert durch ihr vom bösen Geiste aufgeregtes Gewissen, das Bewußtseyn verliert. Das kleine Oelgemälde hat besonders im Einzelnen manches Verdienst. Nur wünschte man, daß selbst die Ohnmacht nicht so ganz zerstörend auf die Reize des gefallenen Engels eingewirkt hätte, wie es hier geschehen. Und wenn der böse Geist hinter Gretchen keineswegs wie ein guter aussieht, so ist das allerdings sehr zu loben, aber würde nicht der Künstler noch etwas mehr haben thun können, wenn er durch irgend etwas anerkannt Diabolisches ihm gleichsam den Stempel höllischen Ursprungs aufgedrückt hätte? Die zweite Schilderung dieses Künstlers betrifft den Moment, wo Faust von dem Entschlusse, den Giftbecher zu leeren, zurückgekommen ist. Auch in diesem Werke läßt gerade wieder die Hauptfigur mehr als das Uebrige zu wünschen übrig, weil sie in einem unerfreulichen Dunkel fast ganz verloren geht. Desto sinnvoller ist das aus der Natur der Scene selbst hervorgehende Dunkel in einem andern dem Faust entlehnten kleinen Oelgemälde von Carus benuzt worden. Wir sehen Faust, wie er mit seinem Famulus Wagner nach Sonnenuntergang vom Lustwandeln im Freien zur Stadt heimkehrt. Diese liegt vor uns. Die schon eingebrochene, durch den warmen Ton des Abendroths nur wenig gemilderte Schwärze der beginnenden Nacht ist mit hinreißender Naturwahrheit wiedergegeben. Die beiden Gefährten kehren uns den Rücken. Jedoch von dem auch durch die Größe der Gestalt vor dem Andern herausgehobenen Faust erblickt man das edle Profil des nach dem Famulus gekehrten Antlizes. Wagners Gesicht hingegen ist dem Beschauer ganz entzogen, dafür aber diesem des Famulus aufgehobene, über den ihnen zugelaufenen schwarzen Pudel mächtig demonstrirende Rechte zum Besten gegeben worden. Der tiefere Sinn, welchen Carus allen seinen Kunstprodukten unterzulegen strebt, tritt aus diesem Gemälde troz dem darauf ruhenden Dunkel so klar und vollständig hervor, daß der Eindruck davon unbeschreiblich ist, und Auge und Seele sich wie an eine süßmelancholische Naturansicht daran gefesselt fühlen.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, August.

(Fortsetzung.)

Die Katakomben. Plaisance.

Sonderbar ist es, daß seit vielen Jahren Niemanden mehr die Erlaubniß ertheilt wird, die Katakomben zu besuchen. Man glaubte Anfangs, es geschehe aus Besorgniß, die Leute möchten sich in dem unterirdischen Labyrinthe verirren und darin umkommen; aber nicht einmal den Eingang, der wegen der künstlichen Anordnung merkwürdig ist, läßt man die Leute betreten. Es heißt, unter der Restauration habe der Erzbischof ein Aergerniß daran genommen, daß man die Todtenknochen zu Säulen und Kapitälen aufgebaut habe, und daher veranstaltet, daß dieses künftighin nicht mehr zur Schau dienen solle. Durch seinen Einfluß soll bis jezt noch das Verbot bestehen; allein da die Knochen nun einmal sich als Säulen erheben, so sieht man nicht ein, warum man sie nicht sehen lassen soll; oder wenn dieses als ein Skandal betrachtet wird, so wäre es ja ein Leichtes, die Säulen abzutragen und alles Uebrige zu lassen, wie es war. Mit dem Besuchen der unterirdischen Gänge, welche sich weit unter den Häusern und Straßen des linken Seineufers erstrecken, ist aber augenscheinlich einige Gefahr verbunden, indem hier zuweilen Erdfälle vorkommen, wodurch ein Gang verrammelt und also denjenigen, welche darin vorgedrungen sind, der Rückweg versperrt werden kann. Auf jenem Seineufer sind daher die Bewohner nicht ganz ruhig über das Schicksal ihrer Häuser, weil dieselben einmal durch Einsinken in die alten Gänge verschwinden könnten. Nun besizt die Obrigkeit freilich sehr genaue Plane über die Richtung der unterirdischen Gänge und weiß, unter welche Straßen und Häuser sie sich erstrecken. Sie läßt auch die Gänge von Zeit zu Zeit durch Bergwerksinspektoren untersuchen und überall Stüzen anbringen, wo das obere Erdreich einzusinken droht; wer kann aber dafür stehen, daß nicht einmal ein Haus an einer Stelle verschwindet, die von den Inspektoren übersehen worden ist? Indessen hat man doch bis jezt von keinem solchen Unglücke gehört. Nicht weit vom Eingange der Katakomben ist in den lezten Jahren ziemlich viel gebaut worden, und westlich von denselben ist ein großes Dorf Namens Plaisance entstanden, das meist aus kleinen, den Parisern zugehörigen Lusthäusern besteht. Jeder wohlhabende Pariser Bürger, besonders aus dem Kaufmannsstande, will sein Sommerhaus haben, wo er die schöne Jahrszeit hindurch den Sonntag zubringen und zur Erholung etwas Gärtnerei treiben kann, daher es denn jezt nach allen Richtungen hin ganze Dörfer von solchen niedlichen Häusern gibt, in denen nichts fehlt, als gerade das Ländliche, was die Leute suchen. Sind einmal einige solcher Häuser beisammen, so kommen Traiteurs und Weinwirthe und beginnen ihr Treiben. Das Pariser Volk steht nicht lange an, die neuen Anlagen am Sonntag zu besuchen, die Schenken sorgen für Tanz und für gute oder schlechte Bewirthung, und dann entsteht oft am Sonntag ein solcher Lärm in diesen Dörfern, daß es in Paris bei weitem nicht so arg ist.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 71.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 213.

Morgenblatt
für
gebildete Leser.

Mittwoch, den 6. September 1837.

„Möchtsch nit umme Chrüzer mache?“ — „Sel isch jez eithue,“
Denkt der Michel, „gspielt isch gspielt,“ und seit: „Es isch eithue!“
Und so gohts vom Chrüzer bis endli zu der Dublone.

Hebel.
Der Carfunkel.

Das Spiel.

(Fortsetzung.)

Auch die alte Sitte, Würfel in der Tasche stets mit sich zu führen, ist noch nicht ganz unter uns erstorben und hat sich vorzüglich bei Fuhrleuten und Hausknechten erhalten; dabei fehlt selten unseres Landes der Becher mit den Würfeln auf einem Zechtisch, weil die Wirthe nichts lieber sehen, als wenn die Gäste „Wein heraus würfeln,“ wie der Kunstausdruck heißt, und weil sie auch bei sonstigen Würfelspielen mehr Vortheil finden, denn die Gäste trinken mehr dabei als bei den Karten. — Die gewöhnlichen Methoden des Würfelspiels sind so ziemlich allgemein bekannt. Fast durch alle können hitzige Spieler außerordentlich weit geführt werden, auch bei einem Anfangs ganz geringen Satz, z. B. wenn die aufgelegte Bank nur aus drei Kreuzern besteht, die, bei zehn bis zwanzig guten Würfen des Bankiers, alsbald zu Kronenthalern und Goldstücken anwachsen können, indem der zehnte glückliche Wurf, wenn fortwährend die ganze Masse gehalten worden, die ausgesetzte Summe zu tausend und vier-und-zwanzigfachem Werth erheben muß, woraus dann folgt, daß der sich so steigernde Gewinnst der drei Kreuzer beim zwanzigsten Eintreffen über 52,000 Gulden betragen würde. Nun sind freilich zwanzig Glückswürfe hintereinander eine zwar nicht unerhörte, aber doch seltene Sache, und Spieler, von denen eine so geringfügige Bank aufgelegt wird, versteigen im Verlauf des Spiels sich höchstens zu Sätzen von einigen Thalern; will man sich aber überzeugen, wie weit dieses Spiel führen könne, so kommt es nicht auf die absolute Summe an, sondern auf deren relativen Werth; denn so wie der Groschen des armen Würflers beim fünften Glückswurf zu 1 fl. 36 kr. anwächst, wird das Goldstück des reicheren zu zwei-und-dreißig Stücken, was wir hier anschaulich zu machen uns bemühten, weil auch bei noch andern Hazardspielen, vor allem beim Lanzknecht, dasselbe Verhältniß eintritt, und vor dem fünften Gewinne des Bankiers die Pointeurs selten aufhören, nach der Reihe die ganze Masse zu halten, worauf sie dann anzufangen pflegen, geringere Sätze zu wagen.

Unter den Kartenspielen ist wenigstens der Name des Lanzknechtes der älteste, und die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß es auch wohl noch dasselbe Spiel sey, welches um das Jahr 1392 schon den Franzosen bekannt war, die sich die deutsche Benennung mundrecht machten, indem sie dieselbe in Lansquenet verwandelten; denn es hat in seiner Einfachheit eine unverkennbare Analogie mit dem uralten Würfeln auf „gut stehen sie,“ vor allem aber dadurch, daß die Bank dabei eben so gehalten wird und in derselben Art weiter geht. — Im achtzehnten Jahrhundert

war Lansquenet das vornehme Spiel am französischen Hof, und unter Ludwig XIV. auch noch ein anderes, Bassetto genannt, dessen Regeln verloren scheinen, seit dieser König in einem Anfall übler Laune, nachdem er viel darin verloren, es gänzlich verbot, wie er denn überhaupt kein nobler Spieler war. — Nicht ganz so einfach als der alte Lanzknecht sind die bekannten Spiele Halbzwölf und das verwandte Ein-und-zwanzig. — Viel älter als diese, von der ursprünglichen Einfachheit sich entfernenden Spiele ist Pharao, das einige Aehnlichkeit mit dem Lanzknecht hat; aber der Pointeur ist nicht genöthigt, auf die Karten zu halten, welche ihm der Zufall durch die Hand des Bankiers zuweist, sondern er hat ein sogenanntes „Buch" vor sich, nämlich die dreizehn Blätter vom Aß bis hinauf zum König, so daß er die Karte wählen kann, auf die er setzen will, wobei auch unter der Galerie keine Reihenfolge herrscht, außer daß der den Vorzug vor den andern behauptet, der „va banque!" ruft, denn der Bankier ist nur mit dem aufliegenden Betrag gegen die Pointeurs verantwortlich, und nicht darüber. Die Entscheidung ist ganz einfach, je nachdem die Karte beim Aufschlagen rechts oder links fällt, und Pharao war deßhalb ehemals auch das Spiel an öffentlichen Banken, gab aber dem Betrug zu sehr Raum, sobald der gewinnende Spieler nicht alsogleich sein Geld einzog, sondern durch verschiedenes Biegen der Karte andeutete, daß er den verdoppelten, vervierfachten Satz immer noch halte. Späterhin malte man die „Bücher" auf die Tafel, was aber auch seine Mißstände hatte, so daß das um vieles sicherere Rouge-et-Noir in Aufnahme kam, wobei weder die Galerie noch die Bank leicht betrügen können. Man muß sich sehr hüten, unter Unbekannten Pharao zu spielen, da es viele Glücksritter gibt, die mit dem Volteschlagen meisterlich umzugehen wissen.

Besonders sind es die Hazardspiele, auf welche falsche Spieler gern sich legen; und falsche Spieler gab es von jeher in allen Ständen, so daß auch unsere Tage unter andern von einem solchen wissen, welcher der stolzesten Aristokratie Europas angehört. — Die Unannehmlichkeiten, in welche die Gesellschaft von Glücksrittern, und vorzüglich das Spielen mit ihnen, einen wohlerzogenen Mann verwickelt, sind meistentheils der Art, daß der Geldverlust dabei noch der erträglichste scheint. — Doch wie immer auch der Mann, dem Andrang der Leidenschaft willenlos erliegend, durch übermäßiges Spielen und die damit verbundenen Ausschweifungen in schlechter Gesellschaft seinen Namen entwürdige, noch bleibt ihm übrig, um vieles tiefer zu sinken, so lange er nicht mit den Juden in die Schranken trat und mit Schmuel und Mauschel in die Wette auf das Fallen und Steigen des Courses spekulirte, wie sich Frankreichs neue Geldaristokratie muß vorwerfen lassen, und wie es auch in Deutschland nicht ganz unerhört ist, troß Nabasty's edlem Beispiel, der, als Finanzminister auf die Höhe des Geldmarktes gestellt, mit adligem Stolze an der niedrigen Versuchung vorüberging, ohne sie nur als eine solche anzuerkennen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der goldene Schuh.

(Fortsetzung.)

Wir waren in der Krimm angelangt. Man weiß, daß die Kaiserin sich daselbst längere Zeit aufhielt und ein glänzendes Hoflager um sich versammelte. Der ehemals dort residirende Pascha war flüchtig geworden, hatte jedoch seine Schätze und seinen Harem mitgenommen. In seinen ausgeplünderten Pallast schlichen wir Pagen uns oft, in der Hoffnung, das gute Glück werde uns hie und da noch Einiges von zurückgebliebenen oder versteckten Kostbarkeiten in die Hände spielen. So geschah es auch. Einer meiner Kameraden und ich wachten eine Nacht hindurch im Pallaste, wohl verborgen hinter einem breiten Teppiche, der als Thürvorhang diente. Unsere Begier nach Abenteuern war noch nicht lange auf die Geduldsprobe gesezt worden, als wir in unserer Nähe ein Geräusch vernahmen, dessen Ursprung und Ort des Entstehens uns nicht sogleich deutlich werden wollte. Mein Gefährte warf sich auf den Boden nieder, mit dem Ohr an die Vertäfelung gedrückt; doch das dumpfe Tönen schien nicht aus der Erde zu kommen. Ich meinerseits war in der Nachforschung glücklicher. Die mit türkischen Arabesken und buntem Schnitzwerk belegte Wand zur Seite war offenbar hohl, denn ich vernahm das Rasseln und Scharren von menschlichen Schritten, die sich im innern Raum der Nische, in welcher wir uns befanden, heranbewegten. Die Vorsicht gebot uns die größte Stille; wir hielten den Athem an und hörten jezt, wie leise ein Schlüssel in ein Schloß geschoben wurde, und bald darauf die Töne eines zurückweichenden Riegels. Eine Thür mitten in der Vertäfelung öffnete sich und die Spitze eines weißen Mousselinturbans wurde sichtbar, bald darauf das bleiche, mit einem langen, schwarzen Bart beschattete Gesicht eines Muselmanns. Er blickte rings um und wurde uns nicht gewahr, denn außerdem daß wir uns völlig lautlos verhielten, warf auch das Mondlicht, das durch die obern zertrümmerten Fenster einfiel, einen scharfen Lichtstrahl auf die Thüre, während es den übrigen Theil der Nische in den schwärzesten Schatten tauchte. Der Türke trat jezt hervor und zog hinter sich fast mit Gewalt ein in Schleier gehülltes Weib, das sich ängstlich an ihren Begleiter

schmiegte und mit ihm Worte wechselte, die, hätten wir auch die Sprache verstanden, doch für uns verloren gewesen wären, denn sie wurden mit zitternder und durch den Schleier gedämpfter Stimme vorgebracht. Unter ihrem Arm bemerkten wir ein reich mit Gold ausgelegtes Kästchen. Aha! dachte ich bei mir selbst, das ist eine fette Ratte, die zu entschlüpfen gedenkt, aber man muß ihr den Ausgang sperren. Die Blicke, die mein Kamerad mir zuwarf, zeigten mir, daß er eben derselben Meinung war; die Vorsicht erforderte nur, daß wir abwarteten, ob noch mehr Versteckte im Hinterhalte waren, oder ob der Alte mit dem Mädchen sich allein befand. Im lezten Falle wollten wir mit diesen beiden schon fertig werden.

Es vergingen einige Minuten und es ließ sich aus dem offen gebliebenen Gange kein weiteres Geräusch vernehmen; unsere Flüchtlinge indessen waren eben Willens, über den hellerleuchteten Vorplatz der äußern Halle zu schlüpfen, als wir plötzlich hervorbrachen und ihnen in den Rücken fielen. Der Schreck der Armen war nicht gering. Ohne Zweifel glaubten sie es mit mehr als mit zweien zu thun zu haben, wenigstens gab der Alte sogleich jeden Gedanken an Vertheidigung auf und warf sich mit seiner Dame uns zu Füßen, indem er um sein Leben bat. Jezt war es an uns, die Helden dieses glorreichen Unternehmens zu spielen. Ich entwaffnete den Alten und band ihm die Hände mit der Schärpe meiner Uniform, während dessen reichte mein Gefährte der Schönen den Arm und führte sie troz ihrer Thränen und rührenden Klagen aus dem Pallast hinaus der Stadt zu. Ich folgte mit dem Schmuckkästchen und dem gefesselten Alten. Es war in den ersten Morgenstunden, als unser kleiner Zug vor dem Pallast des Fürsten Potemkin anlangte.

Diesem Herrn waren Stückchen der Art außerordentlich willkommen. Wir konnten also auf eine gute Aufnahme zählen, und diese ward uns auch. Anfangs überlegten wir, ob es auch unsere Pflicht sey, das Schmuckkästchen in den Besitz des Fürsten zu liefern; ich gestehe, daß wir in Versuchung kamen, es zu behalten; doch unsere Ehrlichkeit oder Klugheit siegte: Schmuck, Mädchen und der Alte wanderten in die Hände des allmächtigen Günstlings. „Elende!“ rief dieser den beiden Gefangenen zu, „gesteht es nur, ihr habt entfliehen und noch dazu diese Kostbarkeiten ihrem rechtmäßigen Besitzer entziehen wollen?“ — „Wozu leugnen?“ sagte der Alte mit kaltem Gleichmuth. „Ja, wir wollten entfliehen. Wir erkennen nur Einen rechtmäßigen Herrn über uns, und das ist der, den eure Grausamkeit und Habgier aus seinem Besitz vertrieben. Mit ihm uns zu vereinigen, war unsere Absicht.“ — „Ich lobe deine Aufrichtigkeit,“ sagte der Fürst mit Lächeln; „wahrscheinlich wird sie dich auch antreiben, zu bekennen, ob diese junge Schöne deine Tochter oder dein Weib ist.“ — „Meine Tochter,“ erwiderte der Alte. „Ich flehe dich an, sie mit Achtung zu behandeln.“ — „Viel gefordert, alter Graubart; doch weis ich eine Perle von solchem Werthe zu schätzen. Sie bleibt in meinem Besitze. Dich werde ich von meinen Leuten über die Grenze schaffen lassen; du kannst froh seyn, mit dieser Züchtigung davon zu kommen.

Diese Worte machten auf den bedrängten Vater den schrecklichsten Eindruck. Er warf sich dem Machthaber zu Füßen und beschwor ihn in den rührendsten Ausdrücken um die Freiheit der Tochter. „Wenn du Schätze willst,“ beschloß er seine Rede, „so kann ich dir noch das Doppelte von dem anbieten, was das Kästchen einschließt.“ Der Fürst hörte dies Versprechen mit gleichgültiger Miene an, und die Angst des Alten wuchs. „Wohlan!“ rief er, „ich besitze noch mehr, als bloße Kostbarkeiten: ein magisches Kunstwerk ist mein Eigenthum. Keine Gewalt der Erde hätte dieses Bekenntniß meinen Lippen entrissen, wenn nicht die Hoffnung, mein Kind zu retten, die Anhänglichkeit aufwöge, die ich zu diesem Ringe habe.“ — „Ein Ring?“ rief der Fürst mit Spott. „Und das nennst du deinen höchsten Preis?“ — „Er ist's. Betrachte ihn genau, o Fürst. So wie er deinem Auge erscheint, ist es ein gewöhnlicher goldener Reif mit einem rothen Steine; du wirst vergebens zu errathen suchen, was dieser Stein in seiner geheimnißvollen Höhlung enthält. Dies dir zu eröffnen, bin ich sofort bereit, wenn du mir zuvor dein fürstliches Wort gibst, nur einen von diesen beiden Gegenständen dir anzueignen, entweder das Mädchen, oder den Ring.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Beschluß.)

Rasche Vergrößerung der Stadt.

Am stärksten ist nach der Nordseite von Paris hin, am Fuße des Montmartre, gebaut worden. Hier ist aus dem sogenannten Batignoles, das sonst nur aus einigen Schenken bestand, nicht sowohl ein Dorf, als vielmehr eine Stadt entstanden, die sich immerfort vergrößert und bereits 20,000 Seelen enthalten soll; vielleicht übertreibt man die Sache zur Hälfte; aber so viel ist gewiß, daß Batignoles sich schnell und stark bevölkert. Es gibt hier Bauunternehmer, welche den Familien, die sich zu Batignoles einmiethen wollen, für den nächsten Termin ein Häuschen zu bauen versprechen, wie es die Leute zu haben wünschen. Tables d'hôte von achtzig bis hundert Personen werden dort gehalten, der Schenkwirthe ist eine unzählige Menge, Erziehungshäuser und gewiß auch ein Theater vermißt man daselbst nicht; denn

dies fehlt in keinem der an Paris stoßenden Dörfer. Vermuthlich werden nicht viele Jahre vergehen, ehe dieses rasch anwachsende Dorf mit zu Paris gezogen wird. Was so viele Leute am Sonntag außerhalb Paris zieht, ist, daß sie dort das Hauptgetränke des Landes, den Wein, wohlfeiler haben, als in Paris, wo er an der Barrière stark besteuert wird, wogegen die umliegenden Orte sich vermittelst einer jährlichen Summe mit den Steuereinnehmern abfinden. Die Stadt Paris, das heißt die Stadtobrigkeit, strebt daher immer darnach, ihr Netz über die nahen Dörfer auszubreiten, oder mit andern Worten, die Stadtmauern bis jenseits derselben zu erweitern, um die Orte in ihren Bereich zu ziehen. Da nun Batignolles hart an die Stadt stößt, so wird es ein Leichtes seyn, Paris mit diesem ergiebigen Dorfe zu vergrößern; auch soll man bereits mit diesem Plane umgehen. Vielleicht rückt dann einmal der ganze Montmartre in die Stadt ein; denn auch dieser wird stark bevölkert, und das Bauen geht dort mit solchem Eifer vor sich, daß man sogar auf den Gypsbrüchen Häuser anlegt, und nur zuweilen von einer wachsamen Polizei daran verhindert wird. Was besonders den Verkehr der Paris zunächst liegenden Dörfer mit der Hauptstadt befördert, sind die Omnibus, welche von frühem Morgen bis in die Nacht hinein von den Dörfern zur Stadt fahren und umgekehrt. Manche Leute, welche täglich in der Stadt zu thun haben, wohnen daher in diesen Dörfern, wo Miethe und Lebensmittel um $^1/_5$ oder $^1/_6$ wohlfeiler sind, und werden durch diese Ersparniß in Stand gesezt, auch die täglichen Fuhren zu bestreiten. Ist einmal eine Eisenbahn nach Versailles und nach St. Germain in vollem Gange, so lassen sich die Leute vielleicht in diesen Städten nieder und kommen täglich ihrer Verrichtungen halber zur Hauptstadt. Wer vermag im Voraus die bedeutenden Folgen zu berechnen, welche die Eisenbahnen für eine Stadt wie Paris haben werden? In den entfernten Provinzen ist man schon bange, daß die Lebensmittel dadurch vertheuert werden, weil sie alsdann leicht zur Hauptstadt gebracht werden können; aber alsdann werden die Preise wegen der starken Conkurrenz auch in der Hauptstadt sinken müssen, und die Provinzen werden dann auch Alles wohlfeiler aus der Hauptstadt erhalten; die Preise werden sich dadurch dem Gleichgewichte nähern, und wahrscheinlich wird eine ähnliche Ausgleichung in der Lebensart, den Sitten und Gebräuchen damit Hand in Hand gehen. Dg.

Dresden, August.

(Beschluß.)

Kunstausstellung.

Hiebei gedenke ich der ausgestellten kolossalen Büste dieses Künstlers, des Hofraths Dr. Carus. Sie ist weißer Marmor, von der Hand des berühmten französischen Bildners David, ein überaus schön vollendetes Werk. Auch in Hinsicht auf Aehnlichkeit leistet dieses Kunstwerk jeder Forderung Genüge, ein Umstand, der bei kolossalen Porträts, die unter minder kunstreichem Meißel nur allzuleicht zur Leerheit sich hinneigen, besondere Anerkennung verdienen möchte. — Auch die einheimische Skulptur erfreut sich diesmal wieder vorzüglich ausgezeichneter Werke in zweien vom Professor Rietschel für die Aula der Universität Leipzig geschaffenen Basreliefs zu dem Cyklus, die Culturgeschichte darstellend, gehörig. Das erste, aus der Zeit, bis zu welcher die Geschichte nicht hinaufreicht, stellt Sternkunde, Ackerbau, Viehzucht, das zweite Volksredner, Kunst, Philosophie, so einleuchtend als in den trefflichsten Formen dar. — Besonders erfreulich ist bei der jezigen Ausstellung die Wahrnehmung, daß ein frischerer, lebendigerer Geist durch ihr Ganzes geht, und weit mehr Künstler als sonst ihre Phantasie auf historische und poetische Süjets gerichtet haben. Ein Theil der dieser Richtung angehörigen Leistungen verdient unbedingtes Lob; aber sogar die mangelhafteren dieser Classe dürfen auf eine dankbare Aufnahme rechnen, weil ihre Urheber ein schönes Bestreben, einen Sinn zu erkennen geben, dem, wenn ihm die nöthige Kraft und Stetigkeit beiwohnt, die Anfangs unbezwinglich erscheinenden Hindernisse nicht selten späterhin dennoch weichen. Der Raum verbietet, sich über die vielen, zum Theil vorzüglich gelungenen Werke dieser Art im Detail auszusprechen. — An Genrebildern, zum Theil ebenfalls in die poetische Region hinüberstreifend, findet sich wenigstens Einiges sehr Vorzügliche. Unter dem Namen des „glücklichen und zufriedenen Pächters" hat de Corne aus Brüssel eine Fülle von Lebenslust und Behagen in der Person eines bejahrten Mannes überaus glücklich dargelegt. Das treffliche Tableau von Lindau, Mariuari am Meeresstrande, dessen bereits in meiner lezten Notiz gedacht wurde, dürfte, dem Gedanken und der Ausführung nach, vielleicht von allen zur Ausstellung erschienenen Genrestücken den ersten Preis verdienen. Aber auch ein anderes Produkt dieses wackern Künstlers, das ich damals nicht erwähnte, seine „Jäger vor einer Osteria in der römischen Campagna," verdient besondere Aufmerksamkeit. Die ineinander verbissenen Hunde sind die wüthenden Helden der höchst modernen Tragödie, welche vorzüglich auch das Gute hat, daß sie Lust und Lachen erregt, wenn auch nicht unter der vor dem Wirthshause am Tische sizenden Gruppe von Gästen, die durch die tragischen Helden in ihrer Behaglichkeit gewaltig gestört werden. Der von Niemann in Oel gemalte Knabe an der Wiege eines jüngern Kindes, bemüht, durch Wegfangen einer auf dem Deckbette sizenden Schmeißfliege dem Wiegenkinde die Fortdauer des Schlafs zu sichern, gehört zu den so hübsch gedachten, als ausgearbeiteten Genregemälden, von denen besonders auch Wendlers Tyroler Teppichverkäufer in einer Schenke zu rühmen ist. — Der Landschaftmalerei verdankt man wieder recht viel Bedeutendes. In die sehr große Landschaft von Professor Dahl, die Meerenge zwischen Schweden und Dänemark, mit dem Schlosse Kronburg, versenkt sich jedes Auge mit Wohlgefallen. Gelungene Arbeiten in Kupfer- und Stahlstich, so wie in der Lithographie sind wenigstens nicht ganz ausgeblieben. An guten Porträts gewährt die Ausstellung, außer einigen von anerkannt vorzüglichen Künstlern in diesem Fache, nur eine geringe Ausbeute. Um so größere Auszeichnung verdient aber auch eines, ein sehr kleines, und zwar auf den ersten Wurf vollendetes und mit dem Meisterstempel bezeichnetes Brustbild in Oel von Professor Begas in Berlin. Es stellt den Professor Vogel von Vogelstein dar. Ein köstliches Bild! Die ganze Seele des Dargestellten spricht aus dem Auge und aus allen Gesichtszügen. — Die mit der Kunstausstellung, nach zweijähriger Pause, in diesem Jahr wieder vereinigte Exposition gewerblicher Gegenstände hat heute zum ersten Male stattgefunden. Ich behalte mir vor, derselben nächstens zu gedenken.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 214.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 7. September 1837.

Ein lebend Puppenspiel! Nun will ich glauben,
Daß es Einhörner gibt, daß in Arabien
Ein Baum des Phönix Thron ist.

Shakespeare.

Der goldene Schuh.

(Fortsetzung.)

Die Neugier des Fürsten war erwacht, zu erfahren, was in dem magischen Ringe enthalten sey, er gab darum das geforderte Versprechen und ließ den Alten in ein Kabinet treten, wohin er ihm mit zweien seiner Vertrauten folgte. Sie blieben ziemlich lange darin, und wir andern, die wir im Saale warteten, erschöpften uns in Vermuthungen, was wohl der wunderbare Ring enthalten möchte. „Ganz gewiß," sagte der Eine, „ertheilt er seinem Besitzer die Gabe, alle Schätze der Welt in seinen Besitz zu bekommen." — „Nicht doch!" rief der Andere, „es wird der Ring des Salomo seyn, der das Reich der Geister an die Befehle seines Trägers kettet." Ein Dritter behauptete, der geheimnißvolle Reif bringe die Gabe der Unsichtbarkeit Jedem, der ihn am Finger trage. Es wurden noch andere, viel phantastischere Muthmaßungen aufgestellt, als die Thür des Kabinets sich öffnete und der Fürst wieder in den Saal trat. Auf seinem Antlitz glänzte Heiterkeit, der Ring des Alten zierte seinen Zeigefinger. „Du hast gewonnen Spiel!" rief er dem Türken zu, „führe deine Tochter in Ruhe von dannen. Ich kann allenfalls wieder ein so hübsches Mädchen, aber nie einen so kostbaren Ring in meinen Besitz bekommen. Ich bin mit deinem Geschenke zufrieden."

Der Alte entfernte sich eilig mit seiner Tochter, gleichsam als fürchtete er, aus der Höhle des Löwen bei längerem Aufenthalt doch nicht mit heiler Haut zu entkommen. Er warf beim Herausgehen auf mich und meinen Kameraden einen Zornblick, der uns deutlich sagte, daß er uns für die Urheber seines Unglücks ansehe und als solche verwünsche.

Es verging jetzt eine geraume Zeit, ohne daß wir etwas von dem Ringe und seinen Kräften erfuhren; der Fürst schien selbst ihn vergessen zu haben; doch das war nicht der Fall, er wartete nur auf eine passende Gelegenheit, die Kaiserin, seine Gebieterin, mit den artigen Zauberkünsten zu überraschen, deren Herr er jezt war.

Es fand sich hiezu ein günstiger Augenblick. Die Kaiserin pflegte mit ihrer nächsten Umgebung des Abends, wenn die Feste und Audienzen beendet waren, ein paar zwanglose Stunden in heiterer Unterhaltung zuzubringen. Hier war die Politik verbannt und der Scherz wählte sich frei seine Gegenstände. Man gab unter anderm Charaden auf und erzählte Mährchen. Der Fürst erschien eines Abends besonders schweigsam, die andern Herrn machten ihm Vorwürfe, und er beantwortete diese mit einem geheimnißvollen Lächeln. Nach einer Pause sagte er: „Was gilt die Wette, meine Herrn, daß ich nicht so ungeschickt

bin, wie ich aussehe? Es kommt nur auf den Befehl unserer Gebieterin an, und ich mache Ihnen die seltsamsten Kunststücke vor, die Sie sich je haben träumen lassen.“

Die Kaiserin nahm ihn beim Wort und der Fürst verlangte eine glattpolirte Marmorplatte. Man brachte ihm einige Tische, doch er hatte immer an der Politur des Marmors etwas auszusetzen, endlich ward ein kleiner Spiegeltisch hinreichend gut zum Zwecke befunden. Die Gesellschaft gruppirte sich herum und Jedem ward ein kleines Vergrößerungsglas in die Hand gegeben. Diese Anstalten erweckten die Neugier, aber wie hoch ward diese gespannt, als der Fürst jezt seinen Ring hervorholte, dreimal leise mit dem rothen Steine auf die Marmorplatte klopfte und nun die Gläser auf diese Stelle zu richten bat. Ein allgemeiner Ausruf des Erstaunens erhob sich. Man sah eine Figur erscheinen, für das bloße Auge von der Größe eines Stecknadelknopfes, die, als Tänzerin gekleidet, aus dem Steine schlüpfte und sofort anfing, der Gesellschaft ein Solo vorzutanzen, so kunstgemäß und so graziös, wie kein Glied der hohen Gesellschaft es jemals in seinem Leben geschaut. Die Freude und das Staunen wuchsen mit jeder Sekunde; unermüdlich folgten die Gläser den Bewegungen der Kleinen, und jede Stellung, jeder gewagte Entrechat, jeder wirbelnde Umschwung und jede graziöse Pirouette wurden mit rauschendem Beifall begrüßt. Sah man die kleine Gestalt mit bloßem Auge, so entgingen dem groben Organ die Zartheit der überirdischen Reize, die Kostbarkeit der Kleidung und die weiche Geschmeidigkeit der Bewegungen; mit dem Glase jedoch betrachtet, gewann die Fee die Größe einer einen halben Zoll hohen Puppe, und erst dann war man im Stande, die Kunst ihres Tanzes und Anzuges zu würdigen. Die Toilette, die diese kleine Schöne gemacht, gehörte unleugbar zu den etwas leichtfertigen Tänzercostüms, oder es war vielmehr eine ganz eigenthümliche Tracht, die in dem Lande Tschinnistan oder sonst wo Mode seyn mochte. Ein kurzes Röckchen von blendend weißem Mousselin umschloß, von einem breiten goldenen Reif gehalten, die feine Taille und reichte bis zu den Knien, die Beine waren ohne Bekleidung, nur an den Knöcheln saßen kleine goldene Reife, ähnlich dem großen Reife um die Taille, und die niedlichen Füße umschlossen goldene Schuhe. Das Haar war in einen vollen Knoten zusammengeschürzt und ein unendlich kleines Rosenknöspchen streckte seine rothe Flamme aus den schwarzen Locken. Gewiß, man konnte nichts Reizenderes sehen. Dabei war der Teint der Kleinen keineswegs weiß und roth, sondern zeigte jene helle Broncefarbe, die den orientalischen Schönheiten eigen ist und die nur mit sehr wenig Roth tingirt erscheint. In den Händen schwang sie kleine Castagnetten, die wie ein leises Mückengeschwirre klangen, wenn man recht hinhorchte. Sie tanzte Anfangs eine seriöse Menuet, die dem Publikum unendlich vielen Spaß machte, dann ging sie zu den leidenschaftlichen Tänzen über, und zulezte tobte sie in einem bacchantischen Tanze auf der Tischplatte hin und her, so daß die Gläser Mühe hatten, ihr zu folgen. Endlich hielt sie stille, machte eine Verbeugung und gab damit zu erkennen, daß der Tanz beendet sey. Die Zuschauer, voll Entzücken, wußten nicht, wie sie ihre Dankbarkeit einer Künstlerin zu erkennen geben sollten, die durch ihre Körperbeschaffenheit ein unübersteigliches Hinderniß zwischen sich und ihren Verehrern aufgebaut hatte. Es war sogar ungewiß, ob die Liebe, Verehrung und Bewunderung, die sich rund um sie her in den riesigen Physiognomien malte, auch verständlich bis zu ihrem Auge drangen. Ein zu lautes Beifallgeklatsche hätte nothwendig durch die Erschütterung die kleine Dame zu Boden geworfen. Zufällig entdeckte einer der Gäste ein Mittel, sich der Schönen erkenntlich zu beweisen; er zog eine Tabatiere hervor, deren Deckel ein Spiegel bildete, und diesen vor ihr aufstellend, hatte er die Freude zu bemerken, daß sich die Kleine dieses Spiegels wie einer Psyche bediente, sich davor stellte und ihren Anzug in Ordnung brachte. Dies gab eine Scene, die von Neuem lauten Beifall hervorrief. Wie bedauerte man, daß man ihr nicht helfen konnte; allein welche Hände und Finger hätten dazu gehört, um hier Kammerfrauendienste zu versehen? — Als endlich die Dame wieder in ihren Ring geschlüpft war, forderte die Kaiserin den Fürsten auf, zu erzählen, welche Bewandniß es mit dem Allen habe. Der Fürst gehorchte dem Befehle.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Spiel.

(Fortsetzung.)

Wenn wir bisher unter den Spielen einige benannten, welche unter gegebenen Bedingungen und Verhältnissen als erlaubt zu erklären sind, so trifft unser Blick nun auf eine Classe, in der sich welche finden, die wir schier unbedingt empfehlen müssen, nämlich diejenigen unter den Wetten, welche sich auf ritterliche Uebungen gründen, während jede andere Wette nur als ein gewöhnliches Hazardspiel zu betrachten seyn dürfte. Die edlen Wetten nimmt sogar bei uns das Gesetz in Schutz, denn nachdem es z. B. im badischen Landrecht erklärt hat, daß keine Klage auf Zahlung einer Spielschuld oder einer Wette Statt habe, sagt es: „Spiele zur Waffenübung, als Wettrennen zu Fuß oder zu Pferd, Wettfahren, Ballspiel und andere gleichartige Spiele, wobei es auf Gewandtheit und Leibesübung ankommt, sind von jenem Verbot ausgenommen. Das Gericht darf jedoch auch hier die Klage verwerfen, wenn die Summe übertrieben erscheint.“ So

wie das Reiten die vornehmste ritterliche Uebung ist, so gibt es auch zu gar vielen Wetten von Bedeutung Anlaß, wie zu Gewaltsritten, deren wir im Abschnitt von der Reitkunst ein Paar erwähnt haben, und denen wir noch eine große Anzahl hätten hinzufügen können, wenn wir nicht gefürchtet hätten, zu weitläufig zu werden; hier führen wir nur als Beispiel einen Deutschen, den Rittmeister von Schenkendorf an, der sich in allerneuester Zeit durch einige glücklich ausgeführte Wettritte bekannt gemacht hat. Die Reitwetten bestehen gewöhnlich darin, daß Einer sich verpflichtet, irgend eine Aufgabe zu Roß auszuführen, selten aber in einem eigentlichen Wettrennen, wobei zwei oder mehrere einander zu überholen trachten, gleich den Jockei's auf der Rennbahn. — Anders wird es jedoch mit den Schießwetten gehalten, wobei gewöhnlich alle Wettenden mitschießen, manchmal aber auch nur Einer eine Aufgabe durchführt, indem er z. B. mit der Pistole die Punkte aus einer Karte schießt. So waren zwei Brüder, die, jeder ein Faustrohr und einen Thaler in den Händen, sich, so oft es galt, einander auf zehn Schritt gegenüber stellten und auf ein gegebenes Zeichen à tempo sich gegenseitig die Geldstücke aus der erhobenen Linken schossen; und wir selbst haben schon mehr als einen Burschen gesehen, der mit der größten Zuversicht seinem Herrn ein Geldstück als Ziel für die Pistolenkugel hinhielt. Einem Juden, der in Folge einer Wette gleichfalls den Thaler hielt, wurde die Fingerspitze zerschmettert, wobei er, ehe er des Schmerzes gedachte, voller Freuden ausrief: „Ich hab' gewonnen!“ — Das Wettschießen mit der Pürschbüchse findet häufig nach Beendigung einer Hirschjagd Statt, wenn nicht etwa die Herrn beim Essen zu fleißig und tief in den Becher sahen, und nun statt der Büchse zu den Würfeln greifen.

Die gewöhnlichen Wettspiele finden sich am häufigsten in England, denn die Britten wetten auf alles Mögliche, oder sogar noch auf das Unmögliche, am meisten aber bei öffentlichen Wettrennen, bei Hahnenkämpfen und dergleichen mehr. Wetteten doch einst Fox und Sheridan, indem sie Piccadilly hinabgingen, wer die meisten Katzen am Fenster, jeder auf seiner Seite, sehen würde! Der pfiffige Sheridan hatte die besonnte Seite gewählt und gewann. Oft erhalten solche Wetten einen ganz großartigen Anstrich, wenn z. B. in Folge derselben und um sie zur Entscheidung bringen zu können, Reisen bis in die fernsten Länder unternommen werden; doch häufiger noch ist bloß ihre Sonderbarkeit auffallend, und das Halten auf die strengste Regelmäßigkeit, so daß wir ganz geneigt sind, an das berüchtigte „Halt, das ist gegen unsere Wette!“ der zwei Gentlemen zu glauben, das sie riefen, als ein Schiffer dem mit den Wogen ringenden Mann zu Hülfe kam, für und gegen dessen Entkommen sie gewettet hatten; denn wie in ihren Gesetzen, nehmen die Engländer auch in den Regeln der Spiele Alles wörtlich; wenn der Jockei die Kappe, den Sporn oder die Reitpeitsche verliert, kann er den Preis des gewonnenen Vorsprunges einbüßen, und wer im Schachspiel eine Figur anrührt, muß sie auch ziehen.

Unsere Vorfahren pflegten nicht so häufig als wir bei ritterlichen Uebungen Mann gegen Mann zu wetten; aber das Bezahlen der Leggelder bei großen Schießen ist ebenfalls ein Wettvertrag, und diese Schießen waren auch oft mit andern Uebungen verbunden, wie jenes zu Augsburg im Jahr 1470, von dem wir lesen, daß der Münchner Herzog Christoph dabei im Laufen ein Kleinod gewonnen, „einen Ring um vier Gulden,“ und einen gleichen im Springen. Bei demselben Schießen gab's noch andere Lustbarkeiten: ein Pferderennen, bei dem Herzog Wolfgang von München den ersten Preis, eilf Gulden werth, gewann, und den zweiten sogar mit zwei Pferden; ferner „ein Abentheur,“ nämlich einen Glückshafen, darin das Beste 10 fl. werth war, ein großes Kegelschieben von 6 fl., und zur Augenweide der Schützen ein Wettrennen der „gemeinen Frauen“ um ein Stück Barchent, bei dem ein fahrendes Fräulein von München den Preis gewann. Bei Turnieren und Stechen wurde kein Leggeld bezahlt, und bei manchen Rennen nicht einmal ein Dank ausgesezt, so daß die Herren nur um der Ehre willen einander aus dem Sattel warfen; doch kamen auch dabei hin und wieder Wetten vor, welche Einzelne miteinander eingingen. — In England scheint das Wetten bei ritterlichen Uebungen ebenfalls ziemlich alt, und zu Shakespeare's Zeit ganz gewöhnlich gewesen zu seyn, da Slender in den lustigen Weibern von Windsor sagt: „Ich habe neulich braune und blaue Male davongetragen, als ich mit dem Fechtmeister auf Dolch und Degen in drei Gängen um ein Gericht Zwetschgen spielte.“ — In unserer Zeit ist eine gewisse Bequemlichkeit übrigens der vorherrschende Charakterzug, und die meisten Leute lieben es, den Erfolg ihrer Spiele und Wetten ohne eigene körperliche Anstrengung herbeikommen zu sehen. Manche nennen diese Trägheit eine türkische, aber mit großem Unrecht, denn der Prophet hat die weise Vorsicht geübt, den Gläubigen alle Hazardspiele zu verbieten, und ihre Spiele sind, außer dem Schach, nur ritterliche Uebungen, wie das Dscheridwerfen.

Kriminalklage.

Die Wunden wieder bluten,
Wenn sich der Mörder naht,
Der sie so tief geschlagen,
Zu klagen an die That.

Auch Herzenswunden bluten,
Wenn sich der Mörder zeigt,
Aus alten Narben wieder,
Wo ihn der Blick erreicht.

Beim Ton bekannter Stimme,
Und wär' er noch so leis,
Strömt aus der tiefen Quelle
Das Herzblut roth und heiß.

Emma v. Nindorf.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, August.

Erste Aufführung der italienischen Oper Ildegonda.

Der Regel nach schließt die hiesige italienische Oper ihren jährlichen Cursus früher als das Parlament, ziehen die geworbenen Sänger und Sängerinnen, oft mit Ruhm, bisweilen mit Gold beladen, aus London fort, während die Mitglieder des Ober- und Unterhauses, bisweilen gelobt, oft getadelt, noch unter der Last ihrer unbezahlten Arbeiten schmachten. Dieses Jahr hingegen hat sich das Blatt gewendet, die Parlamentsglieder sind ausgeflogen, während die Sänger und Sängerinnen noch ihre Contraktsketten schleppten. Wäre es nicht gewagt, Parlament und Oper neben einander zu stellen, die Bühne des Ernstes neben die Bühne des Scherzes, die Redner und Gesetzgeber neben die Sänger und Tänzer, so ließe sich behaupten, daß die Oper, obschon ihre Dauer, des spätern Endes ungeachtet, in Folge des spätern Anfangs eine kürzere gewesen ist als die des Parlaments, doch bedeutend mehr geleistet habe als dieses. Im Hause der italienischen Oper hat es nicht an mannichfaltiger Unterhaltung, aber im Hause der Lords und der Gemeinen hat es gar sehr an Resultaten gemangelt, und sollen daher beide mit Censur entlassen werden, so muß Laporte die bessere empfangen; das ist sein Ruhm. Ehe London seine italienischen Sangvögel verliert, ein paar Worte über die neueste Oper Ildegonda. Die Heldin ist die Tochter des Gouverneurs von Mailand, Ildebrando, und hat im zwölften Jahrhundert nach Christi Geburt gethan, was viele Mädchen seit Erschaffung der Welt gethan haben und bis zum jüngsten Tage thun werden: anders über Herz und Hand verfügt, als ihr Herr Vater. Ihr Vater will, sie soll heirathen, und zwar den edeln Rogiero, einen Patrizier, einen Helden Mailands. Sie aber hat in's Geheim Herz und Hand einem jungen Kreuzfahrer verlobt, Namens Rizzardo, von welchem es im Textbuche heißt, er sey ein junger Herr, der hoch stehe in der Gunst des Volkes und in Waffenruhm. Was das Ende solchen Anfanges seyn muß, ist leicht abzusehen. Rizzardo wirbt bei Ildebrando um Ildegonda's Hand. Er wird hochmüthig abgewiesen, Ildegonda in ein Kloster gebracht. Und das sollen die Liebenden sich gefallen lassen? Nimmermehr; also entführt Rizzardo seine Ildegonda. Und das soll Ildebrando und Rogiero überraschen? Nimmermehr; also lauern Beide mit ihren Mannen den Fliehenden auf und verlegen ihnen den Weg. Und Rizzardo soll nicht kämpfen für seine Freiheit, für seine Liebe? Nimmermehr; also schrecklicher Kampf Vieler gegen Einen. Und Rizzardo fällt? Nein, er fällt nicht, wird nicht einmal verwundet; aber Ildegonda wird es, obgleich sie nicht mitkämpft, und ihr Blut entwaffnet den Zorn des Vaters. Rizzardo wird bloß gefangen genommen und von seinem edeln Nebenbuhler als Klosterräuber der heiligen Inquisition überliefert, um bei erster bester Gelegenheit lebendig verbrannt zu werden. Und das soll Ildegonda nicht zu verhindern suchen? Nimmermehr; also tritt sie unter das Volk, redet zum Volke, fordert das Volk auf, in ihrem Geliebten seinen Liebling zu retten. Und das Volk soll taube Ohren und müßige Hände haben? Nimmermehr; das souveräne Volk revoltirt, Schuster, Schneider und Leineweber ergreifen die Waffen, die Grobschmiede geben den Ausschlag, Rizzardo wird vom Feuertode befreit und Ildegonda sinkt ihm in die Arme. Diesen Unsinn hat Signor Marliani in Musik gesezt. Mit dem Unsinne der Dichtung hat freilich der Werth der Composition nichts zu thun; gleich sinnloses Zeug ist zu herrlichen Opern verarbeitet worden. Auch genügt ja am Ende die glückliche Auffassung eines einzigen ergreifenden Momentes, wie in Fidelio oder la Somnambula, eine Oper zu begründen, da das Süjet einer Oper, in Vergleich mit dem eines regelrechten Drama, doch eigentlich wenig mehr ist, als ein Skelett, dem der Componist das Fleisch gibt. Was aber Marliani in Ildegonda, seiner ersten in England aufgeführten Oper, gegeben hat, charakterisirt weder ihn als originell, noch seinen Styl als eigenthümlich. Er ist unstreitig ein Nachahmer, und das nicht einmal der Meister ersten, sondern der Genossen zweiten und dritten Ranges, sey es, daß er jene nicht versteht oder daß er nur diesen sich ebenbürtig fühlt. Ein großer Theil seiner Musik ist, was ich roh nennen möchte; sein Orchester und seine Chöre versteht er nicht mit den Hauptstimmen in Einklang zu halten, und weil er seyn will, was er nicht ist, originell, verdirbt dieses unnütze Bestreben manchen frischen, etwas versprechenden Gedanken. Dem allen ungeachtet ist weder Marliani ein schlechter Tonsetzer, noch Ildegonda eine schlechte Oper. Er hat sie für vier der vollendetsten Künstler unserer Zeit geschrieben, Ildegonda für die Grisi, Ildebrando für Lablache, Rizzardo für Rubini und Rogiero für Tamburini. Wenn aber dies ihn verlockt, es sollte vielleicht heißen, gezwungen haben mag, den tours de force dieser vier Meisterkehlen jede Aufmerksamkeit zu schenken und dadurch das Ganze steif und naturwidrig zu gestalten, so ist es auch eben so wahr, daß er ein sorgfältiges Studium jener vier ausgezeichneten Talente bewiesen, und wo sie zusammenwirken, wie das in London geschah, seiner Oper eine unausbleibliche Wirkung gesichert hat; und daß selbst bei der vorwaltenden Beschränkung Melodie und Harmonie zwei- oder dreimal gewaltsam durchbrechen, scheint für Marliani's Fähigkeit zu zeugen, bei größerer Freiheit Besseres zu leisten. — Nachdem ich gesagt, von wem die vier Hauptrollen dargestellt wurden, versteht sich das Wie ungesagt. Im Gesang wie im Spiel stand die Grisi nie höher. Ihr Spiel war Verzuckung, war Raserei, und doch Wahrheit, keine Uebertreibung. Sie berührte die äußerste Grenze des Mitgefühls, ohne sie je zu verletzen. Was sie sang, gehörte ihr so eigenthümlich, als habe sie es selbst componirt, und hat sie es etwa, so gebührte ihr mit doppeltem Rechte der Löwenantheil, den sie am Beifall der Anwesenden empfing. Rubini folgte zunächst; allerdings gab er nur, was er immer gibt; doch das ist das Eigene seiner Gaben, daß sie stets ein neues Geschenk sind. Tamburini war, was er gewöhnlich ist, der echte, bescheidene Künstler, der Alles wohl macht und weniger an sich, als an das Allgemeine denkt, in dieser Hinsicht ein wahres Meteor von Künstlerehrlichkeit. Lablache war minder beschäftigt, als die Mehrheit der Zuschauer es wünschte, die Mehrheit, die ihn nie genug sehen kann. Und ruhig ergözte er sie und sich mit den Kräften, welche Natur und Kunst ihm verliehen. Die Chöre thaten das nicht; sie waren, was sie in hiesiger italienischen Oper meist ohne Ausnahme sind, erbärmlich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 72.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 215.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 8. September 1837.

And what's his reason? — I am a Jew!
Shakespeare.

Klagen eines Juden.*

(Der sächsischen Deputirtenkammer vom Jahr 1837 gewidmet.)

1.

Heimweh.

Als ich aus deutschem Lande ging,
Da hab' ich's kaum gefühlt,
Wie sehr ich an den Auen hing,
Wo ich als Kind gespielt.

Es haftete ein goldner Schein
Am fernen Inselland,
Bis daß ich weit vom lieben Rhein
Auf hohem Meere stand.

Geschieden von dem Elternhaus
Und manchem theuern Mann,
Hört' ich das laute Sturmgebraus
Wie Klage um mich an.

Ich meinte, Alles riefe mir:
O kehre schnell zurück!
In fremdem Land erblühet dir
Doch nie dein wahres Glück.

Was bist du sonder deutschen Sang,
Was, fehlt der deutsche Freund?
Da ward es mir so herzensbang,
Daß ich beinah geweint.

Und wie mir's auf dem Meere war,
So ist es mir noch heut';
Vier Wochen sind mir wie ein Jahr,
So lang wird mir die Zeit.

Ich bin und bleib dem Vaterland
In liebefester Haft,
Mich bindet ein Verlobungsband
Mit magischstarker Kraft.

Ich bin und bleib' ein Bräutigam,
Der stets von Liebe glüht,
Wenn ihn auch selbst und seinen Stamm
Die Braut verhöhnend flieht.

2.

Orient und Occident.

Was ist für mich der Orient?
Ein altehrwürd'ges Grab,
Zu dem ich gern, wär mir's vergönnt,
Zög mit dem Pilgerstab.

* London, Anfangs Juli, 1837.

Ich suchte dorten jede Spur,
Wo einst ein Seher stand;
Doch reicht' ich auch von dorten nur
Dem Vaterland die Hand.

Fänd' Palmen ich und Eichen da,
Ging ich zur Eiche hin,
Und glaubte mich dem Lande nah,
Wo ich geboren bin.

Die ihr mich schlechtweg Jude nennt,
Ihr kennt den Juden schlecht;
Drum sprecht mir nicht vom Orient,
Sprech' ich von meinem Recht.

3.

Haltlosigkeiten.

Ihr solltet nicht mit Spinngeweben
Mein Recht mir vorenthalten.
Citirt mir frischgesundes Leben,
Doch nicht die obsoleten Alten.

Was kümmern mich die Albernheiten,
Die ein Rabbine hat erfunden?
Längst haben sie die bessern Zeiten
Verbessernd überwunden.

4.

Beschränkung.

Ist das die Freiheit, die ihr lehrt,
Ihr hochgelahrten Leute? —
Ich fühlte mich durch euch entehrt,
Drum floh ich in die Weite.

Ich könnte sonst so gut wie ihr
Jetzt stehen am Katheder;
Indem ich's schreibe, fließt es mir
Wie Blut in meine Feder.

5.

Indifferentismus.

Ich kann nichts mehr als klagen;
O klagten doch nur Alle,
Die in demselben Falle,
Dann könnt' ich's leichter tragen.

Doch Viele gleichen Steinen,
Sie fühlen keine Bande;
Ich denke dran mit Schande,
Daß man sie nennt die Meinen.

6.

Hoffnung.

Gleich wie der Vogel in des Winters Trübe
Sich sehnet nach des Frühlings Grün,
So schau' ich aus der Gegenwart mit Liebe
Nach einer bessern Zukunft hin.

Wenn dann verrinnt das Eis der Seelen
Im goldnen Freiheitssonnenstrahl,
Wenn dann aus tausend Menschenkehlen
Ein frohes Lied erklingt zumal,

Und mich kein Gott wird dann erwecken,
Ruh' ich in Grabeseinsamkeit,
Dann wollt, o Enkel, Rosen stecken,
Wo meine Asche liegt zerstreut.

Der goldene Schuh.

(Fortsetzung.)

„Mechmet Ali-Ben Juffuf," hob der Fürst an, „Beherrscher der Gläubigen und unumschränkter Besitzer des Erbes des Propheten, verfiel gegen das Ende seines thatenreichen Lebens in eine tiefe Melancholie, die zu zerstreuen die geschicktesten Aerzte seiner Umgebung vergebens ihre Kräfte anstrengten. Der Sitz des Uebels war der Ueberdruß, der sich so oft großer Seelen bemächtigt, die, von den Erfahrungen gebeugt und von den Genüssen übersättigt, welche achtzig Jahre, auf dem Gipfel der höchsten Macht verlebt, ihnen zugeführt haben, das Ende aller Erscheinungen mit Sehnsucht herbei wünschen. Vergebens waren die Anstrengungen der Vessire, neue Belustigungen zu entdecken, vergebens die Anregungen ehrgeiziger Feldherrn, die Ruhmsucht des alten Helden durch die Vorspiegelung neuer Eroberungen zu reizen; Mechmet Ali verachtete die Eitelkeit der Welt; er durchschaute die Beweggründe seiner Minister, und der Erfolg war, daß er sich nur noch fester in die innern Gemächer seines Pallastes einschloß, wo Niemanden der Zutritt gestattet wurde, als einem ehrwürdigen Derwisch, der im Rufe großer Kenntnisse und der reinsten Frömmigkeit stand. Dieser Edle, bekümmert durch den Zustand seines Herrn, sann Tag und Nacht auf Mittel, wie er Heilung schaffen möchte. Trotz seines vom Weltgeräusch abgezogenen Lebens, besaß er doch hinlänglich Erfahrung, um zu prüfen, welcher der menschlichen Leidenschaften Stärke genug inwohne, um das Herz aus einer gefährlichen Apathie, worin

es versunken, zu reißen. Er erkannte der Liebe den Preis zu. Allein der Sultan sah längst die größten Schönheiten um sich versammelt, ohne daß ihre Reize im Stande gewesen wären, seinen Gram zu zerstreuen; der Derwisch schloß daraus, daß nur eine überirdische Schönheit zum Zweck führen könne; mit Einem Wort, er nahm sich vor, seinen Herrn mit einer Fee bekannt zu machen und diese ihm zur Gefährtin zu geben. Derwische wählen ihren Umgang ganz nach Belieben, und der unsrige hatte den nicht übeln Einfall gehabt, sich unter den reizendsten und mächtigsten Feen einzubürgern. Nach einer kurzen Prüfung entschied er, daß die Fee Mollacat ganz geeignet sey, ein müdes Herz, das achtzig Jahre durchkältet hatten, von Neuem in Flammen zu sehen. Die schöne, mitleidige Fee ging in die Plane des Derwisch ein, sie besuchte den Sultan und wurde im Verlauf weniger Monden seine zärtlichste Freundin. Die günstigste Umwandlung ging jezt mit dem Beherrscher der Gläubigen vor; er war dem Leben wieder geschenkt, die ominösen Falten des Grams verloren sich von seiner Stirne, und die Thüren seiner Gemächer waren wieder geöffnet dem Zudrang der Günstlinge. Aber ach! der gute Derwisch mit allen seinen Bekanntschaften und Mitteln konnte dennoch nicht das Leben selbst verlängern, dem er einen so entzückenden Reiz verliehen. Der Sultan fühlte mit Schrecken das Ende seiner Tage herannahen. Der Tod, früher so herbeigewünscht, erschien ihm jezt als der erbittertste seiner Feinde. Vor allem drängte ihn ein schrecklicher Gedanke: mit der Liebe war auch die Eifersucht in seinem Herzen neu erwacht; die Vorstellung, daß die Fee Mollacat nach seinem Tode ihren Besitz einem Andern schenken könnte, wurde ihm zur Marter, und er sann, um sich vor diesem Unglück zu schützen, eine List aus, die ihm nicht viel Ehre macht. Er überredete nämlich in einer vertrauten Stunde die Fee, sich in die Gestalt zu verwandeln, in der wir sie eben gesehen, und sich alsdann in den magischen Talisman eines Ringes einschließen zu lassen, bloß aus Liebe zu ihm, wie er versicherte, damit er sie dann am Finger immer bei sich tragen und zu jeder Minute ihres Anblicks genießen könnte. Die Fee ließ sich überreden und schlüpfte in ihren Kerker, den ihr Geliebter dann an den Finger steckte. Was sich voraussehen ließ, geschah; der Sultan starb und die Fee war nun eine Gefangene. In der That ein hämischer Streich, den die eifersüchtige Laune eines Graukopfs ihr gespielt. Der fromme Derwisch errieth den Zusammenhang der Sache, allein er konnte mit all seiner Kunst nur theilweise den Bann lösen, in den sich die Fee so unvorsichtig begeben. Er fand das Mittel, sie aus dem Ringe heraustreten zu lassen, allein ihr die menschliche Größe wieder zu verschaffen, vermochte er nicht. Nur einmal des Monats, eine Stunde lang in der Nacht, erlauben es die magischen Charaktere des Ringes, daß die Fee in ihrer natürlichen Gestalt erscheint. Aber welch ärmlicher Ersatz für ein Leben in so trauriger Knechtschaft ist eine einzige freie Stunde im Monat! Nach dem Tode des Derwisch gelangte der Ring in Hände von Leuten, die um sein Geheimniß nicht wußten, bis endlich ein gelehrter arabischer Arzt im Dienste des vertriebenen Pascha hieselbst ihn in Besitz bekam und ihn sogleich für denselben erkannte, von dem er Kunde erhalten. Er machte mir vor einigen Tagen mit diesem seltenen Kleinod ein Geschenk, und ich wage wiederum, es Eurer Majestät zu Füßen zu legen, als der rechtmäßigen Herrscherin über Geister und Menschen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Moden.

Ein englischer Philosoph definirte den Menschen als das Thier, das Handel treibt, ein französischer als das Thier, das seine Speisen kocht. Man dringt noch ungleich tiefer in sein Wesen ein, wenn man ihn als das Geschöpf bezeichnet, das sich kleidet. Der Thierwelt hat der Schöpfer ein für allemal die Toilette gemacht und es ihr nur überlassen, Pelz und Gefieder zu ordnen, zu kämmen, zu reinigen; der innerlich beweglichen, biegsamen, vielseitigen Natur des Menschen hat er Freiheit gegeben, sich ein künstliches Fließ zu wählen. Der Geist und das ganze Wesen eines Volks, eines Stamms reflektirt sich äußerlich kaum in etwas Anderem deutlicher, als im Ganzen der Tracht und ihren Modifikationen, und die im Lauf der Jahrhunderte an den Nagel gehängte Garderobe der europäischen Menschheit ist ein höchst anziehendes historisches Museum. Es ist, antiquarisch wie poetisch, durchaus noch nicht gehörig ausgebeutet, und die Romanschreiber der neuesten Zeit haben ja meist nur Maskenanzüge für modernste Figuren daraus genommen. Wirft man einen Blick rückwärts auf die sich ablösenden, charakteristischen Männergestalten, wie sie von der Geschichte mehr oder minder treu aufbehalten sind, so kann man mit Sicherheit behaupten, daß man sich kaum je geschmackloser, steifer und armseliger zugleich gekleidet hat als gegenwärtig. Um nicht weiter zurückzugehen als zu den nobeln Bildern eines Rubens und Van Dyk: der fallende Kragen am freien Hals, das knappe Wamms mit dem phantastisch ausgeweiteten Ermel, die stattliche Beinkleidung, wie anmuthig und bequem schlossen sie sich aneinander! wie malerisch streng zeichnete diese Tracht die Gestalt des schlichten Mannes oder des Soldaten, und wie natürlich fügte sie sich doch dem reichsten Schmuck und der phantastischen Laune des Vornehmen! Und noch das Costüm des vorigen Jahrhunderts — so abgeschmackt es uns jezt vorkommt, war es nicht wenigstens lebendiger, beredtsamer, als das unsrige? In den wallenden Jabots und Manschetten, im Blumenflor der Weste und der Fülle der Rockschöße war doch Farbenspiel, Schatten und Licht, Draperie und Bewegung, und der Mann konnte im straffen Strumpf ein tüchtiges Bein weisen, und der Fuß im derben Schuh wurde von der blitzenden Schnalle gehoben. Jezt aber, wie knapp, eng, dürftig, kaum zureichend das Nothwendige, und das Ueberflüssige wie armselig und ungeschickt! Ein

streng nach der Mode gekleideter Tagesmensch erinnert stark an den Platonischen Menschen des Diogenes. Der Charakter des Costüms der drei Epochen, welche wir hier zunächst in's Auge gefaßt, spricht sich wohl am deutlichsten in der Kopfbedeckung aus. Der schlaffe Spizhut des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts mit der nickenden Feder ist der eigentlich poetische Filz, eine geometrische Figur nur andeutend, schmiegsam, vielgestaltig, mit seinen Brüchen und Falten alle Affekte und durch die Richtung seiner Spize alle Temperamente bezeichnend. Schon steifer, starrer erscheint der Triangel über Frisur und Haarbeutel; doch auch er war noch wundersam beredt, je nachdem die vordere Hauptkante herüber und hinüber, auf oder abwärts rotirte, oder sich in der Ebene des Horizonts drehte. Aber der alberne Cylinder, den wir auf dem Kopfe tragen, ist rundum derselbe, geistlos, ein Bild der Langeweile, und wenn er sich beim Hebräer in den Nacken, beim Gansewind auf's Ohr und beim Lichtscheuen in die Stirne gerückt hat, ist er mit seiner Charakteristik so ziemlich zu Ende.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, August.

(Fortsezung.)

Die Königin im Opernhause.

Am Abend der ersten Vorstellung der Ilbegonde verbreitete sich das Gerücht, Königin Victoria werde das Haus mit ihrer Gegenwart schmücken. Daran war nichts Unglaubliches. Wie ehemals das Haus des Königs Theater hieß, so heißt es jezt Ihrer Majestät Theater. Daß es diesen Namen empfangen hat auf ausdrücklichen Befehl der regierenden Königin, hat Laporte wiederholt und zerknirscht von Dank bekannt gemacht. Folgere jedoch hieraus Niemand eine Vorliebe der Königin für die italienische Oper. Das Haus hat, wie gesagt, jahrelang des Königs Theater geheißen, und der König es nicht einmal durch Bezahlung einer eigenen Loge unterstüzt. Aber was that Königin Victoria? Unmittelbar nach ihrer Thronbesteigung miethete sie die Loge für sich, die bisher ihre Mutter, die Herzogin von Kent, innegehabt, und deutete dadurch den Vorsaz an, dem Unternehmer für sein Theater etwas mehr als ihren Namen zu geben. Sie hat, namentlich in der lezten Zeit, den Vorstellungen so oft beigewohnt, daß ihr Geschmack an der italienischen Oper keinem Zweifel unterliegt, und weil sie dagegen die englischen Theater völlig unbesucht gelassen, ist ihr bereits öffentlich insinuirt worden, daß es theils Pflicht des Regenten, seine Gunstbezeugungen gleichmäßig zu spenden, theils die englische Bühne ihrer königlichen Gegenwart keineswegs ganz unwerth sey. Das Publikum sezte voraus, sie werde die erste Aufführung der Ilbegonde nicht versäumen, sah sich indessen getäuscht, indem von den üblichen Empfangsvorbereitungen, von aufgezogener Wache und dergleichen, nichts zu sehen war. Wie aber, wenn sie incognito kommen wollte? Die Stunde des Anfangs war gekommen, aber scheinbar keine Königin. Ihre Loge füllte sich; die Herzogin von Kent trat ein; doch sie, nach der alle Blicke schauten, die Königin fehlte. Sey es indessen, daß Personen im Parterre waren, die um das Geheimniß der königlichen Loge wußten und denen das Geheimniß auf der Zunge brannte, oder daß scharfe Augen und scharfe Gläser dort unablässig Musterung gehalten, gegen das Ende des ersten Aktes lief ein Murmeln durch das Haus: die Königin ist doch da, und so wie der Vorhang gefallen war, stand das ganze Parterre auf und riefen hundert Stimmen: Heil der Königin! Die in der königlichen Loge Anwesenden geriethen in Bewegung, aber keine Königin zeigte sich. Und wieder und wieder rief das Publikum: Heil der Königin! Da endlich erhob sich Jemand in der Ecke der Loge und schob den rothen Vorhang zurück; es war die Königin. Sie dankte dem Jubelgruße und ihr Dank vermehrte ihn tausendfach. Jezt näherte sich ihr die Herzogin von Kent, reichte ihr die Hand und führte sie vor in die Mitte der Loge. Das Orchester spielte: die Königin segne Gott. Gesungen wurde das veränderte Nationallied nicht, und erst nachdem die Königin viele Male sich verbeugt, erlaubte die Versammlung den Anfang des zweiten Aktes. Etikettemenschen waren außer sich über den schlechten Takt des Publikums, das die Königin mit halber Gewalt ihrem Incognito entzogen, und beschuldigten zugleich den armen Laporte, daß er in mißverstandener Loyalität, um das Publikum von der Anwesenheit der Königin zu benachrichtigen, ungewaschene Handwerksburschen im Parterre angestellt, das erste Geschrei zu erheben. Laporte widersprach auf das Bestimmteste, erwähnte, daß es der Befehl Ihrer Majestät gewesen sey, von ihrer Ankunft keine Kenntniß genommen zu sehen, betheuerte, daß es ihm nie habe einfallen können, dem hohen Willen entgegen zu handeln, und er verdient präsumtiven Glauben. Ungewaschene Handwerksbursche die Tonangeber im Parterre des italienischen Opernhauses! Nein, die Unwahrheit liegt auf der Hand; dies kann nur von denen bestritten werden, die nie im dortigen Parterre gesessen haben. Die äußere Eleganz der Gesellschaft ist freilich nicht mehr die vergangener Jahre. Die Herren dürfen in Stiefeln und schwarzen Halsbinden, die Damen in baumwollenen Strümpfen erscheinen; aber Handwerksbursche, die der Thürsteher passiren lassen sollte, müßten sich vorher wenigstens rein gewaschen haben, und selbst dann hätten sie bei etwaigem Versuche, den Ton anzugeben, schlechte Aussicht auf glücklichen Erfolg. Auf der andern Seite werde zwar eingeräumt, daß das Publikum durch schweigsames Eingehen auf den deutlichen Wunsch der Königin einen guten Takt bewiesen hätte, und daß sein Geschrei vielleicht mehr das Verlangen der Neugier, als ein Ausdruck der Loyalität war. Daß jedoch die Königin weder die Neugier, noch die Taktlosigkeit übel aufgenommen, zeigte sich nicht bloß in ihrem freundlichen Danke, während die Ueberraschung ihr Stirne und Wange röthete, sondern auch in der Art, wie sie das Theater verließ. Es schien beim Schlusse der Oper, als ob die Königin das Fallen des Vorhangs nicht abgewartet habe. Ihr Plaz und der ganze Vordergrund der Loge waren leer. Da, wider Vermuthen, trat die Königin an die Brüstung der Loge, sie allein und schon den schwarzseidenen Mantel umgeschlagen. Ihre Verbeugungen und das Lächeln um ihre Lippen sagten: ich gehe und wünsche euch Allen eine gute Nacht, und gleichsam als Dolmetscher der elektrisirten Menge antwortete eine laute Stimme von der Galerie herab: gute Nacht, Königin!

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 91.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 216.

Morgenblatt
für
gebildete Leser.

Sonnabend, den 9. September 1837.

Der Leviathan hat einen starken Hals, und ist seine Lust, wo er etwas verderbet. — Wenn er sich erhebt, so entsetzen sich die Starken, und wenn er daherbricht, so ist keine Gnade da. — Er macht, daß das tiefe Meer siedet wie ein Topf, und rührt es in einander, wie man eine Salbe menget.
Hiob.

Die grosse Wasserschlange.

Von Zeit zu Zeit wiederholt sich neuerdings die Kunde von einem riesenhaften Wasserthiere, das durch seinen schrecklichen Anblick auf hoher See oder da und dort an den Küsten Schiffsmannschaften in Schrecken gesezt. So oft ein Fall der Art bekannt wurde, stimmten die Augenzeugen darin überein, daß sie dem räthselhaften Thiere Kopf und Hals einer Schlange zuschrieben und es auch immer eine Schlange nannten. Man glaubte lange nicht an die Existenz eines solchen Amphibiums, das nach manchen Berichten nicht selten die größten Wallfische an Länge übertreffen müßte; Viele zweifeln wohl noch jezt daran. Der Gegenstand verdient übrigens allgemeine Aufmerksamkeit, und es läßt sich ihm mannichfaches Interesse abgewinnen. Namentlich möchte es der Mühe werth seyn, das, was das Alterthum und das Mittelalter von riesenhaften schlangenähnlichen Thieren zu erzählen weiß, zusammenzustellen. Manche Erfahrungen der neuesten Zeit müssen die Wissenschaft in Beurtheilung alter, wenn auch noch so wunderbarer und unwahrscheinlicher Ueberlieferungen sehr vorsichtig machen; seit es sich erwiesen hat, daß manchen, längst für fabelhaft erklärten Erzählungen der Alten wirkliche, wenn auch im Einzelnen verfälschte Naturanschauung zu Grunde liegt, ist die Naturforschung sehr geneigt, den Prozeß aller solchen Fabeln zu revidiren. So bringt einem die hin und wieder auftauchende große Wasserschlange die Drachen und Lindwürmer einer längst vergangenen Zeit in's Gedächtniß. Im Folgenden kann natürlich dieser Gegenstand nicht erschöpft, sondern nur das Merkwürdigste und Auffallendste angedeutet werden.

Wir gehen zuerst rasch die Fälle durch, wo in der neuern Zeit die große Wasserschlange beobachtet worden ist. — Der neueste Fall gehört diesem Jahre an. Wie sich die meisten Leser erinnern, haben die öffentlichen Blätter im Laufe dieses Sommers berichtet, daß die große Schlange am Bord des Paketboots le Havre in der Gegend der Azoren erblickt worden sey; die Mannschaft konnte übrigens nur den geringelten Körper des Ungeheuers sehen, und ihrer ungefähren Schätzung nach mußte es mehrere Male so lang gewesen seyn als das Schiff. — Die nächste bekannt gewordene Beobachtung ist vom August 1817. Hier erfährt man schon weit mehr: die Angaben sind in neun, in aller Form abgefaßten Protokollen niedergelegt; denn eben so oft zeigte sich die Seeschlange in der Bai von Glocester beim Cap Anna, dreißig Meilen von Boston. Die Aussagen sind allerdings nicht übereinstimmend und können es der Natur der Sache nach nicht seyn; aus allen zusammen aber ergibt sich ein Thier mit einem Schlangenkörper, etwa fünf-und-siebzig Fuß

lang, das sich ausnehmend rasch durch das Wasser bewegte; es war dunkelbraun von Farbe und sein Kopf hatte die Größe eines Pferdekopfs. — Das große Aufsehen, das dieser Fall machte, hatte zur Folge, daß nun auch frühere Beobachtungen derselben Art von glaubwürdigen Personen veröffentlicht wurden. So erfuhr man, daß im Jahr 1815 ein ähnliches Ungeheuer bei Warrens-cove an der Küste der Vereinigten Staaten gesehen worden war, ferner, daß sich ein anderes dreißig Jahre lang häufig in der Bucht von Penobscot hatte blicken lassen.

Im Jahr 1808 zeigte sich ein Thier dieser Art bei den Hebriden; der Brief, welchen der Geistliche Donald Mac-Lean, der damals selbst von der Schlange verfolgt worden war, im Jahr 1817 an die englische Wernerische naturforschende Gesellschaft richtete, ist das interessanteste Aktenstück über diesen Gegenstand. Auch hier sehen wir wieder ein Wasserreptil ungefähr von der oben angegebenen Größe, während es nach andern Angaben ungleich größer wäre. Im Briefe wird unter anderm die Aussage eines Schiffers angeführt: er sah den Kopf der Schlange gerade über seiner Barke und betheuert, er sey so groß gewesen wie ein kleines Fahrzeug und die Augen wie Teller. Hat hier, wie häufig, die Furcht die Gegenstände in's Große gemalt? Der Briefsteller scheint indessen dieses Zeugniß keineswegs zu verwerfen; er fügt hinzu, zur nämlichen Zeit habe die Erscheinung des Ungeheuers der Bemannung von dreizehn Fischerbooten solches Entsetzen eingejagt, daß sie sich eilends in die nächste Bucht geflüchtet. Mac-Lean konnte übrigens dergleichen Aussagen am besten würdigen. Sein Zusammentreffen mit dem Ungeheuer verdient mit seinen eigenen Worten erzählt zu werden. — „Es stieß mir auf im Juni 1808 am Ufer der Insel Coll. Ich fuhr in einem Nachen spazieren, da gewahrte ich etwa eine halbe Meile weit weg einen Gegenstand, der mir auffiel; er erschien mir beim ersten Anblick wie ein kleiner Felsen. Ich wußte aber, daß sich in dieser Gegend kein Felsen befand, und betrachtete daher das Ding näher. Es erhob sich beträchlich über die Wasserfläche; nicht lange, so sah ich es sich langsam bewegen, und gleich darauf unterschied ich auch ein Auge. Bestürzt über die auffallende Gestalt und die ungeheure Größe des Thiers, steuerte ich mein Fahrzeug so, daß ich nicht zu weit vom Ufer abkam, da sahen wir das Ungeheuer plötzlich gegen uns zu untertauchen. Ueberzeugt, von ihm verfolgt zu werden, ruderten wir aus Leibeskräften. Eben da wir auf einen Felsen gesprungen waren und an demselben so hoch als möglich hinaufkletterten, sahen wir es schnell auf dem Wasserspiegel gegen das Hintertheil unseres Fahrzeugs einherfahren. Ein paar Klafter davon mochte ihm das Wasser zu seicht werden, da erhob es sein entsetzliches Haupt, machte eine Wendung und arbeitete sich sichtbar mit Mühe aus der kleinen Bucht hinaus. Wir gewahrten es noch eine halbe Meile weit. Sein Kopf war sehr groß, eirund und saß auf einem Halse, schlanker als der übrige Körper. Seine Schultern, wenn ich so sagen darf, hatten keine Floßen, und der Körper verschmälerte sich gegen den Schwanz zu, dessen Form sich nicht wohl unterscheiden ließ, weil es ihn fortwährend unter Wasser hielt. Es mochte siebzig bis achtzig Fuß lang seyn. Es schwamm langsamer, so oft es den Kopf außerhalb des Wassers hatte, und wenn es ihn erhob, so spähte es sichtbar in die Ferne."

(Die Fortsetzung folgt.)

Der goldene Schuh.

(Fortsetzung.)

Mit diesen Worten schloß der Fürst seinen Bericht, für den er Dank und Bewunderung einerntete. Die Monarchin war mit dem Ringe des arabischen Arztes höchlich zufrieden. Durch die Anhörung der Geschichte der Fee war der Wunsch, sie zu sehen, neu erwacht, und die Tänzerin mußte wiederum ihr krystallenes Häuschen verlassen. Die Damen beklagten sie als ein unglückliches Opfer der Eifersucht eines Despoten, die Männer fanden, ohne es laut einzugestehen, die Manier des Sultans, sich der Treue seiner Geliebten zu versichern, gar nicht übel erdacht; denn wer hätte wohl den Muth gehabt, mit einer Schönen von der Größe eines Stecknadelknopfs ein Verhältniß anzuknüpfen?

Einige Abende hindurch belustigte jezt die Fee den kleinen Cirkel am Hofe. Die Fee konnte der Liebhaberei für den Tanz volle Genüge thun. Sie tanzte nacheinander die kunstvollsten Sarabanden, Polonaisen, Bolero's, Menuets, und legte in jede dieser Weisen besondern Zauber. Einst saß die Kaiserin am Spieltisch, und es kam ihr in den Sinn, einem Neuangekommenen die kleine Künstlerin zu zeigen. Ohne zu bedenken, daß die mit grünem Tuch bezogene Fläche für die Fee zum Tanze nicht taugte, öffnete sie den magischen Ring und rief sie hervor. O Himmel, für ein so zartes Geschöpf bildeten die Fäden und Fasern des Tuchs einen undurchdringlichen Wald! Vergebens arbeitete die Kleine mit Händen und Füßen, um sich durchzuwinden; sie sank endlich erschöpft nieder und verlor einen Schuh. Man brachte sie wieder in den Ring, wo sie mehr todt als lebend anlangte. Eben sollte die Kapsel wieder geschlossen werden, als einer der Anwesenden, der das schärfste Vergrößerungsglas hatte, bemerkte, daß der Schuh fehlte. Sogleich wurden Nachforschungen angestellt, man durchsuchte auf das Genauste die ganze

grüne Fläche des Tisches — umsonst, kein Schuh war zu finden. Aber welch ein kleines goldenes Pünktchen mußte dieser Schuh auch seyn! wie war es möglich, ihn in den Klüften, Abgründen und Wäldern des Tuchs zu entdecken! Es war ein Suchen, als gälte es eine Krone zu finden, jeder der Herrn, jede der Damen wollte zuerst ausrufen: Gefunden! da ist der Schuh! Die Fußbekleidung der kleinen Cendrillon konnte nicht mehr Aufruhr erregen. Alles umsonst, dieses unentbehrliche Stück in der Toilette einer Tänzerin war und blieb verloren. Die Gesellschaft mußte sich zufrieden geben und die Unterhaltung ging auf andere Gegenstände über.

Ich hatte in der Nacht nach diesem Vorfall im Vorzimmer der Monarchin die Wache. Von dem verschwundenen Schuh war nichts zu meinen Ohren gelangt. Wie ich nun so stehe und aus dem Fenster in die dunkle Nacht schaue, blitzt es mir plötzlich seitwärts in's Auge. Ich wende mich, und siehe da, auf einem der vom Abend noch aufgeschlagenen Spieltische liegt ein kleiner Schuh vom feinsten Leder, über und über vergoldet, wie es scheint einem jungen Mädchen von achtzehn Jahren gehörend. Ei, denke ich bei mir selbst, die Kammerfrauen und Hoffräulein hätten auch andere Plätze finden können, um sich ihrer Toilette zu entledigen, statt, dieselbe auf Tischen und Stühlen hier zu verstreuen. Zur Strafe jener Leichtfertigen will ich den Schuh zu mir stecken. Eben habe ich den Monolog geendet und schiebe mit Behaglichkeit den Raub in meine enge Tasche, als die Thür des Schlafgemachs der Kaiserin sich öffnet und ein fremdartiges, allerliebstes Weib mit bekümmerter Miene hereinblickt. Ich weiß sogleich, daß ich die Fee Mollacat vor mir habe, und hätte ich sie auch nicht an ihrer reizenden Gestalt, an der rührenden Schönheit ihres Antlitzes erkannt, der eine goldene Pantoffel, den sie anhatte, mußte mir sagen, daß sie die Besitzerin des andern war, der in meiner Tasche ruhte. Zugleich fiel mir ein, nach der Erzählung des Fürsten, daß die Fee eine Stunde im Monat ihre gewöhnliche Gestalt annehme; es war gewiß, daß diese Stunde jezt eingetreten und daß ich der Glückliche war, der sie außer dem Zauberbann zu sehen bekam. Gleichwohl stellte ich mich völlig unbefangen und von nichts wissend. Ich ließ sie fragen und bitten und blieb taub gegen ihre melodischen Klagen, aus keiner andern Ursache, als um sie zu zwingen, mir im nächsten Monat ein ähnliches Rendezvous zu schenken. Aber meine Grausamkeit ist bestraft worden, ich habe das göttliche Zauberkind nicht wieder gesehen. Sie verschwand, als der Ablauf ihrer Stunde nahe war, und mir blieb der Schuh.

(Der Beschluß folgt.)

Moden.

(Beschluß.)

Seit fünfzehn und mehr Jahren ist die männliche Tracht auf höchst auffallende Weise in einen wahren Zauberkreis gebannt, und sie lastet wie ein Alp auf dem fashionabeln Theil des stärkern Geschlechts. Es hat nicht an Versuchen gefehlt, den Bann zu brechen, aber Alle nagten vergeblich an der Spitze des Pentagramms, und seit langen Jahren beschränkten sich die Neuerungen darauf, daß die Klappen der Röcke drei Finger schmäler oder breiter, die Taille zwei Zoll höher oder niedriger, die Schöße höchstens um sechs Zoll weiter oder enger werden. Der Hauptschnitt in Allem bleibt derselbe; nur im Detail wird gemäkelt, und zwar so, daß in regelmäßigem Wechsel nach zwei, drei Jahren dieselben Formen zurückkehren. Darin mag eine Manifestation des Siegs der allgemeinen Vernunft erblicken, wer da will; es gibt aber Leute, welche allen Ernstes einen indirekten Beweis für die Unfruchtbarkeit der Julirevolution darin sehen, daß der Pariser mit der Staatsreligion nicht auch das Costüm der Restauration abgestreift hat. Wie dem sey, hofft auf keine Erleichterung, ihr, die der haltende Steg unten, der straff spannende Hosenträger oben, in der Mitte des Leibs der zwängende Westengurt, um den Hals die eleganten Folterstricke battistener oder seidener Schleifen, am Fuß der spanische Stiefel, der blank gewichste Schraubstock mit drei Zoll langen Absätzen, jeden Augenblick daran erinnern, daß ihr gut gekleidet seyd! Harret aus, bis das Alter der Vernunft mit „dem schwindenden Bein, dem zunehmenden Bauch“ euch von selbst den Gürtel lockert und dem Rande des Beinkleids erlaubt, frei den Knöchel zu umspielen. Für jezt aber bewundert das Bild des Normalmenschen des Augenblicks, wie ich es mit Worten herzeichne, womit man diebei am Ende so weit reicht als mit lithographischer Kreide. Es soll mich freuen, wenn das Bild recht Vielen als Spiegel dienen kann.

Der Frack hat breite, unten abgerundete Schöße, die auf der Hüfte allmählich schief herablaufen; der Kragen ziemlich niedrig, der Umschlag weit auf die Brust zurückgelegt; die Farbe immer die nämliche, bronzefarb oder braun, nachgerade auch blau; goldene, ciselirte Knöpfe. Der Ueberrock ist immer ausnehmend eng, leicht, kurz, mit Einem Reihen Knöpfe, niedrigem Kragen, vorne umgeschlagen; die Weste von brochirtem Piqué läßt die Brust frei und ist unten rund geschnitten, sehr kurz, mit breitem, viereckigem Umschlag, und schließt nur mit dem lezten Knopf am Leib an. Auch die Beinkleider sind immer dieselben, sehr eng anliegend, mit einem Ausschnitt am Stiefel, oder aber mit einem kamaschenartigen Vorsprung. Je strenger man die Beine an Knie und Knöchel einzwängt, desto mehr nähert man sich dem Ideal von Eleganz. Ein solches Musterbein gleicht dem Wunder des Haspels in der Glasflasche: man kann sich nicht erklären, wie der Fuß sammt Stiefel mit drei Zoll langem Absatze durch den engen Kanal der Beinkleider mit festgenähten Stegen durchkam. Dazu kommt das Hemd mit unzerstörlichen Falten, dem battistenen Jabot und der Manschette, die sich über den eng am Faustgelenk schließenden Ermel zurücklegt; ferner das Halstuch aus gesticktem hellem Battist oder Seide, mit künstlicher Nachlässigkeit in Knoten geschlungen. Die langen Haare sind nach hinten gekämmt und in Locken geschlagen; darauf sizt der Hut mit aufgebogenen Rändern und nach oben sich kaum erweiterndem Kopf. Am wenigsten zu vergessen sind aber die ganz knappen weißen Handschuhe mit

einem sanften Stich in's Rosenrothe oder Strohgelbe, soupçonnés de rose ou paille, wie der Franzose unnachahmlich sagt. Dies Alles zusammen bildet eine Tracht, die, wenn sie an sich hübsch und gefällig oder bequem wäre, wenn sie für unser Klima paßte, wenn man darin frei sich bewegen, sitzen, gehen, laufen könnte, am Ende nicht so übel kleidete. Freilich ist sie gut genug dazu, sich in die Ecke einer Diligence oder eines Dampfwagens zu drücken, oder in einem überfüllten Parterre, vor welchem eine gefeierte Sängerin gastirt, sich klein zu machen.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, August.

(Fortsetzung.)

Cockings Fallschirmversuch.

Es muß zu den Zeichen der Zeit gehören, daß, während selbst eine Londoner Bevölkerung sich endlich an Allem satt sieht, solches doch ungewöhnlich lange mit dem Aufsteigen von Luftballons nicht geschehen zu wollen schien. Ehe noch der eigenthümliche Schauplatz dieser halsbrecherischen Unternehmungen, der hiesige Vauxhallgarten, für den laufenden Sommer geöffnet wurde, flogen die Luftschiffahrer von andern öffentlichen Belustigungsorten wöchentlich zu halben und ganzen Dutzenden auf, und obgleich es mit dem Geschmacke der Londoner Welt bereits dahin gekommen war, daß leere Ballons keine Anziehungskraft mehr hatten, sondern, sollte eine erkleckliche Einnahme bewirkt werden, Menschen enthalten mußten, lebendige Menschen, Herren und Damen, am liebsten leztere, so war es doch in der That merkwürdig, welch ungeheure Zauberkraft dieser Reiz auszuüben pflegte. Eine und zwei englische Meilen von dem Punkte entfernt, wo der Ballon gefüllt wurde, sah man mehrere Stunden vor der zum Ausfluge bestimmten Zeit Tausende jedes Alters, jedes Geschlechtes und jedes Standes, zu Roß und zu Wagen, zu Fuß und auf Krücken dem ersehnten Ziele zuströmen, und ich hatte mehr als einmal Gelegenheit, wenn der Zufall mich in einen solchen Strom warf, ich neugierig fragte, was es denn so Sehenswerthes gebe, und eine gefällige Seele keuchend antwortete: ein Ballon! über diese Schauwuth philosophische Betrachtungen anzustellen und darüber den Ballon zu vergessen. Sobald Vauxhall seine Thore aufthat, nahmen auch hier wieder die Luftreisen im Cyklus der Schaustellungen einen eminenten Platz ein, und weil die Eigenthümer von Vauxhall die größten Ballons aufsteigen ließen, fanden sich daselbst folgerecht die meisten Zuschauer ein. An Aufsteigelustigen aber, unter dem Schutze des im lezten November von hier nach Weilburg geflogenen Green, fehlte es so wenig, daß die zu erlegenden Preise erhöht wurden. Damen hatten à Person zehn Guineen statt der frühern acht, Herren zwanzig Guineen statt der frühern sechzehn zu bezahlen. Und da die Presse es sich angelegen seyn ließ, die Namen der Aufgestiegenen zu verkünden, und die Druckerschwärze in solchem Fall, wenn sie manierlich verfährt, keineswegs als ein schwarzes, häßliches Ding, sondern als liebe Schmeichlerin erscheint, so lag hierin auch eben nichts, die kühnen Damen und Herren zu schrecken. Ein paar Unglücksfälle hätten das vielleicht bewirkt, aber die Auffahrten liefen alle glücklich ab, und sprach man den auffahrlustigen Damen von Madame Green, die, eine geübte Luftschifferin, vor Jahresfrist einen lebensgefährlichen Fall that, so hieß es, daran sey der Unstern, wenn nicht die Ungeschicklichkeit ihres Begleiters, des Herzogs von Braunschweig, Schuld gewesen. Nach und nach that indessen das Alltägliche, was kein Unglücksfall thun wollte. Das Unternehmen verlor den Reiz der Neuheit, und die Besitzer von Vauxhall fühlten zuerst, daß die erschlaffte Anziehungskraft der Ballons einer Auffrischung bedürfe. Demgemäß nahmen sie dankbar das Erbieten eines Herrn Cocking an, sich in einem Fallschirm an den großen Nassau-Ballon zu hängen — dieser so genannt wegen seines Flugs nach Weilburg — von demselben mindestens achttausend Fuß oder fünfviertel englische Meilen sich in die Lüfte heben zu lassen und dann auf eigenes Risiko herabzukommen. Das Aufsehen, welches die Ankündigung des Wagnisses erregte, sicherte der Spekulation klingenden Gewinn. Tag und Stunde wurden anberaumt, Tausende zahlten männiglich eine halbe Krone Eintrittsgeld und andere Tausende stationirten sich in der Nähe des Gartens kostenfrei. Wenn es in der Ankündigung hieß, daß Cockings Unternehmen ein völlig neues, ein noch nie dagewesenes sey, so durfte das nicht wörtlich verstanden werden, obschon es unter den Engländern, die neuerlich sogar die Erfindung des Schießpulvers sich angemaßt, und in den niederen Classen keinen Begriff davon haben, daß irgend etwas anderswo als in England oder von einem andern als einem englischen Kopfe ausgeklügelt werden könne, an Starkgläubigen nicht im Mindesten fehlte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 210.

Gießkanne.

Räthsel in Distichen.

1. nach Schiller.

Ein Springbrunnen, er steigt in die Höh' sechsfüßig und stattlich,
Aber im Fall geht ihm einer der Füße zu Grund.

2.

In der Rede beliebt und verhaßt im Arme, verhaßt auch
In der Rede, sobald ich sie verstümmle, bin ich.

3.

Ohr, ich ziere dich nicht, und Arm, ich ziere dich auch nicht,
Wird doch die Thiernatur kund an euch beiden durch mich.

4.

Ich bin an Lastthiers Brust und Stirne beliebt; an dem Redner
Mehr als das dritte verhaßt, und an der Sprache sogar.

5.

Unter dem Gürtel erwünscht und mit manchem Zwange befördert,
Bei den Besoldungen zwar häufig, doch nimmer gesucht.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 217.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 11. September 1837.



— 'shrew me,
If I would lose it for a revenue
Of any king's in Europe!
Shakespeare.
Cymbeline.

Der goldene Schuh.

(Beschluß.)

Bald darauf trat die Kaiserin ihre Rückreise an. Wichtige Gegenstände aller Art nahmen jezt die Aufmerksamkeit in Anspruch; der magische Ring und die Fee waren vergessen. Zulezt gelangte der Ring, so viel ich erfahren konnte, in die Schatzkammer zu Petersburg, wo er wohl noch liegt, unter andern angehäuften Pretiosen verschiedener Gattung. Ich zweifle, daß Jemand noch um die Geschichte dieses Ringes weiß. Mein goldener Schuh jedoch brachte mir, statt Vermögen und Reichthümer, Schmach und Kummer. Ich hatte seine Zaubergabe entdeckt und schenkte ihn einem Mädchen, das ich liebte, und die durch den Schuh die erste Tänzerin der Hauptstadt wurde. Die Undankbare! sie plünderte mich, sammelte ungeheure Schätze und ergriff nachher die Flucht. Zum Glück rettete ich vorher den Schuh. Er diente noch hie und da, um einer eiteln Schönen glänzende Triumphe zu erwerben, endlich aber schlug mir das Gewissen. Das Unrecht, das ich an der schönen Fee Mollacat begangen, war mir in seiner ganzen Stärke gegenwärtig, ich konnte das Bild nicht wieder los werden, wie sie in jener Nacht mit Thränen im Auge mich um ihren Schuh bat; ich beschloß, dieses Pfand meiner ersten und seltsamen Liebe bis an meinen Tod mit mir herumzutragen und es nie wieder durch Gefälligkeit für niedere Geschöpfe entweihen zu lassen. Ich habe mein Gelöbniß gehalten — hier ist der Schuh. Jezt, da ich das Ziel meiner Tage vor Augen habe, will ich ihn in keinen andern Händen wissen als in den deinigen, mein Freund. Nimm ihn und mache damit, was du willst; die arme Fee wird ihn wohl nie wieder sehen. Vielleicht ist sie auch jezt schon aus ihrer Gefangenschaft erlöst und fragt also nicht viel nach diesem Stückchen vergoldeten Leders.

„So, mein Herr, erzählte der russische Offizier, und auf diese Weise ging sein Schatz in den Besitz meines Bruders über. Ich habe Ihnen schon gesagt, wie ich ihn wiederum vom guten Claude empfing. Das Ende der Geschichte lassen Sie mich kurz hinzufügen. Es ist ziemlich gleichgültig für Sie und sehr ärgerlich für mich. Der Schuh wurde mir gestohlen, gestohlen, mein Herr, von jener nichtswürdigen Person, die heute das ganze Theater in Bewunderung sezte. Wollen Sie mir glauben, daß dieses Geschöpf eigentlich gar nicht zu tanzen versteht, daß sie in ihrem Leben nichts begriffen hat von der reizenden Kunst, die Boileau so treffend „das anmuthige Spiel mit dem Gleichgewicht" nennt? O es ist fürchterlich! Für Babet, für mein Kind war der Triumph dieses Abends bestimmt — so aber wußte die Falsche sich in's

Vertrauen meines Kindes zu stehlen und ihm das Geheimniß mit dem Schuh zu entlocken. Am Abend, als Babet ihn anlegen wollte, war er fort. Ja, mein Herr, wenn ich auch, troz der Versicherungen eines sterbenden Bruders, die Geschichte mit dem Schuh der Fee Mollacat für ein Mährchen gehalten hätte, der heutige Abend wäre völlig genügend, mich von der Wahrheit alles dessen, was ich Ihnen eben zu erzählen die Ehre hatte, zu überzeugen. Urtheilen Sie nun selbst, ob ich nicht alles Recht zur gerichtlichen Klage habe? Mein Schuh, mein goldener Schuh muß wieder in meinen Besiz!“

Ich stimmte in seinen gerechten Schmerze über den Verlust eines so unschätzbaren Kleinods mit ein. Die schöne Babet that ihr Möglichstes, den Vater wieder zu beruhigen. Ueber diesen Versuchen ward es spät. Meine Neugierde war befriedigt und ich glaubte mich jezt entfernen zu können. Der Alte nahm einen rührenden Abschied von mir. „Seyn Sie versichert,“ sagte er mir, „bin ich wieder im Besitz meines Schatzes, so sollen Ihnen die öffentlichen Blätter davon Kunde geben. Die Sache ist von zu großer Wichtigkeit, als daß das öffentliche Interesse ihr fehlen sollte.“ — Ich habe weiter nichts vom Schuh der Fee Mollacat erfahren, und wissen möchte ich wohl, in wessen Besitz er jezt ist?

Die grosse Wasserschlange.

(Fortsetzung.)

Es ist auffallend, daß in keinem der bisher angeführten Fälle aus dem gegenwärtigen Jahrhundert eines Punktes Erwähnung geschieht, der in fast allen Berichten aus dem sechzehnten bis achtzehnten Jahrhundert als das eigentliche Wahrzeichen der großen Wasserschlange erscheint: wir meinen die Mähne derselben. So beschreibt ein Kapitän in einem Briefe aus Bergen vom 21sten Februar 1751 die Schlange, die ihm aufgestoßen, folgendermaßen: „Ihr Kopf, der sich über die höchsten Wogen erhob, glich einem Pferdekopf; er war grau, das Maul sehr dunkelfarbig, die Augen schwarz, und an ihrem Halse flatterte eine lange Mähne. Außer dem Kopf konnten wir sieben bis acht Windungen des Körpers unterscheiden; sie waren ausnehmend groß und standen je ein Klafter auseinander. Man verlangte einen authentischen Bericht dieses Abenteuers; ich habe denselben niedergeschrieben und übergeben mit den Unterschriften zweier Augenzeugen, welche bereit sind, meine Aussagen eidlich zu bekräftigen.“ — Diese Mähne ist es ohne Zweifel, aus der Paul Egede Ohren oder Flügel macht, wenn er die auf seiner zweiten Reise nach Grönland gesehene Seeschlange beschreibt: „Am 6ten Juli gewahrten wir ein fürchterliches Ungeheuer, das sich so hoch auf den Wellen aufrichtete, daß sein Kopf an das Segel unseres großen Masts reichte. Statt der Schwimmfloßen hatte es große hängende Ohren gleich Flügeln; der ganze Körper war mit Schuppen bedeckt und lief aus wie ein Schlangenleib.“ — Olaus Magnus, Bischof von Upsala, in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, erwähnt ausdrücklich dieser Mähne, wo er als Augenzeuge eine, nach ihm, zweihundert Fuß lange, zwanzig Fuß im Umfang messende Schlange beschreibt. „Diese Schlange hat eine zwei Fuß lange Mähne; sie ist mit Schuppen bedeckt und ihre Augen leuchten wie zwei Flammen. Zuweilen greift sie ein Schiff an, wobei sie ihr Vordertheil wie einen Mast aufrichtet und die Matrosen auf dem Oberlauf packt.“

Dieselben Merkmale des Thiers finden sich in andern ältern Berichten angegeben, die wir hier nicht anführen, sie treten aber auch in den scandinavischen Gedichten auf. Nach ihnen hat die Wasserschlange einen Pferdekopf, eine weiße Mähne, schwarze Wangen und ist sechshundert Fuß lang; sie soll sich plötzlich aufrichten wie der Mast des größten Schiffes, und ihr furchtbares Gezische soll lauten wie das Brüllen des Sturms. Hier ist allerdings poetische Uebertreibung, aber wir vermögen nicht anzugeben, wo und in wie weit sich die Dichtung von der Naturwahrheit entfernt. In Betreff des interessanten Merkmals der Mähne muß hier noch der Beschreibung erwähnt werden, welche Albertus Magnus von der großen indischen Schlange entwirft. „Avicenna,“ sagt er, „sah eine, deren Hals, der ganzen Länge nach, mit langen, dicken Haaren besezt war, gleich einer Pferdemähne; et visus est unus ab Avicenna, in cujus collo secundum latitudinem colli erant pili descendentes longi et grossi ad modum jubarum equi.“

Im Folgenden stellen wir nun einige der Hauptfälle zusammen, wo im Mittelalter und im Alterthum schlangenartige Ungeheuer und Drachen auftreten. Zuerst sey des rhodischen Drachen erwähnt, durch welchen Deodat von Gozon sein Glück machte, und der Schiller den Stoff zu seiner bekannten Romanze gegeben hat. Das Ganze ist wohl zu voreilig als eine Fabel behandelt worden, wenn auch der Mailänder und Johanniter Bosius (im sechzehnten Jahrhundert) in seiner Geschichte des Ordens des heil. Johann von Jerusalem der einzige Gewährsmann ist. Nach ihm verheerte im Jahr 1345 ein Ungeheuer die Insel Rhodus und ward endlich vom tapfern Ritter Gozon, einem Gascogner, auf die von Schiller erzählte Weise erlegt. Der Ritter kam durch diese That in großes Ansehen und ward vier Jahre darauf nach dem Tod Elions de Villeneuve einstimmig zum Großmeister gewählt. Bosius gibt dem Leib des Drachen die Größe eines Pferdes oder Ochsen;

der Hals war sehr lang, schuppigt und endete in einen Schlangenkopf; die Ohren waren wie die eines Maulesels und sehr lang; an den Seiten standen zwei Flügel; er hatte sehr große, feuersprühende Augen; hinsichtlich des Schwanzes und der übrigen Glieder glich er völlig einem Krokodille und war mit vier Tatzen versehen, auf denen er sich pfeilschnell bewegte. Es ist gar nicht unwahrscheinlich, wie oben schon bemerkt, daß in diesem und allen ähnlichen Fällen, wo den Drachen lange Ohren und Flügel zugeschrieben werden, diese Organe von der Phantasie aus der langen Mähne des Thiers gebildet wurden. Von den Tatzen soll weiter unten die Rede seyn.

Zunächst ist das fabelhafte Thier aufzuführen, das in den romanhaften Erzählungen von Alexanders Zug nach Indien vorkommt, der sogenannte Odontotyrannus. Sämmtliche Romane des Mittelalters über Alexander den Großen haben ihre gemeinschaftliche Quelle im griechischen Text des Pseudo-Callisthenes, und so sagen sie alle über den Odontotyrannus, dessen übrigens auch mehrere byzantinische Schriftsteller erwähnen, dasselbe aus. Er ist nach ihnen ein im Ganges und an seinen Ufern lebendes Amphibion von ganz unglaublicher Größe; so soll er, nach Palladius, einen ganzen Elephanten verschlingen können. So übertrieben dies nun ist, so erscheint es am Ende doch nur als eine hyperbolische Andeutung der Weise, wie die größten Schlangen wirklich große Landthiere, selbst Pferde und Büffel verschlingen: sie würgen dieselben ganz hinunter, nachdem sie mit ihren gewaltigen Körperringen dem Thier die Knochen zerbrochen und es zu einem länglichten, unförmlichen Klumpen geknetet haben. — Nach Gregor von Tours kam im sechsten Jahrhundert zu Rom bei einer Ueberschwemmung der Tiber eine große Schlange zu Tag, die er mit einem starken Balken vergleicht: in modum trabis validae. Er bedient sich dabei des Worts draco, das im Lateinischen ursprünglich nichts als eine große Schlange bedeutet.

Aus dem eigentlichen Alterthum ferner berichtet Sueton, August habe bei den Comitien, das heißt offiziell bekannt gemacht, daß in Hetrurien eine fünf-und-siebzig Fuß lange Schlange gefunden worden sey. Nach Dio Cassius sah man, gleichfalls unter August, in demselben Lande eine fünf-und-achtzig Fuß lange Schlange, welche große Verheerungen anrichtete und vom Blitz erschlagen wurde. Aber das berühmteste Ungeheuer dieser Art im Alterthum ist die Schlange, mit welcher das römische Heer bei Carthago am Ufer des Flusses Bagrada im zweiten Consulat des Regulus, im Jahr 498 der Stadt (256 vor Christus) zu thun hatte. Sie maß hundert und zwanzig Fuß und richtete große Verheerungen im Heere an. Regulus sah sich genöthigt, sie mit Ballisten und Catapulten zu beschießen, bis endlich ein ungeheurer Stein sie zerschmetterte. Der Feldherr schickte als Wahrzeichen die Haut des Ungeheuers nach Rom; man hing sie daselbst in einem Tempel auf, und sie blieb daselbst bis zum numantinischen Krieg. Ihr Aas aber verpestete die Luft dergestalt, daß das Heer aufbrechen mußte. Es gibt nicht leicht ein historisches Faktum, das so viele Geschichtschreiber zu Gewährsmännern hat und mit so vieler Umständlichkeit erzählt wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Victor Hugo's innern Stimmen.

Rose und Grab.

Zur Rose sprach das Grab gewendet:
Sag', was du mit den Thränen thust,
Die täglich dir der Morgen sendet,
O Blume du der Lieb' und Lust?
Zum Grabe sprach die Rose wieder:
Sag', wie du Alles das bestellt,
Was da von Stund' zu Stunde nieder
In deine offnen Schlünde fällt?

Die Thränen, sprach die Rose weiter,
O dunkle, jammervolle Gruft,
Verwandle ich im Schatten heiter
In Honiggold und süßen Duft.
Du Aermste, klang des Grabes Rede,
Die Seelen alle, die mir stumm
Sich nahen, wandl' ich freudig jede
In Engel für den Himmel um.

Die Liebe.

Ein Spiegel ist zuerst die Liebe,
Vor dem ihr Mädchen gerne steht,
Und drin mit wohlgefäll'gem Triebe
Euch träumend oder froh beseht.

Wenn sich das Herz der Tugend einigt,
Wird sie ein Feuerstrahl alsdann,
Der euch von allem Bösen reinigt,
Der fromm und glücklich machen kann.

Doch jezt ein falscher Tritt, ein Wanken:
Zum Strudel wird sie, der euch faßt;
Umsonst, an's Ufer sich zu ranken!
Die Woge reißt euch fort mit Hast.

Die Lieb' ist reizend, rein und sterblich:
Bedenkt es Mädchen, wenn sie winkt;
So lockt der Strom das Kind verderblich,
Es naht und badet und versinkt.

Dräxler-Manfred.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, August.

(Fortsezung.)

Cockings Fallschirmversuch.

Es ist bekannt, daß bereits Blanchard Fallschirme an seine Ballons hing, um, wenn diesen eine Widerwärtigkeit begegnete, sich mittelst jener zu retten, daß er bei einer seiner berühmtesten Auffahrten aus der höchsten Höhe, die er je erreicht, einen Hund in einem an einem Fallschirme befestigten Korbe niederließ, und daß derselbe zu Blanchards großer und seiner eigenen, vermuthlich nicht minder großen Freude wohlbehalten auf Terra firma ankam. Gleich bekannt ist, daß geraume Zeit später der Franzose Garnerin zu verschiedenen Malen und an verschiedenen Orten Frankreichs in eigener Person glückliche Fallschirmversuche anstellte, und nur bei dem einzigen, den er in England machte, beinahe sein Leben verloren hätte. Nachdem er hier eine brillante Auffahrt gehalten, kündigte er bei der zweiten die Absicht an, seinen Ballon den Lüften preiszugeben und mit dem Fallschirm zurückzukehren. Die Auffahrt war wieder ausgezeichnet schön, und sobald er eine Höhe erstiegen hatte, in welcher er den schärfsten Augen der zahllos versammelten Zuschauer noch sichtbar zu seyn glaubte und es auch wirklich war, verließ er den Ballon und sank mit dem Fallschirme herab. Mehrere Sekunden lang geschah dies senkrecht und so pfeilschnell, daß den Zuschauenden der Athem stockte. Niemand zweifelte, daß Garnerin in seinem fürchterlichen Sturze den Tod finden müsse. Plözlich jedoch verminderte sich die Schnelligkeit, und die Zuschauer würden wieder Athem und Hoffnung geschöpft haben, wenn nicht der Fallschirm zu schwingen angefangen und bisweilen so stark geschwungen hätte, daß die Gondel, in welcher der Luftsegler saß, mit dem eigentlichen Fallschirme eine horizontale Linie bildete. Garnerin behauptete jedoch seinen Siz, bis er, in offenem Felde auffallend, von der Heftigkeit des Stoßes der Besinnung beraubt und mehrfach verwundet wurde. Er selbst entdeckte später, was ihn dem Verderben so nahe gebracht. Sein Fallschirm hatte die Gestalt eines großen Regenschirms, und vom Luftdruck war einer der innern Stäbe zerbrochen. Cocking befand sich damals unter den Zuschauern. Mit dem Theoretischen der Luftschifffahrt vertraut, machte er sich mit Garnerin und der Construction seines Fallschirms bekannt, und glaubte zu entdecken, daß, so lange die Ausdehnung auf dem unzuverlässigen Luftdruck von unten beruhe, die Gefahr des Umschlagens unvermeidlich, und außerdem, wenn ein Stab bräche oder ein Strick sich verwickelte, ein beträchtliches Hin- und Herschwingen, und sodann ein halsbrecherischer Sturz die natürliche Folge seyn müsse. Durch andere Aeronauten und sonstige Kunstverständige in dieser Ansicht bestärkt, ging er von der Theorie zur Praxis über, fertigte einen Fallschirm nach dem, dem frühern Principe völlig entgegengesezten, stellte damit kleine Versuche an und fand seine Erfindung probat. L'appétit vient en mangeant: was Spielerei und Zeitvertreib gewesen war, wurde nach und nach Cockings ausschließende Beschäftigung, und lange Zeit trug er sich mit dem Wunsche, die Richtigkeit seiner Theorie durch ein Niederlassen aus recht namhafter Höhe schlagend zu erweisen. Die Erfüllung dieses Wunsches hing jedoch von zwei, lange vergebens gesuchten Erfordernissen ab: das erste war ein Ballon, der Kraft genug habe, ein angehängtes Gewicht von mindestens fünfhundert Pfund zu der beabsichtigten Höhe zu tragen, und das zweite ein Luftschiffer, muthig genug, seinen Ballon plözlich eines solchen Gewichts zu entledigen. Das Leztere war die schwierigere Aufgabe. Man weiß, daß zwei oder drei ausgeworfene Hände voll Sand einen Ballon rasch höher steigen machen; das Leeren von zwei oder drei Sandsäcken, jeder vierzehn Pfund haltend, hat einen Ballon mit Blizesschnelle acht- bis zwölfhundert Fuß hoch getrieben; nun denke man sich die Wirkung der plözlichen Entladung von fünfhundert Pfund und darüber in einer ohnedies schon die Brust beklemmenden Höhe. Indessen beide Requisiten fanden sich, das erste in dem großen Nassau-Ballon, das zweite in der Person des verwegenen Green, dem ein Freund sich zum Begleiter anbot. Sobald das Detail des Unternehmens verlautete, erhoben sich mehrere Stimmen gegen dessen Ausführbarkeit, insofern es nämlich Cockings neues Princip praktisch feststellen sollte. Cocking widersprach, vertheidigte seine Theorie, berief sich auf seine Versuche, und der Streit trug wahrscheinlich nicht wenig bei, die Masse der Neugierigen zu vergrößern. Cocking und sein Fallschirm waren natürlich der Hauptreiz. Lezterer hatte die Gestalt eines umgekehrten, sehr abgestumpften Kegels und hielt im Umfang einhundert-und-sieben, im Durchmesser vier-und-dreißig Fuß. Das Gestell bestand aus drei Reihen Reifen, der oberste von Blockzinn, die zwei andern von schwachem Kupfer. Verbunden waren sie mittelst Stäben, ungefähr nach Art der Fischbeinstäbe eines aufgespannten Regenschirms, und den Ueberzug bildeten ein-und-zwanzig Gehren feiner, starker Leinwand, jede fünfzehn Fuß lang. An die Reifen befestigte Seile trugen einen Weidenkorb, der nur eben für eine Person Raum hatte, und auf dessen Boden, um die etwaige Heftigkeit des Aufstoßens zu mindern, ein ganzer Sack voll mit Luft gefüllter Blasen lag. Ein durch den Ring unterhalb des Ballonschiffchens gezogenes Seil — derselbe Ring, um welchen während der Füllung des Ballons die zurückhaltenden Stricke geschlungen zu werden pflegen — befestigte den Fallschirm an den Ballon, und die Entfernung zwischen dem Schiffchen und dem Korbe mochte vierzig bis fünfzig Fuß betragen. Anfangs war es ungewiß, wer das Seil ablösen solle, ob Green oder Cocking. Aus Gründen jedoch, die sich von selbst ergeben, schlug Green das Ansinnen ab, und Cocking, dessen Sache es ja war, den geeigneten Moment zu wählen, erklärte sich einverstanden. Das Neue des Schauspiels, der ungeheure Ballon in seinen lichten Farben, der angehängte Fallschirm, bunt bemalt mit Behängen von Lorbeer- und Eichenlaub, vermischt mit den britischen Emblemen, der Rose, der Distel und dem Kleeblatt, im Schiffchen des Ballons die wohlgemutheten Luftsegler, Fahnen schwenkend, im Korbe des Fallschirms der, die Freude seines Herzens in der Heiterkeit seines Gesichts bekundende Cocking, und dabei die Gefahr des Unternehmens, die Jeder fühlen, und die Ungewißheit des Ausgangs, der sich bald entscheiden mußte: Alles das steigerte das Interesse des Augenblicks, in welchem der Ballon mit dem Fallschirm langsam zu steigen begann. Und wahrhaft majestätisch erhob er sich; die Schwere des Fallschirms schien dem Ballon alles Schwanken zu verbieten, und kein Lüftchen bewegte ihn. Ungefähr zehn Minuten war das Ganze sichtbar geblieben, als der Ballon schneller und schneller, doch immer fast ganz senkrecht, emporstieg, bis Wolken ihn den Augen der Zuschauer entzogen; dennoch fuhren fast Alle fort, dem entschwundenen nachzublicken.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 92.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 218.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 12. September 1837.

Das Korn wächst dort in langen goldnen Auen
Und wie ein Garten ist das Land zu schauen.

Schiller.

Briefe aus der Normandie von J. V.

Caen, den 22sten August 1837.

Handel, Ackerbau und Viehzucht.

Caen war vor Zeiten eine der blühendsten Handelsstädte der Normandie. Die Orne, die früher den größern Handelsschiffen erlaubte, bis in den Hafen von Caen vorzudringen, und die jezt nur mittlern Schiffen bis dorthin zu fahren gestattet und selbst diese Fahrt vielen Zufällen und Hindernissen unterwirft, ist eine der Ursachen des allmähligen Abnehmens des Handels von Caen. Deßwegen schlagen die Bürger seit einem Jahrhunderte schon ein Kanalsystem für die Orne vor, und es ist auffallend, daß es bis jezt nur selten zu einem bald wieder aufgegebenen Versuche gekommen ist. Die Hauptursache des Abnehmens des Handels von Caen liegt aber sicher tiefer als in den Hindernissen, die der Fluß bietet. Seit Caen nicht mehr eine der Hauptstädte einer unabhängigen Provinz ist, seit die Aufhebung des Edikts von Nantes die Mehrzahl der Kaufleute und Fabrikanten von dort wegtrieb, und seit insbesondere Havre gegründet wurde, mußte nothwendig sich der Handel von Caen zurückziehen, und ein Kanal bis zum Meere würde nur wenig ändern.

Die nach der Revolution des Jahrs 1830 eingetretene größere Thätigkeit scheint eine Zeitlang dem Handel von Caen mehr Leben gegeben zu haben, denn während 1825 nur 769 Schiffe in den Hafen eingelaufen waren, stieg diese Zahl 1832 auf 868 französische und 73 ausländische, 1833 auf 919 französische und 100 fremde Schiffe; dann aber trat wieder der alte Normalzustand ein und man sieht einer noch größeren Verminderung entgegen. Wie aber der Handel abnimmt, so nehmen Ackerbau und Viehzucht in der Umgegend von Caen und überhaupt in der ganzen untern Normandie immer mehr zu. In den Thälern der Touque, Dive und Aure sind die schönsten Wiesen in ganz Frankreich, und das Hornvieh dieser Gegenden ist weit und breit berühmt; die Käse von Mignat, Livardt und Pont l'Eveque, und die Butter von Isigny gehören zu den Leckerbissen der Hauptstadt. In dem kalkhaltigen Boden von Lisieux, Falaise, Bayeux und Caen wächst schönes Korn im Ueberfluß, und in den westlichen, gebirgigen Theilen von Falaise, im Arondissement von Vire, wo früher nur Heidekorn, Roggen, Gerste und Hafer sparsam wuchs, findet man jezt die schönsten künstlichen Wiesen, die üppigsten Kornfelder, und nur selten ein unbenuztes Stück Land. In der ganzen Provinz aber blüht die Obstzucht und besonders die Cidre- und Branntweinproduktion.

Der Apfelbaum, der zur Zeit, wo die Könige von Navarra meist in der Normandie wohnten, von Spanien

eingeführt worden zu seyn scheint (wenigstens ist das Wort Cidre das spanische Cidra), ist der Brodbaum der Normandie, und es ist ganz germanisch, wenn der Normanne von diesem Baume mit einer kindlichen Verehrung, mit einer Art Pietas spricht und mit Bernardin de St. Pierre sagt: „l'arbre de mon pays." Ich habe in den Annalen der Société d'agriculture et commerce eine förmliche Lobrede auf diesen Baum gelesen, in der sich auf rührende Weise die Gemüthlichkeit des Normannen ausspricht, die sich bei ihm wie bei dem Deutschen auf die Natur überträgt. Daß er im Frühlings- und Sommer-, im Herbst- und Winterkleide eine Zierde des Landes ist, begreift sich leicht, daß aber seine Frucht Haus, Hof und Herd, den Keller, den Speicher und die Küche füllt, daß sie Menschen und Vieh speist und tränkt und endlich selbst zum Dünger wird, daß sie, mit einem Worte, Alles in Allem ist, sieht man wohl nur in der Normandie. Die Aepfel, die nicht als solche verzehrt oder ausgeführt werden, preßt man und gewinnt daraus den Cidre, den Wein der Normandie. Der Cidre ist wohlschmeckend und erfrischend, in Menge getrunken, berauschend, und zwar tückischer als der Wein. Was nicht zum Cidre taugt, wird zu Branntwein gebrannt oder zu Essig verwendet. Das ausgepreßte Fleisch der Aepfel, dient als Futter für das Vieh; die Trester (le marc) vom Brennen werden, mit vegetabilischer Erde vermischt, zu einem vorzüglichen Dünger für dürres Land; auch trocknet man in den Gegenden, wo das Holz selten ist, die Trester und braucht diese Masse im nächsten Jahre wie Torf zum Heizen. Es erklärt sich somit leicht die Pietät des Normannen für den Arbre de son pays, selbst wenn er nicht in der Frühlingsblüthe dem ganzen Lande, er wächst überall in Menge, den schönsten Feiertagsschmuck gäbe, in dem ich je ein Land die junge Sonne und „das Mädchen aus der Fremde" begrüßen sah.

Die Société d'agriculture et de commerce von Caen, die bereits 1761 errichtet, dann durch die Revolution aufgelöst und 1801 wieder hergestellt wurde, trägt nicht wenig dazu bei, den blühenden Zustand des Ackerbaus zu vermehren. Sie ist die Ursache, daß der Lammas, das englische Korn (blé anglais, chicot rouge, blé rouge), das schneller reift, viel ergiebiger ist, weniger Zeitaufwand und Pflege als gewöhnliches Korn bei dee Bebauung erfordert, die Grenzen der Provinz überschritten hat und sich mehr und mehr in ganz Frankreich verbreitet. Seine Einführung in der Normandie ist eine interessante Geschichte. Ein seiner Meinungen wegen ausgewanderter Engländer, Weatheroft, der sich in Caen ansiedelte, ließ sich Saatkorn aus England kommen. Unter der Ernte fand er im nächsten Jahre zwei Halme Lammas, und diese zwei Halme waren der Adam und die Eva der jezt in fast ganz Frankreich verbreiteten unzähligen Nachkommenschaft, die dem gewöhnlichen Korngeschlechte den Untergang droht. Und diese zwei Halme wurden erst im Jahre 1797 eingescheunt. Wenn Frankreich Millionen durch den Krieg gegen England verloren hat, so haben vielleicht schon diese beiden Saatkörner, die der Zufall und ein vor der englischen Aristokratie Fliehender aus seinem Vaterlande überführte, den ganzen Schaden hinlänglich ersezt.

(Die Fortsezung folgt.)

Die grosse Wasserschlange.

(Fortsezung.)

Philostorgus spricht von acht-und-sechzig Fuß langen Schlangenhäuten, die er in Rom gesehen. — Diodor erzählt, im Nil sey eine fünf-und-vierzig Fuß lange Schlange gefangen und lebendig dem Ptolemäus Philadelphus nach Alexandrien gesandt worden. — Strabo erzählt dem Agatharchides (1½ Jahrhundert vor Christus) Manches von großen Schlangen nach und beruft sich auch auf Posidonius, der in Syrien eine hundert Fuß lange Schlange gesehen habe, die so dick gewesen sey, daß zwei Reiter zu beiden Seiten des Körpers sich nicht sehen konnten. Strabo berichtet ferner aus den Schriften des Onesicrates, der Alexandern nach Indien begleitet, daß man irgendwo in Indien zwei Schlangen von hundert zwanzig und von zweihundert zehn Fuß lebendig gehalten, die man Alexandern gerne hätte sehen lassen. Erwähnen wir endlich noch der fünfhundert Fuß langen Schlange, welche nach Maximus Tyrius, einem Philosophen des zweiten christlichen Jahrhunderts, Alexandern in Indien gezeigt worden seyn soll, so sehen wir die morgenländische Sage ungefähr auf demselben Punkt, wie die scandinavische, welche ihre Wasserschlange sechshundert Fuß lang seyn läßt.

Sezt man voraus, daß allen diesen Geschichten, von der kürzlich gesehenen sogenannten Wasserschlange an, eine wirkliche, wenn auch durch Furcht oder Wundersucht verfälschte Anschauung zu Grunde liegt, und sucht man sich von der Natur dieser Ungeheuer einigermaßen Rechenschaft zu geben, so kann es einem von vorne herein nicht einfallen, alle oben angeführten auf ein und dieselbe Thierart zu beziehen.

In den wenigsten der Fälle aus dem Alterthum und den mittlern Zeiten ist bei den beobachteten Thieren ein charakteristisches Merkmal angegeben, und die Wissenschaft ist daher nicht im Stande, auch nur ungefähr zu bestimmen, welchem der jezt bekannten Geschlechter sie angehört haben mögen, oder ob man sie für ausgestorben halten soll. Was die im Umfang des alten römischen Reichs auf dem Lande oder in Flüssen beobachteten großen,

schlangenähnlichen Thiere betrifft, so möchte kaum zu zweifeln seyn, daß es wirkliche Schlangen waren, das heißt Reptilien ohne alle Extremitäten; denn da vierfüßige Reptilien, namentlich das Krokodil, so gut bekannt waren, so wäre gewiß das auffallende und entscheidende Merkmal bewegender Glieder bei jenen gigantischen, stets als Schlangen, serpentes, bezeichneten Geschöpfen nicht immer unerwähnt geblieben. Allerdings gibt es in weiter Erstreckung um das Becken des mittelländischen Meers jezt keine Schlangen von sehr bedeutender Größe mehr; man weiß aber, daß auch andere Thiere, welche jezt auf heißere Länder beschränkt sind, ehemals viel weiter nordwärts verbreitet waren; so fand sich der Löwe noch lange in den historischen Zeiten im nördlichen Griechenland.

Was soll man aber von dem großen Seethiere denken, das seit dem sechzehnten Jahrhundert hin und wieder die Schiffer mit Entsetzen erfüllt? Die Merkmale, welche ihm die oben angeführten Aussagen übereinstimmend beilegen, namentlich der eiförmige Kopf und der lange schlangenförmige Hals, schließen jeden Gedanken an einen eigentlichen Fisch oder an ein Meersäugethier von den Familien des Wallfisches oder der Phoken vorweg aus. Es muß ein Reptil seyn, das heißt ein kaltblütiges, mit Schuppen bekleidetes Thier, das durch Lungen athmet und daher von Zeit zu Zeit an die Oberfläche des Wassers herauf muß, um die Luft in seinen Lungen zu erneuern. Nun kennen wir aber kein Thier aus den Familien der Schlangen und Eidechsen, das fortwährend das Wasser bewohnte. Die Schlangen sind vorzugsweise Landthiere, und die Wasserbewohner unter den Eidechsen kommen wenigstens von Zeit zu Zeit an's Land und bewegen sich auf demselben, wenn auch schwerfällig. Wir finden auch wirklich in den ältern Berichten über sogenannte Meerschlangen Andeutungen, daß sie auf dem Lande gesehen worden. So sagt Olaus Magnus von der oben erwähnten ungeheuern Schlange, die er gesehen haben will, ausdrücklich, sie habe in den Felsen in der Umgegend von Bergen gehaust, habe unter den Viehheerden Verheerungen angerichtet, sich aber auch von Krabben genährt. Hundert Jahre später spricht Nicolaus Gramius, Prediger zu Londen in Norwegen, von einer großen Wasserschlange, die am 6ten Januar 1656 aus dem Fluß in's Meer gewandert sey. „Man sah sie einherkommen wie einen großen Schiffsmast, und Alles unterwegs niederreißen, sogar Hütten und Bäume. Ihr Gezisch oder vielmehr Geheul erfüllte Alles mit Entsetzen. Ihr Kopf war so groß wie eine Tonne, und der damit im Verhältniß stehende Körper ragte sehr weit aus dem Wasser hervor.“

Die große Schlange müßte indessen, auch wenn sie gelegentlich auf's Land kommen könnte, Allem nach ein wahres Seethier seyn. Die Naturgeschichte der jetzigen Welt kannte nun aber bis jezt weder eine Schlange noch eine Eidechse als eigentliche Meeresbewohner. Dagegen haben uns in neuester Zeit die großen Entdeckungen in der fossilen Welt mit mehreren Eidechsengeschlechtern bekannt gemacht, welche ohne allen Zweifel echte Seethiere waren. Ihre Skelette kommen häufig im obern Flözgebirge vor, sind aber in neuern Formationen bis jezt nirgends entdeckt worden. Hieher gehören die Ichthyosauren und Plesiosauren, deren merkwürdiger Bau in diesen Blättern schon öfters besprochen worden ist, ferner das sogenannte große Thier von Maestricht oder der Mosasaurus. Diese Thiere, welche zum Theil eine sehr bedeutende Größe erreichten, zeigen im Allgemeinen den Eidechsentypus, unterscheiden sich aber von allen jezt bekannten Eidechsen dadurch, daß ihre vier Glieder nicht in geschiedene Zehen auslaufen, nicht zum Gehen bestimmt waren, sondern in platte, starke Ruder, gleich denen der Wallfische, verschmolzen sind. Die Natur der Schichten, in denen ihre Knochen eingeschlossen sind, und der mit ihnen begrabenen Thiere läßt keinen Zweifel übrig, daß diese Ungeheuer wirklich Seethiere waren, und wenn sie je an's Land kamen, sich nur äußerst schwerfällig bewegen konnten, etwa nach Art des Wallrosses.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

Das Versailler Museum.

Seitdem Ludwig Philipp das Versailler Schloß so prächtig wieder hergestellt und zu einem Museum umgeschaffen hat, wandern alle Stände, Reiche und Arme, zu Fuß, zu Pferde oder zu Wagen nach Versailles, um die Herrlichkeiten anzustaunen, von denen in Zeitungen und in Familienkreisen so viel gesprochen wird. An den Tagen, an welchen das Schloß für Jedermann offen steht, sieht die große Landstraße zwischen Paris und Versailles wie der Weg zu einem Jahrmarkt aus. Alles mögliche Fuhrwerk wird gebraucht; von außen und von innen sind die Wagen mit wandernden Schaulustigen beladen, welche hinfahren oder zurückkommen. Die alten, mit einem armseligen Gaule bespannten sogenannten Kukuks, welche seit der Einführung der halbstündlich abfahrenden Diligencen beinahe ganz in Verfall gerathen waren, leben wieder auf, da die Diligencen bei weitem nicht hinreichen, um die vielen Menschen nach Versailles zu führen, und sie haben so gut als das Versailler Schloß Ludwig Philipp ihre Restauration zu danken. Es ist sehr zu bedauern, daß bisher keines der beiden Eisenbahnprojekte zur Ausführung gekommen ist. Beide Unternehmungen hätten im ersten Jahr einen großen Theil ihrer Auslagen wieder hereingebracht und die Pariser sehr viele Zeit erspart; denn jezt geht doch ein ganzer Tag mit dem Besuch des Schlosses hin, wenn man auch nur flüchtig durchgehen und keinen Theil genau betrachten will, da die Hin- und Herreise fünf bis

sechs Stunden Zeit nimmt. Der Zulauf wird nicht so stark bleiben, als er jezt ist, und haben sich die Pariser einmal satt gesehen, so werden künftig nur noch die Fremden und etwa an Sonntagen auch die Pariser den Weg nach Versailles befahren. — Zu Versailles verliert sich die größte Volksmenge bald in den großartigen Anlagen des sogenannten großen Königs, welcher dem Lande ungeheure Lasten, aber dafür doch etwas Grandioses hinterlassen hat; denn eine grandiose Anlage hat Schloß und Stadt. Leztere breitet sich unterhalb des Schlosses zu beiden Seiten der Pariser Landstraße so weit aus, als ob der Raum, der um Paris so karg zugemessen wird, hier nichts gekostet habe, und dann hat auch das Schloß und der dahinter liegende Park eine Ausdehnung, daß sie nur dann etwas belebt scheinen, wenn sich ein bedeutender Theil der Pariser Bevölkerung hinbegibt; Versailles selbst hat nicht Bewohner genug dazu. Daher scheint Versailles in seinem gewöhnlichen Zustande öde, den Parisern kommt es traurig vor, und nur Engländer und Rentiers ziehen den Aufenthalt daselbst dem in Paris vor. Jezt strömen alle Ankommende sogleich dem Schlosse zu und machen sich eine Bahn durch den Schwarm dienstfertiger Leute, welche von Paris ihre Industrie hieher verpflanzt haben. Eines Wegweisers bedarf es nicht; man braucht nur dem Zuge zu folgen, und in dem Schlosse ist, so lange wenigstens der starke Zulauf dauert, für die Durchwanderer ein gewisser Plan vorgeschrieben; man muß nämlich mit dem Erdgeschosse beginnen, und nachdem man dieses durchwandert, das heißt, nachdem man ungefähr ein Duzend Säle voll von Gemälden betrachtet hat, gelangt man aus dem sogenannten Avantcorps zu einem Vestibüle, welches mit dem ungeheuern Gebäude zur Rechten in Verbindung steht. Hier steigt man vermittelst einer neuangelegten Treppe, die jedoch mehr denen der jezigen bürgerlichen Häuser, als den alten Treppen der königlichen Schlösser ähnlich sieht, folglich auf Ersparung des Raums berechnet ist, nicht nur in das erste Stockwerk, sondern auch in das zweite hinauf. Dieses diente sonst nur zu Wohnungen, und ist in Vergleich mit dem prächtigen untern Stockwerke nicht hoch. Während in den schönen Sälen des Erdgeschosses große Porträts der Connetables, Reichsmarschälle, Generale und Admirale zu sehen sind, nebst Belagerungen und Schlachten, wobei man an nichts denkt, als an Helden und Kriegsruhm, so herrscht im obersten Stockwerke eine liebenswürdige Mannichfaltigkeit von Porträts aller Art, besonders kleinern, die hier zu hunderten sich aneinander drängen, aber doch mit bewundernswürdiger Symmetrie angebracht sind. Diese Symmetrie herrscht in allen Theilen des Schlosses; überall sind die Malereien auf's Geschmackvollste vertheilt und bedecken die Wand, sind sogar an derselben befestigt und machen gleichsam die Bekleidung derselben aus. Man hat es Anfangs sonderbar gefunden, daß die Kunstwerke hier als Tapeten dienen müssen; allein die Art, wie es geschieht, rechtfertigt den Anordner, welcher bekanntlich der König selbst ist. Nur entsteht bisweilen durch das Befestigen und Einrahmen der Gemälde an der Wand die Unbequemlichkeit, daß der Firniß das durch die gegenüberstehenden Fenster eindringende Tageslicht wiederspiegelt, so daß man die Malerei fast nicht sieht.

(Die Fortsezung folgt.)

London, August.

(Beschluß.)

Cockings Fallschirmversuch.

Mit jeder Sekunde wurde Cockings Niedersteigen erwartet, und erst als mit der erschöpften Geduld die Vermuthung aufkam, es werde ihm unmöglich gewesen seyn, seinem Vorsaz gemäß in der Nähe von Vauxhall herabzukommen, zerstäubte die versammelte Menge. Nicht lange jedoch, so verbreitete sich die Botschaft, daß Cocking sein Wagniß mit dem Leben bezahlt habe. In der Entfernung weniger Meilen von London war er auf ein Feld niedergestürzt, völlig besinnungslos und schwer verlezt, hatte noch einige Male die Hand erhoben und war dann verschieden. Noch weit mehr Aufsehen als die Ankündigung des Unternehmens machte das unglückliche Ende desselben. Mehrere Tage lang sprach London von nichts Anderem, und Greens Bericht — denn Green und sein Freund hatten ihre Aufgabe glücklich gelöst und waren wohlbehalten auf die Erde zurückgekehrt — wurde ungeduldig erwartet. Folgendes dürfte die Hauptsache seyn. Nachdem der Ballon, der um halb acht Uhr Abends seine Auffahrt begonnen, die Höhe von fünftausend Fuß, und diese nur mittelst Entladung einer bedeutenden Quantität Ballastes, und selbst dann wider Erwarten langsam erreicht hatte, bemerkte Green seinem unter ihm schwebenden Gefährten, daß, wenn er noch bei Tageslicht sich niederlassen wolle, es unmöglich seyn werde, die gewünschten achttausend Fuß zu erreichen, fragte ihn aber zugleich, ob er nicht vielleicht vorziehe, zu ihm hinauf in das Schiffchen zu kommen; denn für den Fall, daß Cocking aus irgend einem Grunde entweder in seinem Korbe sich nicht sicher fühlen, oder gegen das Niederlassen in demselben Bedenken tragen würde, war Anstalt getroffen, ihn aufzuwinden. Allein Cocking lehnte das Anerbieten ab, wünschte seinen Freunden gute Nacht, lößte das Seil, und wenig fehlte, so wären auch Green und sein Begleiter Opfer des Unternehmens geworden. Ein pfeilschnelles Aufschießen des Ballons im Momente nach Abtrennung des Fallschirms richtig voraussehend, hatte Green zwei Maßregeln getroffen, sich und seinen Begleiter vor der Gefahr des Erstickens im Gas des Ballons zu schüzen. Zuvörderst hatte er die Klappe, durch welche lezteres entlassen wird, von achtzehn Zoll im Durchmesser bis auf fünfundzwanzig erweitert, und dann zwei mit atmosphärischer Luft gefüllte Säcke eingenommen. Während nun Cocking das Seil ablößte, legten jene sich flach in die Gondel nieder, nahmen die Röhren der Luftsäcke in den Mund, hielten sich an den Stricken fest, und Green machte sich außerdem fertig, die Klappe zu öffnen. Sobald ein heftiger Stoß sie von der erfolgten Trennung überzeugt, zog Green die Klappe auf; aber so stark war der Druck der äußern Luft auf den blizschnell emporschießenden Ballon, daß beide Luftsegler in dichte Gaswolken eingehüllt wurden, sie ohne den Vorrath von Lebensluft unfehlbar erstickt wären und ihre Augen alle Sehkraft verloren. Vier oder fünf Minuten mochte diese Finsterniß gedauert haben, ehe ihre Augen wieder erstarkten. Ihr erster Blick fiel auf das Barometer: sie waren mehr als 25.000 Fuß über der Erde und bereits wieder in pfeilschnellem Sinken. Also mag der Himmel wissen, wie hoch sie eigentlich gewesen sind. Bei der über Cocking gehaltenen Leichenschau ergab sich, daß er in seinem Korbe zur Erde gekommen, aber die Reifen des Fallschirms zerbrochen waren. Da dies natürlich nichts gegen die Richtigkeit des Princips, sondern nur die Fehlerhaftigkeit der Ausführung beweist, wer hält die Wette, daß nächstens ein Anderer sein Leben auf gleichen Versuch sezt?

W. S.

Beilage: Kunstblatt Nr. 73.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 219.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 13. September 1837.

Sey ruhig! es war nur gedacht.
So fahre hin die garstige Brut!
Goethe.

Die grosse Wasserschlange.

(Beschluß.)

Hat es nun in einer frühern Zeit unstreitig gigantische Meereidechsen gegeben, so könnte es auch Meerschlangen gegeben haben, und es könnte dergleichen noch geben. Der Umstand, daß das Geschlecht des großen Wasserthiers, von dem hier die Rede ist, überhaupt nicht zahlreich scheint, wohl auch seine Lebensart, erklärten hinreichend, warum es so selten beobachtet worden ist, und das Entsetzen, welches das Thier verbreitet, wenn es sich blicken läßt, machte es sehr begreiflich, warum man es bisher nicht recht in's Auge gefaßt hat, so daß es wenigstens noch halb dem Fabelreich angehört.

Die oben von uns mitgetheilten Notizen über das Erscheinen des großen Wasserthiers in den lezten Jahrhunderten sind der vor wenigen Jahren erschienenen Zusammenstellung eines Engländers entnommen. Dieser sagt nun, in Norwegen sey die große Schlange gar wohl bekannt, man mache sich dort über die Zweifel der Ausländer lustig, nicht selten sey das Thier todt an's Land getrieben worden, ohne daß man viel daraus gemacht; nur wenn etwa das Aas die Luft verpestet, sey die Sache den Eingebornen länger im Gedächtniß geblieben; so führe Pontoppidan mehrere Beispiele der Art an. Er weiß nun aber selbst einen neuerlichen Fall der Art zu erzählen, der sich 1808, wenige Monate nach dem oben erwähnten Abenteuer des Pfarrers Donald Mac-Lean, und zwar nicht weit davon, nämlich bei den Orkaden ereignet. Er sagt: „Die auf Stronza, einer der Orkaden, an den Strand geworfene Wasserschlange maß fünf-und-fünfzig Fuß in der Länge und etwa zehn im Umfang. Eine Art borstiger Mähne erstreckte sich von da an, wo der Körper unter dem Hals dicker wurde, bis drei Fuß vom Schwanz. Diese Haare leuchteten im Dunkeln, wenn sie feucht waren. Das Thier hatte vier Fuß lange Floßen, welche so ziemlich aussahen wie ein gerupfter Gänseflügel. Dieses Ungeheuer wurde von vielen Personen betrachtet, und in einem von den Friedensrichtern beglaubigten Bericht, so wie auch von Gelehrten, namentlich von Dr. Barcley, beschrieben. Sir Everard Hume erklärte es für einen Haifisch von der größten Art; aber die schottischen Naturforscher theilten diese Ansicht nicht.“ — Müßte man nun nicht voraussetzen, daß die englischen Zoologen in diesem Thier keineswegs die famose Wasserschlange, sondern definitiv ein bekanntes Seethier erkannt haben, so könnte man in Versuchung gerathen, bei den erwähnten großen Flossen oder Rudern an die Meereidechsen der Vorwelt zu denken, und in dem an den Orkaden gestrandeten Ungeheuer einen Verwandten der uralten, seit Jahrtausenden

für ausgestorben gehaltenen Plesiosauren und Ichthyosauren zu erblicken.

Es ist allerdings von vorne herein, aus organischen Gründen und nach aller Analogie nicht wahrscheinlich, daß eine wahre Schlange, das heißt ein Thier ohne alle Steuerwerkzeuge, auf offener See lebt. Nach den Berichten, die man oben gelesen, erscheint das räthselhafte Seeungethüm wie das riesige Gespenst eines Plesiosaurus der Vorwelt, und man fragt sich unwillkührlich: wie, wenn diese Ungeheuer wirklich in unsere Welt hereinragten? wie, wenn ihre seit dem Wiederaufblühen der Wissenschaften gar nicht geahnte Existenz einerseits die Wasserschlange, andernseits die alte, in ihren mannichfaltigen Zügen bei den verschiedenen Völkern ziemlich übereinstimmende Sage vom Drachen erklärte? Die fossilen Knochen des Plesiosaurus zeigen uns ein Thier, bei welchem ein Eidechsenkopf mit Krokodilzähnen und weit gespaltenem Rachen auf einem ungeheuren, ganz unverhältnißmäßig langen Halse saß, der dem Leib einer Schlange glich. Dieser Hals übertrifft an Zahl der Wirbel — man zählt ihrer etliche und dreißig — sogar den des Schwans. Dem Hals schloß sich ein im Verhältniß kleiner Rumpf mit vier langen, kräftigen Rudern und einem mäßigen Schwanz an. Denkt man sich dieses sonderbare Thier mit emporgerecktem Hals auf den Wellen einherrudernd, so bekommt man ein Bild, das die Sensationen und Uebertreibungen der entsezten Schiffsmannschaften hinlänglich erklärt. Man denke sich das Thier auf den Strand gekrochen, in Sumpf und Moor versteckt; mit offenem Rachen, den langen Hals, dem Schwan gleich, zurückgeworfen, um die Schultern eine lange Mähne, den Leib mit einem Schuppenpanzer bedeckt, schleppt es sich auf vier unförmlichen Tatzen heran. Braucht es da noch vieler Ausschmückung, damit der Drache der Fabel daraus werde? Von einer Mähne hat das fossile Thier natürlich nichts aufzuweisen, wir haben aber oben gesehen, daß eine solche in älterer und neuester Zeit der Wasserschlange zugeschrieben wird, und wie sie ganz natürlich die Vorstellung von Flügeln erzeugen mochte. Man denke sich diese Mähne vollends im Dunkeln phosphorescirend, so haben wir die gewaltige, feuerspeiende, beflügelte, vierfüßige Schlange, von der so viele Völker zu erzählen wußten, während sich nicht wohl absehen läßt, aus welchen der bis jezt bekannten Thiere das Ungeheuer gefabelt seyn könnte. Unsere Meereidechse, wenn sie es war, mochte nun zwar weder so viele Rhodier gefressen, noch sich zu Land so flink bewegt haben, als der Geschichtschreiber des Johanniterordens berichtet; handelte es sich aber darum, das Ungethüm zu erlegen, so war der Kunstgriff Deodats von Gozon, Roß und Hunde zuvor an einem Phantom abzurichten, sicher nicht überflüssig.

Wir halten und geben die hier angedeuteten Ideen für nicht viel mehr, als sie werth sind. Dieselben in einem eigentlich wissenschaftlichen Blatte auszusprechen, hätten wir billig Anstand genommen; hier aber, wo ein Spiel der Einbildungskraft nicht am unrechten Ort ist, mögen sie als Phantasien hingenommen werden.

Briefe aus der Normandie von J. V.

(Fortsetzung.)

Die Société d'agriculture hat ferner das Verdienst, daß sie nicht nur Preise auf die besten Ackerbauerzeugnisse, sondern auch auf die Arbeit gesezt hat. Ich wüßte nicht, daß Aehnliches anderswo geschehen, und es ist sicher ein würdiges Schauspiel, die besten Pflüger von weit und breit mit ihrem Pfluge und ihrem Gespanne herbeiziehen zu sehen, um auf dem angewiesenen Acker um die Wette eine Strecke Landes zu pflügen. Man hat die Wettrennen oft als ein Mittel, die Pferdezucht zu verbessern, hervorgehoben. Sie kamen mir stets wie eine, des Menschen unwürdige Hetze des edelsten Hausthiers vor, und es versteckt sich nur die Scham der Spieler und Wettenden hinter jenem angeblichen Nutzen. Aber ein solches Wettpflügen, wenn man nicht nur auf die Schnelligkeit, sondern auch auf's Gutpflügen sieht, muß für den Ackerbau vortheilhaft seyn. Man weiß meist nicht, wie man bei öffentlichen Gelegenheiten das Volk belustigen, oder besser, das Volk zu Belustigung der hohen Zuschauer verwenden soll. Das Mastklettern, das Lanzenstechen auf den Flüssen, die Pferderennen, die Feuerwerke sind nur ein Beweis, daß diejenigen, die das Fest anordnen, am Ende so gedankenlos sind als die, welche diese öffentlichen Lustbarkeiten als solche hinnehmen. Volksfeste wie das, wobei jährlich die Bauern der Umgegend von Caen zu einem Wettpflügen zusammenkommen, würden, wenn man diese Wettstreite auf alle Gegenstände der Kultur, Manufaktur und Kunst ausdehnte, sehr bald den mehr als kindischen Spielereien der Feuerwerke, Beleuchtungen ꝛc. ein Ende machen. Der Gedanke ist so alt wie die Geschichte, und hieß vor ein paar tausend Jahren olympische Spiele u. s. w. Wenn ein Grieche auferstände und unsere Volksfeste sähe, so würde er stille wieder in's Grab steigen.

Die Viehzucht blüht in der ganzen Unternormandie, und es ist bekannt, wie der Fürst von Polignac sich besonders damit befaßte, die Merinoschafe in der Normandie zu verbreiten, und wie er 1827 nicht weniger als 16,000 Merinoschafe in der Normandie hatte, aber auch, wie ganz Frankreich, als Polignac bei der Schafzucht seine Rechnung nicht fand, ihm die Kosten tragen helfen mußte, indem die Regierung ihm zu lieb eine höhere Steuer auf

die Einfuhr der Wolle legte und aufrecht erhielt. Später wurde Polignac erster Minister und scheint in diesem Aemtchen immer noch seine Schafe vor Augen gehabt zu haben; aber die ministerielle Schafzucht scheiterte an ein paar widerspenstigen Widdern.

Die Ackerbaugesellschaft in Caen hat ebenfalls Preise auf die besten Pferde und Ochsen gesezt und so auch hier den Fortschritt zu fördern gesucht. Aber die Natur des Landes weist den Bewohnern von selbst diesen Kulturzweig an, und die Art, wie die Normannen denselben betreiben, hat seit langer Zeit schon den Ruf der normännischen Viehzucht begründet. In der neuesten Zeit indessen haben besonders die Pferde aus Caen und der Umgegend von ihrem alten Rufe verloren. Die Art und Weise, wie diese Pferde gezogen werden, ist Schuld daran, und da eben die Ackerbaugesellschaft die Ursache offen dargelegt hat, so ist zu hoffen, daß dem Uebelstand abgeholfen werde. Die jungen Pferde werden meist in der Umgegend von Caen schlecht genährt und zu harter Arbeit angehalten. Mit achtzehn Monaten oder zwei Jahren werden sie wie ältere Pferde schonungslos zum Ackerbau verwendet und so gewöhnlich bis zu 3½ Jahren auf eine ihnen nothwendig nachtheilige Weise angestrengt. Um sie dann aber dennoch beim nächsten Markte vortheilhaft verkaufen zu können, hält man die Thiere hundert Tage vorher in warmen und dunkeln Ställen, belegt sie mit wollenen Decken und läßt sie ohne alle Bewegung. Während der ersten fünfzehn bis zwanzig Tage erhalten sie, so eingepfercht, nur wenig Nahrung; von da an aber werden sie, als ob sie dem Fleischer und nicht dem Fuhrmann übergeben werden sollten, förmlich gemästet, indem man ihnen Hafer, Gerste, Pferdebohnen, Gerstenmehl und gelbe Rüben in Ueberfluß gibt, so viel sie fressen mögen und können. Den Folgen des Mangels an Bewegung beugt man durch häufiges Aderlassen vor, worauf dann das Thier dick und feist, mit glänzender Haut, aber auch zu allen Krankheiten gehörig vorbereitet, aus dieser Mast hervorgeht. Man nennt dies die Pferde „affranchir," und diese Freilassung ist die Ursache, daß eine Menge der schönsten, auf dem Markte zu Caen gekauften Pferde sehr bald die Hoffnungen, zu denen sie durch ihr glänzendes Aeußere zu berechtigen schienen, Lügen strafen.

Der Pferdehandel scheint auf die Bewohner von Caen und der Umgegend auch einen moralischen Einfluß ausgeübt zu haben. Die Juden sind meist die Ankäufer, und die Bauern der Normandie, besonders die der Umgegend von Caen, haben ihnen Vieles abgelernt, so daß jezt diese jenen nichts mehr schuldig bleiben, wenn es darauf ankommt, sich wechselseitig zu überlisten. Alle Normannen sind mehr oder weniger prozeßsüchtig, aber Caen steht in dem Rufe, daß dort kein Geschäft abgeschlossen werden könne ohne Brief und Siegel, ohne obrigkeitliche Urkunde, wenn man nicht nachher einen kleinen Prozeß mit in den Kauf haben will, und der Pferdehandel ist sehr vielfach mit an dieser Prozeßsucht Schuld, denn er ist den meisten Chikanen und Widerrufen unterworfen. — Doch ist der eigentlich moralische Grund der normännischen Prozeßsucht ein anderer. Ich spreche davon später.

Englisches Heirathsrecept.

Folgendes Recept, das wir aus einer englischen Zeitschrift übersetzen, ist ein wahres Kunstwerk, sofern es kaum möglich seyn möchte, neben dem gemein Menschlichen mehr nationelle Eigenthümlichkeiten in einem so kleinen Raum epigrammatisch zu bezeichnen.

Nächstens erscheint ein neues Kochbuch für die Haushaltung. Wir geben daraus folgendes vorzügliche Recept zu einem „Gericht für zwei Personen," Mariage genannt. — Man nimmt einen jungen Herrn und eine Dame. Der junge Herr ist am besten roh, die junge Dame aber muß ganz zart seyn. Man bringt den Herrn an die Mittagstafel und gießt an ihn sachte eine Flasche Portwein, wenn man hat, Claret thut sich auch; will man's ganz fein haben, nimmt man etwas Weniges Champagner dazu. Will er nicht warm werden, so nimmt man noch eine Flasche. Wird er roth unter den Kiemen, so sezt man ihn im Gesellschaftszimmer, ist es Winterszeit, an's Kaminfeuer neben das Frauenszimmer, thut eine Handvoll grünen Thee dazu, etwa zu drei Tassen für jeden Theil, und läßt sie leicht mit einander aufwallen; ist es Sommer, so stellt man sie an die freie Luft, etwa in's Fenster, jedenfalls möglichst weit weg; man bestecht die Dame gehörig mit Blumen, sezt sie an's Piano und rüttelt, bis sie singt; hört man den Herrn dazu seufzen, so ist es sehr gut. Man nimmt sie sodann wieder weg und sezt sie in einer Ecke an ein Schachbrett, wenn man eines hat, und erhält sie den Abend über in gelinder Wallung. Man wiederholt dies zwei- dreimal, und die Hauptsache dabei ist, daß das Feuer stät unterhalten wird: ist es zu stark, so läuft Alles über, ist es zu schwach, so gerinnen sie, oder werden gar zu Eis. Wie lange sie am Feuer seyn müssen, richtet sich ganz nach Umständen. Thut man recht viel Münzen mit des Königs Brustbild hinein, so geht es ganz rasch. Mit Bankzetteln garnirt, nimmt sich die Schüssel ganz besonders gut aus. Man richtet an und trägt auf: eine wahre Delikatesse für zwei Personen. Essig darf nie dazu genommen werden, weil das Gericht ohnehin so leicht sauer wird.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Fortsezung.)

Das Versailler Museum.

In einigen Sälen hat man aus dieser Ursache die Gemälde ihres Firnisses ganz berauben müssen. Entstände aber

einmal ein Brand im Schlosse, so würden unstreitig alle Kunstwerke zu Grunde gehen; denn da sie in der Wandbekleidung eingerahmt sind, so ließe sich an kein Retten denken. Im zweiten Stockwerke hat man sich nicht allein auf Frankreich beschränkt, sondern auch manche Porträts berühmter Männer und Frauen des Auslandes aufgestellt. Mehrere sind Meisterstücke und während der Lebenszeit der Personen gemalt. Was auf Ludwig Philipps Geheiß nach Kupferstichen oder andern Porträts kopirt worden ist, verdient zum Theil den Titel schlecht, sehr schlecht. Besser wäre es gewesen, weniger Porträts zu haben, aber lauter ausgezeichnete. Die Quantität war hier unnütz, und vollständig kann die Sammlung doch nicht seyn. Was für sonderbare Gesichter, Trachten, Stellungen kommen hier vor! und wie alle diese Herren und Frauen, vor denen Leute in ganz anderer Tracht vorübergehen, grell mit ihren Beschauern contrastiren! Höchst interessant ist in diesem Stockwerke eine sehr lange Galerie, in welcher auf den französischen Hof des vorigen Jahrhunderts bezügliche Porträts und sonstige Gemälde aufgestellt sind. Hier schauen die Königinnen und Prinzessinnen, zuweilen nicht sehr mit Schönheit begabt, ganz ruhig die allerliebsten Favoritinnen an, welche während ihrer Lebenszeit den Hausfrieden der königlichen Familie gestört haben. Die schöne Pompadour, die der Maler leicht wie eine Nymphe bekleidet dargestellt hat, befindet sich hier fast dem großen Porträt Maria Leszinska's gegenüber, welche mit einem ungeheuern Reifrocke von kostbarem Stoffe groß thut, aber mit der Favoritin an Schönheit sich nicht messen kann. Hier sieht man königliche Prinzen als kleine Knaben schon mit Haarbeutel und blauem Ordensbande Kinderspiele treiben. Marie Antoinette ist hier auch noch auf einem großen Gemälde im Reifrocke und in steifer Schnürbrust abgebildet; aber nicht fern davon hängt ein anderes Gemälde, auf welchem sie in ganz anderer Tracht, mit einem runden Hute und im Amazonenkleide sizt. Zwischen diesen beiden Gemälden liegt eine gänzliche Revolution der Damentrachten. Wäre dies für die unglückliche Königin nur die einzige Revolution gewesen! oder hätte sie sich eben so leicht und geschickt in die Revolution der Staatsverfassung, als in die der Moden fügen können! Mehr als eine Empfindung dieser Art weckt der Anblick der Bilder dieser Königsgalerie. Da sieht man auf einer schön gemalten Leinwand den Herzog von Artois noch als Knaben, wie er ein noch kleineres, auf einem Hammel reitendes Prinzeßchen fröhlich geleitet. Diejenigen, für welche dieses muntere Bild gemalt wurde, und der Künstler, welcher es ausführte, waren weit entfernt, die ernsten Schicksale zu ahnen, welche diesem Königsknaben aufbewahrt waren, und wie durch seine Unfähigkeit dereinst ein wieder aufgerichteter Thron von Neuem umstürzen werde. Und alle so fröhlich, so reizend, so wollüstig aussehenden Favoritinnen, welche hier einen Plaz unter den Hofporträts erhalten haben, auch sie wußten nicht, daß sie zum Sturze der alten Dynastie beitrugen und den gewaltsamen Stoß herbeiführten, wodurch ganz Frankreich umgewandelt werden sollte. Aehnliche Empfindungen muß der Besuch des Versailler Museums wohl bei allen Besuchern erwecken. Man kann Versailles und besonders sein Schloß nicht erblicken, ohne an die ungeheure Verschwendung des alten Hofes zu denken, und sich alles Elend lebhaft vorzustellen, welches aus der von Ludwig XIV. geschaffenen Eigenmacht entstanden ist. Manche haben es getadelt, daß den Favoritinnen Plaz im Versailler Museum eingeräumt worden ist. Was solle eine Mutter zu ihrer unschuldigen Tochter sagen, wenn diese neugierig fragt, in welchem Verhältniß die hier abgebildeten schönen Frauen zu der königlichen Familie gestanden, und welche rühmliche That ihnen die Ehre verschafft habe, hier neben den Königinnen und Königstöchtern zu glänzen? Andere meinen, diese Frauen gehören mit zur Geschichte des Hofes; auch seyen Königinnen des In- und Auslandes hier abgebildet, welche eben keine Muster von Tugend gewesen, und man habe bei der Errichtung des historischen Museums nicht die Verdienste der porträtirten Personen abwägen können oder wollen, sondern nur darauf gesehen, ob es historische Figuren seyen, gleichviel, ob gute oder schlechte. Die Geschichte beschäftige sich nicht allein mit den Tugendhaften, sondern mit Allen, welche auf ihre Zeit, auf ihr Volk oder ihr Geschlecht einen bedeutenden Einfluß ausgeübt. Seit langer Zeit bewahrt man ja schon in Kunstsammlungen die Porträts der Favoritinnen nicht allein von Königen, sondern sogar von Künstlern auf, ohne daß Jemand daran Anstoß nimmt. Raphaels Fornarina, in Kupfer gestochen, befindet sich in vieler Leute Häusern, die dabei an kein zweideutiges Verhältniß denken. — Gelangt man nun aus dem zweiten Stockwerke in das erste und prachtvolle, den eigentlichen Aufenthalt des alten Hofes, so bekommt man einen ziemlich deutlichen Begriff von dem Glanze, den Ludwig XIV. um sich verbreitete. Hier ist Alles groß und erhaben. Durch einige große Säle mit alten Gemälden gelangt man in die herrliche Galerie, welche die ganze Länge des Avant-corps oder mittleren vorspringenden Gebäudes einnimmt. An beiden Enden sind Fenster angebracht, und andere, groß wie Kirchenfenster, reihen sich der ganzen Länge der Galerie nach aneinander, und eröffnen die Aussicht auf den ungeheuer großen Garten mit den vielen Wasserbassins und dem Kanale, der sich in der Ferne wie ein Fluß ausnimmt. Man sollte glauben, das Wasser springe in dieser Gegend überall hervor, da doch vor Ludwig XIV. kaum eine Quelle vorhanden war, und alles nöthige Wasser von ihm durch Wasserleitungen eine Meile weit hat hergeschafft werden müssen. Diesen großen Fenstern gegenüber sind eben so viele und gleich hohe Thüren mit Spiegelgläsern angebracht, welche die Gebüsche und Wasserflächen des Parks abspiegeln. Die Decke ist bemalt und vergoldet; Ludwig Philipp hat hier, wie in allen übrigen Theilen des Schlosses, Kronleuchter und bronzene Candelaber anbringen lassen, so daß das Ganze wieder beleuchtet werden kann, wie zur Zeit des sogenannten großen Königs, was auch bekanntlich schon am Tage oder vielmehr in der Nacht, da das Museum eröffnet wurde, mit gutem Erfolge versucht worden ist. Diese überall von Gold, Spiegeln, Marmor und Malerei glänzende, ungeheuer lange Galerie denke man sich nun mit allen berühmten Männern und Frauen aus der Regierungszeit Ludwigs XIV. angefüllt, und den großen König Ludwig XIV., den überall hochgepriesenen, den mächtigen, den freigebigen, der die Sonne zum Sinnbilde genommen und sagen konnte: „ich bin der Staat!“ mitten unter diesen Hofleuten, die nach einem gütigen Blick von ihm, dem Herrscher, strebten, und untröstlich waren, wenn der Blick des Herrschers nicht gütig auf sie gefallen, wenn kein Wort aus seinem Munde sie beglückt hatte. Aus dieser Galerie gelangt man in eine weit kleinere und minder helle, in welcher das unter dem Namen Oeil de boeuf berühmte runde Fenster angebracht ist. Hier hatten nur die vertrautesten Personen Zutritt; denn daran stößt das Schlafzimmer des Königs, und wahrscheinlich fanden hier die sogenannten Levers statt, die kein Hofmann versäumte, wenn er das Recht hatte, denselben beizuwohnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 34.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 220.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 14. September 1837.

Hitziges Blut erzeugt hitzige Gedanken, und hitzige Gedanken erzeugen hitzige Thaten, und hitzige Thaten sind Liebe.

Shakespeare.
Troilus und Cressida.

Hunger und Liebe.

Abenteuer eines englischen Marineoffiziers.

Ich habe die Ehre, jenem Amphibiengeschlechte anzugehören, das man Seesoldaten nennt, das heißt, ich rühme mich einer Anstellung in dem sehr edlen, sehr alten und äußerst glänzenden Corps der königlich großbritannischen Marinetruppen. Zur Zeit, da diese Erzählung anfängt, hatte ich das Unglück, an Bord eines der Schiffe verwendet zu werden, die während der Belagerung von Oporto als Beobachtungsescadre im Duero aufgestellt blieben. Wenn ich sage Unglück, so heißt das nicht etwa, daß ich mich über Admiral oder Kapitän zu beklagen gehabt hätte, unter deren Befehlen ich stand, und noch weniger wahrhaftig über meine Kameraden, denn schwer dürfte man bessere Waffenbrüder und tapferere Leute finden: ich meine die Stadt und ihre Bewohner, und daß ich so gar selten Gelegenheit fand, meine glänzende Uniform zu zeigen, und den noch glänzenderen Offizier, welchen sie einschloß. Ueberdieß hatten wir nicht einen Augenblick Ruhe; und wenn auch Sonntags während des Waffenstillstandes, welchen die Miguelisten und ihre Feinde dann immer eintreten ließen, schöne Damen an Fenstern und auf Spaziergängen ihre Reize entfalteten, so war man doch sicher, überall so viele Nebenbuhler zu treffen, welche sich um einen Blick ihrer Augen stritten, daß ich mir gar nicht die Mühe geben mochte, ganz so liebenswürdig zu seyn, als ich, ohne mir zu schmeicheln, wohl gekonnt hätte.

So entbehrte damals Kaiser Pedro, der jetzt zu seinen Vätern versammelt ist, der Gesellschaft seiner schönen, erlauchten Gemahlin, und sey es, daß er sich deßhalb einigermaßen zerstreuen oder seinem Hofe mit gutem Beispiele vorangehen wollte, jedenfalls kann ich versichern, daß er einer meiner furchtbarsten Nebenbuhler war, und daß es in der ganzen Stadt auch nicht ein hübsches Gesicht gab, dem er nicht gehuldigt hätte. Ebenso war der Marquis von Loulé, der Schwager des Kaisers, und gleich ihm von seiner schönen Ehehälfte getrennt, immer auf dem Anstand. Der Marquis ist einer der schönsten Männer in Europa, aber, unter uns gesagt, schwerlich läßt sich ein unbedeutenderes Gesicht finden. Er nimmt alle Herzen beim ersten Anblick ein, aber er verliert seine Eroberungen so schnell wieder als er sie gemacht hat. Dann war da noch der Marquis von Villaflor und einige andere militärische Celebritäten, gar nicht zu sprechen von den Generalen und Staabsoffizieren der Armee, von den glänzenden und unternehmenden Offizieren der englisch-französischen Legion, von den Kapitänen und Lieutenants unserer eigenen Escadre.

Während der Belagerung kam dem Befehlshaber unseres Geschwaders der Gedanke, einen Signalposten aufzustellen, um durch denselben mit den englischen Schiffen außerhalb der Sandbank vor dem Hafen zu communiziren. Da man auf der Pedristischen Seite des Flusses keinen geeigneten Platz dazu ausfinden konnte, so ersuchte man den General Santa Martha, den Befehlshaber der Miguelisten, um Erlaubniß, auf dem linken Ufer, welches er beherrschte, den Posten aufstellen zu dürfen. Dies wurde großmüthig bewilligt; man ging auf der Stelle an's Werk, und in wenig Tagen war ein großes, schönes Haus aufgeschlagen zum Quartier für Offiziere und Mannschaft. Ich und ein Lieutenant von der Flotte bekamen daselbst den Dienst, und wir hatten uns bald vortrefflich eingerichtet. Wir konnten nach Belieben zu den Miguelisten spazieren oder nach Porto, so oft wir Urlaub hatten. Nicht lange nachdem wir unsern Posten bezogen, fingen die von den Miguelisten an der Mündung des Flusses errichteten Batterien an ihre Wirksamkeit zu äußern; bald waren die Zugänge so gänzlich verschlossen, daß es nicht allein unmöglich wurde, die gewöhnlichen Kriegsbedürfnisse nach Oporto einzuführen, sondern daß man selbst eine Hungersnoth befürchten mußte. Man hatte wohl Barcalho (gesalzenen Stockfisch) und Wein im Ueberfluß, aber der beste Magen hält solches Einerlei nicht aus, und ich kann versichern, daß gesalzener Fisch zum Frühstück, Mittagessen und Abendbrod weder für die Offiziere noch für die Mannschaft ein sehr angenehmer Speisezettel war. Unser Befehlshaber, weise, wie in diesem Punkte der englische Offizier zu seyn pflegt, hatte diese schlimme Wendung vorausgesehen und sich daher mit dem Miguelistischen Befehlshaber dahin verständigt, daß man ihm frischen Mundvorrath, Fleisch, Geflügel, Gemüse für den Bedarf seiner Flotte zukommen ließ, hatte jedoch das feierliche Versprechen gegeben, den Belagerten nichts zukommen zu lassen. Die Flotte lebte daher herrlich und in Freuden, während die Besatzung bald verhungerte, und wenn wir so selbstvergnügt mit unsern frischen Vollmondsgesichtern, die wir der Vorsicht unseres Befehlshabers verdankten, durch die Straßen zogen, so stachen wir gewaltig gegen die Krieger ab, welche zu Ehren der Charte am Hungertuch nagten. Bald fingen auch die Einwohner an, gleiche Noth zu leiden, und einigen der bewundertsten Schönheiten sah man es nachgerade stark an. Portwein und gesalzener Stockfisch konnten unmöglich ein sehr reines und leichtes Geblüte machen. Es entging mir auch nicht, daß die Damen von Porto sich mit viel mehr Sorgfalt in ihre Schleier hüllten als zu Anfang der Belagerung. In jenen Tagen entwarf ich den kühnen, verwegenen Plan, den ich hier erzählen will, und der allen Universitäten ein für allemal beweisen wird, daß sich kein Abenteurer mit einem Marinesoldaten zu messen vermag.

Das schönste Mädchen in Oporto war eine junge Spanierin, Namens Caroline. Sie war die Tochter des Alkalden von Ponte-Vedra in Gallizien, und hatte ihren Vater begleitet, als er aus dem Lande flüchten mußte. Der wackere Mann war seit einigen Monaten gestorben und hatte Carolinen allen Leiden einer Belagerung und allen Verlockungen eines kriegerischen und verderbten Hofes preisgegeben. Ich habe nie ein schöneres Wesen gesehen; ihre Augen waren schwarz wie die Nacht und in ihrer Gesichtsfarbe spielten jene goldigen Lichter, von denen man in unsern traurigen Himmelsstrichen nichts weiß. Alles an ihr trug den Stempel der Vollendung, Hände und Füße waren niedlich klein, und ihr Gang hatte jene Majestät und Eleganz, wie man sie nur bei Spanierinnen findet. Die arme Caroline war eben so tugendhaft als schön; der Kaiser und sein hochmüthig zuversichtlicher Schwager nebst allen übrigen Liebesrittern der Armee beugten in tiefer Anbetung die Knie vor ihr; sie hatte sich aber so bescheiden und verständig benommen, daß sie die Achtung der ganzen Welt — unsere Flotte mit inbegriffen — davontrug. Auch ich war von den Reizen der engelgleichen Caroline verwundet und benutzte im gewöhnlichen oder außerordentlichen Urlaub, wie ich ihn mir zu verschaffen wußte, jeden Augenblick, um, vor ihren Fenstern auf und ab wandelnd, wo möglich einen Blick ihrer schönen Augen auf mich zu ziehen. Ich war so verliebt, als ein Marineoffizier nur immer seyn kann, und meine hoffnungslose Leidenschaft ward so offenkundig, daß man mich bei Tafel damit aufzog, und unser schadenfroher Befehlshaber, der wahrscheinlich bereits von derselben Festung mit Verlust zurückgeschlagen worden war, nie verfehlte, in väterlichem Tone zu fragen, ob ich meinen gewöhnlichen Spaziergang gemacht habe und ob er glücklich ausgefallen sey?

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe aus der Normandie von J. V.

Caen, den 1sten September 1837.

Volksgebräuche.

Der Normanne hängt mehr als irgend ein anderer Bewohner Frankreichs, vielleicht mit Ausnahme des Elsäßers, an seinen alten Gebräuchen und Gewohnheiten, und einzelne derselben in Caen und der Umgegend, die sich noch jetzt, wenn sie auch in den Städten mehr und mehr verschwinden, doch auf dem Lande von Jahr zu Jahr wiederholen, lassen sich ohne viel Mühe auf die Zeiten des römischen oder sächsischen Heidenthums zurückführen.

Dann aber genügt es dem Normannen, wie dem Germanen, meist nicht, das Fest als ein Fest hinzunehmen. Er sucht demselben einen Beigeschmack von Wunderbarem, von Gespenstischem zu geben. Sein Gemüth ahnt die Nähe einer höheren Macht, und sein Verstand erlaubt ihm nicht, sie zu begreifen, oder wenigstens in ihrem Wirken, in ihrer natürlichen Thätigkeit den großen, über der Natur waltenden Geist anzuerkennen. Unwissenheit führt nicht an und für sich zum Aberglauben, denn es gibt der Unwissenden Viele, die mit dem Glauben zugleich den Aberglauben abgeschüttelt haben. Es gehört dazu noch ein Weiteres, eine schaffende, lebendige Phantasie und ein offenes, die Eindrücke von Außen gerne aufnehmendes Gemüth. Der Aberglaube ist Poesie, und ein Volk, das abergläubisch ist, hat Hoffnung, dereinst, wenn der Aberglaube nicht in Unglauben, sondern in Glauben übergegangen ist, poetisch schaffend aufzutreten. Malherbe, Corneille, Bernardin de St. Pierre, Delavigne und so viele andere, die die Normandie als ihr Vaterland besangen, danken vielleicht dieser volksthümlichen Eigenschaft des Normannen mehr als sie selbst ahneten.

In Caen, mehr noch in der Umgegend, ist der Tag der heiligen drei Könige ein Fest der Armen. In jeder Familie wird ein Kuchen, le-gateau des rois, verzehrt. Es wird derselbe stets in so viele Stücke getheilt, als die Familie Mitglieder hat; Anwesende und Abwesende erhalten ihr Theil, und ein leztes Stück bleibt übrig. Das ist der „Theil des guten Gottes,“ la part du bon dieu. Eines der Kinder des Hauses kriecht, nachdem der Kuchen zerschnitten, unter den Tisch, und der Vater fragt: pour qui la part? und das Kind antwortet: für diesen oder für jenen, oder pour le bon dieu. Jeder nimmt dann sein Stück, und eine Bohne, die in den Kuchen eingebacken ist, bezeichnet den, der dieselbe erhält, als den König. Die Abwesenden erhalten ebenfalls ihr Stück, und dasselbe wird bedächtig verschlossen und dient als Barometer der Gesundheit des fernen Eigenthümers; befindet er sich wohl, so bleibt das Kuchenstück schadlos, wird er krank, so bekommt dasselbe Stück Schimmel, stirbt er endlich, so verdirbt es ganz und gar. Bald erscheinen nun die Armen von weit und breit und verlangen la part du bon dieu, indem sie sich, von einer ärmlichen Musik begleitet, in einem alten Liede an den König des Hauses wenden. Hier das Lied:

Bon soir toute la compagnie d'cette maison:
Dieu vous envoie bonne année, et des biens à foison,
Nous sommes de pays étrangers venus en ce lieu,
Pour vous faire la demande de la part à Dieu.

Es liegt in dieser einfachen Sitte so viel Kindliches, so viel Gemüth, daß sie allein ein Volk, das dieselbe, troß der Stürme der lezten Zeiten, aufrecht erhalten konnte, hinlänglich charakterisirt.

Zu Ostern wiederholt sich unter anderer Form dieselbe Scene. Am Ostersonntag Abends oder Ostermontag Morgens erschallt in Caen und in der Umgegend von allen Seiten die Musik zahlreicher Banden von Armen. Sie ziehen von Thüre zu Thüre und singen ein altes Lied, von dem hier ein paar Strophen:

Séchez les larmes de vos yeux,
Le roi de la terre et des cieux
Est ressuscité glorieux.
Alleluja!

Donnez quelque chose au chanteur,
Qui chant les louanges du seigneur.
Un jour viendra,
Dieu vous l'rendra.
Alleluja!

Und selten hat dies Lied nicht den Erfolg, daß der Sänger ein paar Ostereier oder einige Geldstücke bekommt. Ist aber der, an den das Lied gerichtet wird, selbst arm, so antwortet er mit einer Neckerei:

Pauvre chanteur, t'es mal venu,
Not' poul' n'a pas encor pondu.
Demain viendra,
Not' cat (chat) pondra.
Alleluja!

Und die Bettler ziehen weiter, die Neckerei für das nehmend, was sie ist.

Am Vorabend des Johannestages sieht man, wie hie und da in Deutschland am Martinsabend, in der ganzen Umgegend von Caen Festfeuer, um welche die Bursche und die Mädchen tanzen, von jedem Hügel in's Thal herableuchten. Die Gelehrten behaupten, dies Fest schreibe sich aus dem römischen Heidenthum her und sey ein Fest der Ceres gewesen, bei dem die Ackerbauer mit angezündeten Feuerbränden die Felder durchlaufen, um das Aufsuchen der Proserpina bildlich darzustellen, woraus denn ein christliches Fest wurde, bei dem in Caen der Pfarrer von St. Jean das Vorrecht hatte, den ersten Scheiterhaufen anzuzünden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Ende August.

Die Cholera.

Das Auftreten der Cholera in Rom ist mit Umständen verbunden, welche zu den traurigsten Betrachtungen Anlaß geben. Lange wurde ihre Gegenwart geleugnet, ob man gleich schon in der ersten Hälfte des Juli einzelne Fälle bezeichnete. Die Aerzte gaben keine entschiedene Meinung ab; was sollten auch die römischen Aerzte von Cholera wissen? Daß man, während man das Daseyn der Krankheit verneinte, einzelne Krankenhäuser absperrte, ist eine jener Inconsequenzen, an deren Begegnung man sich zulezt so gewöhnt, daß man aufhört, sich darüber zu wundern. Zur Abwendung des göttlichen Zornes bot die Kirche ihren auf

die Gemüther der Menge wirkenden Pomp und ihre der Großartigkeit nicht ermangelnden Feierlichkeiten, verbunden mit ihren Ermunterungen und Tröstungen, in einem außergewöhnlichen Maße auf. Prozessionen, an denen der Pabst mit dem Cardinalscollegium Theil nahm, tägliche Predigten in den besuchtesten Kirchen der Stadt und der benachbarten Ortschaften, Ausstellungen wunderthätiger Bilder u. s. w. fanden statt. An mehreren Abenden nacheinander, besonders am Feste der Himmelfahrt Mariä, war der größte Theil Roms beleuchtet; tausende von Lichtern brannten vor den unzähligen Madonnenbildern, und Chöre sangen Hymnen zum Preise der Jungfrau. Die ganze Bevölkerung war in Bewegung. Unmittelbar darauf zeigte die Krankheit sich mit ungleich größerer Heftigkeit. Die Rioni, welche am meisten litten, waren der Borgo; Trastevere, Regola und Monti, alle von der ärmern Classe bewohnt und fast ohne Ausnahme schlecht gebaut. Gerüchte von Vergiftungen wurden laut; denn selbst jezt wollte das Volk nicht an eine eigentliche Krankheit glauben, und man hörte wohl den Wiz, es seyen tanti morti, ma nessun caso (Wortspiel mit Fall und Zufall). Die Schuld dieser vorgeblichen Vergiftungen wurde den Fremden zugewälzt, namentlich — man denke! — den Prussiani, und wilde Drohungen wurden gegen diese ausgestoßen. Ein Engländer, welcher die Unvorsichtigkeit beging, beim Heraustreten aus einem Café einem Kinde ein Stück Gebäck anzubieten, ward vom Pöbel so entsezlich mißhandelt, daß er nach wenigen Tagen im Spital starb. Die Zunahme der Krankheit in allen Stadttheilen und unter allen Classen hat seitdem mehr dazu beigetragen, diese Vergiftungsgeschichten allmählich verstummen, den Verdacht gegen die Fremden, die Kezer, die Figli del diavolo wenn nicht ganz aufhören zu machen, doch zu mindern, als die Maueranschläge von Seiten der Polizei. — Jedes kleine Nest in der Umgebung zog einen Cordon mit seiner Bürgermiliz, obgleich die Regierung den Ausbruch der Krankheit noch nicht erklärt hatte und fortfuhr, Gesundheitsscheine auszustellen. Als man sich doch am Ende über die Natur des Uebels nicht mehr täuschen konnte, wurde vorerst für die von Rom nach dem Norden abgehenden Couriere eine Räucherungsanstalt im Casino di Papa Giulio vor Porta del Popolo eingerichtet, und endlich begann man, die der allgemeinen Meinung nach sehr unvollständigen Cholerabülletins im Diario bekannt zu machen. Damit war der große Stoß gegeben. Der Pabst schloß sich in seinem Pallast auf Monte Cavallo ein; die römischen Großen folgten meistens seinem Beispiele. Die Geschäfte in den Regierungsbüreaux stockten plözlich; Bibliotheken, Museen, Galerien, öffentliche sowohl, wie private, Akademien, Seminarien und übrige gelehrte Anstalten, so wie die niedern Schulen wurden geschlossen. Kurz, in einem großen Theil des Verkehrs fand eine völlige Unterbrechung statt. Die meisten Arbeiten, selbst die sogenannten Lavori di Beneficenza, wurden eingestellt: an demselben Tage sollen sechshundert Tagelöhner sich ohne Erwerb gesehen haben. Um so rühmenswerther sind unter solchen Umständen einzelne Ausnahmen, z. B. bei Torlonia, wo nicht nur die großen Bauten und Verschönerungen ununterbrochen fortgesezt, sondern auch den Arbeitern in der Tabaksfabrik (deren Regie dies Haus bekanntlich vom Staate gepachtet hat) außer ihrem gewöhnlichen Lohn täglich hinreichende Portionen Fleisch und Reis gereicht werden. Man entließ aus dem Zuchthause zu S. Michele sechzig Frauen, diejenigen, deren Strafzeit am frühesten zu Ende ging. Von der großen Tenuta von Campomorto, welche einen beträchtlichen Theil des ehemaligen Gebietes der Städte Corioli und Antium einnimmt, und deren Waldungen als ein Zufluchtsort solcher bekannt sind, die sich mit der Justiz überworfen haben, soll man eine Zahl dieser flüchtigen Verbrecher beschieden haben, um, unter Zusicherung der Straflosigkeit, den Dienst in den Choleraspitälern zu versehen.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, August.

(Fortsezung.)

Das Versailler Museum.

Damals gab es manche Adelige, welche keine andere Beschäftigung hatten, als nach Hofe zu gehen, und deßwegen in Versailles ein Hotel bewohnten; eine solche Lebensweise ist den jezigen Sitten ganz fremd. Eigentliches Hofleben ist nicht mehr vorhanden; nur die Adjutanten des Königs, die Hofdamen der Königin und Prinzessinnen halten sich beständig bei Hofe auf, sonst Niemand; man kommt nur zum Besuche, oder wenn man eingeladen ist. Dem Oeil de boeuf gegenüber, am andern Ende der Galerie, ist ein ähnliches rundes Fenster, welches zur Beleuchtung des königlichen Schlafzimmers dient. Das Volk ist äußerst neugierig, dieses Schlafzimmer zu besuchen, und in der That ist dieses Zimmer eine große Merkwürdigkeit, erstlich schon, weil der große König hier geruht, seine Verschwendungen und Kriege bereut und seinen Geist ausgehaucht hat, und zweitens, weil dieses das einzige Zimmer ist, in welchem man die Meubles und andere Dinge so ziemlich wieder hergestellt hat, wie sie vor anderthalb Jahrhunderten waren, und man hier also ein wahres königliches Gemach vor sich hat. Auch hier hat sich die Prachtliebe des großen Monarchen nicht verleugnet; dieses Schlafzimmer ist wahrscheinlich das schönste, das irgend ein Monarch besizt. Erstlich ist es hoch wie eine Kapelle und hat eine bemalte Decke, um welche sich die prächtigsten Vergoldungen herumziehen, so wie längs der Wände, welche dadurch ganz vergoldet erscheinen. Die andern Gemächer dieses Stockwerks sind wieder mit neu aufgestellten Gemälden angefüllt, welche sich auf Schlachten und Feldzüge beziehen. Napoleon und seine Helden erscheinen hier überall. Man soll seine Figur fünfzigmal antreffen. Eine schöne Galerie, welche, wie es scheint, vom jezigen König eigens dazu eingerichtet ist und von oben her ihr Licht bekommt, ist den großen Schlachtgemälden gewidmet. Diese nehmen sich hier vortrefflich aus. Hier ist die Beleuchtung wie sie seyn soll, und die Gemälde erscheinen in dem vortheilhaftesten Lichte. Noch eine andere Galerie ist aller Zierrath entblößt und zeigt nur die nackten Wände; diese ist zur Aufstellung von Bildhauerstücken und Büsten bestimmt. Unpassend scheinen mir hier und anderswo die von alten Grabmälern herabgenommenen knieenden Figuren berühmter Männer und Frauen. Die knieenden und betenden Personen nehmen sich sonderbar aus unter all den Darstellungen von handelnden Menschen. Sicher haben die Männer und Frauen, welche diese Bildsäulen vorstellen, ihr Leben nicht mit Beten zugebracht, sondern gehandelt, wie die Andern. Auf den Grabmälern in den Kirchen war dieses Knien und Beten passend, aber hier ist es widersinnig. Ist man von oben wieder in's Erdgeschoß gelangt, so hat man unabsehbare Reihen von Sälen und Gemächern zu durchwandern, die alle voll von historischen Gemälden sind. So viel als thunlich war, hat man die Gemälde einer und derselben Epoche zusammengestellt, so daß die Hauptmomente derselben sich nun sinnlich darstellen, und man die Geschichte in Gemälden studiren kann.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 74.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 221.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 15. September 1837.

Der Mensch bleibt ewig ein Kind mit der Lust am Verderben: er verderbt, was er gemacht und nicht gemacht hat, am meisten sich selbst.

Jean Paul.

Briefe aus der Normandie von J. V.

(Fortsetzung.)

Ein anderes Fest scheint sich von den Sachsen herzuschreiben. Die Kinder zünden am Vorabend des Christtags Harzfackeln an und begrüßen unter Tanz und Sang den angekommenen Christ. Man weiß, daß bei den alten Sachsen das Jahr mit diesem Tage begann, und daß sie ihre Neujahrsnacht auf ähnliche Weise feierten. Der Aberglaube gab diesen Fackeltänzen ein besonderes Gewicht. Man bespritzt die Fackeln mit geweihtem Wasser, verwahrt sie das ganze Jahr und zündet sie an, so oft es donnert, sicher, dadurch das Haus vor dem Blitz zu bewahren. Am Rheine findet man denselben Gebrauch.

Früher waren Volksfeste dieser Art noch häufiger, und die Geistlichkeit selbst hielt diese Sitten, wie namentlich auch den allwärts verbreiteten Carneval, vielfach aufrecht, nachdem sie sich dieselben von den heidnischen Priestern angeeignet hatte.

Es ist tief verletzend, wenn man sieht, wie solche Gebräuche und Feste, die theilweise dem Unsinn huldigen, und doch wieder ihr Schönes, ihre das Gemüth erhebende Seite haben, selten angegriffen werden können, ohne daß man den gesunden Kern mit der faulen Frucht zugleich zerstört. Aber so ist der Mensch: wenn er die Fliege wegjagen will, so holt er, wie in der Fabel der Bär, einen gewaltigen Stein und zerschmettert die Fliege, aber auch den Kopf, von dem er sie wegjagen wollte. Die Philosophen des achtzehnten und ihre Affen des neunzehnten Jahrhunderts handelten und handeln zum großen Theile nicht anders als der Bär in der Fabel.

Caen und die Umgegend waren früher sehr reich, und das Land ist daher sehr bevölkert; das Abnehmen des Handels hat nothwendig auf die Umgegend von Caen einen nachtheiligen Einfluß ausgeübt, und so gibt es dort jetzt eine Menge müssiger Hände. Der Normanne ist aber zu rüstig, um seiner Noth ruhig zuzusehen, und da er, wie seine germanischen Ahnen, den Gegensatz der Auswanderungslust und der Vaterlandsliebe in sich vereinigt, entschließt er sich bald, seine Heimath zu verlassen und anderswo zu suchen, was er zu Hause nicht findet. Tausende von Arbeitern aus Caen und der Umgegend, gewöhnlich tailleurs de pierres genannt, da sie meist, während sie zu Hause sind, in den Steinbrüchen arbeiten, wandern daher im Frühjahre aus, arbeiten in Havre, Cherbourg und Paris bis gegen den Herbst, und kehren zurück, um die Ernte einzuscheunen und den Winter über zu Hause zu bleiben. Die Frauen suchen während der Abwesenheit ihrer Männer durch Spitzenwirken ihr Brod zu verdienen.

Diese Auswanderung ist aber für die Umgegend von Caen, für die ganze basse Normandie von unberechenbaren Folgen und beginnt bereits ihre Früchte zu tragen. Ich habe einmal die Ueberzeugung, daß die Ehe, die Familie, die festeste Schutzwehr der Moral ist, und fand auf Schritt und Tritt, wohin ich bis jezt gekommen, überall Belege dafür. Diese partielle Auswanderung entbindet auf sechs bis acht Monate Mann und Frau von den Banden der Ehe. Der Mann sucht und findet in der Fremde Ersatz für seine Entbehrungen, und die Frau bleibt ohne Schutz zu Hause. Schon dieser Umstand muß von großem Einflusse seyn. Dann aber bringen die Männer von ihren Reisen meist eine Anzahl Bücher und in der Regel solche, die nur das Verderben vermehren, ohne Aufklärung zu geben, jene unsinnigen Romane der J. Janin'schen Schule oder Fabrik, jene üppigen Liebesgeschichten mit nach Hause. Im Winter versammeln sich dann Abends die Frauen und Mädchen mit ihrem Webezeuge bald im einen, bald im andern Hause, wo einer der Männer jene Romane vorliest und so den Samen verbreitet, den er aus der Hauptstadt mitgebracht hat. Daß die Weiber, sobald der Mann wieder ausgewandert, den Roman zu spielen suchen, den sie angehört haben, versteht sich von selbst. So ist unter dieser Volksclasse eine solche Sittenlosigkeit und moralische Verwilderung eingerissen, wie sie sonst nirgends in der Normandie sich findet, und der vielleicht — wenn überhaupt ein Uebel, das wie das Unkraut wuchert, wieder ausgerottet werden kann — nur dadurch, daß im Lande selbst Anstalten entständen, welche die müssigen Hände beschäftigten, gesteuert werden könnte. Die Noth ist die Säugamme des Lasters und des Verbrechens, und nur der ist der Prediger der Wahrheit und der Moral, der ihr bleibend abzuhelfen strebt. Aber wie ihr abhelfen? Das ist die Frage, um die sich heutzutage die Welt und die Geschichte wie um ihre Achse drehen, und es ist bereits ein unendlicher Fortschritt, daß die Lenker der Staatsschiffe einmal gezwungen wurden, die Frage zu stellen. Die Zukunft wird entscheiden, ob mit den Eisenbahnen das Heil kommt, ob das Materielle der Frage allein einer Antwort bedarf, oder ob die Menschen vorerst Menschen, die Unterthanen vorerst Bürger werden müssen, ehe selbst die durchgreifendste materielle Verbesserung eine bleibende Folge haben wird.

Hunger und Liebe.

(Fortsetzung.)

Man kann sich denken, wie groß meine Freude war, als ich erfuhr, daß die Hungersnoth endlich auf wahrhaft erschreckliche Weise um sich greife, und daß selbst der Kaiser mit Barcalho, schwarzem Brod und Portwein vorlieb nehmen müsse. Ich gestehe zu meiner Schande, daß mein Herz freudig pochte, als ich von einem Menschen, durch welchen ich Carolinens Haus bewachen ließ, erfuhr, das arme Mädchen sey in der äußersten Noth und wisse sich weder zu rathen noch zu helfen. Unsere Schiffe waren, wie gesagt, vortrefflich proviantirt, und auf dem Signalposten, wo ich stand, lebte man herrlich und in Freuden. Die Miguelisten hielten redlich Wort, und wir empfingen Tag für Tag unsere Rationen Ochsenfleisch, Geflügel, Gemüse und Früchte. Der Befehlshaber des Geschwaders erfüllte aber sein Versprechen mit gleicher Pünktlichkeit, und troß aller geheimen Anerbietungen von Seiten des Kaisers, troß der Bitten und Vorstellungen seines Generalstabs, gab er nicht zu, daß auch nur ein einziges Pfund Fleisch nach der Stadt gebracht wurde. Mehrere in der Stadt ansäßige Engländer nahmen seine Protection in Anspruch, aber Alles umsonst: er wollte durchaus nicht dem Ehrenwort zuwider handeln, das er Don Miguels Befehlshaber gegeben. Man kann sich kaum vorstellen, auf welchen Preis nach und nach die Lebensmittel in der Stadt getrieben wurden; mir aber kam gar bald der Gedanke, wie es kein besseres Mittel geben dürfte, um das widerspenstige Herz der schönen Spanierin zahm zu machen, als wenn ich sie von Zeit zu Zeit mit Brosamen von unserer Tafel versorgte.

Eines Tags, nachdem ich lange vergebens auf der Lauer gestanden, gelang es mir endlich, ein vortreffliches gebratenes Huhn der Wachsamkeit unseres Küchenmeisters zu entziehen; ich fuhr damit in die Tasche, verlangte Urlaub zum Ausgehen und machte mich auf den Weg nach der Stadt. Bald war ich in der Straße, wo der Gegenstand meiner Seufzer wohnte, und nachdem ich vorher sorgfältig recognoscirt, ob nicht etwa der Kaiser oder einer seiner Offiziere, gleich mir auf Abenteuer ausgehend, um den Weg sey, zog ich endlich entschlossen an der Thürklingel. Alsbald vernahm ich das Rauschen eines Kleides an der Wand und eine süße Stimme, die Stimme Carolinens. „Wer ist da?“ — „Ein englischer Offizier, ein Freund,“ antwortete ich; „ich muß nothwendig mit Ihnen selbst sprechen.“ — „Mein Herr, ich habe nicht die Ehre Sie zu kennen.“ — „Allerdings, Sennorita, aber ich bin hier, Ihnen einen Dienst zu leisten, und meine gute Absicht muß mich entschuldigen, wenn dies mit so wenig Umständen geschieht.“ — „Mein Herr, ich wünsche Ihnen guten Tag; unmöglich kann ich die Dienste eines Fremden annehmen, zumal ich sie nicht verlangt.“ — „O bleiben Sie, schöne Caroline!“ rief ich, „bleiben Sie, um's Himmelswillen! ich bete Sie an!“ — „Mein Herr, ich habe die Ehre, Ihnen vergnügten Abend zu wünschen.“ — „O himmlische Erscheinung, nur einen Augenblick verweile noch! Ich bin ein Marineoffizier.“ — „Was gehen mich Marineoffiziere an?“ — „Ich komme, mich auf ewig

Ihrem Dienste zu widmen.“ — „Das heißt wirklich den Scherz zu weit treiben. Ich habe zum lezten Mal die Ehre, Ihnen guten Abend zu wünschen.“

Schon war die grausame Caroline im Begriff, das kleine Schaltfenster zu schließen, durch welches diese Unterredung stattgefunden, da griff ich plözlich, in Verzweiflung über so grenzenlose Härte, mit der einen Hand in das enge Fenster, zog mit der andern das Huhn aus der Tasche und präsentirte meinen Schatz. Was sie da Augen machte! ganz wie Hamlet, da ihm der Geist seines Vaters erscheint, und doch wieder anders, denn mein Huhn war von Fleisch und Bein.

„Sennorita,“ sagte ich, rasch den Vortheil benutzend, den ich augenblicklich erlangt hatte, „dieses Stück Geflügel mag Ihnen ein Beweis meiner innigen Theilnahme seyn. Ich habe erfahren, daß auch Sie unter der Geißel leiden, welche diese Stadt heimgesucht; ich laufe zwar Gefahr, meine Ehre und die Flotte Sr. Großbritannischen Majestät zu compromittiren, indem ich von den Nahrungsmitteln, die ausschließlich für unsere Mannschaft bestimmt sind, etwas nach Porto einbringe, ich konnte aber dem Verlangen nicht widerstehen, Ihnen dieses Huhn anzubieten, welches ich hiemit zu Ihren Füßen niederlege.“

Die Sennorita sagte nichts; der Stolz lag bei ihr im Kampfe mit dem Hunger; aber am Ende trug die Natur den Sieg davon. „Senhor,“ sagte sie jezt, „ich nehme Ihr Geschenk mit dem verbindlichsten Danke an und bin sehr gerührt von Ihrer Theilnahme. Gott behüte Sie, Senhor; es wird nachgerade spät, und am Ende kommen Sie vor Nacht nicht mehr an Bord zurück.“ Dies gesagt, schloß sie den Schalter, und ich blieb allein auf der Straße, sprachlos vor Erstaunen, außer mir vor Entzücken und voll Stolz auf das von mir erfundene neue, geniale Mittel, der Liebe den Weg zu bahnen. Ich wartete noch einige Zeit, in der Hoffnung, daß sich der Schalter noch einmal öffnen werde; aber Caroline war wohl zu viel mit meinem Geschenke beschäftigt, als daß sie Zeit gefunden hätte, mir noch einmal Lebewohl zu sagen; und ich zog ab, voll Jubel über den Erfolg meiner Kriegslist.

Begreiflich hielt ich mein neues Elixir d'amour auf's Sorgfältigste geheim; ich wagte sogar vor Verfluß von zwei, drei Tagen keinen zweiten Versuch. Nichtsdestoweniger fuhr ich fort, die Wohnung Carolinens sorgfältig zu bewachen; ich wollte wissen, wie meine Nebenbuhler aufgenommen wurden. Zu meiner unaussprechlichen Befriedigung sah ich, wie einem nach dem andern der Eintritt in's Haus verweigert wurde. „Sie hält sich an die Knochen meines Huhns,“ dachte ich bei mir selbst; „das ist etwas Reelleres, als ihr leeres Geschwätz; jezt gilt es, ihre Zuneigung vollends zu gewinnen.“ Ich paßte daher die Gelegenheit ab, und als es mir bei der nächsten Austheilung gelungen war, eine Ente zu beseitigen, flog ich fort auf den Flügeln der Liebe, um meinen Schatz zu ihren Füßen niederzulegen. Kaum hatte meine zitternde Hand die Glocke angezogen, kaum hatte ich meinen Namen ausgesprochen, als auch schon die Schritte der Heißgeliebten sich nahten, und nicht lange, so ging der Schalter auf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Alpenfrühling.

Kirchhof zu Thun.

1.

Im Hinaufgehen.

An dem Finger,
Kleiner Springer,
Hältst du schlafend auf die Ziege,
Hohes Grün ist deine Wiege.

Drücken auf dem Lebensgange
Dich dereinst die Pilgerschuhe,
Geh hinauf am Bergeshange,
Lege droben dich zur Ruhe.

2.

Hier, wo frei von Erdenzügeln
Kühlen Schlaf der Müde hält,
O wie schön, von Grabeshügeln
Blicken in die Frühlingswelt;

Nach dem See, dem Alpenwalle
Schwimmt das Aug' in feuchter Luft:
Ach, wir selber tragen Alle
Theure Leichen in der Brust.

Ludwig Seeger.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Beschluß.)

Das Versailler Museum.

Ueber die Greuel der Revolution ist man hinweggegangen; diese also muß man anderswo als im Versailler Schloß studiren; aber die Restauration hat hier ihre glänzenden Darstellungen so gut als die Napoleonsche Zeit, und wenn der Herzog von Angouleme jemals wieder nach Frankreich käme, so würde er den Saal, worin seine Thaten in Spanien 1823 gemalt sind, billigend so lassen, wie er ist; denn die ältere Bourbonische Linie ist hier völlig zu ihrem Vortheil geschildert, als ob sie noch auf dem Throne säße. Dies sollte die Legitimisten ein wenig mit dem jetzigen Hofe aussöhnen; ihre Tageblätter sprechen aber nur höhnisch von dem Versailler Museum und behaupten, es sey eine Niederlage aller Sudeleien, die je in Frankreich verfertigt worden.

Schlechtes ist freilich genug da, aber auch des Guten und Schönen ist viel, und das Ganze, wegen der vortrefflichen Anordnung und der vielen interessanten Stücke, einzig in seiner Art. Schöne Gemäldesammlungen, Reihen von historischen Porträts gibt es auch anderswo, wenn auch nicht so zahlreich als hier. Was aber der Versailler Sammlung einen ganz besondern Vorzug gibt, ist, daß sie für gewisse Zeitepochen beinahe vollständig und dabei in einem der prächtigsten Palläste der Welt aufgestellt ist, so daß nicht allein die Sammlung, sondern auch das sie enthaltende Gebäude Bewunderung verdient. Die Wiederherstellung des Versailler Schlosses war eine schwierige und äußerst kostspielige Unternehmung. Napoleon und auch die ältern Bourbonen hatten schon viel vorgearbeitet, und die äußere Restauration war bedeutend vorangeschritten; aber keiner dieser Monarchen wußte eigentlich, was er mit dem unermeßlichen Gebäude machen solle. Ludwig Philipp hat es passend zu verwenden gewußt. Es ist nun auf die edelste Art ausgeschmückt und angefüllt, und die Nation genießt die hier zusammengestellten Schätze so gut als die königliche Familie. Man bemerkt mit Vergnügen, mit welchem innigen Antheil das Volk die historischen Darstellungen betrachtet, wie gern es in denen der neuern Zeit das von ihm selbst Erlebte wiederfindet. Man erstaunt zuweilen darüber, Leute aus den Handwerksklassen in der neuern Geschichte so wohlbewandert zu sehen. Freilich laufen manche falsche Ansichten, verkehrte Auslegungen und unrechte Begriffe mit unter; aber im Allgemeinen braucht sich das Pariser Volk seiner Kenntnisse nicht zu schämen, und dieses historische Museum selbst muß zu seiner Bildung beitragen. Auch die Vaterlandsliebe wird dadurch befördert; das Volk fühlt sich geehrt durch die hier den berühmten Männern und Frauen widerfahrene Ehre, so wie durch die Darstellung so mancher großen Thaten. Es sieht diese Sammlung als ein Eigenthum der Nation an, ist stolz darauf und fühlt sich größer durch den Genuß aller dieser Kunstwerke. Ich bin überzeugt, daß der auffallende Nutzen einer solchen Sammlung auch diejenigen Regierungen, welche nichts Aehnliches besitzen, früh oder spät bewegen wird, Ludwig Philipps Beispiel nachzuahmen, zumal eine solche Sammlung ein vortreffliches Mittel ist, manche vernachlässigten Kunstwerke, die einzeln unbeachtet bleiben, vom Untergange zu retten. Dg.

Rom, Ende August.

(Beschluß.)

Die Cholera.

Die zahlreichen Sträflinge Roms (in deren Hauptaufbewahrungsort bei den alten Thermen Diocletians die Krankheit sehr heftig ist) mochten glauben, die Zeit sey günstig für einen Befreiungsversuch: im Depot von S. Paul auf der Straße nach Ostia, wo sich gewöhnlich über zweihundert befinden, brach ein Aufstand aus, aber es gelang nur etwa achtzehn derselben, mit Waffen zu entfliehen. Beim Ghetto, wo man bis jezt nur wenige Todesfälle bemerkt hat, kam es wegen Errichtung eines Spitals für Israeliten zu einem Handgemenge zwischen Volk und Truppen, welches blutig ablief. — Wie es nach solchen Vorgängen und bei dem Elend, welches schon da war und jeden Tag zunimmt, bei der Menge brodloser Armen, bei der Erbitterung des Pöbels um die öffentliche Sicherheit steht, mag Jeder sich denken. In Trastevere, wo während der ersten Tage die Krankheit am heftigsten war, ging es so zu, daß kein Arzt sich mehr hinwagte. Im Borgo sind einige Straßen fast ganz verlassen: die Bewohner sind theils geflohen, theils todt. Der allgemeine Schrecken hat wenigstens das Gute gewirkt, daß man strengere Diät hält. Für Obst- und Gemüsehändler ist es eine böse Zeit: für einen Bajocco kauft man eine Melone. Man sieht die Verkäufer, wenn sie einen ganzen Tag lang auf Piazza Navona vergebens gewartet, ihre Körbe auf den Boden ausleeren und nach Hause gehen.

Die Sanitätskommission läßt es jezt nicht an Thätigkeit mangeln. Neben den bereits vorhandenen Spitälern, S. Spirito, S. Giacomo, S. Galla, S. Gallicano u. s. w., sind in verschiedenen Stadttheilen neue ziemlich eilig eingerichtet worden; es bedurfte deren sehr, denn es ist überdies die Zeit der Wechselfieber, und Rom doppelt vorax hominum und necis uberrima frugum, wie Petrus Damianus im eilften Jahrhundert die Stadt nannte. Zum Theil bedient man sich spärlich bewohnter Klöster und läßt die Mönche anderswo ein Unterkommen finden. Die Kranken werden aus ihren Wohnungen dahingebracht; dies ist an sich schon mit manchen Nachtheilen verbunden, überdies kommt die Hülfe oft zu spät. Die Einrichtungen mögen auch in mancher Hinsicht mangelhaft seyn. Uebrigens nimmt die Krankheit täglich zu. Oft tritt sie sehr heftig auf und in wenigen Stunden ist Alles vorüber. Meistens, wie dies überall der Fall war, unter den niedern Ständen wüthend, hat sie auch unter den höhern schon manche Opfer verlangt, unter andern zwei römische Fürstinnen. Sehr zu bedauern ist der Tod des Malers Sigalon aus Nimes, von dessen schöner Copie des jüngsten Gerichts des Buonaroti früher die Rede war. Vor Kurzem von Paris zurückgekehrt und mit der Nachbildung der Sibyllen und Propheten in der Sistina beschäftigt, erlag er im kräftigsten Mannesalter dem Uebel.

Unterdessen ist die Stadt fast völlig abgeschlossen. Nach keiner Seite kann man hinaus: die Passage ist unerbittlich gesperrt. Abgesehen davon, daß Toskana und Neapel Cordons gezogen haben, hat, wie bereits oben bemerkt, jeder Ort auf den Heerstraßen und im Gebirge ein Gleiches gethan. Couriere sind auf der Straße nach Umbrien mit Flintenschüssen bewillkommt, Cardinäle zum Umkehren genöthigt worden. In der genannten Richtung ist Monterosi die Grenze, auf der andern Albano, wo übrigens gleichfalls Cholerafälle vorgekommen sind. Von Civitàvecchia ist auch nichts zu hoffen; überall sind die unglücklichen Römer unzulässige Contrebande. Man sollte es kaum glauben, Gebirgsörtchen mit ein paar Handvoll Wohnungen, wie Rocca di Papa, Monte Porzio, Grotta ferrata, haben sich gegen Rom und zum Theil gegen einander selbst abgesperrt. Es ist nicht abzusehen, wohin dies System führen soll, wenn nicht bald Ordnung mit Gewalt hergestellt wird. Man kann nicht umhin, an das Mittelalter zu denken, wo jedes Städtchen Souveränitätsrechte für sich in Anspruch nahm und behauptete. In den civilisirtesten der genannten Ortschaften hat man Räucherungs- oder Erstickungsanstalten etablirt und verbraucht Chlor in großer Menge. In Monte Porzio läßt man Keinen ein, welcher aus dem zwei Miglien entfernten Frascati kommt. Kurz, Jeder im Lande thut, was er will; ist Heute gesichert, so mag Morgen zusehen, wie es sich zurechtfindet. Wüßte man nicht a priori, daß es in Rom ein Ding gibt, welches Regierung heißt, so würde man's aus dem, was man täglich aus der Nachbarschaft vernimmt, nicht schließen. Die Unterthanen Seiner Heiligkeit scheinen es sich in den Kopf gesezt zu haben, von Neuem den alten Spruch des armen Macchiavelli wahr zu machen: Il Papa regna, ma non governa.

Beilage: Literaturblatt Nr. 93.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 222.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 16. September 1837.

Die alte Schönheit, eh sie ganz verschwunden,
Zu retten, fern von allen Eitelkeiten,
Das sey des Dichters hohes Ziel und Trachten.

Friedrich Schlegel.

Aphoristische Gedanken über einige Autoren und Bücher. *

Man darf in unserer Zeit den Autor nicht von seinem Buche trennen; früher konnte man das. Das Buch machte den Mann berühmt, nicht der Mann das Buch, wie heutzutage. Es war ziemlich gleichgültig, welche Stellung in gesellschaftlicher Hinsicht der Schriftsteller inne hatte und in welchem obscuren Städtchen er sein Buch schrieb, man hielt sich an dieses; seit Madame Staël und Lord Byron scheint es jedoch fast ausgemacht, daß der Autor mit seiner Persönlichkeit und seinen Schicksalen seinem Buch das Interesse erkaufen muß. Er darf nicht allein Poet auf dem Papier, er muß zugleich poëte en action seyn. Das ist, meine ich, eine nothwendige Folge des nahen Zusammenrückens der Ideenwelt mit der wirklichen. Unsere Schriftsteller schreiben auf dem offenen Markt, nicht mehr in der einsamen Stube, daher findet sich so viel Lärm, so viel Staub, so viel Landstraßenwirklichkeit in ihren Werken; aber es verschwindet daraus immer mehr die geheimnißvolle Tiefe und Klarheit, die, „ein schönes Wunder," in den Büchern unserer Alten lebt. Dazu kommt die Hast, zu der wir heutzutage Alle getrieben werden. Um nur nicht nachzubleiben, wirft der Philosoph seine Ideen dem Staate zu, der Dichter seine Gefühle der Gesellschaft, und Beide sind zufrieden, wenn sie eine heftige augenblickliche Wirkung sehen. Wer hat jezt Zeit, alt zu werden, und Bücher zu schreiben, die alt, nicht veraltet werden? Wer würde heute eine Messiade schreiben, und wenn man sie schriebe, wer würde sie lesen? Die Deutschen besonders geht dieser schnelle Wechsel hart an; sie lieben nicht, ihre Bücher auf der Eilpost zu schreiben; ihre Ideen fließen am glücklichsten und reichsten, wenn sie arbeiten wie Voß an seiner Luise, bei einer Pfeife Tabak unter einer schattigen, großen Linde sitzend, vor sich die Kirchthurmspitze des Dörfchens und hinter sich den Gemüsegarten nebst dem Hühnerhof. Da säuselt die alte deutsche Gemüthlichkeit in den Lindenzweigen und die deutsche Tiefe spiegelt sich wieder in der Einsamkeit und Ruhe der Landschaft. Und diese Linde und diese Kirchthurmspitze geht durch die ganze deutsche Literatur früherer Jahre, in den leidenschaftlichsten Poesien Goethes blickt sie durch, wie in den kältesten, abstraktesten Schriften Kants. Besonders fällt es den Deutschen schwer, ja fast unmöglich, durch Schicksale das Interesse auf sich zu lenken. Das Leben eines deutschen Schriftstellers ist das Einfachste, was es unter dem Monde gibt. Die einzige

* Aus dem in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung demnächst erscheinenden neuesten Werke des Freiherrn v. Sternberg: „Palmyra oder Tagebuch eines Papagayen."

Abwechslung, die er etwa hineinbringt, ist, daß er aus einer Stadt in die andere zieht, und wenn es hoch kommt, von einer Religion in die andere übergeht. Das leztere macht aber schon so viel Lärm, daß ganz Deutschland darüber aus den Fenstern guckt, wie die Fehde unter Voß und Stollberg bezeugt. Schubart flößte den Deutschen zuerst Geschmack an der poésie en action ein. Er wurde seiner Gedichte wegen in's Gefängniß gebracht. Eine unerhörte Begebenheit. Früher hatte man sich nie Verse und Gefängniß zusammendenken können. Schubart zeigte zuerst, wie nahe beide Begriffe verwandt waren. Den Deutschen ging ein neues Licht über die Poesie auf, und heutzutage will Jeder durch Gefängnisse berühmt werden; der Staat kann nicht genug Versorgungsanstalten der Art für seine aufkeimenden Talente ausfindig machen. Ebenso ist jezt eine Unruhe in die deutschen Dichter gefahren; sie wollen nicht mehr in dem obscuren Städtchen oder Dörfchen bleiben, sie wandern aus nach Rom, Neapel, London und Paris. Es genügt nicht mehr zu beschreiben, wie Walter und Luise Erdbeeren pflücken, oder wie der alte ehrliche Pfarrer auf seinem Polsterstuhl hinter dem Ofen schläft, sondern der Verfasser verspricht sich nur dann Succeß von seinem Buche, wenn er darin sagen kann, daß er mit dem Fürsten Talleyrand einige Worte gewechselt. Das ist gleichwohl eine unglückliche, verkehrte Richtung. Ich will damit nicht sagen, daß die gemüthliche Kirchthurmspitze in der Literatur wiederkehren soll, das politische Leben unserer Tage ist zu allmächtig, als daß die Poesie auf einem völlig selbstständigen Throne daneben herrschen könnte, aber es ist betrübend anzusehen, wenn die Dichter fortfahren wollen, mit ihrer Person zu bezahlen. Goethe wurde achtzig Jahr alt, mich dünkt bloß deßhalb, weil er nicht danach strebte, zugleich poëte en action zu seyn.

Der Verfasser von „Eugen Aram,“ „Pelham,“ „Devereux.“

Niemand hat so scharf, so kühn und so durchdringend sein Vaterland und seine Zeit geschildert als dieser berühmte Autor; allein seine Romane zeigen Kälte und Trockenheit. Wo er die Leidenschaft malt, zeigt sich zu deutlich der Beobachter. Es wird uns gesagt, daß Wärme und sogar Glut da sey, aber wir fühlen nichts. Dazu kommen die Rücksichten, die ein in Mode stehender, besonders ein englischer Schriftsteller nie aus den Augen zu verlieren gezwungen ist. Er darf sich auf keiner zu warmen Schilderung ertappen lassen, er muß stets mit abgeblaßten Farben malen, daher entstehen diese englischen faden Liebhaberinnen, die von der Clarissa an die ganze Serie der Walter Scottschen Romane hindurch bis zu der neuesten Heldin des obigen Autors durchgehen. Es sind immer die beliebten Minna und Brenda aus dem „Piraten,“ die eine blond, die andere brünett, die eine äußerst schmachtend und empfindsam, die andere ein klein wenig munter, beide aber tugendhaft bis auf den lezten Blutstropfen. Ihre Prüderie erlaubt das nicht anders. Minna wird frühzeitig von Liebe heimgesucht, zerfließt dabei in Thränen, und Brenda tröstet und heitert auf, dann wird Brenda wieder von Liebe heimgesucht und Minna tröstet. Man begreift, daß das lange so fortgehen kann, ohne den mindesten Anstoß zu erregen. Damit werden einige Kapitel des Buchs gefüllt; endlich aber muß es doch zur Liebesscene kommen, und da ist es wahrhaft ergözlich anzusehen, wie der arme Autor sich windet und dreht, wie ängstlich da um jeden Kuß gehandelt wird und wie endlich doch Alles in ein langes, tugendhaftes Gespräch sich auflöst und zerfließt. Ein französischer Romandichter wäre außer sich, wenn ihm zufällig eine solche Person unter die Feder geriethe, und ein Deutscher würde sie kurzweg aus dem Tempel jagen. Im Werther wird auch geliebt, aber auf eine ganz andere Art. So blaß aber auch die Farben sind, die für solche Schilderungen der herrschende Geschmack dem Maler auf die Palette gibt, so brennend gestaltet er sie für die Auffassung der andern Leidenschaften, die nichts mit der Prüderie gemein haben. Alle Greuel der wildesten Ehr- und Rachsucht, die vornehmen und niedrigen Laster großer Hauptstädte, Mord, Blut, Entsetzen werden so ausführlich wie möglich motivirt und ausgemalt. Es ist das ein bezeichnender Zug für die Romane dieses Schriftstellers.

(Die Fortsezung folgt.)

Hunger und Liebe.

(Fortsezung.)

Um die Holde keinen Augenblick in Zweifel zu lassen, zog ich sogleich meine Opfergabe hervor und fächelte damit vor ihren Augen hin und her, wie eine Amme, welche mit ihrem Kleinen spielt. Caroline warf mir ihr süßestes Lächeln zu, und als die Gabe in ihren Händen war, überhäufte sie mich mit so viel zierlichen Danksagungen, daß ich förmlich den Verstand verlor, mitten auf der Straße ein Knie zur Erde beugte und heilige Schwüre ewiger Liebe und Treue an sie richtete. Von diesem Augenblicke an betrachtete ich meinen Sieg als gewiß. Unmöglich konnte Caroline der lautern Sprache des Herzens und den zarten Proben meiner Ergebenheit widerstehen. Zwar verweigerte sie mir noch den Eintritt in's Haus, aber sie versprach mir, ihre Tante zu befragen, ob

sie wohl meine Besuche annehmen dürfe, und habe die kluge Matrone nichts dagegen, so werde sie ihres Theils sich glücklich schätzen, näher mit mir bekannt zu werden. Ich bat inständig, mich auf dieses Glück nicht zu lange harren zu lassen, und sezte nächstkommenden Donnerstag als den Tag fest, wo ich vor der furchtbaren Tante erscheinen wollte. Ich brachte die ganze Nacht schlaflos zu, allein mit dem Gedanken beschäftigt, was ich der alten Dame darbringen könnte. Endlich beschloß ich, mir eine Hammelskeule zuzueignen, welche in der Speisekammer unseres Küchenmeisters hing, und um Platz für dieselbe zu gewinnen, prakticirte ich ein Loch unten in die Tasche; der Stotzen wurde durchgeschoben und der Umfang des Bugs hinderte das Durchfallen: so aufgestaut machte ich mich auf den Weg nach Oporto.

Zum Unglück hielt eine Bande jener hungrigen, umherstreifenden Hunde, von denen es in allen portugiesischen Städten wimmelt, gerade an dem Orte, wo ich landete, ihre Rathsversammlung. Einer hatte bald die Beschaffenheit meines Gepäcks ausgewittert, gab der übrigen Bande das Signal und in einem Augenblick waren sie alle hinter mir her, winselnd, bellend, schnappend und mit den Mäulern so nahe als möglich an meinen Hintertaschen. Gerne hätte ich mich gebückt, um Steine aufzuraffen und unter sie zu schlendern — das einzige Mittel, einen portugiesischen Hund los zu werden; aber ich wagte nicht, die senkrechte Stellung aufzugeben, weil ich beim Bücken meine Ladung bloßstellen mußte. Ich ergab mich daher in Geduld und machte hier und da Front gegen meine Begleiter, wenn sie sich gar zu unverschämt heran wagten.

Caroline und ihre Tante waren am Fenster, wahrscheinlich in Erwartung meiner Ankunft und versenkt in das trübselige Angedenken eines Mittagessens, dessen einziger solider Bestandtheil Stockfisch gewesen war. Ohne Zweifel rechneten sie, Dank meiner Vorsorge, auf ein besseres Nachtessen, aber als sie mich um die Straßenecke biegen sahen, von zwei, drei Dutzend Hunden verfolgt, die ein Höllenlärm voraus ankündigte, brachen sie in ein lautes, unauslöschliches Gelächter aus. Im nämlichen Augenblick zog ein Trupp Dandys an Carolinens Fenster vorüber, sich spreizend und zierend in der Hoffnung, einen gnädigen Blick der Schönen zu erhaschen; das fehlte vollends, um mir den Garaus zu machen. Denn als sie das laute Lachen hörten, sahen sie sich nach der Veranlassung desselben um, und man kann sich denken, wie sie sich auf meine Kosten lustig machten, als sie mich an der Spitze einer solchen Musikbande erblickten, vor der ich so gravitätisch einherschritt, wie ein Tambourmajor vor der Fronte seines Regiments.

Was meine Lage noch schwieriger machte, war, daß ich mich nicht unterstand, bei Carolinen einzutreten, aus Furcht, sie zu compromittiren, und so hatte ich den bittern Verdruß, an ihrer Thüre vorübergehen und einen langen Umweg machen zu müssen, um der Unverschämtheit der Stutzer zu entgehen, die mich und meinen unbarmherzigen Schweif mit Spott und Gelächter verfolgten. Wie gerne hätte ich den Degen gezogen und die ganze Bande — nicht die Hunde, sondern die Stutzer — herausgefordert! und wäre mir auch keine Waffe zu Gebot gestanden als meine Hammelskeule, mit welchem Vergnügen hätte ich ein paar jener lächerlichen Bursche zu Boden geschlagen! Aber um meine eigene Ehre zu retten, hätte ich die der englischen Flotte auf's Spiel gesezt, und so mußte ich zu Ehren Sr. großbritannischen Majestät und des Dienstes in Gottes Namen Alles ertragen: Hunde, Dandy's, Hammelskeule, Sonnenhitze und meine eigene, wahrhaftig nicht rosenfarbene Laune. Endlich aber, nachdem ich durch ein paar Nebenstraßen gegangen, kam ich vor die Thüre meiner Angebeteten zurück. Sie und die alte Tante erwarteten mich immer noch am Fenster; aber durch Erfahrung gewitzigt, und ohne Zweifel fürchtend, um ein gutes Abendessen zu kommen, hüteten sie sich wohl, so unvernünftig zu lachen, wie zuvor. Indessen entging mir weder das unterdrückte Kichern, womit ich an der Hausthüre empfangen wurde, noch das spöttische Gesicht der Alten, als sie sich vom Fenster zurückzog. Die Hunde, die verwünschten Hunde verfolgten mich fortwährend, und ich hatte die größte Mühe, die heißhungrige Meute vom Eindringen in das Haus der Geliebten abzuhalten. Noch lange, nachdem ich eingelassen war, blieben sie heulend und bellend vor der Hausthüre und brachten die Nachbarn auf die Beine, welche sich geschwätzig ihre Muthmaßungen mittheilten und mit den Vierfüßlern in die Wette lärmten.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, September.

Die Landpartieen der Wiener.

In keiner Stadt der Welt dürfte wohl die Sehnsucht nach dem Landleben so groß seyn, wie in Wien. Kaum daß die Bäume im Prater grün werden, so richtet schon die ganze Bevölkerung ihre sehnsüchtigen Blicke hinaus jenseits der Linien, die die Stadt umziehen. Die Umgegend ist hier so reizend, so üppig, und die von Staub und allerlei Dünsten geschwängerte Stadtluft so ungesund, daß der Hang, die Sommermonate auf dem Lande zuzubringen, sehr erklärlich ist. Andererseits hat dieser Trieb in den umliegenden Ortschaften die Erbauung vieler herrlichen Landhäuser und Sommerwohnungen zum Erfolge gehabt, und die städtische Bequemlichkeit, die man da überall findet, die immerwährend bereit stehenden Stellwagen, mit welchen man zu jeder

„Was blickt ihr in die Welt hinein
Mit starren Mondgesichtern?
Wascht euch vom bleichen Kummer rein
In meinen Frühlingslichtern!"

Mit warmer Liebe streut sie Glanz
Auf die erstarrten Firnen,
Und sezt den schönsten Rosenkranz
Auf ihre greisen Stirnen.

Sie lächeln freudig, roth und warm
Behaucht von ihren Flammen;
Schlaftrunken recken sie den Arm
Wie Kinder nach den Ammen.

Die Mutter geht und löscht noch aus
Das Feuer auf dem Herde,
Und nun ist's todtenstill im Haus,
Es schläft die müde Erde.

Wie ist so schnell die Rosenspur
Von ihrem Haupt vergangen?
Es war das lezte Lächeln nur
Auf fahlen Leichenwangen.

Wunsch.

Wenn über mir so weit, so blau
Der Tag die Schwingen spannt,
Und tief in jeden Tropfen Thau
Sein Bildniß eingebrannt,
Wie Pfauenaugen durch das Grün
Der blaue Himmel fällt —
Dann möcht' ich grünen, düften, blühn
Wie diese schöne Welt!

Ach, hab' ich's denn bis heut gewußt
In dieser Frühlingsraft,
Daß eine arme Menschenbrust
So viele Wonne faßt?
Der Vogel jauchzt im frischen Laub
So rüstig aufgehellt;
Verweht ist aller Todtenstaub
Von dieser schönen Welt.

Mit blauem Aug' Vergißmeinnicht,
Die Rose voll und zart,
Die Lilie blaß von Angesicht,
Geschwisterlich gepaart —
Der Fliege gleich, dem festen Stern,
Der ob den Blumen hält,
So leise singend schwebt' ich gern
Ob dieser schönen Welt!

Ludwig Seeger.

Hunger und Liebe.

(Beschluß.)

Endlich nach so vielem Mißgeschick war ich im Zimmer; die Sennorita stellte mich in aller Form der Tante vor. „Erlauben Sie," sagte sie, „daß ich Ihnen einen sehr tapfern Offizier vorstelle, Senhor Gallina. Herr Offizier von der Marine, ich habe die Ehre Ihnen meine verehrte Tante vorzustellen, Donna Franziska Azanero." Ich machte eine tiefe Verbeugung, antwortete aber keine Sylbe; ich sah schon, daß meine Herrin viel ernstlicher mit dem Geschenke beschäftigt war, das sie erwartete, als mit mir selbst. So geht es in der Welt, und wer Damen den Hof machen will, darf im Voraus auf Kränkungen aller Art gefaßt seyn. Die alte Donna konnte indessen mit Complimenten nicht fertig werden; ihre Nichte hatte ihr gesagt, was für ein trefflicher, liebenswürdiger Mann ich sey u. s. w. Ich merkte aber gar deutlich, daß Caroline während der ganzen wohlgesezten Rede der Tante meine Tasche fortwährend mit neugierigen Blicken musterte; es machte ihr ohne Zweifel viel zu schaffen, was für ein Gegenstand dieselbe so beschweren und meine zierliche Gestalt dermaßen entstellen mochte. Nachdem ich ihre Ungeduld noch einige Zeit gereizt hatte, entschloß ich mich endlich zum Hauptcoup, ich nahm ein Messer, schnitt die Tasche ab und ließ meine Opfergabe mit edlem Anstande vor ihre Füße gleiten.

Bald darauf nahm ich Abschied, zum großen Vergnügen der beiden Damen, denn ich konnte mir wohl denken, daß ihnen unter den vorwaltenden Umständen eine Hammelskeule unendlich angenehmer seyn müsse als alle meine Versicherungen von Ergebenheit und Dienstbeflissenheit. Ich wagte einige zarte Complimente, aber im selben Augenblick sah ich die Augen Carolinens unverwandt auf die Hammelskeule gerichtet, während die Tante, meine Artigkeiten überhörend, in ihrem Innern erwog, ob sie dieselbe mit Zwiebeln dämpfen, braten oder kochen solle. Ich hob also die Belagerung auf und hatte die Ehre, bis zum Einschiffungsplatze zurück begleitet zu werden, nicht von den Damen, sondern von der nämlichen Escorte, die mit mir hergekommen war.

Den andern Morgen in aller Frühe erhielt ich eine Botschaft vom Kapitän, mit dem Befehl, an Bord zu kommen. Dort fand ich Alles zur Sitzung eines Kriegsgerichtes zugerichtet. Ich dachte nicht anders, als es handle sich darum, einen Matrosen abzuurtheilen, der einen bedeutenden Subordinationsfehler sich hatte zu Schulden kommen lassen und wollte unter den übrigen Offizieren Platz nehmen, da hielt mich der Kapitän zurück. „Lieutenant, Sie sind angeklagt," sagte er, „der Uebereinkunft mit Santa Martha zuwider Lebensmittel nach der belagerten Stadt eingeschmuggelt zu haben.

Ganz erstaunt wollte ich weitere Aufklärung verlangen, oder vielleicht auch die Anschuldigung geradezu ableugnen, aber es blieb mir keine Zeit dazu. „Gestern," fuhr der Kapitän fort, „wurde eine Hammelskeule aus der Proviantkammer entwendet und die Schildwache hat Niemand anders hineingehen sehen als Sie. Ueberdies hat Commodore Johnson, welcher bei Sennorita Carolina zum Abendessen eingeladen war, wirklich dort eine vortreffliche Hammelskeule gespeist, von der genannte Dame mit ihrer Tante rühmten, daß sie ihnen mittelst Einverständnisses in der Flotte Sr. Majestät zugekommen sey. Nun weiß man ferner, daß Sie diese Damen besucht, und zwar in einem äußerst sonderbaren Anzug. Was haben Sie zu erwidern?" — „Nichts," erwiderte ich, von Scham glühend. „So verfügen Sie sich in strenge Haft, während das Gericht berathschlagt."

Die Entscheidung ließ nicht lange auf sich warten; ich sollte mit erster Gelegenheit nach England zurückgeschickt und bis auf weitern Befehl aus der Liste des activen Dienstes gestrichen werden. Das Schlimmste an der Sache war, daß General Santa Martha, der uns sehr genau beobachten ließ, von der ganzen Geschichte Wind erhielt. Er richtete an den Kriegsrath und an den Befehlshaber der Flotte eine Beschwerdeschrift in aller Form. Es gab einen langen diplomatischen Notenwechsel, den man auf der Kanzlei des Foreign-offize noch finden kann; auch durfte ich von Glück sagen, daß ich davon kam, ohne noch einmal auf Leben und Tod vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden. Ich bin noch immer auf halbem Solde und habe allen Weibern Haß geschworen, bis ich einmal ein Land finde, wo keine Verrätherinnen, keine Undankbaren wohnen, die gleich Carolinen nicht einmal warten, bis ein treuer Liebhaber die Treppe hinunter ist, um ihn in den Armen eines Andern zu vergessen.

Aphoristische Gedanken über einige Autoren und Bücher.

(Fortsetzung.)

In jedem der drei obigen Romane spielt der Mord die Hauptrolle und nimmt gleichsam von vorn herein das Interesse des Lesers gefangen. Eugen Aram ist ein höchst liebenswürdiger Mörder, im „Pelham" lastet auf der anziehendsten Gestalt im Gemälde der Verdacht des Mordes, und im „Devereux" wird eine fürchterliche Mordscene sogar in's Brautgemach des Helden verlegt; und allen diesen verbrecherischen Thaten ist der endlose Schweif einer peinlichen Untersuchung angeheftet, der sich, recht mit Liebe geschildert, fast durch den ganzen Roman zieht, und den ohnedies schon trüben, kalten Liebeshimmel wie ein Entsetzen erregender Kometenschweif überragt. Der Leser kann sich seines Helden nicht erfreuen, es kommt kein gemüthliches Verhältniß zu Stande, denn über kurz oder lang kann es doch am Ende ein Mann seyn, der den Galgen verdient hat. Man kann sich auf sein stattliches Aussehen, auf seine interessante Blässe und seine vornehme Haltung durchaus nicht verlassen, denn man gebe nur etwas genauer Achtung: um ihn her, bald in engern, bald in weitern Kreisen, schleicht ein Individuum von höchst verdächtigem Aussehen. Was will dieses abscheuliche Wesen? Warum zeigt es immer seine confiscirte Fratze dicht neben dem interessanten blassen Gesichte des Helden? O das hat was zu bedeuten! Und gleich darauf hören wir auch schon den Sheriff mit seinem Stabe an die Thür klopfen. Es schiebt sich ein Mann herein von höchst widerlichem Ansehen, er ist klein, dick und hat eine „grölzende" Stimme; er steckt in seinem Rocke wie eine Maus in einer Semmel, und trägt ein Gesicht, das man immer möchte zum letzten Mal gesehen haben. Dieser Mann, der in den Romanen unseres Autors frei ein und aus geht wie in seinem eigenen Hause, dieser widerliche, abscheuliche, unleidliche Mensch ist ein Polizeimann. Offenbar ist diese Liebhaberei für Kriminalfälle dem englischen Publikum bis zu den höchsten Classen hinauf eigen. Die französischen Novellisten lieben auch den Mord; sie behandeln ihn als ein Kapital, das seine guten Interessen trägt, aber sie lieben nicht die gerichtlichen Untersuchungen; der Prozeß ist ihnen nichts als eine langweilige Prozedur, im Leben ermüdend und noch tausendmal ermüdender im Buche. Bei den Engländern ist der Prozeß die Hauptsache; sie haben dafür noch ihre großen Perrücken und ihre Schwarzröcke. Diese edle Gesellschaft wird feierlichst zusammenberufen; man geht an die Aufrichtung des Galgens mit einer gewissen Gemüthlichkeit, und der Henker schärft sein Schwert unter dem Geschwätz der alten Gevatterinnen und Basen. Von allem dem darf nicht das Geringste unterbleiben, im Leben, wie im Buche. Ein französischer Autor zeigt für seinen lasterhaften Helden eine oft weit gehende Schwachheit; er sieht ihm Manches durch die Finger, und wenn es dran und drauf geht, läßt er ihn wohl gar entschlüpfen; der englische überliefert den seinigen mit blutendem Herzen der ganzen Strenge des Gerichts. Soll man davon auf die höhere Kraft des Sittlichkeitsgefühls bei der einen Nation vor der andern einen Schluß ziehen?

Der „Eugen Aram" gibt uns eine bewundernswürdige Zartheit in Schilderung einzelner Situationen und Gefühle. Der räsonnirende, scharfe Beobachter tritt hier mehr zurück und läßt dem Poeten Spielraum. Es ist der einzige von den drei Romanen, wo der idyllische Charakter vorherrscht. Obgleich die Empfindung auch hier nicht ihr volles, starkes Colorit bekommt, so geht sie doch auch nie in Empfindelei über. Es sind wieder die englischen Normalromanen-Mädchen, Minna und Brenda, hier

zu finden. Madeline und Ellinor geberden sich fast ganz auf dieselbe Weise, wie jenes Schwesternpaar im „Piraten,“ aber ihre unbestimmte, zerfließende Weichlichkeit paßt hier besser zu der idyllischen Umgebung. Ein polternder, gutmüthiger Alter darf nirgends fehlen, und wir finden ihn auch richtig in unsern drei Romanen. Von ihm bekommt der Held in der Regel eine Erbschaft und der Leser eine Dosis Langeweile. Er ist eben so reich an Sittensprüchen, wie an Guineen, und er öffnet nie den Beutel für seine Lieblinge, ohne zugleich die Lippen zu einer Anekdote aus der „guten alten Zeit“ für den Leser zu öffnen. Man muß ihm verzeihen, daß er ziemlich stark trinkt und daß er ein Skeptiker ist, was die Liebe und die Frauen betrifft; dagegen ist er aber so gutmüthig, und wenn er in seinen Spässen nur ein klein wenig witziger wäre, könnte man sogar über ihn lachen. Nebenbei gesagt, die komischen Figuren sind nicht die Stärke unsers Autors; er verdirbt sie sich selbst durch zu vieles Schildern. Weder der Lord Vinzent im „Pelham,“ noch der alte Invalide im „Aram,“ oder Desmarais im „Devereux“ erwecken Lachen, während schon eine grob hingeworfene Skizze einer Figur des Verfassers von Peter Simpel im Stande ist, einen Hypochonder in gute Stimmung zu versetzen. Aber Scherz und Amüsement zu geben, ist auch nicht der Zweck unsers Romanendichters. Er sagt es unumwunden und oft genug, daß er belehren und bessern will. Seine Muse ist nicht die unbewußte, spielende Göttin, die ihre duftenden Kränze flicht und sie in die Wellen des vorübergehenden Baches wirft, unbekümmert, an welches Gestade sie treiben, und ob sie überhaupt irgendwo bemerkt und hervorgeholt werden; sie ist vielmehr die etwas strenge Lehrmeisterin, die, indem sie uns ein duftendes Bouquet Blumen in die Hand gibt, zugleich eine Vorlesung über Botanik hält, und sehr aufmerksam ist, ob wir ihr auch zuhören. Hier kommen wir auf das hervorragende Merkmal unsers Autors: er ist überladen an Gelehrsamkeit und nimmt seine Vergleiche und Bilder aus allen Gegenden des Wissens her. Er erdrückt gleichsam seine Personen unter Juwelen, statt sie damit zu schmücken, und statt ein frisches Gesicht in seinem natürlichen Zauber schimmern zu lassen, entstellt er es durch zu häufige und unpassend angebrachte Schönpflästerchen, die die Schachtel eines Antiquitätenhändlers ihm liefert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, September.

(Beschluß.)

Wien im Sommer. Die Schwestern Elsler.

Ungeachtet, wie gesagt, ein großer Theil der Bevölkerung auf dem Lande zubringt, so ist dennoch in der Stadt nichts weniger als eine Leere bemerkbar; die Restaurationen sind von der geringsten Kneipe an bis zu dem herrlichen Hotel zum Schwan während der Mittagsstunden so überfüllt, daß man kaum ein Plätzchen findet, die Kaffeehäuser sind belebt; Strauß, Larner, Morelly und noch ein halbes Dutzend neu auftauchender Walzerpaganini's haben ihr vollzähliges Auditorium; Gärten und Glacis wimmeln von Menschen, und in den Theatern ist Kopf an Kopf gereiht. Wenn man von den Theatern und von Kopf spricht, so kommt man durch einen kleinen Ideensprung sogleich auf den Fuß der Fanny Elsler; denn dieser Fuß hat mehr als einen Kopf verrückt. Man hat hier in Wien gelacht, als man vor einigen Jahren von den Tollheiten und von dem Götzendienste hörte, den die Berliner mit der Sontag trieben; aber der Berliner Enthusiasmus ist ein Karthäuser gegen den Wiener, wenn dieser einmal ausbricht. Und er ist ausgebrochen, wüthender als die Cholera, die auch im Kärnthnerthortheater zum ersten Male ausbrach. Daß man Wochen lang vorher zu jeder Vorstellung, in welcher die Elsler tanzten, keine Loge, keinen Sitz bekommen konnte, daß man bei 25 Grad Hitze im Parterre erdrückt zu werden Gefahr lief, daß unsere Journale Hosiannah riefen, daß unsere Dichter die Tänzerinnen besangen, daß die Jugend vor Entzücken außer sich kam, das ist Alles schon da gewesen; aber daß auch vernünftige Männer in das Hallelujah einstimmten, ist unerhört. Jede Recension war voll der wahnsinnigsten Redensarten und ihr jedesmaliger Refrain lautete: „Jubelt, ihr Bewohner Wiens: die Schmetterlinge, die Elfen, die Feen, die Göttinnen, die Elsler sind eure Landsleute, es sind Wie::erinnen!“ Ueber die Aussprache des Wortes Cachucha (ein spanischer Tanz, den die Elsler hier zum ersten Male tanzten) stritten alle Journale. Der Eine sagte, es heißt Cacuca, der Andere Cacincia, der Dritte Cacucha, und erst heute — nachdem die Elsler schon vierzehn Tage über alle Berge sind — lese ich in einem Journal einen Aufsatz, der Saphir einen Ignoranten und gottverfluchten Menschen heißt, weil er sagte, es müsse Cacucha ausgesprochen werden. Saphir war übrigens einer der tollsten; sein tägliches Gebet im Humoristen war: Fanny Elsler möge ihm einen ihrer abgetanzten Schuhe schenken, „und ein Gott hat Erbarmen!“ Fanny Elsler hat sein Gebet erhört: bevor sie abreiste, erhielt er wirklich den heißersiehten Pantoffel. Wer aus diesem allen schließen wollte, jede der beiden Elsler müsse eine wahre Venus seyn, der hat sich gewaltig geirrt. Beide Schwestern hab.n bereits die Dreißig überschritten; Therese, die ältere, ist volle sechs Fuß hoch und sieht, wenn sie sich auf die Fußzehen stellt, accurat aus wie der Riese Bichin, der sich hier sehen läßt; Fanny, die jüngere, ist um zwei Köpfe kleiner, und eben so wenig schön, als ihre Schwester, aber jede ihrer Bewegungen ist leicht und voll Grazie. Am Abend ihres lezten Auftretens hatten sich mehrere Hundert Menschen vor dem Ausgange des Theaters versammelt; als sie nun herauskamen, um in den Wagen zu steigen, erscholl ein einstimmiges Evviva! Zwei Cavaliere vom höchsten Range hießen den Kutscher absteigen und ergriffen, indem sie sich auf den Bock sezten, selbst die Zügel, zwei andere stellten sich auf den Bedientenritt hinten auf und so ging es, von Tausenden begleitet, ihrer Wohnung zu. Dort erscholl wieder das Vivatgeschrei, bis sie dankend an's Fenster traten.

Beilage: Literaturblatt Nr. 94.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 224.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 19. September 1837.

— die neue
Erde behielt den Saamen in sich des befreundeten Himmels.
Ovids Verwandlungen.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

Von Dr. Nürnberger.

Die Erdwärme.

Eine der wichtigsten Untersuchungen, welche die Pariser Akademie der Wissenschaften in diesen Tagen beschäftigt hat, bezieht sich auf die Temperatur des festen Theils der Erdkugel, der Atmosphäre und derjenigen Region des Weltenraumes, in welcher sich unser Planet gegenwärtig befindet, worüber der bekannte Mathematiker Poisson ein Memoire vorlegte, welches als eine gedrängte Uebersicht aller Hauptresultate seines großen Werkes: „Mathematische Theorie der Erdwärme“ betrachtet werden kann. Gleichzeitig mit diesem Memoire kommen uns die Untersuchungen des Berliner Physikers Dove über die Erdwärme * zu Händen; und wir wollen versuchen, die Hauptmomente beider Darstellungen dieses interessanten Gegenstandes für unsere Leser so übersichtlich als möglich zusammenzustellen.

* Dieselben machen eine Abtheilung der eben erscheinenden meteorologischen Untersuchungen dieses verdienstvollen Physikers aus, auf welche wir zugleich die Aufmerksamkeit unserer Leser zu richten beabsichtigen.

Es ist allerdings auffallend, daß die Ansichten der Naturforscher darüber in einem fast entschiedenen Widerspruche stehen. Dove charakterisirt die neuesten und bedeutendsten dieser verschiedenen Hypothesen zunächst kürzlich auf folgende Weise: Peron dachte sich die Erde als einen an der Oberfläche kaum etwas aufgethauten Eisklumpen; Fourier als eine glühende, durch Ausstrahlung nur an der Oberfläche erhärtete Kugel; Davy als eine, auswendig von der Sonne erwärmte, im Innern durch chemische Zersetzungen geheizte Kugel; Poisson, auf dessen Art, die Sache aufzufassen, wir unten ausführlicher zurückkommen, als einen Reisenden im Weltenraume, der sich noch der glücklichen Zeiten seiner Wanderschaft in wärmeren Gegenden erinnert, jetzt aber in kältern wandelt, die er jedoch bald wieder gegen solche wärmere zu vertauschen hofft; Prevost endlich als einen „über dem Feuerherde der Sonne so lange herumgedrehten Braten, daß auch das innere Fleisch zuletzt gahr geworden ist.“

Perons Annahme erstlich gründet sich lediglich auf die Temperaturabnahme der tieferen Wasserschichten im Meere, und es stehen ihr alle Beobachtungen über die gegentheilige Wärmezunahme beim tieferen Eindringen in den festen Theil der Erdkruste so entscheidend entgegen, daß wir ihr weiter keine Aufmerksamkeit widmen. — Das Raisonnement von Prevost zweitens erscheint auf den ersten Anblick ansprechender. „An den Spieß gesteckte

und gegen das Feuer, gleichwie die Erde gegen die Sonne umgedrehtes Fleisch," sagt er, „bietet diesem Feuer wechselsweis verschiedene Theile seiner Oberfläche dar. Von der einen Seite erhizt es sich durch die Strahlen des Feuers; von der andern dagegen erkaltet es wieder durch seine eigene Strahlung. Die Wirkung einer oder einiger Umdrehungen ist dabei klein, ja beinahe unmerklich; es gehört Zeit dazu, ehe das Feuer ganz durchdringt. Endlich aber saturirt es die ganze Masse und erhält sie im Allgemeinen bei einem gewissen Grade der Wärme. Wenn zu dieser Epoche auf der Oberfläche einer solchen Masse vernünftige Wesen vorhanden wären, welche die Temperatur beobachteten, so würden sie bald bemerken, daß ihre Erde eine eigene, vom Feuer unabhängige Temperatur besizt, und daß die Strahlen des lezteren während einer oder einiger Umdrehungen nur die äußerste Rinde durchdringen." Der Anwendung dieses Beispiels tritt aber wieder die, durch die Beobachtung über alle Zweifel erhabene allmählige Wärmezunahme beim tieferen Eindringen in die festen Theile der Erdkruste * entgegen. Wenn die Hypothese von Prevost richtig wäre, so müßte sich die Temperatur unmittelbar unter der äußersten Erdoberfläche bei zunehmender Tiefe constant finden, gleichwie bei seinem Braten; die Erfahrung zeigt aber vielmehr ein allmähliges Zunehmen. Ueberdies ist die Vergleichung der Sonne mit einem Küchenfeuer von Prevost wohl zu weit getrieben, da wir wissen, daß die Sonnenstrahlen an und für sich kalt sind und nur die, rücksichtlich der Art der Wirkung für uns geheimnißvolle Kraft besitzen, in den Körpern die Wärmethätigkeit zu erregen. Auf diese dynamische Ansicht werden wir ebenfalls unten zurückkommen.

Davy's Ansicht der Erdkugel, als einer an der Oberfläche von der Sonne erwärmten, im Innern durch chemische Prozesse geheizten Kugel scheint große Aufmerksamkeit zu verdienen; und wenn sie zugleich den Gedanken einer eigenen, lebenvollen Wärmethätigkeit des Erdkörpers, nach Analogie des thierischen Körpers, einschlöße, von welchem ich mich nie lossagen werde, so würde ich mich dieser Darstellung ganz hinneigen.

(Die Fortsezung folgt.)

* Wir haben über diese allmählige Wärmezunahme nach Maßgabe des tieferen Eindringens in die Erdkruste (denn von der Temperatur des Erdkerns ist bei einem solchen kleinen Stiche in die Erdhaut doch noch nicht die Rede) in diesen Blättern schon öfter gesprochen; eine der wichtigsten Erfahrungen wird aber jezt beim Bohren des von uns schon erwähnten artesischen Brunnens gemacht, welchen die Stadt Paris unfern des Schlachthauses von Grenelle anlegen lassen will. Man war am 22sten Mai mit dem Bohren schon 1274 Fuß tief gedrungen, ohne die gewaltige Kreidebank, auf der Paris steht, durchgearbeitet und Wasser gefunden zu haben; die Arbeiten werden fortgesezt und ich werde darauf zurückkommen. In dieser Tiefe nun zeigt sich das (hunderttheilige) Thermometer $23\frac{1}{2}^0$, auf welche es in dem Maße allmählig gestiegen war, als man eine größere Tiefe erreicht hatte. — Diese Beobachtung ist unzweifelhaft; die thermometrischen Beobachtungen werden von dem Akademiker Arago mit aller ersinnlichen Vorsicht geleitet.

Aphoristische Gedanken über einige Autoren und Bücher.

(Fortsezung.)

Wollen wir einen der Romane näher in's Auge fassen, es sey „Pelham." Er hat außerordentliches Glück gemacht, diesseits wie jenseits des Kanals. Wie rasch, sicher und correkt sind die Skizzen aus der großen Welt aufgefaßt, aber wie schwindsüchtig matt schleppt sich der Roman dahin. Es ist eine lange, lange Krankheit, wo wir, statt gesunder Kraft, nichts an unserm Bette erscheinen sehen als dasselbe Glas scharfen, ätzenden Trankes und dieselbe matte, süßliche Limonade. Eines soll dem andern in der Wirkung nachhelfen. Die scharfe Medizin ist die alte, bekannte Bitterkeit des Autors gegen die bestehenden Verhältnisse und Mißverhältnisse in seinem Vaterlande, und die matte Limonade ist der Held und seine Schicksale, nebst dem Beiwerk der Mordgeschichte. Diese soll den Kitzel liefern, aber sie vermag es nicht; das Motiv mit der verführten Geliebten ist zu oft schon da gewesen. Ueberdies zerfällt der Roman dadurch in zwei Hälften, die nur sehr lose zusammenhängen; Pelhams Thorheiten und die unglückliche Untersuchungsgeschichte seines Freundes. Im ersten Abschnitt beschäftigen uns die bunten Gruppen in Paris viel zu sehr, als daß wir die einzeln eingestreuten düstern Winke, die schon auf den zweiten Abschnitt weisen, sehr beachten sollten; in diesem tritt Pelham wiederum ganz in den Hintergrund, und es bleibt kaum Zeit genug, ihn sehr eilig zu verheirathen, wobei diesmal die gewöhnlichen Schmacht- und Liebesscenen ausgelassen werden. Und unser Verfasser kauft sich gerne davon los, wo es nur irgend geschehen kann. Er glaubt selbst nicht an die Liebe, die er schildert, und nachgerade wird es ihm lästig, immer dieselben Phrasen zu wiederholen. Er hat wohl gar einen heimlichen Haß auf Minna und Brenda, und es wird ihm übel, wenn sie wieder zusammenkommen, ihre langen, glänzenden Locken am Abend auflösen und sich dann die endlosen, zarten Geständnisse machen, indem sie sich mit der größten Gemächlichkeit in den weiten Fauteuil eines Kapitels niederlassen; er möchte sie gar zu gerne verdrängen und einer seiner Lieblingsfiguren, einem Lord Vinzent oder einem kräftigen St. John den Stuhl einräumen, aber er

wagt es nicht. Er zittert vor dem Anhang, den die Schwestern im Publikum erworben, er will sie nicht in offener Fehde angreifen, nur heimlich zieht er gegen sie zu Felde, indem er ihre Moralität verdächtig macht und ihnen deklarirte Mörder zu Geliebten gibt. Aber die tugendhaften Schwestern siegen dennoch und die ganze Schmach fällt auf den heimlichen Angreifer zurück. Er muß dann schnell wieder einen Roman schreiben, wo er auf das Demüthigste abbittet, und die prüde Liebesnoth feiert dann wieder doppelt und dreifach ihren Triumph. Aber unser Autor weiß sich bei allem dem zu helfen; was er an den achtzehn Jahren versäumen muß, bringt er an den vierzig und fünfzig nach. Seine Frauen von vierzig Jahren sind mit großer Lebendigkeit und Wahrheit geschildert. Die Mutter Pelhams, Lady Frances, ist eine köstliche Figur und ihre Briefe sind das Amusanteste fast im ganzen Roman. Ihre Entführungsgeschichte gleich am Eingang ist ein Juwel, was kecke Schilderung, komische Wirkung und Wahrheit der Charakterzeichnung betrifft. Eben so schnell, sicher und glücklich ist die Madame Balsac im „Devereux“ aufgefaßt, die alte, elegante Dame, die sich auf eine so talentlose Weise mit der Politik beschäftigt. Weniger trefflich sind die Koketten gemalt, und Lady Hesselton streift über die „Saiten der Gefallsucht“ mit ziemlich ungeschicktem Finger. Eine englische Kokette ist immer mehr oder weniger eine précieuse ridicule, aber die Heimath dieser edlen Dame ist Frankreich.

Ueber den Verfasser des „William Lovell.“

Von diesem neuesten Werke des berühmten Dichters möchte ich gerne ein paar Worte beibringen. Es klingt etwas seltsam, es das neueste zu nennen, da der Verfasser jetzt weit über fünfzig Jahre alt ist und unterdessen zahllose andere Werke geschrieben hat; allein die Schriften eines Autors datiren nicht nach seinem Taufschein. Die Ideen, die er ausspricht, werden in dem Maße oft jünger, wie er selbst älter wird, und in diesem Sinne kann das neueste Werk seiner Feder ein sehr veraltetes seyn, während eine frische Jugendarbeit zum Bewundern in die Stimmung der jüngsten Zeit hineinpaßt. So schließt der Poet den Propheten und der Prophet den Poeten in sich ein.

Im Jahr 1795 erschien ein sehr sonderbares Buch, es war jener William Lovell von Tieck, ein Geschenk, das der zwanzigjährige Autor dem sechzigjährigen machte. Das alte Jahrhundert schrieb es mit dem Griffel des neuen, und wirklich verstehen wir jetzt erst diesen Roman zu lesen. Es erregt ordentlich Entsetzen, wie lebendig aus diesem Spiegel unser modernes Elend, die Schwäche und Zerstörung uns anblickt. In veralteten Worten und Wendungen, in einem Styl, der noch die süßliche Weichlichkeit des Siegfried von Lindenberg an sich trägt, springt der volle, wilde Trotz, die kecke Widersetzlichkeit, das todtmüde Dahinsinken und der sinnliche Egoismus unserer Tage hervor. Wer verstand damals diese Sprache? Die schöne Zeit der Basedowschen Philanthropie, die allgemeine Glückseligkeitslehre und die ewig fröhliche, lachende Gemeinheit hatte sich in Deutschland eben breit niedergelassen. Es wurden so viel schlechte Späße gemacht und so viel schlechte Bücher gedruckt. Man war so glücklich. Die Poesie und die Liebe hatten ihre ewigen Schmerzen, ihre dunkeln Träume, ihre unverständliche Mystik abgelegt und waren ein paar natürliche, freundliche, gutmüthige Schwestern geworden, die Niemanden einen Spaß verdarben. Sie unternahmen nicht mehr geheimnißvolle Gänge durch die Katakomben der alten Welt, sondern sie saßen gemüthlich zusammen in einer Laube am Küchengarten, und Müller aus Itzehoe besuchte sie dort im Schlafrock und Pantoffeln, und die liebevollen Schwestern gaben ihm beim Strickstrumpf und einer Tasse Kaffee alle die schönen Romane ein, die Deutschland mit Entzücken las. Nach und nach fand jeder deutsche Schriftsteller den Weg zur Laube hinter'm Küchengarten, und es war ein eifriges Hin- und Wiederwandern; nur ein junger Träumer fand jenen Weg nicht, oder wollte ihn nicht finden. Wie dem auch sey, aber gewiß ist es, daß er weder die Laube, noch die Schwestern darin jemals zu Gesicht bekommen. Er schrieb in der Einsamkeit ein Buch, das trotz des allgemeinen Spaßes der Zeit voll Ernst war; ein Buch voll dunkler Klagen und Verwünschungen, und das durchaus nicht mit einer moralischen Zufriedenstellung schloß. Bei seinem Erscheinen trugen einige Wenige das sonderbare Buch, vorsichtig zwischen zwei Fingern gefaßt, wie eine feurige Kohle zu den zwei Schwestern in die Laube. Aber siehe da, diese wußten weder von dem Autor noch seinem Werke das Mindeste. Man schlug nun verwundert nach, ob sich nicht hie und da im Buche die Namen Poesie und Liebe fänden, und allerdings, man entdeckte auch dergleichen Bezeichnungen, aber das war, wenn man sie auch genauer betrachtete, weder die echte Poesie, noch die echte Liebe. So ließ man denn das Buch liegen und las es nicht. Ein unnützer Roman mehr in der großen Rumpelkammer der deutschen Literatur, weiter war es nicht. Diese kluge Zeit dachte nicht daran, daß ihre Enkel mit Neugier die Blätter dieses verschmähten Buches auseinander falten, daß sie mit Begierde jene dunkeln, unverständlichen Träume, die es enthielt, verschlingen und sich an den Qualen sättigen würden, die in seinen Kapiteln angehäuft lagen. Denn auch für Deutschland sollte die Zeit des angenehmen Spaßes vorübergehen, und ernstere Bücher und ernstere Menschen wurden herauf berufen. Jetzt ist uns dieser Ernst schon wieder etwas zu viel geworden und wir möchten wieder lachen und uns freuen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, August.

Der Geburtstag des Königs. Nekrolog des Grafen Brühl.

Der dritte August ist in gewohnter Weise vorübergegangen, d. h. in Feierlichkeiten, welche von Freude und Theilnahme genugsam Zeugniß ablegen, aber ohne die lauten Ausbrüche, in die norddeutsche Lustigkeit zuweilen, besonders wenn sie sich autorisirt glaubt, übergehen kann. Man hatte dem Volke das Recht, laut zu seyn, stillschweigend eingeräumt; aber damit die Lustigkeit nicht, auf einem einzigen Punkte concentrirt, zum Lärmen werde, hatte man an mehreren Orten außerhalb der Stadt, zum Theil in großen Entfernungen, halb offizielle Festlichkeiten veranstalten lassen. Dies hatte so gewirkt, daß sich nirgends ein übermäßiger Menschendrang bemerkbar machte; im Gegentheil war in den, an manchen Orten still hinwandelnden Massen die Stille unheimlich. Ein Volksfest zu „arrangiren" ist überall mißlich, wenn es nicht gar eine contradictio in adjecto ist, da ein eigentliches Fest der Art sich von selbst macht. Wird aber eine Kunst darin statuirt, so sind wir im Norden wenigstens noch nicht Meister. Das zeigte sich bei vielen prunkvoll für diesen Tag angekündigten Vergnügungen. Gesungen, gespielt und getanzt sollte werden, und die Lust zu Allem war auch bei der Menge da; aber die Anordnungen waren von den Gastgebern mit einer steifen Normalcontrolle getroffen; und Recept und Wille, beide für sich vielleicht gut, wollten nicht stimmen, und deßhalb wurde wenigstens nicht das daraus, was es hätte werden können. Z. B. hatte der bekannte Herr Heinzelmann ein Fest ohne Gleichen in seinem neuen Elysium versprochen, und seine Ankündigung (in Prosa nur, obgleich die Verse ihm eben so zu Gebote stehen) war allein ein Fest; aber die Gäste, die zu einem Bal champêtre geladen waren, mußten bis nach 10 Uhr auf den Tanz warten, der ihnen um 8½ versprochen war, weil auf seinem Recept zuvor Lieder und Märsche standen, welche abgesungen und abgespielt werden sollten. Wo nur etwas abgethan werden soll, geht Weihe und Wirkung verloren. Die Illumination unterbleibt seit einigen Jahren, gewiß nicht aus geschwächter Theilnahme für die Bedeutung des Tages; aber ein richtiges Gefühl sagt den Einzelnen, daß ein stereotyper Ausdruck derselben in ruhigen Zeiten an Werth verliert, und man das Außerordentliche für außerordentliche Ereignisse bewahren muß. Die kleine Louiseninsel im Thiergarten, der Erinnerung der seligen Königin von den Bewohnern desselben gewidmet, wird dagegen noch immer alljährlich in eigenthümlicher Art beleuchtet. Man sieht vom Ufer keine einzige Lampe, und dennoch fällt der volle Schein der im Laube versteckten, durch Reverbere aufgefangen, auf den reizend mit Blumen und frischen Sträuchern geschmückten Punkt. Dieser einzige helle Punkt in der Nacht des Thiergartens übt eine magische Wirkung, die weder in der Natur, noch auf dem Theater ihr Vorbild hat, sondern nur in der Phantasie, wie sie das Geisterreich sich construirt. Am schlimmsten sind an diesem Tage die Zeitungsschreiber daran. Dieselben edlen Gefühle wollen immer wieder in neue Verse gekleidet seyn, die passend für die Zeit seyn müssen, aber ihre Ereignisse nicht berühren dürfen, und aus conventionellen Rücksichten sogar das verschweigen sollen, was das volle Herz in Liebe und Dank so gern sagen möchte. An Stoff hätte es auch diesem lezten Jahr nicht gefehlt. Auch will nachher eine jede Stadt, jeder Flecken, wo des Königs Geburtstag gefeiert wurde, in den Zeitungen genannt seyn, und daß man es lese, wie sie ihre Gefühle zu Tage gefördert hat. Müßte man dem Verlangen buchstäblich nachkommen, so müßten Europa und die andern Welttheile auf Wochenfrist Vacanzen in ihrer Geschichte machen.

Der ehemalige Generalintendant der königlichen Schauspiele und zulezt Generalintendant der königlichen Museen, Graf Brühl, ist, nicht unerwartet, gestorben. Ein liebenswürdiger, edler Mann, und, was noch mehr ist, ein sehr gebildeter und unterrichteter Hofmann, geht Berlin und unserm Staate in ihm verloren. Zu andern Zeiten hätte dies Lob vielleicht seltsam geklungen; nicht unter den gegenwärtigen Umständen. Man weiß Niemand, der, aus seinem Kreise, durch ähnlichen Umfang von Bildung mit Bonhommie durchdrungen, ihn ersetzen könnte. Ein Nachkomme des berühmten Grafen Brühl am Hofe der sächsischen Auguste, des Erbfeindes Friedrichs des Großen, der der Schöpfer unserer königlichen Schauspiele war, stand er lange Jahre (seit Ifflands Tode) diesen selben Instituten vor, ein loyaler Unterthan des preußischen Regentenhauses. Ein Morgenroth für deutsche theatralische Kunst schien im Grafen Moriz Brühl aufzugehen; er schien berufen, den Fluch des Namens in unserm Ohre, wenn wir denken, welche Kräfte zu eitlem Luxus dem Staatsleben und der Kunst damals am Dresdener Hofe entzogen und versplittert wurden, zu sühnen; und der Selige hatte gewiß den besten Willen. Er achtete die Kunst und ihre Würde, die sie Staat und bürgerlichem Leben gegenüber einnimmt. Daß er ihr durch Costüm- und Dekorationspracht zu Hülfe kommen wollte (vielleicht eine Erbneigung), mag an sich entschuldigt werden; aber die Sorge dafür schwächte ihm die Kraft, welche er andern Influenzen, die unser Theater zu Boden gedrückt haben, hätte entgegensetzen sollen. War er dafür straffällig, so hat er vollauf schon auf dieser Erde abgebüßt. Niemand als Graf Brühl selbst hat in Berlin es schmerzlicher empfunden, was aus einem Institute geworden, dem er mit schwärmerischer Liebe anhing. Auch nachdem er die Intendantur abgegeben, verfolgte er jeden Schritt des Theaters mit der Aengstlichkeit eines liebenden Vormundes, dem seine Pflegebefohlenen abgenommen sind, und der fürchtet, im neuen Vormunde nicht die gleiche Sorgfalt und Liebe zu bemerken. Gern möchte er zurufen, warnen, aber Niemand sieht strenger als ein edler Mann selbst die Grenzen seiner Befugniß. Dies sind nicht bloße Redensarten. Ihr Korrespondent hat Belege dafür; charakteristische Situationen und Stimmungen rief diese Stellung hervor, die zu einer psychologischen Behandlung fast von selbst auffordern. Graf Brühl hatte nicht den Trost, vor seinem Theater zu sterben, er hat es um mehrere Jahre überlebt. Ein geringer Trost ward ihm dafür in der minder angefeindeten Stellung als Intendant der neuerrichteten königlichen Museen. Die Einrichtungen derselben sprechen von der edlen Liberalität des Verstorbenen, wiewohl sie auch hier mit den seitdem durchgedrungenen ökonomischen Grundsätzen nicht überall möchten eingeklungen haben. Eine künftige Controlle, von woher sie auch komme, dürfte manche Einrichtung als zu splendid und manche Stelle als eine Sinecure anfechten. Möchten diese wenigstens immer anderweitig Verdienten und Berufenen zufallen. Ueber Graf Brühls Nachfolger ist noch nichts bekannt. Der durch Opfer, Studien und Neigung für die Kunst dazu am berufensten erscheint, Graf Radzinski, dürfte, eben dieser Ansprüche wegen, die geringste Anwartschaft darauf haben.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 75.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 225.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 20. September 1837.

— Es liegt um uns herum
Gar mancher Abgrund, den das Schicksal grub,
Doch hier in unserm Herzen ist der tiefste,
Und reizend ist es, sich hinabzustürzen.

Goethe.

Aphoristische Gedanken über einige Autoren und Bücher.

(Fortsetzung.)

Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß im „William Lovell“ schon die Schatten von den kolossalen Gestalten Byrons geworfen werden. Der Held unseres Romans erinnert zu gleicher Zeit an Don Juan und an Manfred. Es sind dieselben Accorde, nur auf einem minder volltönenden und melodiereichen Instrumente wiedergegeben. Vom engen Rahmen kleinlicher Familienverhältnisse umgeben, erscheint hier dieselbe Figur, der dort eine grandiose, mit der üppigsten und glänzendsten Fülle ausgestattete Landschaft zum Hintergrund dient. William Lovell ist ein Jüngling, der in Reichthum und Sinnengenuß erzogen, frühzeitig Ueberdruß und Ekel empfindet. Er sucht die Weiber, und von jeder neuen Geliebten reißt er sich mit Unwillen und Spott los. Er entschlummert träge an dem schönsten Busen und fühlt an dem zärtlichsten Herzen nur seine eigene Kälte und Sattheit. Früh als Knabe denkt er schon daran, seine Gespielen zu morden, und es packt ihn eine satanische Lust, einen heißgeliebten Freund, den er einst auf einem gefährlichen Abhang stehen sieht, in den Abgrund hinab zu schleudern. Wie schrecklich! welcher Dämon haucht diese fürchterlichen Anfechtungen ihm zu? Ach, kein Dämon, sie liegen in der menschlichen Natur. Dieser gräßliche Drang, das zu vernichten, was er liebt, ist dem Menschen eigenthümlich; es ist seine erste, seine stolzeste Fähigkeit. Er ist groß im Hassen, im Vernichten; und der erste Gegenstand, mit dem man zu hassen anfangen muß, ist das eigene Selbst. Da steht Manfred auf der einsamen Klippe, und von ihm abgetrennt, fällt die volle Blüthenpracht der Schöpfung wie ein kostbarer Mantel in die dunklen Schluchten und Abgründe des Gebirgs hinab. Er bleibt allein und er wird fürder ewig allein bleiben. So wenden sich auch in unserm Roman alle übrigen Gestalten nach und nach von dem dunkeln Lovell ab. Es wird über ihn Gericht gehalten und man verläßt ihn. Alle häuslichen und zufriedenen Personen im Roman gehen wieder an ihr Tagesgeschäft, und erst lange, lange nachher trifft die mitleidige Kugel, die den Armen hinwegnimmt. Die lezten Seiten des Buchs sind mit einer gräßlichen Marter gefüllt, es ist der zuckende, wilde Schmerz eines blosgelegten Nervs, den immer wieder eine rohe Hand berührt. Und das Alleinstehen im Roman ist noch um vieles peinvoller, als jenes auf den Schweizer Bergspitzen. Man begreift, daß einer solchen Brust die Umgebung starrer Felsenstirnen lieber ist, als die stille, maulende Sippschaft von Muhmen und Vettern, die heimlich um den unverstandenen

Verurtheilten flüstern und sich hinter seinem Rücken lange moralische Briefe schreiben.

Aber, frage ich von Neuem, wie kam ein solches Buch in jene Zeit? — Hierauf wäre kaum eine Antwort zu finden, wenn man nicht annähme, daß jedes Individuum ursprünglich bestimmt sey, einen gewissen Kreis von Ideen und Stimmungen durchzumachen; je höher die Intelligenz, desto weiter der Kreis. Es käme nur darauf an, daß ein großer Dichter recht lange lebte und in jeder dieser Stimmungen ein Werk schriebe, so wäre es völlig unmöglich, daß er veraltete. Allein freilich, wo fände sich ein solches, in voller Geistesstärke beharrendes Leben? Wenn der „ewige Jude" Schriftsteller wäre, was er nun unglücklicherweise nicht ist, er könnte nie aus der Mode kommen.

Es ist ein Nachtheil unseres Romans, daß er in Briefen abgefaßt ist. Diese Einkleidung, früher so beliebt, gestattet eine übermäßige Breite, ja sie fordert sie sogar. Unter dem Vorwand psychologischer Treue fluthet ein unendliches Wasser kleiner Details, in die Behälter einzelner Briefe abgedämmt, über den eigentlichen Stoff der Geschichte. Es ist die geschwätzigste Manier, seine Begebenheiten an den Mann zu bringen. Alles korrespondirt, die Geliebte mit dem Geliebten, eine alte Tante mit einem alten Onkel, der Bediente mit seinem Kameraden und das Kammermädchen mit der Wäscherin. Solch ein Roman ist gleichsam ein ungeheurer Posttag, und der arme Leser, der so viele Briefe auf einmal bekommt, ist wahrlich zu entschuldigen, wenn er einige unerbrochen wieder zurückschickt, das heißt ganze Abschnitte überschlägt.

Zum Schluß sey mir noch erlaubt, einige Verse aus dem ersten Theile dieses wundervollen Romans anzuführen. Sie lauten:

Es sprach der Gram in banger Geisterstunde:
Du bist zu Qualen eingeweiht,
Ein Ziel des Schicksals Grausamkeit.
Die Bogen sind gespannt, und jede Stunde
Schlägt grausam dir stets neue, blut'ge Wunde.

Dich werden alle Menschenfreuden fliehen,
Dich spricht kein Wesen freundlich an,
Du gehst die wüste Felsenbahn,
Wo Klippen drohn, wo keine Blumen blühen,
Der Sonne Strahlen heiß und heißer glühen.

Die Liebe sey auf ewig dir versagt.
Das Thor ist hinter dir geschlossen,
Auf der Verzweiflung wilden Rossen
Wirst du durch's öde Leben hingejagt,
Wo keine Freude dir zu folgen wagt.

Dann sinkst du in die ew'ge Nacht zurück!
Sieh tausend Elend auf dich zielen,
Im Schmerz dein Daseyn nur zu fühlen!
Ja erst im ausgelöschten Todesblick
Begrüßt voll Mitleid dich das erste Glück.

Man halte gegen diese Verse das wunderschöne Abschiedslied im Childe Harold, und man wird über die Verwandtschaft der Gefühle erstaunen, die beiden zum Grunde liegt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Fouriers Hypothese, * wie sie sich mit einem wahren Luxus nirgend übler verschwendeter analytischer Calcüls in seinem Hauptwerke: „Théorie analytique de la chaleur," Paris, 1824, 4. entwickelt findet, legt der Erdkugel einen ursprünglichen Hitzegrad bei, welcher den des weißglühenden Eisens noch übertraf, und mit welcher sie plötzlich in einen eiskalten Raum versetzt wurde, in dem sie allmählich erkaltete, bis sie in den gegenwärtigen stationären Zustand gerieth.

Gegen diese Art von Auffassung der Phänomene der Erdwärme erhebt sich nun Poisson, zu welchem wir endlich übergehen, indem er bemerklich macht, daß die sphäroidische Gestalt der Erde und ihre Abplattung an den Polen der Rotationsare keinen Zweifel über ihre ursprüngliche flüssige (teigartige) Beschaffenheit übrig lasse, bei welcher sie durch Fouriers Hitze, statt sich zu verdichten, in Dämpfe und Dünste hätte versetzt werden müssen. Wäre aber wirklich doch Verdichtung eingetreten, so würden die inneren, später abgekühlten Schichten, vermöge ihrer Ausdehnungstendenz, nothwendig die äußeren, dicht gewordenen zersprengt haben, wovon die Erdoberfläche aber nichts zeige. Aus diesen Gründen schreibt Poisson die Temperaturzunahme nach innen, welche nun einmal als Beobachtungsresultat fest steht, nicht einer primitiven Erdhitze, sondern vielmehr der in verschiedenen Zeiten ungleichen Intensität der Astralwärme zu, welche aus der Ungleichheit der Temperatur derjenigen Regionen des Weltenraums entspringt, die die Erde durchwandelt, indem sie der Sonne bei ihrer progressiven Bewegung ** folgt. „Wenn man," sagt er, „von einem Punkte der Erdoberfläche in irgend einer Richtung eine gerade Linie unbegrenzt fortzieht, so wird sie zuletzt immer einen sichtbaren oder unsichtbaren Stern treffen. Die Erde befindet

* Eigentlich die erneuerte Büffon'sche Ansicht, deren Grundzüge wir bei unsern mehrfachen Betrachtungen über diese wichtige Materie in unsern Blättern häufig angedeutet haben.

** Vergl. die in Nr. 204–207 über die progressive Bewegung unseres ganzen Sonnensystems im Weltenraume beigebrachten Beweise.

sich also in einem Raume, welcher allwärts von einer geschlossenen Hülle begrenzt wird, und von einem äußerst lockern Aether erfüllt ist. Obgleich die Dimensionen dieser Sternenhülle unermeßlich sind, so würde dies doch die wärmende Wirkung derselben auf den Erdkörper weder hindern noch verringern, wenn der Aether nichts von der durchgehenden Wärme absorbirte. Wenn die Sternenhülle überall die nämliche Temperatur besitzt, so wird ein Thermometer an irgend einem Orte innerhalb dieser Hülle, abgesehen von jenem Absorptionsvermögen des Aethers, immer dieselbe Temperatur zeigen. In diesem Falle muß auch der Erdkörper diese Temperatur annehmen; nur wird sich dieselbe durch die Mitwirkung der Sonne noch steigern. Allein diese Voraussetzung einer solchen gleichen Temperatur aller Theile der Sternenhülle ist durchaus unwahrscheinlich, wenn man bedenkt, daß die Sterne, gleich der Sonne, eine eigene, durch wechselseitige Strahlung nicht auszugleichende Wärme besitzen. Nun nähert sich die Erde bei der langsamen Bewegung unseres ganzen Sonnensystems im Weltenraume gewissen Sternen und tritt mit ihnen in einen neuen Wärmeaustausch; von andern Gestirnen dagegen entfernt sie sich und büßt dabei also deren bisherigen Wärmeeinfluß ein. Ist sie demnach gegenwärtig in eine kältere Himmelsregion übergegangen, so wird davon zunächst die Erkältung ihrer obersten Schichten die Folge seyn, je tiefer die Schichten liegen, je weniger werden sie noch davon afficirt werden, und die verbleibende Temperaturzunahme nach innen hin, ist also eine ganz natürliche Folge davon."

Diesen Muthmaßungen Poisson's über vermeintliche Erkältung der Oberfläche der Erde gegen früher, sezt nun Dove selbst nachstehende Bemerkungen über Unveränderlichkeit der Durchschnittstemperatur für mehrfache Gegenden der Erde entgegen: „Daraus, daß der Weinbau keine höhere Jahreswärme als 17° erträgt, Datteln bei niedrigerer Temperatur als 18° nicht mehr reifen, kann man schließen, daß ein Land, in welchem Wein und Datteln zugleich gedeihen, nicht kälter als 17° und nicht wärmer als 18° seyn kann. Dies gilt jezt von Palästina; es galt aber schon zu Moses Zeiten von diesem Lande. Hier hätten wir also, durch Aussage eines natürlichen Thermometers, einen Beweis der unveränderlichen Durchschnittstemperatur einer bestimmten Gegend, seit den frühesten Zeiten historischer Ueberlieferung. Strabo berichtet, daß die Cevennen in Gallia Narbonensis die nördliche Grenze des Oelbaums bildeten. Dies ist aber heute noch der Fall. Nach Theophrast konnten von der aus Persien in Griechenland eingeführten Cordia myxa nur in Cypern, und nicht nördlicher, genießbare Früchte erhalten werden; eben so verhält es sich noch in unsern Tagen." Diese Beispiele lassen sich noch sehr vervielfältigen, und dennoch überzeugen sie uns nicht von der durchgängigen Unveränderlichkeit der mittlern Temperatur der Erdoberfläche. Wir fahren vielmehr fort, nach Analogie der magnetischen Abweichung und Neigung einen großen Gang der Temperaturveränderung über den ganzen Erdboden anzunehmen, wenn diese Revolution auch vielleicht in sehr weite Zeitgrenzen eingeschlossen ist. Dem Erdkörper wohnt, nach unserm Dafürhalten, eine gewisse lebendige, vom Sonnenstande nicht unbedingt abhängige, eigene Wärmethätigkeit bei, welche sich, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, selbst in der Launenhaftigkeit des Witterungsganges ausspricht. Da die Geschichte der Wissenschaft leider oft nichts mehr ist, als die Geschichte der betreffenden mehrfachen Hypothesen, ohne alle bestimmte Entscheidung über deren absoluten Werth, so haben wir gemeint, hinter den Hypothesen von Peron und Prevost, Davy, Fourier, Poisson und Dove, auch die unsrige über die Ursache der Erdwärme andeuten zu dürfen. Den Lesern bleibt nun die Wahl.

(Die Fortsetzung folgt später.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, August.

Die schweizerischen Naturforscher in Neufchatel.

Vor einigen Jahren stellte das Morgenblatt diesen interessanten wissenschaftlichen Verein dar, nahe dem ewigen Schnee, zwischen den Felsen, die Helvetien von Italien scheiden, in seiner Versammlung auf dem Hospiz des großen St. Bernhard. Seitdem ist er in verschiedenen Hauptstädten der Schweiz zusammengekommen: voriges Jahr in Solothurn, und vergangenen Juli in Neufchatel. Es war unsere schweizerische Juliwoche, frei von aller politischen Bedeutung, frei von aller Pariser Dekoration und Verbrämung, rein wissenschaftlich, rein menschlich, rein brüderlich. Seit jener fast romantischen Zusammenkunft nahe an achttausend Fuß über der Meeresfläche, ist keine gehalten worden, die außer dem rein scientifischen so mannichfaltiges anderes Interesse dargeboten hätte, als die Neufchateler.

Bekanntlich hat diese Stadt selbst einen ausgezeichneten Naturforscher an Agassiz, den Europa durch seine geistreichen und gediegenen Untersuchungen über die fossilen Fische kennt. Sein Name steht leitend an der Spitze des Gymnasiums, einer durch solche Lehrer, aber auch durch ihr neues, wahrhaft prächtiges Gebäude merkwürdigen Anstalt. Er war voriges Jahr in Solothurn zum Präsidenten der schweizerischen Naturforschergesellschaft für 1837 gewählt worden. Es kamen mehr denn hundert und zwanzig Naturforscher in Neufchatel zusammen, nicht allein aus den nahen Kantonen Bern, Waadt, Solothurn, Genf und Freiburg, sondern auch von Basel, Aargau, St. Gallen, Glarus, Appenzell und Wallis, größtentheils alte Bekannte, die sich schon oft begrüßt hatten. Die meisten kamen schon Sonntags den 23sten Juli an, und zwischen den naturforschenden Potentaten Decandolle, Leopold v. Buch, El. Beaumont, Charpentier und Agassiz reihten sich anerkennend und freundlich die Kleinern. Es war ein anmuthiges Wiederfinden, Wiedererkennen und

Willkommenheißen im Hause Coulons, des Vicepräsidenten der Gesellschaft, wo eine gute Collation bald das Fremde ausglich, wo es sich ja noch gezeigt hätte. Wir waren auf die bei diesen schweizerischen Vereinen gewöhnliche Weise bei den Bewohnern der Stadt einquartirt, die sich zu dieser Last gedrängt hatten; die meisten von uns bedauerten es, täglich mit ihren angenehmen Wirthen und Wirthinnen nur wenige Augenblicke des Morgens zusammen seyn zu können. Montag (den 24sten) Morgens begann die erste öffentliche allgemeine Sizung in einem der Säle des Gymnasiums; zahlreiche Ausländer und Einheimische, auch Damen waren zuhörend gegenwärtig. Professor Agassiz begrüßte zuerst die conföderirten Naturforscher auf das Wohlwollendste, und ging dann gleich zu der neuen Theorie über, die der Salinendirektor v. Charpentier (aus Dresden) in Bex (Kanton Waadt), bekanntlich durch sein geologisches Werk über die Pyrenäen und andere Arbeiten einer unserer ausgezeichnetsten Naturkundigen, über gewisse geologische Erscheinungen aufgestellt hatte, besonders über die großen Granitblöcke, die in bedeutender Entfernung am Rand und in den Thälern des ganz kalksteinigen Jura's zerstreut liegen, ein Gegenstand, worüber schon von Charpentiers Vorfahren im Amt, dem berühmten Haller, und von de Saussure in Genf abweichende Meinungen aufgestellt worden sind. Hierauf kamen die Berichterstattungen der Commissionen und die innern Angelegenheiten der Gesellschaft an die Reihe, und dann folgte die Gesellschaft ihrer seit vorigem Jahr angenommenen Weise: sie trennte sich nämlich in fünf verschiedene Sektionen nach den Hauptzweigen der Naturwissenschaften. Diese Spaltung und Zersplitterung mag ihr Gutes haben, und bisweilen die gründliche Erschöpfung eines Gegenstandes vor lauter Sachkennern erleichtern. Diesmal aber war sie sehr unangenehm; denn die Diskussion über jene neue und interessante Ansichten Charpentiers wurde in der geologischen Sektion vorgenommen, wo zwischen Charpentier, v. Buch und Agassiz ein höchst anziehender, rascher Austausch abweichender Meinungen über diesen Gegenstand vorkam, dem aber andere ausgezeichnete Naturforscher nicht beiwohnen konnten, z. B. Decandolle von Genf, weil er in der botanischen Sektion saß, wo gerade keine bedeutende Verhandlung vorkam. Bei jener geologischen Diskussion fehlte auch noch ein Meister vom Fach, nämlich El. v. Beaumont, der erst später in Neufchatel ankam.

(Die Fortsezung folgt.)

Berlin, August.

(Beschluß.)

Seydelmann in Berlin. Die Cholera. Sagen und Mährchen aus Potsdam.

Seydelmann gastirte hier. Seit langen Zeiten wieder eine **Erscheinung** auf unsern Brettern, und zwar dieselbe bedeutende Erscheinung, wie vor zwei Jahren. Aber Viele hätten gewünscht, es wäre eine neue geworden, d. h. der Künstler wäre in neuen Rollen, oder solchen aufgetreten, denen seine Schöpferkraft ein eigenthümliches Leben eingehaucht hätte. Statt dessen sah man ihn in den wohlbekannten als Marinelli, Klingsberg, Ossip und Shylock. Auch ließ er sich nicht einmal, wie man doch erwartete, zu einer Zugabe aus alten Schäzen erbitten, und eilte fort, selbst ohne seinen meisterhaften Cromwell gespielt zu haben. Ein Streit über ihn ist in der hiesigen Vossischen Zeitung ausgebrochen. Herr Rebenstein hatte seine Ansichten einer bedingten Würdigung des Künstlers in einer Art ausgesprochen, über die Herr Rellstab, als Mitredakteur der Zeitung vom Publikum angesehen, sich in dieser Stellung und als Bewunderer Seydelmanns verlezt fühlte. Da Herr Rebenstein anfänglich seine Kritik nicht unterzeichnet hatte, und insofern Herr Rellstab vom Publikum als Verfasser derselben betrachtet wurde, hatte dieser allerdings eine Berechtigung zum Widerspruche gegen Ansichten, die nicht die seinigen sind; im Uebrigen dreht sich der Streit um Punkte, welche bei Seydelmanns früherem Hierseyn schon mehr oder weniger besprochen sind, und nie zu einem Endresultate führen werden, da es in der subjektiven Auffassung eines jeden Zuschauers liegt, ob er in dem Künstler nur die Grenzen des Verstandes, Studiums und Talentes erreicht, oder dieselben übersprungen und einen schaffenden Genius erblicken will. Die Stimmen sind durchaus getheilt. Keine Seite läßt sich durch die Gründe der andern überzeugen; das Gefühl will entscheiden. Niemand wird aber das bestreiten, daß Seydelmann gegenwärtig der erste deutsche Schauspieler — wir möchten es gern, allgemein gehalten, aussprechen, da wir aber an Ludwig Löwe in Wien denken, sagen wir — daß er, wenigstens im weiten Felde der Charakterrollen, der erste deutsche Mime ist.

Aber der Streit erregt kein Interesse mehr. Nicht geringe Theilnahme für den ehrenwerthen Gast, noch für die Streiter, oder die Art, wie sie streiten, ist die Ursache, sondern — ein anderer, fürchterlicher Gast in unsern Mauern. Wir glaubten uns nach einem zweimaligen Heimsuchen des schnell tödtenden Uebels, dessen Namen man jezt geflissentlich vermeiden zu wollen scheint, vor einem dritten Anrücken, wenigstens mit Heeresschaaren, gesichert. Auf dauernde Spukbesuche war man gefaßt. Es ist anders gekommen, und der Schreck lagert auf's Neue in unserer Stadt. Noch zwingt man sich zwar zu dem Anschein, als sey Alles, wie vorher; es werden keine Todtenlisten publicirt, aber desto ängstlicher ist die Nachfrage nach den geführten, und Jeder weiß die ansteigende Zahl der Krankenanmeldungen und Sterbefälle. Nach der fürchterlichen Hize ist zwar jezt Kühlung, sogar Kälte eingetreten und damit einige Hoffnung auf Besserwerden; die ersten Rückwirkungen des Umschlags sind aber noch traurig genug. Lassen Sie mich etwas übergehen, dessen graue statistische Seite die Zeitungen, früher als diese Zeilen zum Druck gelangen, aufnotirt haben werden. Vor charakteristischen Zügen, die hieher gehören könnten, möge uns ein günstiges Geschick bewahren. Ich möchte meinen diesmaligen Bericht nicht mit diesem trüben Gegenstande schließen, und erwähne deßhalb, wie auch von hier aus dem Göttinger Jubiläum ein ansehnlicher Besuch zugedacht ist, nachdem man einige Zeit der Meinung war, die hannöverschen Verhältnisse würden den Glanz des seltenen Festes dermaßen dämpfen, daß es für Fremde gerathener wäre, ganz davon zu bleiben. — Zum Schluß mache ich Ihre Leser auf ein interessantes Curiosum aufmerksam. Eben ist bei Riegel in Potsdam eine Sammlung Sagen und Mährchen aus Potsdams Geschichte und Vorzeit erschienen. Verfasser ist der Hauptmann von Reinhard, Sohn des lezten von der Caesarea majestas gekrönten Poeten weiland römisch deutschen Reiches, Carl von Reinhard, der als Herausgeber des Bürgerschen Nachlasses bekannt ist. Die Stadt Potsdam scheint so wenig zu Traditionen Stoff zu bieten, und doch finden sich in der Sammlung treffliche Sagen, mit dem echten Typus der Volkserfindung. Auch die Darstellung ist einfach und charakteristisch. Freilich auch manche Hülsen unter den Körnern.

Beilage: Literaturblatt Nr. 95.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 226.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 21. September 1837.

— Bei Ehren bleiben
Die Orakel und gerettet sind die Götter.
Schiller.

Türkische Sitten und Regierung.

Aberglauben.

Die Türken stecken voll Aberglauben, um so mehr, da die Regierung durch öffentliches und feierliches Beispiel dazu mitwirkt. Dieser Aberglauben ist tatarischen Ursprungs und auf ihren Eroberungszügen haben ihn die Türken noch in jedem unterworfenen Lande vermehrt. Ihre Armeen gehen nicht vorwärts, ihre Flotten rühren sich nicht, wenn nicht vorher das Horoscop gestellt worden ist und gut gesprochen hat. Bei allen nur einigermaßen außerordentlichen Unternehmungen muß der Sultan vorher seine Astrologen über den Scherof-saaf oder den günstigen Augenblick fragen. Alle Türken glauben steif und fest, daß manche Leute Glück, andere dagegen Unglück bringen. Diese nennen sie Ogursuz, jene aber Ogurlu. Wehe dem Ogursuz, der über die Straße ginge, wo eben ein feierlicher Aufzug herbei kommt; er würde auf der Stelle erschlagen. Edelsteine üben auch großen Einfluß auf die, welche sie tragen. Dem Smaragd und Sapphir schreiben sie viel Böses zu, gar Gutes hingegen dem Diamant, Lapislazuli, dem Rubin, Jaspis und Karniol, besonders aber dem Türkis. Alle diese Steine schützen vor dem „schlimmen Blick.“ Ein Pferd mit einem weißen Fleck auf der Stirn ist durchaus Unglück bringend; wäre es auch noch so schön, so taugt es doch nichts in den Augen der Türken. Gar sehr nimmt man sich in Acht, sein Petschaft von einem Mann stechen zu lassen, der unter einem bösen Stern geboren seyn soll; lieber läßt man es von einem machen, der viel weniger geschickt ist, dessen Arbeiten aber den Ruf haben méiménetlu zu seyn, oder Glück zu bringen. Unter den Haupttönen der persischen Musik ist einer, den die Türken nie hören lassen; denn sie sind fest überzeugt, es bringe Unglück, wenn man ein Stück in diesem Ton sänge.

Die Santons stehen in großer Verehrung bei den Türken, wenn sie ihr Handwerk nur mit Geschick zu treiben und die Schwachen gut an der Nase zu führen wissen. Man nennt sie Evlivas oder Heilige. Es gibt keine Dummheit und Abgeschmacktheit, die nicht in Ansehen käme und geglaubt würde, wenn diese Leute sie aussprechen und versichern. Alle Vornehme und Hochstehende, die Paschas, Großvizirs und ersten Würdenträger des Reichs haben eigene Santons und fragen sie oft um Rath. Sie brauchen sie auch dazu, dem Volk Sand in die Augen zu streuen. Der berühmte Yussuf-Aga, Intendant bei Sultans Selim Mutter, kaufte nach dem Rath seines Santons mehrere Lebensjahre von seinen Schmeichlern zu verschiedenen Preisen. Es wurde darüber eine Urkunde ausgefertigt und vom Käufer und Verkäufer und den Zeugen unterschrieben; so glaubte sich Yussuf-Aga im sichern

Besitz von vierhundert Lebensjahren. Drei Jahre hierauf wurde ihm der Kopf abgeschnitten, und unter seinen Papieren fand sich der Contrakt über sein langes Leben; ich habe ihn selbst gelesen.

Der jetzige Sultan war 1812 in Gefahr, Thron und Leben zu verlieren, weil die Janitscharen bemerkt hatten, er wolle sie abschaffen und vernichten. Um ihnen zu imponiren und sie irre zu führen, ließ er einen Greis Namens Ebn-Suond von Jerusalem nach Konstantinopel kommen, der in dem Ruf stand, ein großer Heiliger zu seyn. Die Pfortenminister und der Großadmiral Huchren-Pascha kannten die geheime Absicht des Sultans und sprengten unerhörte Dinge von den Wundern aus, die der Heilige auf seinem Weg vollbracht haben sollte. Die Türken in der Hauptstadt warteten mit Ungeduld auf ihn, besonders Lahme und Blinde. Endlich kam er an. Alle Pfortenminister, Würdenträger des Serails und Ulemas besuchten ihn, um von seiner Heiligkeit etwas auf sich ausströmen zu lassen. Der Sultan selbst ging incognito zu ihm, unterhielt sich lange mit ihm, und als er wieder weggehen wollte, hing ihm der Alles wissende Heilige eine Hirka, d. h. eine Art von Mantel um, wie Mahomet getragen. Der Sultan war darüber entzückt und voll Freude und ließ aussprengen, der Heilige habe ihm eine lange, glückliche Regierung versprochen. Dieser Ebn-Suond war ein abgefeimter Schelm, aber schlau und überdies ein geschickter Bauchredner, was ihm sehr zu statten kam und woraus er großen Vortheil zog. Der Vater des Großmuftis, selbst ein hoher Geistlicher, veranlaßte mich einmal, mit ihm zu Ebn-Suond zu gehen. „Komm mit mir," sagte er, „der Heilige wird dich gewiß gut aufnehmen und dir eine Stelle anweisen neben dem Großvizir und dem Großadmiral: diese Herren besuchen ihn incognito alle Tage und bei ihm lassen sie Rang und Macht bei Seite." Diese gefährliche Gleichheit schmeichelte aber meiner Eigenliebe nicht und ich ging nicht auf seinen Vorschlag ein.

In der Türkei ist's nützlicher wahnsinnig als klug und weise zu seyn. Je stärker und ausgesprochener der Wahnsinn ist, desto mehr verehren ihn die Leute. Der Verstand ist ihnen eine menschliche Berechnung auf eine Zukunft, die sich nicht bestimmen läßt; der Wahnsinn hingegen spricht die göttliche Weisheit aus, welche alle Welten und die Unermeßlichkeit der Zeiten umfaßt. Die Wahnsinnigen zerfallen in zwei Abtheilungen. Einige sind zur Vorhersagung des Guten, Andere zur Vorhersagung des Schlimmen inspirirt. Jene werden wie unmittelbare Organe der göttlichen Güte betrachtet und daher überall sehr freundlich aufgenommen; die Andern aber scheinen den Türken Werkzeuge des göttlichen Zorns; man fürchtet, aber schont und vermeidet sie; ihre Person ist unverletzlich und selbst ihre abscheulichsten Handlungen werden geduldet; ihre Lästerungen gegen Gott und die Religion verabscheut man zwar, straft sie aber nicht dafür, wie Andere, die der Volkswuth nicht entgehen würden; denn nach der allgemeinen Meinung sendet sie Gott selbst als Geißeln der Menschheit. Diese glückliche Lage der Irren wird nicht selten benutzt: Leute die in ihrer Jugend nichts gethan und gelernt und im Alter kein Auskommen haben, sind klug genug, um die Narren zu spielen, wobei sie sich, wenn sie nur vorsichtig sind, trefflich stehen.

Der Aberglaube der Türken hat jedoch eine sehr gute Seite; denn ihm verdanken wir die Erhaltung mancher Gebäude aus dem Alterthum. Was dem christlichen Fanatismus der ersten Jahrhunderte, der Barbarei slavischer Horden, der Wuth der Kreuzfahrer und Lateiner, was später der Zerstörung der Venezianer, Genueser und Lord Elgins entging, wurde durch den Aberglauben der Sarazenen erhalten; denn sie hatten die feste Ueberzeugung, jedes alte Gebäude und Denkmal habe einen Gott oder Genius als Schutzgeist: ein gar freundlicher Gedanke, der vielleicht an Ort und Stelle aus der griechischen Mythologie übrig geblieben, oder eine unwillkührlich dem griechischen Genius dargebrachte Huldigung ist. Mit der Religion nahmen sie diesen Glauben von den Sarazenen an und stehen hinsichtlich der achtenden Schonung der griechischen Alterthümer noch jetzt weit über so vielen Fremden aus civilisirten Ländern, besonders den vandalischen Engländern, denen es ein Leichtes ist, ein schönes korinthisches Kapitäl, eine Statue oder eine Vase zu zerschlagen, um nur ein Stück davon mit nach Haus schleppen zu können. Als Lord Elgin das Fries des Pantheons ausbrechen ließ und die herrlichen Marmorquader bisweilen donnernd auf die Erde stürzten, stand der Pascha von Athen düster dabei, nahm zu Zeiten die Pfeife aus dem Mund und wischte sich die Augen; wer war hier der Barbar? Die Türken zerstören die Alterthümer nicht, aber sie thun auch nichts, sie zu erhalten, sie schützen sie nicht vor Wind und Wetter. In allen Ländern, wo fanatische Christen nicht verwüstend die Oberhand hatten, z. B. in Kleinasien, stehen noch ganz verlassene Städte voll Statuen, die keine Hand angerührt hat, als stumme und doch redende Zeugen einer Zeit voll Kunst, Genie, Regsamkeit und Pracht. Die Provinzen diesseits des Taurus, die ich alle durchreist habe, verdienen besonders die Aufmerksamkeit unterrichteter europäischer Reisender. So z. B. enthält die große Provinz Paphlagonien, türkisch Isfoni, mehrere verlassene Städte, deren Gebäude mit ihren Säulen, Basreliefs und Statuen noch stehen, als wenn die Einwohner wieder kommen würden; herrliche Denkmäler der Pracht der kappadocischen Könige und der römischen Kaiser.

Aphoristische Gedanken über einige Autoren und Bücher.

(Fortsetzung.)

Romantiker.

Die Romantiker werden selten; man muß sie aufkaufen wie altes Porzellan. Die Muse ist müde geworden, den Hippogryphen zu satteln zum „Ritt in's alte romantische Land;" denn sie merkte wohl, daß die Wenigsten dort wirklich anlangten, und daß die große Zahl sich's bequem machte und überall anderswohin klepperte, nur nicht in das romantische Land. Wieland selbst, der Erste, der diesen Ritt unternahm, verirrte sich auf eine so wunderliche Weise, daß er bei dem modernen Lusthäuschen Crebillons herauskam, nachdem er mit großem Ernst die Straße nach dem Pallaste Ariosts eingeschlagen. Dergleichen ist ärgerlich. Man konnte es der Muse nicht verdenken, daß sie, nachdem ein so erfahrener alter Ritter auf die falsche Fährte gelenkt, das schöne Roß nun nicht mehr jedem Anfänger vertrauen wollte, der sie darum ansprach. Goethe erhielt das stolze Thier, und man sagt, er soll wirklich ein Stück des verheißenen Landes gesehen haben. Wie dem auch sey, der Andrang wurde von nun an ganz gewaltig. Das einzige so schwer zu erlangende Roß genügte nicht mehr, es brachen zugleich ganze Heerschaaren auf, und unter diesem trunkenen Haufen gab es äußerst possierliche Gestalten. Sie machten bei ihrem Auszuge einen tollen Lärm, und als sie heimkehrten, nahmen die Druckerpressen in Deutschland einen ungewöhnlichen Schwung. Es wäre Unrecht, von diesen Helden mit Spott zu sprechen, da die meisten von ihnen bald nach ihrer Rückkunft eines jähligen Todes verstarben, und man den Todten billigerweise nur Gutes nachrühmen soll. Einige Nachzügler des Kreuzheeres sind jedoch dem allgemeinen Schicksal entgangen und leben und schreiben noch. Ihre Gebilde sind daran zu erkennen, daß sie immer noch in dem gemüthlichen, rosenrothen Schein sich bewegen, der Anfangs so verführerisch die Sinne einnahm. Man findet auf den Blättern dieser selten gewordenen Autoren noch immer die beliebten Klostermauern, die strengen Aebtissinnen, schmachtenden Nonnen, ehrenfesten Ritter; der alterthümliche Hof zu Worms und der Saal zu Speier spielen immer noch eine große Rolle, und das derbe, liebenswürdige Deutsch der Stallknechte wechselt mit den modernen Phrasen eines zarten Ritterfräuleins ab. Den Verehrern dieser Schriften wird noch immer dieselbe alte Laute vorgespielt, auf der die Finger des ehrlichen Baronets zur Freude Europas auf und ab fuhren; man bläst ihnen noch immer das beliebte Waldhorn vor, das seine ersten Klänge im „Franz Sternbald" ertönen ließ, und wie das Horn des Hüons seitdem die ernsthaftesten Leute tanzen machte. Das Alles ist noch nicht gänzlich dahingeschwunden.

Ueber die „Epigonen."

In diesem hübschen Buche findet man Alles, was man bei den Romantikern vermißte. Hier ist nicht „Geert und Nantje," sondern hier sind die Interessen der Gegenwart; hier nicht mehr der alte Saal zu Speier, sondern der Salon der modernen Zeit. Nebenbei macht man sich über den alten Saal zu Speier lustig, und das ist ganz gut. Ich hörte vor Kurzem im Lesekabinet eines vornehmen Badeorts folgendes Zwiegespräch. Doch muß ich zuvor den Hauptsprecher skizziren. Er glich vollkommen dem Prokurator im „Candide," der Alles tadelt, und für den man aus diesem Grunde leicht eine unbegrenzte Ehrfurcht empfindet; denn, denkt man bei sich, gleich dem guten Martin, wie unendlich gescheit muß derjenige seyn, dem Alles kleinlich und gering erscheint, was uns zur höchsten Bewunderung hinreißt. Mein Prokurator sah die gefüllten Bücherbretter an, wie ein ruhiger Bürger die anrückenden Reihen eines feindlichen Heeres ansehen würde, das da erscheint, um ihn aus seiner Ruhe und seiner Zufriedenheit herauszutreiben. Anfangs glaubte ich, er gehöre zu einer gewissen neuen Schule, deren Anhänger sich's zur Pflicht gemacht haben, selber nichts zu produziren, um mit desto mehr Muße über alles Produzirte herzufallen; allein seine Grundsätze und Ansichten stimmten nicht zu diesem Bilde. Es war in ihm kein Funke jenes Cliquengeistes, der so widerwärtig ist, und doch oft in seinen Wirkungen so ersprießlich. Er redigirte kein Tageblatt, und lobte nicht, um wieder gelobt zu werden; mit einem Worte, er gehörte nicht zu den „Strebenden." Es versteht sich von selbst, daß kein einziges Journal auch nur mit dem geringsten Wörtchen der Bücher, die er drucken ließ, Erwähnung that. Dies ist so natürlich; wo sollte man ihn auch hinthun? In die Spalten welcher Zeitschrift gehörte eine Feder, die lauter „unzeitgemäße Dinge" schrieb? Der Prokurator war ein unbrauchbares Möbel. Er rächte sich, wie gesagt, für diese vorsätzliche Nichtachtung dadurch, daß er Alles verdammte, was nur von ferne das Ansehen eines Buches hat, seine eigenen Bücher nicht ausgenommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hohenzollern-Hechingen, September.

Musikfest in Hechingen.

Den 6ten und 7ten dieses Monats fand die Feier des dritten Musikfestes des Schwarzwaldvereins dahier statt. Am

ersten Tag wurde unter Leitung des trefflichen und allgemein hochgeschäzten königlich würtembergischen Hofkapellmeisters Lindpaintner, mit bereitwilliger und kunstliebender Mitwirkung der eben so tüchtig, als fleißig einstudirten Liederkränze unserer befreundeten Nachbarstädte Balingen, Ebingen, Horb, Rottenburg, Rottweil, Sigmaringen, Tübingen und unsers Gesangvereins, denen sich viele einzelne Gesangfreunde von nah und fern anschlossen, so wie mit Unterstüzung der ersten Mitglieder der Stuttgarter, Karlsruher, Donaueschinger und unserer Hofkapelle, Händels Oratorium „der Messias" aufgeführt. Des grossen Meisters unsterbliches Tongemälde wurde mit einem Feuer, einem Geist, mit einer Präcision und Vollkommenheit gegeben, die nach allgemein kunstgerechter Anerkennung jede Erwartung überstiegen; auch ist diese Aufführung gewiß in jeder Beziehung als eine der gelungensten in dieser Art zu bezeichnen. Vierhundert-und-dreißig Sänger und Sängerinnen, gestüzt auf ein Orchester von hundert-und dreißig Mitgliedern, meist Künstlern ersten Ranges, erweckten in unserer schönen, zu diesem Endzweck wohl nicht ihres Gleichen findenden Stiftskirche, durch die Kraft und den Geist dieser höchst imposanten Aufführung des vielleicht größten und edelsten Tonwerkes, einen Eindruck, welcher hier nicht beschrieben werden kann, und allein dem Reich des Gefühls anheimfällt.

Die Solopartien waren unübertrefflich durch die Damen von Knoll, Haas, die Herren Vetter, Dobler und Pezold besezt. Im Orchester erblickte man unter Lindpaintners geistreicher Direktion die Hofkapellmeister Kalliwoda und Täglichsbeck, die Concertmeister Bohrer und Pechatscheck, so wie die in der Kunst hochgeschäzten Virtuosen und Künstler Beerhalter, Böhm, Gall, Krüger, Leitner, Neukirchner, Reuther, Ruthart, Gebrüder Schunke, Sendelbek, Wichtl, Wilkoszowsky, nebst vielen andern.

Das zweite Concert unter Täglichsbecks trefflicher Leitung war in seiner Art nicht minder interessant, sowohl durch die Wahl der Tonstücke, als auch durch die wahrhaft meisterhafte Exekution der Ensembles, wie der Solopartien, in welchen obbenannte Künstler excellirten und ungetheilten stürmischen Beifall ernteten. Ueberhaupt kann dieses schöne Fest im Gebiete der Tonkunst zu den erhabensten und vollkommensten gezählt werden. Das Zusammenströmen von Fremden war ungemein, die Theilnahme allgemein, der Kunstgenuß gewiß seines Gleichen suchend. Der Himmel begünstigte das Ganze, und auf Hohenzollerns erhabenen Zinnen, beim lezten Strahl der prachtvoll untergehenden Sonne, wurde dem Verein ein einstimmiz glühendes Lebehoch gebracht; möge er blühen, gedeihen, fortbestehen, und Harmonia, nur Frieden und Heil bringend, immer unter uns weilen.

Eine ausführliche Festbeschreibung wird demnächst erscheinen.

Aus der Schweiz, August.

(Fortsezung.)

Die schweizerischen Naturforscher in Neuschatel.

Das Hotel Rougemont de Loewenberg mit seinen herrlichen Sälen, Gärten, Gewächshäusern und Orangerien war den Gästen auf's Freundlichste geöffnet. Gespeist wurde in hesperischem Blüthenduft, in der mit Draperien und Blumengehängen geschmackvoll verzierten Orangerie. All dies Reizende hatten die in den Nebenzimmern gegenwärtigen Damen der Stadt selbst geordnet; eben so das treffliche Mittagsmahl, das unter ihrer unmittelbaren Leitung und nach ihren Angaben servirt wurde, und allen Gästen die Ueberzeugung gab, die Neuschatelerinnen seyen eben so liebenswürdig, als vorzügliche Hausfrauen, und zwar solche, die in der freien Uebung ihres Berufs ein Vergnügen, eine ehrende Pflicht finden, und dadurch den Gästen einen neuen, gar anmuthigen und erfreuenden Anblick gaben, den sie zu Haus gewiß rühmen werden, damit auch bei ihnen Aehnliches bei ähnlichen Gelegenheiten geschehe. Nach Tisch verbreiteten sich bis Abends die Fremden nach allen Seiten in der Stadt, sahen die zahlreichen Sammlungen der Wissenschaft und Kunst, die ihnen mit Liberalität offen standen, z. B. die schönen Gemäldecabinets von Roulet de Mezerac, Madame Coulon-Marval, von Pourtalès de Castellane, das Gymnasium, Museum, die Bibliothek, die öffentlichen Gebäude, den Lesecirkel, die Hallen u. s. w. Später, als es kühler geworden war, vertheilten wir uns in die anmuthigen, malerischen Thäler um Neuschatel herum. Abends acht Uhr vereinigte man sich wieder im Hotel Rougemont, wo die Stadt der Gesellschaft ein Souper gab, wobei diesmal nicht Damen, sondern die Bürgermeister und andere Mitglieder des Stadtraths mit freundlichem Wohlwollen und gastlicher Herzlichkeit die Honneurs machten, wodurch sie an die alten Zeiten und die alte Schweiz erinnerten. Die schönen Gärten waren anmuthig erleuchtet, und aus ihren Gebüschen tönte eine Musik, die uns bewies, daß der talentvolle Späth aus Coburg seit einigen Jahren den günstigsten Einfluß auf die Musik in Neuschatel übt. Zwischen durch wurden zur Vorbereitung der Trinksprüche kurze Reden gehalten, in denen sich die Anhänglichkeit an die Wissenschaft, wie die an das gemeinschaftliche schweizerische Vaterland aussprach. Dieser Abend hat eine Menge ungünstiger Vorurtheile gegen Neuschatel und seinen unschweizerischen Geist berichtigt. So zeigte sich denn hier neuerdings der große nationale Nuzen häufiger gastlicher Wissenschafts- und Kunstvereine in der Schweiz; nichts Besseres gibt es zur Abschleifung aller Extreme, Uebertreibungen und fixen Ideen im politischen und volksthümlichen Leben, als dergleichen Zusammenkünfte.

Der folgende Tag (der 25ste) glich dem vorigen, Basel-Stadt wurde als nächster Vereinigungsort festgesezt und Peter Merian daselbst zum Präsidenten gewählt. Nach Tisch schifften wir uns auf dem Dampfboot, dem Industriel, ein, das die Stadt zur Verfügung der Gesellschaft gestellt hatte. Darauf wurde nach dem classischen Weinland, dem Petit-Cortaillod, zu Alph. du Pasquier gefahren. Gleich nach der ersten Begrüßung theilten wir uns wieder in drei Sektionen. Die Geologen gingen in die Bergschluchten von Troirod, die Ornithologen besahen die schöne Sammlung ausgestopfter Vögel bei Herrn Vouga. Wen weder das Eine, noch das Andere anzog, der besuchte die großen Eisenwerke und Baumwollenfabriken des Obersten du Pasquier. Gegen Abend zog uns dieser liebenswürdige Wirth zu einem reichlichen Mahl, wo die Tische in einem schönen Baumgang dicht am See aufgestellt waren, und die Gläser lustig klangen unter dem Mitreden plätschernder Seewellen. In der heitersten Stimmung wurde spät wieder nach Haus gefahren.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 76.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 227.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 22. September 1837.

Vier Leben endet Ein Schlag —
Und morgen ist's Feiertag.
G. Schwab.

L'orage.

Imité de l'allemand de Gustave Schwab.

30. Juin 1828.

Enfant, mère, grand'-mère, aïeule au front qui tremble
Dans la chambre écartée aujourd'hui sont ensemble.
L'Enfant joue et la mère attise ses cheveux.
La grand'-mère au rouet file en baissant les yeux.
Près du poële l'aïeule en son fauteuil s'incline — —
Dieu! quel air étouffant et lourd sur la poitrine! . .

L'Enfant dit: c'est demain fête! . . je m'en irai
Jouer dans les buissons et je gambaderai!
Que je vais m'en donner sur les monts dans les plaines! . .
De mille fleurs je veux revenir les mains pleines.
Parmi les prés je sais un coin si beau, si doux! —
Comme la foudre gronde au loin! l'entendez vous?

La mère dit: demain, c'est fête patronale,
Nous aurons un brillant banquet dans la grand' salle,
J'ai moi même apprêté mes plus riches atours.
La terre tourne: après le chagrin, les beaux jours
Où le soleil luit d'or et rajeunit le monde. —
Entendez vous au loin comme la foudre gronde?

La grand'-mère dit: c'est demain solennité;
Mais, grand'-mère, on n'a ni gaîté ni jour fêté,
L'on file les habits, l'on travaille au ménage,
Vivre n'est que labeur sans fin, peine, esclavage;
Honneur à qui remplit ses devoirs envers tous! —
Comme la foudre gronde au loin, l'entendez vous? —

L'aïeule dit: demain, je crois, c'est grande fête,
Si la mort me voulait demain, oh! je suis prête!
Je ne puis plus chanter ni rire maintenant,
Je ne suis qu'un vieux meuble usé, triste et gênant;
Inutile, à quoi bon demeurer sur la terre? —
Voyez-vous, en tombant, comme la foudre éclaire?..

Ils ne l'entendent pas, ne voient pas sa lueur;
La chambre flambe ainsi qu'une torche qui meurt.
Enfant, mère, grand'-mère, aïeule au front qui tremble
Du même éclair frappés succombent tous ensemble,
D'un seul coup tous les quatre ont obtenu leur fin —
Morts! . . . — et demain? . . . c'est fête au village
demain!!

J. Létoublon.

Die noblen Passionen.

Von Wilhelm v. Chézy.

Das Zechen.

An der Tafel eines deutschen Fürsten erwähnte ein Gelehrter, als die Rede auf das Zechen kam, wie schon Tacitus berichte, daß die Deutschen dem Becher sehr gewogen seyen; da fragte ein grauer Edelmann: „Wie lange ist es wohl her, daß dieser Tacitus lebte?“ — „Ei, das mag bereits an die fünfzehnhundert Jahr her seyn.“ — „Nun denn,“ sprach der Ritter, „so wollen nicht wir es seyn, die ein so altes, gutes Herkommen in Verfall gerathen lassen.“ — Und seit jener wackere Deutsche getreulich das Seinige beitrug, der starken Väter Brauch aufrecht zu erhalten, sind wiederum drei Jahrhunderte vorübergegangen, und auch wir sind keineswegs gesonnen, das „alte, gute Herkommen“ abzuschaffen; laßt uns daher freisam und ohne Gefährde zechen, wie die edlen Vorfahren thaten; doch ferne bleibe dem fröhlichen Gelag der falsche Schalksknecht, der fürchten muß, daß ihm das treulose Herz auf die Zunge trete und der güldene Trank seine Anschläge verkundschafte, und vor Allem hütet euch vor jenen nüchternen, dem Anschein nach so ehrbaren Gesellen, die, wo der Becher kreist, nicht ehrlich mithalten, sondern statt dessen sich auf die Lauer legen.

Da wir aber nicht den vollen Brüdern und andern Bärenhäutern das Wort reden wollen, so müssen wir diejenigen ausnehmen, deren schwache Gesundheit oder zu große Jugend den Wein zu einem Feinde verkehrt, welcher, statt sie angenehm zu erregen und zu erheitern, nur ihren Kopf betäubt, ihre Sinne verwirrt, ihre Vernunft auslöscht und ihnen, zur Ausführung seiner bösen Rathschläge, die Rücksichtslosigkeit mit der Stärke des Wahnsinns einflößt.

Die Vorfahren, welche nichts so sehr als körperliche Kraft schätzten, sahen auch im Zechen eine Aeußerung, einen Wettstreit derselben und hielten es daher für einen Vorzug, andere darin überbieten zu können, für eine Feigheit, sich freiwillig für überwunden zu bekennen, wenn auch für keine Schande, überwunden unter die Tafel zu rollen. Heutzutage wird nur verlangt, daß bei vorkommender Gelegenheit ein rüstiger und gesunder Mann ehrlich mitmache, doch so, daß er noch einigermaßen seiner Sinne mächtig bleibe und daß er sich nicht zu einem Gewohnheitstrunkenbold gestalte, was zu dem Stand unserer jetzigen gesellschaftlichen Verhältnisse nicht mehr paßt. Vorzüglich gilt dies von ritterlichen Männern, welche einerseits, da die Ausbildung und Uebung der körperlichen Kraft zu ihrem Berufe gehört, auch beim Becher als unerschrockene Soldaten und Jäger sich tapfer halten sollen, und andrerseits, da feinere Sitten ihnen unerläßlich sind, nicht für volle Brüder gelten dürfen; ebenso ist dieser Grundsatz auch auf die Künstler anzuwenden, welchen es nicht zu verwehren, daß sie, die engen Grenzen des gewöhnlichen Lebens überschreitend, auch dem Wein huldigen, wie der Liebe, nur geschehe beides mit Geschmack, nach jenem großen, auch in dieser Hinsicht unübertroffenem Vorbild: Goethe, den wir als einen der ausgezeichnetsten Lebenskünstler bewundern, wenn auch dieser Vorzug, der ihn selbst beglückte, der Nachwelt gleichgültig bleiben kann, in so fern sie nur die hinterlassenen Werke, nicht den Dichter selbst in Anschlag bringt.

Der deutsche Adel zeichnet sich immer noch im Zechen vor seinen Standesgenossen in andern Ländern aus, wie schon vor Jahrhunderten; und auch hier müssen wir aus früherer Zeit wieder ein Muster erwähnen, dessen wir bereits bei anderer Gelegenheit gedacht haben: August den Starken, den nie ein Sterblicher niedergetrunken. Als ein kaum zwanzigjähriger Jüngling richtete er Venedigs edle Jugend bei den berüchtigten Abendschmäusen im Hause der Trompetina übel zu, ohne je die geringste Unbequemlichkeit davon zu spüren. Er hätte es leicht dem ehrenfesten Schweinigen nachgethan, der, als sein Fürst (wie er in seinen Denkwürdigkeiten berichtet) von ihm bei einem Bischof behauptete, er würde den Schwenkkessel von fünf Maß wohl auf einen Zug leeren können, bescheidentlich hinter die Thüre trat, zur Probe das Kunststück unternahm und dann hervorkommend sagte: „Ihre fürstliche Gnaden, ich glaube mich dessen unterstehen zu können; laßt nur füllen!“ — In Polen hat August auch manchen guten Zug gethan und noch lebt jenes sonderbare Sprichwort: „Quand Auguste boit, la Pologne est ivre!“

Das Zechen ist ein geselliges Vergnügen, und ein Mann, der für sich allein mehr trinkt, als just der Durst erfordert, ist entweder schon sehr versunken, oder — ein Britte. Die Engländer nämlich tragen eine gewisse Scheu vor fremden Gesichtern und ziehen deßhalb die Einsamkeit der Gesellschaft unbekannter Leute vor, während im Gegentheil die Franzosen um jeden Preis mit andern zu verkehren suchen und z. B. an einer Wirthstafel den Champagner als Vermittler herbeirufen, den ein Sohn Albions, so ihm die Laune ankommt, für sich allein schlürft, nachdem er sich allenfalls noch über die Frage des Kellners: „wie viel Gläser?“ verwundert. Unter guten Freunden aber wissen die Engländer recht wacker zu zechen; nachdem von der Tafel die Damen aufgestanden, geht die Flasche munter im Kreise, die Gesundheiten werden ausgebracht und die Fröhlichkeit, der Fesseln entledigt, regt und bewegt sich. Da die Gläser jedoch nach alter Sitte immer auf Einen Zug geleert werden müssen, hat man den Ausweg ergriffen, sie nicht voll zu schenken, während bei uns das Leeren auf Einen Zug so ziemlich abgekommen ist, wie das ehemalige Zutrinken und Bescheidthun,

daß eine große Last war; einst gab es Verbote dagegen, die aber nichts halfen, so lange sie noch mit den Sitten im Widerspruch standen, wie der Reichstagsbeschluß vom Jahr 1500, der bei vollen Bechern verspottet ward.

(Der Beschluß folgt.)

Aphoristische Gedanken über einige Autoren und Bücher.

(Fortsetzung.)

Eines Morgens fand ich den Prokurator allein im Lesezimmer mit dem obigen Buche beschäftigt. Er hielt es zwischen seinen dicken Fingern und ließ die Seiten mit einer unglaublichen Geschwindigkeit an sich vorübergleiten. Dabei sang er eine Opernarie, schnupfte Tabak, spielte mit zwei sehr artigen Blenheim-Spaniels, lorgnettirte nach den vorübergehenden Morgenspaziergängerinnen und verzehrte zugleich ein filet mignon de poulet. Das war die Art, wie der Prokurator Bücher las; konnte er es nicht auf diese Weise, so that er's gar nicht. Nach einer kleinen Weile trat ein Freund herein, sezte sich auf den Stuhl, von dem der Prokurator aus besonderer Rücksicht seine Füße herabgleiten ließ, und es begann folgendes Gespräch: „Sie lesen was Neues?“ — „Ja.“ — „Und Sie finden es?“ — „Teufelmäßig schlecht; verfehlt im Plan, wie in der Ausführung.“ — „Wie gewöhnlich.“ — „Dennoch kann ich Ihnen sagen, daß das Buch von guten Gedanken wimmelt und daß es in einem ganz allerliebsten Styl geschrieben ist.“ — „Ach,“ sagte der Fremde und griff in die dargebotene Dose des Prokurators, „wer von uns wüßte nicht, daß ein Buch ganz teufelmäßig schlecht und dabei ein vorzügliches Werk seyn kann?“ — „Sie sind spottsüchtig,“ erwiderte der Prokurator und verschlang dabei ein ungeheures Stück Poulet; allein ich bleibe bei meiner Behauptung, es werden keine Bücher mehr geschrieben, die es verlohnten, seinen Daumen und Zeigefinger an Pappendeckel und Druckpapier täglich auch nur eine Stunde zu reiben. Ich sage Ihnen, Petrarka war der lezte, der einen guten Vers machte; in dem Kopfe Shakespeares, will ich Ihnen zugeben, keimte die lezte wahrhaft dramatische Idee, Cervantes schrieb den lezten guten Roman — alles Späterfolgende ist Nachahmung und das Kommende wird eine Nachahmung einer Nachahmung seyn, wenn nicht das Mittel eintrifft, von dem allein Rettung zu hoffen ist.“ — „Und dieses Mittel?“ — „Dieses Mittel sind die Barbaren.“

Es entstand eine Pause, während welcher der Zuhörer den Prokurator staunend ansah. „Aber,“ fuhr dieser fort, und zog dabei die Brauen in die Höhe, „es müssen Barbaren von der echten Sorte seyn. Verstehen Sie mich, Lieber? Ha, wie wollte ich da mit Freuden selbst Hand an's Werk legen und den Feuerbrand in jene fluchwürdigen Kabinette schleudern, die sich Lesekabinette nennen!“ Hiemit glühten die Augen des Prokurators ungewöhnlich, und er erhob den Schenkel seines Poulet drohend, als wollte er ihn mit allem Nachdruck in den Jabot seines Gegners schleudern.

„Sie würden doch einige Bücher retten wollen?“ fragte dieser bestürzt und ängstlich. — „Kein einziges. Somit würden die Runzeln aus dem Antlitz der Menschheit alle getilgt seyn, und unsere Nachkommen hätten wieder eine frische Jugend. O mein Freund, es ist grausenerregend, welch eine Last von Büchern beklemmend auf uns liegt! Welch ein Vergnügen muß derjenige gehabt haben, der zum ersten Male seine Ideen in einen Sack schob und diesen Sack „Buch“ nannte! Sein Entzücken muß höchstens von den Gefühlen des Glücklichen übertroffen worden seyn, der zum ersten Male in diesen Sack griff, oder der das erste Buch las. Und als man zwei solcher Bücher beisammen hatte — wie merkwürdig! und vollends drei — welch ein wunderbares Ereigniß! und waren es fünfzig, so wurde eine Stadt deßhalb berühmt, und man eroberte sie wegen ihrer fünfzig Bücher.“ — „Sie sind witzig,“ erwiderte der kleine Mann ruhig; „aber sagen Sie mir, wie finden Sie diese Brühe?“ — „Nicht sonderlich; doch wieder auf unser Buch zu kommen,“ rief der Prokurator mit einer Miene voll Wichtigkeit. „Wissen Sie wohl, daß es das beißendste Epigramm auf die Demokratie enthält, das ich seit langer Zeit gelesen habe?“ — „Ach, was Sie sagen! Der Verfasser steht doch gerade nicht im Rufe eines so scharfen Parteigängers?“ — „Ich verehrte ihn bis jezt nur als Dichter,“ rief der Prokurator; „aber urtheilen Sie selbst, ob ich nicht Recht habe. Die Lehre des Buchs ist augenscheinlich diese: Ein Roturier kann, nach den Verhältnissen, wie sie jezt bestehen, allenfalls Gold gewinnen, er kann Fabriken anlegen und scheinbar sogar den Adel an Macht überflügeln; aber dieses hindert nicht, daß er immerdar heimlich die Dupe des Adels bleibt, der zwar von ihm sich willig seine Reichthümer abnehmen läßt, dafür jedoch an den hübschen Frauen der Fabrikherrn sich schadlos hält. Die Lehre ist verdammt beißend und im übermüthigsten Stolz der Kaste gegeben. Der Adel geht unter, gut; aber die Canaille soll wenigstens auch nicht triumphiren. Dafür ist gesorgt, daß sie, auf ihren Geldkasten sitzend, den Todesstoß erhält.“ — „Das alles erregt meine Neugier. Erklären Sie sich etwas deutlicher über dieses sonderbare Buch; ich bitte.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Madrid, August.

Theater der Hauptstadt.

Es gibt zwei Theater in Madrid, de la Cruz und del Principe genannt, welche sich weder durch Schönheit, noch durch Größe oder Glanz auszeichnen; das eine wird meist für die italienische Oper benuzt, das andere für die spanische Comödie. Noch unvollendet ist das neue große Schauspielhaus, so wie der prächtige königliche Pallast selbst, dem es gegenüber liegt, und wie so manches andere Werk auf der Halbinsel, das vor der Vollendung Ruine wird. Auf den Schöpfungen und dem Leben Carls V. scheint überhaupt ein Fluch zu ruhen. Ein viertes, kleineres Theater kommt nicht in Betracht. Als ich zum ersten Male die Comödie in Madrid besuchte, wurde unter Anderm ein kleines Stück dargestellt, das auch die deutsche Bühne hat, jene Geschichte von einem armen Componisten, der im ärgsten Elende seine reiche Tochter wiederfindet, in welche sein Unglücksgefährte, ein armer Poet, verliebt ist. Es wurde unter dem Titel: „El compositor y la estrangera," auf dem Theaterzettel sehr gepriesen, und obgleich Manches darin auf Spanien nicht paßte und daher bei der Darstellung verfehlt wurde, machte es lebhaften Eindruck. Mich rührte es innig; es rief Bilder aus der Kindheit und dem Vaterlande in mir auf. Auch etwas Geschmackloses kann unter Umständen das Herz mit wehmüthigen Erinnerungen erfüllen und Thränen in das Auge locken. Einige Tage später sah ich eine moderne Tragödie, Jacob II. betitelt, welche zum ersten Male gegeben wurde und den ganzen Abend ausfüllte. Es sollte darin die Periode der englischen Geschichte geschildert werden, wo die Regierung aus den Händen Carls II. in die Jacobs übergeht. Der Verfasser gab sich als ein Exaltirter zu erkennen; denn einmal waren überall moderne liberale Floskeln angebracht, welche, wie drollig sie sich auch oftmals im Munde jener historischen Personen ausnahmen, doch stets mit Begeisterung aufgenommen und beklatscht wurden, und dann mußten sich auch die Jesuiten auf das Gröbste mißhandeln lassen. Wenn jener berühmte Orden solche Schwachköpfe zu Mitgliedern gezählt hätte, wie sie die modernen spanischen Comödien aufführen, nie könnte er seinen großen Ruf erlangt haben! Das Publikum unterließ nicht, jede Anspielung, welche die heilige Brüderschaft oder ihre Prätentionen lächerlich machen sollte, mit Beifall zu überschütten; wahrhaft ungestüm wurde das Klatschen, als der Jesuit, den neuen König, welcher von Vereinigung des „Throns und Altars" sprach, unterbrechend, sagte: „Nein, Sire, des Altars und Throns!" Dieses Witzes wurde sehr lobend in einer sonst Vieles rügenden Kritik des Stückes erwähnt, welche des andern Tags in einer Zeitung erschien. Sonderbarerweise habe ich in den beiden einst vorzugsweise katholischen Städten, in Brüssel und Madrid, dieselbe Sucht im Publikum gefunden, über die Geistlichkeit, besonders über Mönche und Ordensbrüder, loszuziehen; jedes Wortspiel auf Kosten dieser Leute kann auf sichern Beifall rechnen. Aus ästhetischem Gesichtspunkte betrachtet hat das Stück keinen Werth; wenig Handlung, viele Deklamation, welche kalt läßt. Vom Wesen des Tragischen haben überhaupt die heutigen spanischen Dichter keinen Begriff; sie ahmen in dieser Beziehung durchaus die moderne Romantik in Frankreich nach. Der eigentliche Zweck des fraglichen Stücks scheint nur zu seyn, die große Sympathie an den Tag zu legen, welche das gebildete Spanien im Allgemeinen für England fühlt. Es strozte von Lobeserhebungen des englischen Volkes und der englischen Freiheit. Weil die Franzosen seit vielen Jahren Spanien täuschen und das größte Unheil über dies Land brachten, sind sie fast durchgehends verhaßt, wo nicht verachtet; der Name Engländer aber ist gegenwärtig hier die beste Empfehlung. Man hielt mich zu wiederholten Malen meiner nordischen Körperbildung wegen für einen Ingles, und überhäufte mich mit Beweisen von Achtung und Aufmerksamkeit. Um dann die Leute wieder rasch von mir zu entfernen, brauchte ich bei der ersten Gelegenheit nur zu sagen, ich sey ein Preuße; wer hier den Prusiano nicht haßt, bedauert oder verachtet ihn, weil man nur Unwahres von Preußen kennt. Von Deutschland hat man ganz verschiedene und höchst sonderbare Ansichten. Man hält es für ein Land voller Kuriositäten, und ist begierig, etwas davon zu erfahren. Neulich lud mich ein spanischer Arzt ein, zu ihm zu kommen und ihm recht viel von Deutschland zu erzählen, wo noch die uralten patriarchalischen Sitten herrschten.

Noch will ich heute von einem andern neuen Drama in acht Akten und in Versen reden, welches der erste dramatische Versuch eines jungen Dichters seyn soll, der Don Patricio de la Escosura heißt, und dessen erste Vorstellung von 8½ Uhr bis nach Mitternacht währte. Es ist eine Marter, vier Stunden lang ein Drama abhaspeln zu sehen, worin fast immer nur dasselbe geredet und gehandelt wird, mögen darin auch die wohlklingendsten Verse vorkommen. Es hat seinen Titel „la corte del buen Retiro" von dem Orte der Handlung. Der Retiro ist ein königliches Schloß zu Madrid unweit des Prado mit einem großen, schönen Parke, welcher mit dem Prado in Verbindung steht, und wie dieser fast zu jeder Stunde, besonders jedoch Abends, von Spaziergängern belebt ist. Unter den vielen im Drama vorkommenden Personen sind in Wahrheit nur vier redende und eine handelnde. Die ersten sind ein spanischer König aus dem Hause Oesterreich, seine Gemahlin, eine Bourbonische Prinzessin, ein junger Graf, der die Königin liebt und von ihr geliebt wird, und ein Jesuit, welcher die Reden und Handlungen der königlichen Gemahlin belauert. In den drei ersten Aufzügen geschieht nichts, als daß die beiden Liebenden sich aufsuchen und die Eifersucht und der gerechte Verdacht des Königs sich kund geben. Im vierten Akte entlarvt sich der Jesuit, indem er der Königin seine heftige Leidenschaft zu ihr erklärt und droht, dem Könige schriftliche, von ihm aufgefangene Beweise ihrer Liebe zum Grafen zu übergeben, wenn sie sich seinem Verlangen nicht füge. Man glaubt die Hauptkatastrophe und das Ende des Stückes nahe. Im fünften Akte dringt die Königin Nachts in das Schlafgemach des Jesuiten, der über der Entwendung jener wichtigen Papiere erwacht. Eine Kraftscene folgt: der Jesuit, vor dem Dolche der Königin zitternd, zeigt, daß er eben so feige als häßlich ist. Die Rache des Königs und des Jesuiten füllen dann die drei lezten Aufzüge aus. Die Königin hat nämlich dem Grafen eine geheime Zusammenkunft versprochen. Der König, davon vom Jesuiten in Kenntniß gesezt, stellt mit eigener Hand einen rothgekleideten Henker an den zum Rendezvous bestimmten Ort. Diese einzige handelnde Person erdolcht den Grafen bei seinem Eintritte. Mit dieser Handlung ist das Drama zu Ende. Von Poesie ist bei diesem Stücke keine Rede; aber man vermißt selbst jenen zarten Takt, der doch sonst in der spanischen Poesie und Galanterie gewöhnlich ist. Die Königin spielt bei aller Sentimentalität eine höchst unwürdige Rolle; der Graf ist eine der unschuldigsten Personen, und ihn allein trifft Strafe.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 96.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 228.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 23. September 1837.

Laß sie nur Alle, so frißt einer den anderen auf.

Goethe.

Aphoristische Gedanken über einige Autoren und Bücher.

(Fortsetzung.)

So hören Sie. Das Buch ist sehr allegorisch gehalten; es ist voll symmetrischer Gegensätze, und desto sicherer kann man annehmen, daß es dem Verfasser darum zu thun ist, eine gewisse Lehre zu geben. Zwei Hauptmassen zeigen sich in der architektonischen Anordnung: ein Fürst und sein Hof und ein reicher Fabrikherr mit seiner kaufmännischen Umgebung. Mitten innen, beides verbindend, steht ein kleiner Pavillon für die Liebe, allein er ist ziemlich mesquin gerathen. Der Baumeister fand nicht mehr Platz vorräthig, vielleicht glaubte er auch, daß die Zeit selbst den Pavillons nicht mehr ganz günstig sey, und er verlegte darum den seinigen an eine Stelle, wo der stille Gottesdienst der darin Feiernden einerseits von den rauschenden Schwungrädern der Fabrik, andrerseits von dem Geplauder der Hofschranzen gestört wird. Für den Helden des Romans sind bequeme Treppengänge gebaut und er kann trockenen Fußes aus der Fabrik in den Hofsalon und aus diesem wieder zurück in die Fabrik gelangen. Zwischendurch ruht er im Pavillon wieder aus.

Aber es ist noch die Frage, ob er der Held ist. „Frei athmen macht das Leben nicht allein!“ sagt Iphigenie, und „Zuschauen macht den Helden nicht allein,“ könnte man hier ausrufen. Wie jede der großen Personagen in der alten französischen Tragödie ihren Confident mit sich vor die Lampen bringt, so ist's Mode geworden im Roman, daß sämmtliche Mitspielende sich einen und denselben Confident halten, und das ist der Held. Man begreift, daß die Rolle ziemlich ihr Langweiliges und Beschwerliches haben muß. Oft ist's nöthig, daß der arme Vertraute Arm und Bein breche, damit der Autor Gelegenheit bekomme, ihn in ein Schloß zu bringen, wo gerade Jemand eines Vertrauten bedarf; noch öfter bildet sich der arme Schelm ein, daß man ihn liebe, und die Schöne benuzt ihn nur, um unbemerkt ihren Gefühlen für den abwesenden Geliebten Raum zu geben. Es ist ein hartes Stück Brod, das solch ein gutmüthiges Stück von einem Helden genießt. Zum Dank für seine übermäßigen Sklavendienste theilt ihm dann wohl noch der Autor, wenn der Roman zu Ende geht, das unbedeutendste Mädchen zu, das keiner von den andern hochmüthigen Personnagen haben will.

Herman genießt vor den Helden seiner Art des Vorrechts einer mysteriösen Geburt. Er verdankt sein Daseyn der Frivolität eines Adligen, die durch eine edle That eines Bürgerlichen sanctionirt wird. Somit ist er recht

eigentlich zur Mittelperson in dem Streit der Parteien geschaffen, aber er thut wenig dazu, diese Parteien zu vereinigen. Die Sache hat auch ihre Schwierigkeiten, und unser Held liebt nicht, sich übermäßig anzustrengen, wie wir schon bemerkt haben. Er ist ein getreues Abbild des politischen Juste=milieu. Er findet auf der einen Seite, daß ein hinreißender Zauber in der „Eleganz des Benehmens“ eines aristokratischen Cirkels liegt, auf der andern Seite macht er aber auch die Bemerkung, daß diese edlen Formen nicht wohl in ihrem Glanze bestehen können, wenn den Auserwählten das „geheimnißvolle Etwas“ abgeht, das derzeit in der Kiste des Plebejers ruht. Daß dieses sich nicht mit jenem vereinigen läßt, das macht den aufrichtigen Schmerz unseres Helden aus. Er grollt deßhalb ernstlich der Kiste des Plebejers, sezt sich aber dennoch zu guter Lezt in Besitz derselben, oder vielmehr der Autor schenkt sie ihm großmüthig, weil er nicht weiß, wo er eigentlich mit der fatalen Kiste hin soll.

„Ach,“ rief der Kleine ungeduldig aus, „was verstehen Sie, Bester, unter dieser Kiste? Sie kommen unnöthig oft, wie es mir scheint, darauf zurück. Soll das vielleicht ein Witz seyn?“ — „Durchaus nicht,“ entgegnete der Prokurator. „Um diese Kiste, um den soliden Besitz, um die reelle Macht dreht sich das Ganze. Die Frage, die der Autor aufwirft, scheint die zu seyn: Wenn wir die poetischen Illusionen und die großen Erinnerungen, auf die der Adel fußt, vernichten, welche Macht im Staate verdient dann an die Stelle zu treten? Die reichgewordene Industrie, das personificirte Geld? — Mit nichten. Hören wir den Beweis, den er führt. Ein durch die Zeitbedingnisse, zum Theil auch durch eigenes Verschulden herabgekommenes Fürstenhaus steht gegenüber einem ehrlichen, reichgewordenen Bürger, der seinen Stolz darein sezt, nicht mehr seyn zu wollen, obgleich seine Reichthümer unermeßlich sind und ihm ein günstiges Ungefähr selbst das Besitzthum des Fürsten in die Hände spielt. Er bleibt in seiner Fabrikstadt, er ändert nichts an seinem Haushalt, er fühlt sich sicher, denn er weiß, daß er mit seinen schnarrenden Rädern, mit seinen dampfenden Kesseln und unter den unermüdlich sausenden Maschinen ein Mann der Zeit ist, daß er nothwendig, unentbehrlich ist, und so schaut er aus dem kleinen Fenster seines Comptoirs ruhig auf die versinkenden Ruinen des Adelsschlosses oben auf dem Berge. Dort ist die Illusion zu Hause, dort säumen goldene Abendwolken das ewig junge Bild der Poesie. Edle, aber schwache Menschen suchen auf dem halb zertrümmerten Altar die heilige Flamme zu schützen, aber sie erlischt ihnen unter den Händen. Ihre Verzweiflung ist grenzenlos. Das ist der Adel, das ist der Bürgerstand des neunzehnten Jahrhunderts, so wie unser Autor sie aufzufassen für gut befunden hat.“ — „Ich sehe hier noch immer keinen entschiedenen Vorzug, den der Verfasser dem Adel gegeben,“ warf der Kleine ein. „Warten Sie nur,“ entgegnete der Prokurator mit wichtiger Miene, „die Hauptsache kommt nach. Der Bürger triumphirt, aber er ist doch nicht ganz personifizirtes Geld, unser Autor hat ihn auch mit Gefühl ausgestattet, er hat eine äußerst verletzbare Stelle, und das ist die Liebe seines Weibes. Sie ist gestorben, aber er baut ihrem Andenken ein paar verunglückte Denkmäler, und die Treue dieses seltenen Wesens ist ihm das Heiligste, worauf er schwört. Das ist rührend, werden Sie mir zugeben, und wahrhaft grausam ist der Streich, den unser Autor gerade gegen diese schwache Stelle jezt führt. Er läßt den Armen die Entdeckung machen, daß dieselbe treue Gattin heimlichen Umgang mit dem Fürsten gepflogen und daß der einzige Sohn des Kaufmanns ein Bastard ist. Diese Enthüllung geschieht in dem Augenblick, als dem Fabrikherrn die größten Schätze zufallen und der gewonnene Prozeß ihm die Güter des Fürsten zuwirft. Ihr Besitz wägt die fürchterliche Nachricht nicht auf, die ihm den Todesstoß gibt. Er stirbt mit einem Fluch gegen den Adel auf den Lippen, dem es gelungen ist, sich auf die empfindlichste Weise zu rächen für die Wucherkünste, die ihm sein Besitzthum geraubt. Die Nemesis räumt auf: Zum Ueberfluß wird noch der junge Bastard in eine der Maschinen geworfen und kommt zwischen den Rädern jämmerlich um's Leben. Dies erinnert an die Wahlverwandtschaften, wo auch ein kleiner Wechselbalg, mit dem man nicht recht weiß wohin, auf ähnliche Weise zu Grunde geht. Herman und die Geldkiste bleiben nun übrig.“

(Der Beschluß folgt.)

Das Zechen.

(Beschluß.)

Daß von jeher das Zechen oft in das Laster des Vollsaufens ausartete, brauchen wir kaum zu erwähnen, so wenig als daß die gebrannten Wasser in neueren Zeiten diesem Laster den traurigsten Vorschub leisteten; schweigend wenden wir den Blick von der niedrigen Ausschweifung und ihren Folgen, und betrachten nur die fröhliche Abweichung vom Pfad strenger Nüchternheit, den bemitleidend, der sich das versagt, was die Natur ihm so gütig darbietet, um sein Herz zu erfreuen.

Den Wein verachtet übrigens keines der Völker, die ihn ziehen; Spanier und Italiener trinken sogar sehr viel, und haben Unrecht, die Nordländer unmäßig zu schelten, denen der feurige Saft schneller zu Kopf steigt als ihnen, die für so nüchtern gelten wollen, bloß weil

die Gewohnheit sie mehr vertragen lehrte, denn ein Neapolitaner z. B. nimmt im Tage eine weit größere Masse Weins zu sich, als der Schweizersoldat, der, ein Spott der Kinder, am Abend der Kaserne zutaumelt. So ging es in Wälschland auch unsern Vorfahren, und seit Jahrhunderten heißen deßhalb die Deutschen dort Trunkenbolde. Einige Deutsche haben in Italien jedoch die Tugend der Mässigung gelernt, die mehr werth ist als die Mässigung an und für sich; so haben Manche sich vom heiligen Vater Schutzbriefe ausstellen lassen, auf daß Niemand mehr sie nöthigen dürfe, über ihren Willen Bescheid zu thun; andere haben daheim eine Urgicht ausgestellt und Urfehde geschworen, daß sie sich mässigen wollen auf eine gewisse Zeit, oder für immerdar, gewöhnlich unter Strafgeding, aber nie bei ihrem Ehrenwort.

Während jedoch heutzutage Leute von Erziehung stets mit einer gewissen Auswahl den Freuden des Bechers zu huldigen pflegen und somit das Zechen als eine noble Passion treiben, gibt es auch noch viele, welche das Saufen als eine Aufgabe ihres Lebens zu betrachten scheinen; namentlich trifft dieser Vorwurf ganze Gesellschaften von Jünglingen, die, während sie die Hoffnung der Wissenschaft und Gelehrsamkeit vorzustellen berufen sind, ihre allenfallsigen Geistesgaben in den Dünsten wüster Räusche ersticken, bevor sie sich noch entwickeln können. Wir mögen es allenfalls nachsehen, wenn solche, deren Beruf in Feld und Wald, hinaus in die freie Luft zu fortwährender Bewegung und Anstrengung führt, sich öfter als eigentlich gut wäre, mit dem Zechen vergnügen; denn ob sie auch an jeglichem Abend mit schwerem Haupte sich zu Bette legen, so wendet doch ihre sonstige Lebensart die schlimmsten Folgen ab, oder verzögert sie mindestens; auch müssen wir den Offizier entschuldigen, der in die trockene Langeweile und Leerheit des Garnisonslebens durch häufige Anfeuchtungen einige Abwechslung zu bringen trachtet. Was aber soll aus denen werden, die, indem sie mit wüstem Haupte und verquollenen Augen sich am Morgen erheben, einen Tag sitzender Arbeit, des Lernens und der Sammlung vor sich sehen? Entweder werden sie im Katzenjammer die kostbare, so schmal zugemessene Zeit verlungern, oder ihrer Pflicht nachzukommen trachten, und dennoch nur ihre Nerven überreizen, ohne etwas Wesentliches zu leisten; und am schlimmsten ergeht es dabei den hochbegabten Geistern, wenn die starke Seele den aufgeregten und angestrengten Körper zur Folgsamkeit zwingt, und ihn so in unverhältnißmäßig kurzer Zeit aufreibt. Somit sind die Folgen jener Kameradschaften von Studenten, in denen fidele Brüder sich wie alte Kriegsgurgeln einander auf's Leder saufen, dreifach: sie machen ihre Mitglieder zu Taugenichtsen und Tagdieben, sie verwandeln die Fähigern in junge Greise, sie graben den Besten, so wie den körperlich Schwächern eine frühzeitige Gruft. So ist es auch schon vorgekommen, daß reifere Männer von ausgezeichneten Talenten durch die vereinte Aufregung des Weines und des geistigen Schaffens ihr Leben zerstörten, wie Mozart und Callot-Hoffmann.

Hiemit schließen wir diese flüchtigen Bemerkungen über die noblen Passionen, die so viel Freude und zugleich so viel Leid über die Welt bringen, und die so mächtig in alle Verhältnisse des Lebens eingreifen, daß es nicht in den Kräften des Verfassers stand, sie gründlich zu erörtern, wenn dies etwa auch sein Zweck gewesen wäre. Wir werden uns glücklich dünken, wenn es uns gelungen, ein müßiges Stündlein einem edlen Manne wegzuplaudern, der, auf ein thatenreiches Leben zurückschauend, dabei auch seiner noblen Leidenschaften denkt, und wie er sie geübt; noch mehr aber, wenn irgend ein Jüngling durch unsere Worte sich in dem Vorsatz gestärkt fühlt, auch in seinen Vergnügungen an adeligem Thun und Wesen festzuhalten, und nie über jene Schranken zu setzen, von wannen keine Rückkehr mehr ist. Vielleicht geschieht es auch, daß Einer oder der Andere von denen, die wir spielend zu belehren trachteten, zum Nachdenken über Verhältnisse angeregt wird, die er bisher keiner näheren Betrachtung für würdig hielt, und so die thatsächliche Darstellung in ihm bewirkt, was nie die Ermahnungen eines Sittenlehrers, und spät erst, oder zu spät, das Leben mit seinen blutigen Zurechtweisungen vermocht hätte.

Morgen- und Abendroth.

Des Tages Nahen, wie sein Scheiden,
Schmückt beides er mit goldnem Schein,
Und seine Wonnen oder Leiden
Malt er mit Purpurfarben ein:

Das Morgenroth, im Osten offen,
Es kündiget die Sonne an,
Erglüht, ein schönes Flammenhoffen,
Wie es sich nie erfüllen kann.

Das Abendroth, so rosig stille,
Von lichter Wolkenschaar umsäumt;
Der Abglanz nur von Freudenfülle,
Die du beim Morgenroth geträumt.

Für beide gibt die ferne Sonne
Die purpurgoldnen Strahlen her:
Doch einstens folgt auf Morgenwonne
Kein scheidend Abendroth uns mehr!

Emma v. Nindorf.

Korrespondenz-Nachrichten.

Madrid, August.

(Beschluß.)

Die spanischen Theater.

Dagegen hat das Drama viel Spanisches und zeigt nationale Eigenthümlichkeiten. In einem der Akte wird jenes elegante spanische Spazierengehen in dichten Reihen auf den Paseos, wie bei uns auf den großen Bällen, und das Leben und Treiben dabei sehr wahr dargestellt. Dies würde auf der Bühne eines andern Landes gar nicht verstanden werden. In einem andern Akte sieht man jene echt nationalen Belustigungen des spanischen Volkes. Man hört dabei die gewöhnliche Tanzmusik mit dem schreienden Gesange. Dies klingt eigenthümlich froh und schmerzlich, wie Mährchen aus uralter Zeit, welche im Volke noch lebendig geblieben sind. Es ist eine Leier ohne Variationen, und doch möchte man sie immer von Neuem hören. Das Schmettern der Castagnetten beim Tanz hat für den Spanier etwas unwiderstehlich Anziehendes. Auch der Tod des Grafen an sich, wie in der Art der Vollstreckung ist echt spanisch. So nur rächt sich der gemeinste wie der vornehmste spanische Eheherr, welcher sich in seinem Rechte gekränkt glaubt. Das ganze Stück athmet dabei die alte, steife Etikette und formelle Ehrfurcht der Spanier gegen den König: knieend naht man ihm, knieend nimmt man von ihm Abschied. Von diesem Drama las ich andern Tags in einem Baturrillo einer Madrider Zeitung eine sehr vortheilhafte Recension. „Wir sehen mit dem größten Vergnügen," hieß es darin, „daß man inmitten der Verwüstung, welche der Bürgerkrieg anrichtet, und während der unglückliche Zustand der Nation die Einbildungskraft von jedem andern Gegenstande abzulenken scheint, anfängt, das dramatische Feld mit auserlesenem Geschmacke zu bebauen, und dies läßt uns die gegründete Hoffnung fassen, daß das spanische Theater dereinst seinen alten Glanz wieder erlangen werde."

Alles, was in Spanien zum Theater gehört, ist liberal; schon weil die Kirche hier der Bühne feindselig gegenübersteht. Was die Kirche in diesem Lande unterdrückte und schmähte, das mußte nothwendigerweise in großer Verachtung leben. Kunst und Wissenschaft bringen an sich hier keine materiellen Vortheile. Der Buchhandel kennt keinen Verlag auf Spekulation; der Autor läßt seine Werke auf eigene Kosten drucken, und verliert meist dabei. Zum Drucke von Sammlungen von Liedern und andern Sachen verbinden sich gewöhnlich die Theilnehmer, bilden sich Vereine. Unter solchen Umständen, wo die äußere Existenz aller guten Köpfe von Gehalten abhing, welche entweder der Staat oder die Kirche anwies, konnten Kunst und Wissenschaft sich nur gelegentlich, im Auslande und mit Lebensgefahr an diesem Zustand rächen. So fehlte auch der spanischen Bühne immer mehr der Boden, auf dem sie sich allein national erhalten und entwickeln kann; zuletzt erschien sie bloß als ein Wiederschein der französischen, wie die ganze spanische Literatur, und verdiente endlich die Verachtung, in der sie früher durch den Einfluß der Kirche gestanden. Wie Alles in diesem Lande, ist auch die Bühne in neuem Ringen und Streben, und daß dies nicht vergeblich ist, beweisen die schon gemachten Fortschritte. Im Allgemeinen liebt der Spanier sein Schauspiel, und viel mehr als Musik und Oper. Die große Masse bewegt und entzückt ein Stiergefecht allerdings noch mehr; ein kühner Picador, mit seiner Lanze einem feurigen Stiere gegenüber, ein Matador oder Espada, der den Todesstoß geschickt führt, kann sie zu wahrer Begeisterung hinreißen; allein auch hierin hat sich schon Vieles verändert. Die spanische Sprache hat Rhythmus, ist klar, volltönig, reich, voll Humor und Kraft. Alles dies macht sie sehr geeignet für dramatische Dichtkunst und die Bühne. Die eigenthümliche Grandeza in ihr verleitet oft die Schauspieler zur Affektation, zur Karrikatur. Vieles im Aeußern haben die Mimen von ihren französischen Kunstgenossen angenommen, wie z. B. das ekelhafte, affektirte Zittern der Hände. Selbst das Gute der Franzosen wird hier durch Nachahmung schlecht. — Oftmals meinte ich Deutsche zu vernehmen, wenn ich von Weitem castillianisch sprechen hörte. Dies begegnet einem auch wohl mit andern germanischen Mundarten, nie aber mit den andern romanischen und ebensowenig mit den slavischen Sprachen. Der Grund davon ist, daß die spanische Sprache viele Gutturalconsonanten mit der deutschen gemein hat; dies gibt manche Aehnlichkeit im Ton, so verschieden sie auch sonst in jeder Beziehung sind. Die Italiener, Portugiesen und Franzosen betonen mehr mit den Lippen und dem Munde; die Spanier holen schon manche Buchstaben tiefer aus der Kehle, doch bleiben andere im Munde, die wir tiefer heraufholen, z. B. das r, welches sie mit einem bloßen Zungenschlage im Munde sehr weich aussprechen. Die Sprache des Engländers tönt noch tiefer, die des Deutschen am tiefsten. Wir sprechen am meisten aus der Brust, daher ist unsere Sprache die kräftigste, im Gesange die gewaltigste; sie sitzt auch am nächsten dem Herzen.

Auflösung der Räthsel in Nr. 222.

6. Tiefe. 7. Höhe. 8. Weite. 9. Enge. 10. Raum.

Räthsel.

(Zum Theil nach Haug.)

Die schwarz gekleideten Kinder
Auf weißen reinlichen Betten,
Bist du der glückliche Finder,
Der hier sie gewahret in Ketten?

Sie tanzen in ganzen Schaaren
Auf ihrem Bette den Reigen,
Und reih'n sich gerne nach Paaren,
Die nur von hinten sich gleichen.

Hier tanzen die Weibchen zusammen,
Mit Ausschluß männlicher Paare;
Dort tanzen die Männchen zusammen,
Mit Ausschluß weiblicher Paare.

Doch können die tanzenden Reihen
Sich weder drehen noch wenden;
Oft werden sie auch zu Dreien
Den Tanz beginnen und enden.

Das Bette besteht aus Lumpen,
Doch ist es mit Recht geachtet
Von dem, der minder nach Humpen
Als geistigem Trunke trachtet.

Denn in den Kindern versteckt sich
Wohlhabender Geister Fülle,
Und manches Räthsel entdeckt sich,
Hebst du die bekleidende Hülle.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 36.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 229.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.



Montag, den 25. September 1837.

Die Dinge, worüber wir lachen, haben immer nach unsrem Urtheil etwas Ungereimtes oder etwas Unmögliches.

Sulzer.

Ueber das Lächerliche.

Von F. L. Bährlen.

(s. Nr. 190–193.)

Zweiter Artikel.

So einfach das Hauptprinzip ist, auf dem das „Lächerliche“ beruht, so unendlich ist dessen Erscheinung, ja sie ist so vielgestaltig als die Welt, da diese allseitig lächerlich werden oder komisch aufgefaßt werden kann. Darum möge noch ein Nachtrag zu dem früher über diesen unerschöpflichen Gegenstand Beigebrachten gestattet seyn und mit Liebe aufgenommen werden.

Die Unterstellung des Concreten unter das Prinzip kann nicht oft genug vorgenommen werden, und es ist das angenehmste Geschäft des Geistes, ja sein innerstes Wesen, das Mannichfaltige auf den möglichst einfachen Ausdruck zu bringen; denn obwohl jedes Einzelne ein Recht an seine ausgesprochene Individualität hat, so ist es doch nur in so fern von Bedeutung, als in ihm große Gesetzmäßigkeiten des Daseyns auf eine normale Weise ausgedrückt sind; es kann nur dann Größeres wirken, wenn es als handelnd mit den durchgreifenden Gesetzen und Kräften der Welt in Verbindung tritt; es kann sich nur dann geistig höher stellen, wenn es in den unendlichen Gestaltungen des Seyenden die durchwaltenden Formen der Einheit wahrnimmt und durch das klare Medium der Sprache mittheilen kann.

Bei der Reflexion über das „Lächerliche“ mag die Schule ihre Neigung zum Schematisiren und Classifiziren üben; wir begnügen uns bei seiner Betrachtung mit einer zwanglosen, verständlichen Eintheilung. — Der Mensch kann demselben verfallen durch die Naturgewalt im Ganzen oder aber durch einen augenblicklichen natürlichen Zufall; ebenso durch Menschengewalt, Zwang der Institute, des geselligen Lebens überhaupt, oder aber durch eine momentane Neckerei, Fopperei. Das Komische seines Erscheinens kann aber auch aus seinem eigenen Wesen stammen, werde nun dieses von der körperlichen, sittlichen, intellektuellen oder künstlerischen Seite in's Auge gefaßt und beobachtet. Auch die Thiere sind Gegenstand des Lächerlichen, ja selbst die leblose Natur bietet eine Seite der Komik dar; und in der Sphäre der Darstellung, der Sprache, der Poesie, der dramatischen, der bildenden Künste wiederholen sich alle jene komischen Erscheinungen im ausgedehntesten Maße. — Der Erdensohn hat sich gegen seine gewaltige, zuweilen unbändige Mutter oft zu wehren, er hat im Streit mit Klima, Elementen, Boden, Witterung auf seiner Hut zu

seyn, und es treten lächerliche Momente ein, wenn seine Schwäche von diesen höheren Gewalten auf eine wenig schädliche Art geneckt wird, wenn seine Beschränktheit, sein Leichtsinn ungeeignete Mittel zum Zwecke wählen.

Statt aller Beispiele von lächerlichen Kämpfen mit Himmel und Erde, Licht und Luft, Wolken und Winden, wie Cervantes von seinem Helden manche höchst ergötzlich geschildert, wollen wir nur das vom Streite jenes Schneiders mit der Erdschwere citiren, die er durch eine künstliche Mechanik überwinden wollte. Zwei Flügel, nicht größer als Regenschirme, sollte ihn zum Vogel machen. Aber er fiel nach dem Gesetz der Gravitation an der hohen Wallmauer, von welcher aus er sich über die Donau hinüber und weiter fliegend schwingen wollte, senkrecht herab in den Fluß, wo den in seine unbehülfliche Mechanik Verstrickten ein rettender Kahn aufnahm. Es erhöht das Lächerliche des Vorfalls, daß selbst ein Schneider zum Fliegen zu schwer war. Dies jedoch nur für diejenigen, die seine Person nicht näher kannten, denn er war groß und stark und hatte mehr kühnen Unternehmungsgeist und dädalischen Trotz, als man wohl sonst bei seinen Genossen trifft. Als Zeuge dieses lächerlichen Unternehmens, dessen Anblick wohl 20,000 Menschen in unendlicher Wiederspiegelung der Komik genossen, glaube ich aber behaupten zu dürfen, daß der Schneider, wenn auch kein fliegender, doch ein loser Vogel war, der selbst nicht stark an seine Flugkraft glaubte und dem es bloß um die reichliche Ernte zu thun gewesen. Das Publikum war erbost über die geflissentliche oder unfreiwillige Mystifikation — die Schaulust, die Neugier versteht keinen Spaß — es verfolgte den durchnäßten Segler der Lüfte dem Ufer entlang. Die Polizei mußte ihn decken und verbergen. Sie hatte auch auf die Einnahme die Hand gedeckt; bloß seine Schulden wurden davon bezahlt. — Von neckenden natürlichen Zufällen fällt wohl jedem Leser bald eine Menge ein, und wir dürfen nur daran erinnern, wie oft Regen und Wind, Koth und schlüpfriger Boden &c. lächerliche Situationen herbeiführen. Ein Zierbold fällt in eine Lache, eine elegante Dame wird von einer Heerde Schweine gestreift, einem gravitätischen Alten nimmt der Sturm die Perrücke und trägt sie in eine Pferdeschwemme &c.

Das Menschliche ist auch eine Macht, die zuweilen mit dem Individuum spielt. Die Geschichte hat wunderliche Institute in's Leben gerufen, Bizarrerien aller Art, bei deren Anschauung jeden außerhalb der Sache Stehenden das Lachen anwandelt. Religiöser Cultus, öffentliches und bürgerliches Leben sind voll solcher Carrikaturen. — Schon eine Prozession enthält oft ein Element des Lächerlichen, weil wir so viele Menschen, die sich sonst frei, eigenthümlich bewegen und nach ihrem eigenen individuellen Geschmack gekleidet sind, hier in einer gezwungenen und überdies langgestreckten Reihe, Alle in dasselbe Costüme gesteckt, abgemessen schreitend und, als den Zuschauerblicken Bloßgestellte, befangen, oft unbeholfen wahrnehmen, wo dann an der Uniformität die Contraste nur um so greller sich abheben, so daß der Einzelne doppelt komisch erscheint, einmal als zur Prozession gedrungen, dann als seinem eigenen absonderlichen Wesen verschrieben, von Gewohnheiten besessen &c. — Der Anstand ist auch ein Zwangsinstitut, besonders für die Kinder. Wenn sie nun in einer Mehrzahl sich irgend unter Fremden anständig benehmen, die gewöhnlichen Complimente machen, Empfehlungen ausrichten sollen &c., so fangen sie gewöhnlich an zu lachen. Jedes für sich allein würde dazu nicht versucht seyn, aber so wie sie sich gegenseitig ansehen, so kommt der Lachkrampf, denn Jedes sieht das Andere in Banden der Ungewohnheit und weiß zugleich, daß es selbst auch dem Andern so erscheine. Was dann vorgebracht, gethan wird, Alles vermehrt nur den Lachreiz, denn es erscheint als ein unmächtiger, oft lächerlicher Versuch, das Lachenmüssen zu beschwichtigen. Hiezu kommt noch, daß der lachenden Genossenschaft nun auch die Alten, vor denen sie stehen, als solche, welche die Einhaltung des Anstandes erwarten und nun das Gegentheil sich gefallen lassen müssen, lächerlich erscheinen, besonders wenn diese zwischen Verlegenheit und Aerger, zwischen Nachsicht und Strenge zweifelhaft schweben. — Das Beten schließt das Komische nicht aus. Welches Kind einmal beim lauten Tischgebet strauchelt und in's Lachen verfällt, es wird jedesmal wieder dabei den Lachreiz empfinden. Es ist ein Genöthigtes, Beobachtetes; die Andern sind Aufpassende, deren Erwartung ihm am Zwerchfell kitzelt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aphoristische Gedanken über einige Autoren und Bücher.

(Beschluß.)

„Ich bin begierig, zu erfahren, zu welcher Partei sich unser Held schlagen wird," frägte der Kleine. „Darin," fuhr der Prokurator fort, „zeigt sich eben die ganze Feinheit unseres Autors, daß sich Herman zu keiner von beiden Parteien schlägt. Er stellt das unbekannte, noch halb verhüllte Etwas dar, das sich aus dem Kampf der

Parteien entwickeln soll und noch nicht entwickelt hat. Für's Erste verliert Herman den Verstand, und das ist auch gerade das Vernünftigste, was er thun kann, denn dadurch wird ihm jede Verantwortlichkeit abgenommen und er kann mittlerweile sich besinnen, auf welcher Seite, wenn die Elemente sich werden etwas gesezt haben, der Vortheil seyn wird und wohin ein vernünftiger Mann sich schlagen muß. Er gleicht dem klugen Sekundanten, der, da beide Kämpfer sich einander den Todesstoß gegeben haben, rasch über die Grenze schlüpft und sich in Sicherheit bringt. Zur rechten Zeit, das heißt wenn wir unsern Verstand wieder bekommen, wird ihn auch Herman bekommen, und es wird sich dann zeigen, worin das sonderbare Ding besteht, das die Poesie des Adels und die Geldkiste des Kaufmanns in sich vereinigt. Der Zeitpunkt der Erscheinung dieses seltenen Wesens ist aber, fürchte ich, noch ferne."

„Wir könnten," unterbrach ihn der Andere, „den Schluß des Buches auch so betrachten. Wir sehen einen Haufen Goldes und dabei einen Menschen hingestellt, dem die Einsicht fehlt, von den zusammengetragenen Schätzen den rechten Gebrauch zu machen. Das ist in der That kein übles Bild unserer Zeit." — „O, mein Freund!" rief der Prokurator heftig, „ich glaube gar, Sie verfallen in das Laster des Politisirens. Halten Sie ein, oder Sie bringen mir eine Unverdaulichkeit bei. Lassen Sie uns unsern Diskurs über die verdammten Bücher abbrechen und einen Spaziergang machen. Sie sehen, die Promenade ist heute ungewöhnlich belebt. Ah, ah! bemerken Sie wohl, man winkt uns! Das ist die hübsche Wittwe aus D.; schade, etwas zu fett; ich liebe dieses zu starke Relief nicht. Neben ihr geht das kleine, erdfarbene Fräulein, dessen Bekanntschaft ich auf dem Rigi machte. Das arme Kind neigt zur Schwindsucht und hat dabei eine rasende Leidenschaft zum Childe Harold und zu einer Trüffelpastete. Sie hat Vermögen und kann sogar zu den „Erbinnen" gezählt werden, und wenn man ihr nicht Zeit läßt, sich arm zu essen, so bringt sie einem Geld in's Haus. O da ist ja auch die Comteß Chili aus Paris. Welch ein affektirtes Geschöpf! jede ihrer Mienen ist eine Beleidigung des guten Tons. Man kann nicht weniger Geist besitzen und man kann nicht zugleich offenherziger diesen Mangel an den Tag legen. Aber kein Wunder, mein Freund, das ist noch ein Stück aus der Liberalitätsperiode, einer Zeit, von wo sich die populären Händedrücke, die Redensarten à la bonne bourgeoisie und die gemischten Salons herschreiben; einer Zeit, wo es verpönt war, gute Erziehung zu zeigen, und wo die Fürsten sich schmeichelten, die edelmüthigen, besten Freunde ihrer Kammerdiener zu seyn. Die unglückliche Gräfin ist noch aus jener Periode; sie hat noch die liebevollen Blicke, das degradirte Lächeln und die klein zugebenden Kniee. Sie hat eine ihrer Töchter an einen Leineweber und die andere an einen Meister Schreiner verheirathet, und lebt nun zwischen dem Webstuhl und der Hobelbank ein Leben voll der reinsten, tugendhaftesten Genüsse, sehr zufrieden in der Ueberzeugung, daß sie das Ihrige beigetragen, die kämpfenden Parteien glücklich zu vereinigen. Dabei sezt sie, wenn sie gezwungen ist, in der Welt zu erscheinen, einen Coclicorothen Hut auf mit einer zeisiggrünen Feder und wirft einen safrangelben Shawl um ihre Schulteen. Es kann nicht fehlen, daß sie dadurch dem Publikum Augenweh verursacht. Lassen wir dieses Geschöpf erst bei Seite treten, ehe wir uns in die Arena begeben; wir könnten sonst gezwungen seyn, gleich den gereizten Stieren auf die bunten Farben loszustürzen."

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, September.

Brunnen. Urtheil der Lyoner über den Pariser Geschmack.

Ich habe in meinem vorigen Briefe von den neuen Planen gesprochen, unsere Stadt mit Wasser zu versorgen, und muß heute darauf zurückkommen. Ich erwähnte, daß die Behörden noch nicht einig sind, ob man bloß öffentliche Brunnen anlegen, oder aber das Wasser in die Häuser vertheilen solle. Auch über die wichtige Frage: sollen die Quellen von Reye und den benachbarten Höhen nach der Stadt geleitet, oder soll das nöthige Wasser durch Dampfmaschinen aus der Rhone geschöpft, dann aber gereinigt und geklärt zum Gebrauch der Stadt herbeigeschafft und vertheilt werden? kann man sich nicht verständigen. Für Beides sprechen erhebliche Gründe. Die Commission, welche öffentliche Brunnen mit fakultativer Wasseranschaffung für die Privathäuser vereinigen will, trägt zur Verherrlichung der Stadt auf vier große monumentale Fontainen oder Châteaux d'eau mit garbenartigen Wasserstrahlen ꝛc. auf den Hauptplätzen, ferner auf zwölf etwas geringere Springbrunnen auf den kleinern Plätzen, auf hundert-und-fünfzig Brunnen mit Pumpen oder Hähnen, und fünf-und-zwanzig Brunnenröhren zum Waschen und Reinigen der Straßen an. An Aufstellung all dieser Brunnen ist aber jezt in den bedrängten Zeiten Lyons nicht zu denken; es gehören dazu große Summen, die wir bei dem jezigen Finanzzustand unserer Stadt nicht verwenden können. Wir haben Lyon Schulden auf Schulden machen lassen, um Palläste, Monumente, Theater, Concertsäle ꝛc. zu bauen, den Armen und Unbemittelten aber gesundes Wasser für ihren Durst und für die gesunde Reinlichkeit ihres Körpers zu schaffen, daran dachten wir nicht, weil es nicht in die Augen fiel, glänzte, zu Reden und zu Rühmen gab. Merkwürdig ist es, wie dies mit dem Lugdunum zu Zeiten der Römer ganz anders war. Damals begnügte man sich nicht mit den Quellen auf der Höhe von Fourvière und mit dem Wasser der Rhone und der Saone: man baute ungeheure Aquädukte, um gutes Wasser weit herzuführen; die

Wasserleitungen von Baunant, Chaporiost und Craponne führten das Wasser des Izeron, Janon, Gier, Langenau, ja sogar das aus dem Ain und dem See von Nantua herbei. Die Baukosten dieser Aquädukte lassen sich auf mehr denn hundert Millionen Franken anschlagen. Jezt besinnt sich die städtische Behörde lange, ob sie Einen Pumpbrunnen mehr anlegen soll!

Ein Pariser Feuilletonist sagte neulich in einem Blatt in Beziehung auf Lyon und dessen Ansichten von dramatischer Kunst: La province n'a pas l'intelligence des arts! d. h. mit andern, mit deutschen Worten: Ihr ein-und-dreißig Millionen Franzosen außerhalb Paris haltet das Maul, denn ihr versteht nichts von der Kunst. Und der Mann hat ganz Recht, wir verstehen nichts von der Pariser Kunst, ja wir sind so zurück, daß Kunstleistungen und Künstler, die in der Hauptstadt viel gelten, hier durchgefallen sind, und zwar aus gutem Grund. Die ganze Pariser Cameraderie in und außer dem Theater, in den Salons, Feuilletons und andern Journalartikeln kennen wir vollständig, und daher urtheilen wir in nichts nach Pariser Meinungen, sondern lediglich nach eigener Ansicht; darin stehen wir freilich in Frankreich allein da; denn alle großen und kleinen Städte unsers weiten Landes nehmen nicht nur ihre Moden in Gehorsam von Paris, sondern auch ihre Meinungen und Ansichten in Sachen der Literatur und Kunst. Nie wird es Bordeaux und Marseille wagen, anders zu urtheilen, als die Journale der Hauptstadt. Mit ihnen erheben sie in den Himmel, mit ihnen treten sie mit Füßen, mit ihnen begeistern, mit ihnen entrüsten sie sich. All diese Pariser Stimmen mit mehr oder weniger Ruf haben uns nie dazu bewegen können, etwas zu loben oder zu tadeln; immer wollten wir selbst sehen und hören. Sollte man es in Deutschland glauben? Die Irreverenz der Lyoner, ihr Majestätsverbrechen gegen die Hauptstadt ging in den lezten Zeiten so weit, daß sie im Theater unbarmherzig Stücke auspfiffen, die in Paris unbändigen Beifall gefunden hatten. So haben wir Antony, Marie Tudor und Lucrèce Borgia ausgepfiffen, deßgleichen Clotilde und Catherine Howard. Ja, wäre das Theater so unklug, le Roi s'amuse von V. Hugo, Don Juan de Maranha von A. Dumas und die sept enfans von Mallefille zu geben, so würden wir sie auch auspfeifen. Darauf sagen sie in Paris: Dies ist bloßes Vorurtheil; die armen, ehrlichen Kaufleute und Krämer in Lyon haben sich gegen das moderne Drama, gegen den neuen Roman einnehmen lassen; sie nennen diese herrlichen Erzeugnisse: epileptische Literatur, weil darin Unmoral zu finden seyn soll. — O nein! dem ist nicht so. Nicht bloß das Pariser Drama, den Pariser Roman mögen wir häufig nicht, mit der Musik und den Gemälden, die uns von dort zukommen, geht es uns eben so. So gelten z. B. Eugène Sue's und Fred. Soulié's Schriften und Journalartikel in Paris viel, wir aber lesen sie nicht einmal. Der Pariser beau monde war mit der Musik der Juive sehr unzufrieden, wir aber halten große Stücke darauf und sehen darin ein vorzügliches Werk. Die Musik von Chalet hingegen haben wir arm, armselig und bleich gefunden, obgleich alle Spezereikrämer der Rue St. Honoré, des Quartiers St. Denis und des Faubourg St. Antoine mit Frauen und Töchtern sich die Beine darnach abgelaufen haben. Herz's brillante Compositionen werden in Paris bewundert, hier mögen wir sie nicht und finden, es sey Glockenspielerei darin. Die großen Journale und die ganze Presse der Hauptstadt haben voriges Jahr die Cimbernschlacht von Decamps außerordentlich gerühmt; wir haben dies Gemälde auch hier gesehen und wenig mehr daran gefunden, als eine schlechte Composition, einen ungeheuren Klecks von gelber Farbe, wo die Menschen aussehen wie Pferde, die Pferde aber wie Felsen und Steine, wo die Farbe des Himmels mit der der Bäume und Wolken zusammenschmilzt. So rühmten die großen Pariser Journale auch Delacroix' Schlacht von Nancy als ein Meisterstück. Wir hingegen konnten keine einzige Figur mit menschlichem Gesicht darin finden, deßgleichen keine Arme und Beine. — Doch kommen wir wieder auf das neue Pariser Drama zurück. Wir sind durchaus nicht dagegen eingenommen, es langweilt uns nur, es bringt uns zu Ekel und Gähnen. Die Pariser finden es wahr, natürlich, erhaben und bewundernswürdig. All diese Eigenschaften können wir mit unserm kurzen Gesicht nicht darin finden, wohl aber glauben wir steif und fest, in V. Hugo's und A. Dumas Dramen sey keine Einheit, weder in Plan, noch in Charakteren, die einzelnen Theile seyen ohne Verbindung und Harmonie; den Dialog finden wir ungeachtet vielfachen Effekts voll falschergesuchter und oft mit den Haaren herbeigezogener Originalität; wir finden Charaktere, Motive und Richtung falsch. In Paris kann man uns mit Recht einwenden, die alte Tragödie, die Tragödie Corneille's, Racine's und Voltaire's sey auch falsch, eben wie die alte Deklamation. Allerdings! Aber dies Falsche hatte was Edles, Würdiges und Großartiges, es war wenigstens immer ohne Schmuz und erhob den Menschen in seinen eigenen Augen; wenn wir durchaus das Falsche wählen müssen, so sey es das gefällige, nicht das langweilige Falsche. Wahrscheinlich erwidert man uns: Ihr seyd Kaufleute und Fabrikanten und weiter nichts; ihr habt keine Fähigkeit zu fühlen, zu empfinden, eine Leidenschaft des menschlichen Herzens zu begreifen, zu fassen, wie V. Hugo und A. Dumas sie begriffen und aufgefaßt haben. Zugegeben! Aber warum ist denn unser ganzes Volk so, etwa einige junge Leute ausgenommen, von denen man wie in Paris sagen könnte: Les amis sont toujours là? Andere haben unsere Abneigung von der neuen dramatischen Waare einem gewissen Sprödethun, einer Tugendfröstelei zugeschrieben. Damit thun sie uns aber zu viel Ehre an, denn wir verlangen nicht, alles vom Theater zu verbannen, was nicht streng mit den Regeln der Pflicht, der Ordnung und der guten Sitte übereinstimmt, wir wissen wohl, daß Mord und Ehebruch immer auf der Bühne zu Hause gewesen sind, aber mit Unterschied! Ehemals stellte man sie nicht wie goldene Statuen auf schöne Piedestale, man zeigte sie nicht als Beispiele und Muster, und ließ sie nicht gegen Ordnung und Sitte und gesellschaftlichen Zustand scheinbar siegreich deklamiren, wie jezt. Auf unserer Bühne „sezt sich das Laster nicht erst zu Tisch, wenn sich die Tugend erbricht." sondern das Laster erbricht sich immer und läßt die Tugend sich gar nicht zu Tisch sezen. Dies ist der Unterschied zwischen dem Kozebue- und Ifflandischen und dem neufranzösischen Drama. Das möchte noch Alles seyn, wenn nur daneben diese Stücke lebendiges, steigendes Interesse hätten. Daran aber fehlt es ihnen gerade, sie häufen Verbrechen auf Verbrechen, Teufeleien auf Teufeleien, Monstrositäten auf Monstrositäten, bringen jedoch damit keine wahre Erschütterung und Rührung zu Wege. Wir sind überdies in Lyon Philistes genug, unsere Frauen und Mädchen gern mit uns in's Theater zu nehmen. Wie aber ist dies möglich?

Beilage: Literaturblatt Nr. 97.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 230.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 26. September 1837.

In der Laube sizt die Stille,
Die mit Staunen Jeder sieht,
Die in solcher Jugendfülle
Heut zum erstenmale blüht.
Uhland.

Das Lied von der Ruhe.

Es hat ein armer Knabe
Verloren seine Ruh;
Die seine ganze Habe,
Sie kam ihm nimmer zu.

Er hat mit Angst und Sorgen
Gesuchet Tag und Nacht,
Doch hat kein schöner Morgen
Das Kleinod ihm gebracht.

Im Auge süßer Frauen
Ist dort sie nicht versteckt? —
Er kann sie nicht erschauen,
Er hat sie nicht entdeckt:

Und zog von Land zu Lande,
Durch alle Meere hin,
Fand Muscheln wohl am Strande,
Doch nicht die Perle drin.

Nicht Freunde mochten's sagen,
Wo sie geblieben sey;
Man wollt' ihn nur beklagen
Und lächelte dabei.

Zu allen lichten Sternen
Hat fragend er geblickt;
Sie blieben in den Fernen
Und haben nicht genickt.

Die Auen und die Felder,
Sie wußten nichts von ihr,
Es schüttelten die Wälder
Vor ihm der Wipfel Zier.

In dicken Folianten
Sucht er bei Lampenlicht,
Die kalten Lettern kannten
Die Himmelsgöttin nicht.

Im stolzen Marmorsaale,
Im seidnen Prunkgemach,
Bei weinbekränztem Mahle
Spürt er vergebens nach. —

Da hat mit scheuem Tritte,
Vom Suchen ganz verwirrt,
In eine stille Hütte
Der Wandrer sich verirrt.

Nicht ist er aufgeschlagen
Der Blick so thränenschwer —
Da sieht er's um sich tagen —
Die Göttin schwebt daher.

Sie hat ihn sanft umwunden
Die Jungfrau engelrein;
Er ruft: „Sie ist gefunden,
„Du bist die Ruhe mein!" —

Ludwig von Erfurt.

Ueber das Lächerliche.

(Fortsetzung.)

Der Mensch ist aber ein geborner Mephistopheles seiner Nebenmenschen, ein Komiker, Mystifikator, Possenmacher, Schalk, Fopper, Necker ꝛc.; und wenn wir auf die unzähligen Arten und Manieren sehen, wie er dies bewerkstelligt, so finden wir, daß er den Andern als einen Unfreien, unbewußt Beherrschten, Irregeführten, Irrwähnenden, Eingebildeten, von Gewohnheiten, Schwächen, Liebhabereien Besessenen, vom Zufall Gefoppten darstellt oder ihn sich selbst so darstellen läßt. Beispiele gibt das Leben unzählige, gibt jeder Tag, jede heitere Gesellschaft, und unter den täglichen Neuigkeiten einer Stadt ist wohl meistens auch eine Mystifikation. Jeder Leser mag die lustigsten, die er weiß, an die Stelle deren setzen, die ich bereit hätte. — Einen Spaß jedoch für Viele. In lustiger Gesellschaft behauptete ein junger Offizier gegen einen erwerbsüchtigen Handelsmann, er wolle ihm auf Einen Säbelhieb zwei Ecken von seinem dreieckigten Hut abhauen. „Das ist rein unmöglich!" rief der Handelsmann; Jener blieb darauf und bot eine Wette an. Sie galt ein Kopfstück. — Der Hieb geschah; der feine Castorhut erhielt ein breites Loch; die Ecken blieben. — „Gewonnen!" rief der Eigenthümer. „Ja wohl!" sagte der Offizier; „hier ist das Kopfstück." Der Handelsmann nahm es. — „Aber mein Castorhut! Er hat mich fünf Kronen gekostet." — „Vom Hut," erwiderte Jener, „war keine Rede; nur von den Ecken." Die Genossen schlugen sich lachend auf seine Seite. — Daß der Humor bis an die Pforten des Todes einem Menschen treu bleiben kann, bewies mir Folgendes, was mir ein Jugendfreund erzählte. Sein Vater lag auf dem Sterbebette; die Mutter wartete auf sein Ende, ja sie glaubte ihn schon gestorben. Sie lehnte sich über sein Lager hinüber, ob er noch athme. Da fuhr er, noch beim Bewußtseyn, mit den ausgestreckten Armen und schnaubend gegen sie, um sie komisch zu erschrecken. Als ihm dies gelungen war, legte er sich zurück und verschied.

Des Menschen Wesen ist aus Nothwendigkeit und Freiheit zusammengewoben. Je mehr Freiheit, desto mehr Mensch. Charakter hat Jeder so weit, als er über das Nicht-Ich Herr wird. Es gibt aber sehr achtbare Leute, die nach gewissen Seiten hin einer Nothwendigkeit unterthan sind. Wenn sich dieser Gang ihres Naturells auf eine heitere Weise offenbart, so erscheinen sie in einem komischen Lichte. Unsere Gewohnheiten sind solche Nöthigungen; wir möchten sie ablegen, und in jedem Augenblick des Selbstvergessens fallen wir wieder hinein. — Nie kommt uns die Nöthigung, unter der des Menschen Schicksal steht, rührender oder ergreifender vor Augen, als wenn er zum Tode geht, zum gezwungenen oder natürlichen. Im Leben dagegen erscheint sein vergebliches Ringen mit dem Geschick meist lächerlich. Er steht unter der Botmäßigkeit neckender Gewalten. Dort erregt die bleiche Gestalt Mitleid, Grauen; hier wird Jeder an seinen Eigenthümlichkeiten kennbar, und je mehr diese Spezifisches, Ungewöhnliches, Bizarres an sich haben, desto mehr reizt das Hineinschauen in diese wunderliche Composition von Mensch unsere Lachlust. Man darf eine Person, die man kennt, nur etwas aus der Ferne beobachten, ihr Gesammtwesen überschauen, und man wird sogleich komischen Stoff an ihr finden. Leider ist die Mehrzahl etwas zu langweilig für dieses Geschäft und in Offenbarung ihrer Besonderheiten zu monoton.

Wenn zwei Schlauköpfe mit einander sprechen, so können sie dies nicht leicht ohne ein verhaltenes Lächeln. Da Keiner dem Andern recht traut und glaubt, so tastet Jeder dem Andern an die Seele, was wie ein gegenseitiges Kitzeln wirkt. Jeder Beobachtete ist versucht, über den Beobachter zu lachen, weil er es in der Gewalt hat, diesen zu mystifiziren. Zugleich fühlt er sich selbst unter einem Zwange, dem er sich nicht ganz entziehen kann, weßhalb er sich selbst auch in komischem Licht erscheint.

Die Gestalt ist eine Aufnöthigung, und Manchen hat die Natur mit der seinigen zum Besten. Wer nun mit der ihm verliehenen oder aufgebürdeten nicht zufrieden ist, der sucht den Mangel auf diese oder jene Art zu verdecken oder vergessen zu machen. Je nachdem diese Bemühung sich bemerklich macht, erreicht sie entweder ihren Zweck oder wirkt sie komisch. Ueber einen Mißgestalteten lacht man nur dann, wenn er sich im Ernst oder Spaß geckenhaft oder schnurrig geberdet. Riese und Zwerg, welche um's Geld gesehen werden, wird Niemand lächerlich finden. Sie sind Naturmerkwürdigkeiten, Gegenstände der Betrachtung. Wenn sie aber mit sich spielen lassen,

wenn der Riese im Kinderhabit, mit Fallhut und Kreuzerpfeifchen auftritt, der Zwerg aus einer Pastete steigt, so lacht man über das Menschenwesen, das in eine so excessive oder winzige Hülle gesteckt worden. — Ich sah einst eine dicke Wirthin. Sie füllte ihre Hausthüre ganz aus. Warum mußte ich lachen? — Der Geist erscheint bei solchen Figuren durch Fleisch verbaut, der Wille zu unmächtig, dieser lästigen Macht zu widerstehen, ja als eine sinnliche Schwäche, die, was sie beseufzt, doch täglich selbst vergrößert, als eine Behaglichkeit, die sich in eine wachsende Unbehaglichkeit hineinfüttert. Spricht so eine arme, durch Fett bedrängte Person, so ist's als wenn die Menschenseele hinter einer Mauer von Speck Versteckens spielte und sich vernehmen ließe. — Der Gang des Menschen ist eine Combination von organischer Handbietung der Gliedmaßen, Angewöhnung, Anstrengung und Bequemlichkeit, Dressur und Nachlässigkeit. Nicht leicht hat ein Mensch, wenn er nicht zugleich Soldat ist oder war, die gemessenste Haltung, die er sich theoretisch wohl eigen machen möchte. Die Mehrzahl bietet im Einherschreiten, von einiger Ferne beobachtet, eine komische Seite dar, und dies eben wegen des Conflikts der Freiheit mit dem vieljährigen Zwange der Gewohnheit. — Körperliche Gewohnheiten ergötzen den Beobachter, wenn sie spielend sich kundgeben. Drollige Geberden der Kinder, das aus innerem Behagen stammende Tänzeln und Hüpfen der Jugend erregen unser Lachen. Viel Spaß machte uns jungen Gesellen einst die Beobachtung der Eigenheiten einer Gesellschaft von Kegelspielern, wo Jeder, wenn die Kugel hinausrollte, ihr noch mit dem Fuß oder dem Arm eine hülfreiche Wendung nachschicken wollte, wobei denn die lustigsten Gestikulationen zum Vorschein kamen. — Eine Stimme, die der Gestalt nicht entspricht, wirkt belustigend. So wenn ein Koloß im Falset, ein Knabe im Basse sich vernehmen läßt. Ein zum Gesang Aufgeforderter mag sich wohl zusammennehmen, wenn er nicht als guter Sänger bekannt ist. Die Eigenthümlichkeit seiner Stimme, seiner Manier kann leicht mehr Spaß verbreiten als ihm lieb ist. — Durch Nachahmung verschiedener Menschenstimmen hinter einer Gardine, Darstellung von lauten Geschäften, Handwerkstönen, von Ehezänken, krankhaften Anwandlungen, physischen Bedrängnissen ꝛc. wurde von gewandten Darstellern schon manchen Cirkel zum Lachen gebracht.

Unser sittliches Wesen ist eine reiche Quelle komischer Situationen; man kann nur Andeutungen geben, um auf dieses Unerschöpfliche hinzuweisen. Gemeine, beschränkte, heitere Gemüther lachen über Alles; junge Laffen, aufgeräumte Mägde finden dessen kein Ende. Der Bornirte sieht nur die Oberfläche der Erscheinungen, und weil er die bewegenden Ursachen nicht erkennt, so dünkt ihm das Meiste zwecklos, jeder Anspruch eine lächerliche Anmaßung, jedes Unternehmen eine Phantasterei, jedes Produkt mißglückt. Egoisten lachen gern etwas höhnisch Jeden aus, der sich ihnen nähert, mit ihnen in Berührung kommt. Sie halten sich allein für klug, alle Andern für einfältig, und sind dermaßen in ihr eigenes Wesen verliebt, daß sie sich in kein fremdes hineindenken. Wenn zwei Lachtauben sich gegenseitig anschauen, so müssen sie über ihr Lachen noch stärker lachen. Sehr natürlich, weil jetzt zum lächerlichen Gegenstande noch ein neuer hinzukommt, nämlich sie selbst als Lachenmüssende. Dies geht denn wirklich in's Unendliche, nämlich bis zur Ermüdung. Lachten doch auch die olympischen Götter unauslöschlich durch Wiederspiegelung in zweiter Potenz; Jeder allein hätte sich wohl mäßigen können. So kann man sich also lachen machen, eben über das Lachen; so kann man, wo es unanständig ist, es abwehren, wenn man einander nicht anblickt, weil dann das gegenseitige kitzelnde Tasten der Blicke nicht lachreizend eintritt. Wenn man aber einmal recht im Lachzug ist, so wird Alles lächerlich gefunden und gibt dem Zwerchfelle neuen Anstoß, weil jedes Vorkommende als ein lächerlicher Versuch erscheint, dem Lachen Einhalt zu thun. Als wir Gymnasiasten und Kindsköpfe einstmals in der Vakanz bei einer Pfarrfamilie einkehrten und nun, statt uns höflich zu benehmen, unbändig lachten, wollte der Aelteste und Längste von uns den Gescheidten machen. Wie nun die verlegenen Ehegatten die Thüre des Kinderzimmers öffneten, sagte jener altklug: „Ist das die liebe Jugend?“ Auf diese Rede nahm das Lachen einen neuen Aufschwung, so daß der Uebelstand immer ärger wurde. Kinder lachen oft über ihr Weinenmüssen, wenn dieses keinen tiefen Grund hat, weinen dann aber zuweilen wieder über ihr Lachenmüssen, weil sie gewöhnlich deßhalb ausgelacht werden. Die naiven Aeußerungen der Kinder machen uns lachen, weil sie ihrem engen Gesichtskreis, worin sich ein relativer Verstand auf wunderliche Weise Durchblicke in die natürliche und sittliche Welt zu verschaffen sucht, uns zur Anschauung bringen. Eitelkeit, Hochmuth, Zerstreutheit, Koketterie, Pedanterie ꝛc. sorgen stets für lächerliche Scenen. Es sind Eigenschaften, Eigenheiten, welche den übrigens oft vernünftigen Menschen beherrschen und bei Gelegenheit narren, wo er dann als ein Spielball dieser innern Dämonen erscheint. Wenn ein Kanzleiverwandter Tag für Tag Schlag zwölf Uhr um die Straßenecke geschritten kommt, so finden dies gutgelaunte Nachbarn am Ende belustigend. Nicht das Unerwartete, sondern gerade das Erwartete wirkt hier komisch, und der Gedanke, wie dieser gewissenhafte Ehrenmann dennoch sein Berufsgeschäft genau nach der Uhr abbreche und so unter dem Despotismus der Stunde oder wohl gar des Pantoffels stehe. — Einer Namens „Schuster“ nennt sich bei Jean Paul „Sehuster,“ um die Erinnerung an Pechdraht von sich

wegzubringen. Der „königlich preußische Deserteur“ suchte sein Vergehen unter die Fittiche der Legitimität zu flüchten. — Ein Festungsgefangener unterschrieb sich in einem Brief „Sträfling zweiten Grades,“ als wäre von einer Ordensrangordnung die Rede. — Eine Kokette sagte zu einem Seefahrer, der ihr die Cour machte: „Sie umsegeln vergebens meine beiden Hemisphären.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Freiburg (in der Schweiz), August.

Freiburg gegenüber der industriellen Schweiz. Jesuiten.

Unser Freiburg erinnert unstreitig mit den kleinen und Urkantonen am meisten an die alten Zeiten und die alte Schweiz. Vielleicht rümpfen hier manche Leser die Nase, und ich muß mir dies gefallen lassen, denn ich kann mich nun einmal über die mit Riesenschritten forteilende materielle, industrielle und commerzielle Potenzirung der Völker, über ihr bequem und Reichwerden nicht freuen, weil es kein Besserwerden ist. Ich bin so beschränkt, die Zeiten zu loben, wo Ackerbau und Viehzucht unsere Hauptbeschäftigungen waren und nur in den Städten, neben erhebender Kunst und besonnenem Handel, Industrie mit den Familiengliedern oder einigen wackern Gesellen großentheils bloß für inländischen Bedarf betrieben wurde, wo ein einfaches, frommes, an Körper und Gemüth kräftiges Geschlecht mit geringen Bedürfnissen lebte, froh und frei war, in unausgesezter Berührung mit der Natur und ihrem Himmel. Ich begreife, daß dies schwerlich mehr so seyn kann, daß die Menschen mit der vernachlässigten und fast aufgegebenen Richtung nach Innen in's Breite und Weite, in's Grenzen- und Bodenlose gerathen, sich fest an materielle Spekulationen anklammern mußten, um nicht unterzugehen; aber ich freue mich herzlich, wenn ich hie und da noch in ein Land komme, wo sich jene Einfalt ganz oder zum Theil erhalten hat, und darum freue ich mich meines Aufenthalts im Freiburgischen, obgleich ich da auch manches Unpassende und Schädliche gefunden habe. Der herrliche, kräftige Menschenschlag aus dem Pays de Gruyères begegnete mir auch häufig in der Hauptstadt, und mit ihm eine einfache, freundliche und wohlwollende Natur. Fabrikgesichter fand ich gar nicht. Nirgends bringt die industrielle Bewegung sonderbarere Wirkungen und Contraste hervor, als in den innern Bergen der Schweiz. Ungeheure Massen Baumwolle werden in Afrika, Amerika und Indien geerntet, in einem Hafen Frankreichs oder Italiens an's Land gebracht, auf großen, schweren, mit acht Pferden bespannten Wagen in die Schweiz geführt, dann aber in kleinern Partien in unsere tiefen und einsamen Thäler, in unsere Berge getragen, um da durch Spinnen, Weben und Sticken eine andere Gestalt zu erhalten. Die in Virginien von Negern und Negerinnen im Schweiß ihres Angesichts gebaute und eingeerntete Baumwolle geht um die Hälfte des Erdballs, und wird in den fast unzugänglichen, eisigen Höhen und Schlünden, am Fuß der Gletscher, wo Rhein, Rhone, Reuß und Aar entspringen, von den Nachkommen Wilhelm Tells bearbeitet, steigt dann unter ganz anderer Gestalt von dem Hochland wieder in die Ebene herab, erreicht Häfen und Schiffe, um als Gewebe oder Gespinnst unter andern auch den Ländern wieder zugeführt zu werden, auf deren Boden sie wuchs. Es läßt sich vielleicht behaupten, daß dieser große industrielle Aufschwung dem Lande, wo er herrscht, pekuniär nützlich ist, immer jedoch vorausgesezt, daß keine industrielle und Handelskrisen eintreten, wie die, welche vor Kurzem bald Europa und auch die Schweiz zittern und beben machte. Gewiß aber ist's auch, daß er das Land entstellt. Diese ungeheuren und schwerfälligen Fabrikgebäude mit ihren kreideweißen Mauern, ihren hundert kleinen, magern und ungezierten Fenstern, mit ihren ungeheuren Kaminen und Schornsteinen, sehen im Land nicht besser aus als die Männer, Frauen und Kinder, die darin arbeiten, und physisch wie sittlich reißend schnell der Fäulniß entgegengehen, und überdies durch Einfluß, Umgang und Beispiel auch außer der Fabrik viel Nachtheiliges stiften. Da lobe ich mir Freiburg mit seinem alterthümlichen, ein Bischen mönchischen Aussehen, das heutzutage immer seltener wird. Diese Reste alter Zeit hängen aber nicht mit Ideen von Müßiggang, unthätigem und unnützem Leben zusammen, die Viele unzertrennlich von Klöstern halten. Steigen wir einmal hinauf zum Kloster, oder eigentlich zum Pallaste der Jesuiten, welcher über der Stadt liegt und sie so zu sagen beherrscht, und über den von der sogenannten liberalen und von der radikalen Schweiz gedruckt und ungedruckt so viel Unwahres und Unverständiges gesagt worden ist. Ich bin Liberaler und Protestant aus Herzens- und Geistesgrund, ich sehe aber nicht ein, wie diese beiden Eigenschaften zu vorgefaßten Ideen, Vorurtheilen und Unbilligkeit berechtigen können. Ich will nur schlicht erzählen, was ich diesmal wieder in dieser Anstalt gesehen und beobachtet habe, wo ich den Sohn eines Bekannten besuchen, mich nach seinem Befinden, seinem Betragen und seinen Fortschritten erkundigen, mich auch durch Fragen und eigene Ansicht davon überzeugen wollte. Ich fand ein Erziehungshaus voll Gesundheit, Leben, Bewegung und verständiger Freiheit, ich fand durchaus kein Verstecken, Heimlichthun und Geheimnißkrämerei, sondern offenes Eingehen auf meine vielen Fragen, ich fand den Unterricht in alten Sprachen, mathematischen und Naturwissenschaften nach den neuesten und besten Methoden, ich fand Gründlichkeit bei den Lehrern und Wißbegierde bei den Schülern; überdies freundliche Nachsicht und väterliche Sorgfalt; ich fand auch die etwas spärlichen Rekreationen ganz im Geist unserer Zeit, nichts Mönchisches, nichts Mittelalterliches und Altväterisches, als darin, wo Mönche, Mittelalter und unsere Altväter der Wahrheit näher waren, als wir. Von sklavischer Unterordnung, von blindem, unbedingtem Hingeben unter der Obern Willen, von Feinheit und List, oder dem, was man gewöhnlich Jesuitismus nennt, sah ich keine Spur, und auch die Zöglinge müssen dergleichen nicht bemerken, so scharf auch junge Leute bei ihren Lehrern und Obern sehen, sonst wären sie nicht so offen, kindlich und freundlich mit ihnen, sondern abgemessen höflich und auf ihrer Hut. Ueberall zeigt sich eine große Anhänglichkeit der jungen Leute an ihre Lehrer. Man ließ mich mit meinem jungen Freund lange allein, was jedoch nicht immer geschieht, weil dabei entschiedenes Vertrauen vorausgesezt wird, und welcher verständige Erzieher möchte diese Vorsicht mißbilligen?

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 77.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 231.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 27. September 1837.

Onques plus ni porent aprendre
Non sa parole riens entendre.
Li Romans des sept Sages.

Briefe aus der Normandie von J. V.

Caen, 7ten Sept. 1837.

Volkscharakter.

Bei einem Besuche, den ich bei Herrn F. machte, fand ich diesen in einem Zwiegespräch mit seinem Bedienten. Es handelte sich um eine zerbrochene Vase. „Haben Sie die Vase zerbrochen?“ — „Was denken Sie, mein Herr?“ — „War Jemand außer Ihnen im Zimmer?“ — „Ich glaube nicht.“ — „Haben Sie den Schlüssel abgezogen, als Sie fortgingen?“ — „Das ist meine Gewohnheit?“ — „War vielleicht die Katze im Zimmer?“ — „Ich glaube nicht.“ — „Aber wer soll sie denn zerbrochen haben?“ — „Ich kann es nicht sagen.“ — „Haben Sie das Zimmer ausgestäubt?“ — „Ich thue das alle Tage während Sie frühstücken.“ — „Dabei werden Sie die Vase vom Kamin herabgestoßen haben?“ — „Ich habe sie nicht angerührt.“

Mein Freund sah mir die Ungeduld an und endigte das Zwiegespräch. Alle diese halb ausweichenden Antworten schienen mir schlagende Beweise der Schuld des armen Teufels. Kaum war er fort, als ich meine Ansicht Herrn F. mittheilte, da ich wußte, daß ein Unglück und selbst eine Ungeschicklichkeit für den Bedienten, der sonst die treuste Seele war, keine schlimmen Folgen haben konnte. Aber F. versicherte, ich irre mich und sein Bedienter sey, troß seiner ausweichenden Antworten, unschuldig. „Sie kennen eben,“ fuhr er fort, „unsere Leute in der Basse Normandie nicht, sonst würden Ihnen diese Antworten gar nicht aufgefallen seyn. Es ist mehr als ein Sprichwort, wenn man behauptet, der Niedernormanne sage ni ver, ni nenni, nicht Ja, nicht Nein.“

Ich habe, einmal darauf aufmerksam gemacht, das Sprüchlein noch oft bewährt gefunden. Die Sache ist schon alt, und schon vor Jahrhunderten scheint der Normanne dieselbe Furcht vor einer direkten Antwort gehabt zu haben. Eine Stelle aus einer Éloge des Normands vom Abbé Rivière (Paris 1718) spricht sich so darüber aus: „Wo findet man eine größere Liebe zur Wahrheit als bei diesem Volke? Sie fürchten so sehr, irgend eine Unwahrheit zu sagen, sie haben vor diesem Fehler einen solchen Abscheu, daß sie weder Ja noch Nein auszusprechen wagen, wenn es sich davon handelt, etwas zu behaupten. Sie bedienen sich gewisser Umschreibungen, durch welche sie nichts fest affirmiren oder verneinen. Dies hat ihnen den Ruf der Lügenhaftigkeit zugezogen und sie als Leute, die leicht ihr Wort brechen, in's Geschrei gebracht. Aber die sie so verunglimpfen, geben sicher nicht Acht darauf, daß sie nie versprechen, etwas zu thun, sondern nur daß sie es thun könnten oder nicht, und wenn sie es nicht thun, so sind sie zu nichts verpflichtet, weil sie ihr Versprechen nicht

bestimmt gegeben haben. So sollte man, statt sie als Lügner zu behandeln, vielmehr ihre Umsicht und ihre Scheu vor jeder Lüge bewundern."

Um dies nicht mißzuverstehen, muß ich nur gleich sagen, daß diese Eloge keine Satire, sondern sehr ernst gemeint ist. Im Ganzen mag der Ansicht des guten Abbé doch einige Wahrheit zum Grunde liegen; denn wirklich würde der, der immer die Wahrheit sagen wollte, gezwungen seyn, Ja und Nein aus seinem Lexikon zu streichen. Der Normanne ist im Allgemeinen wahrheitsliebend, und es mag somit diese Eigenschaft immerhin an seiner innern, unwiderstehlichen Abneigung vor Ja und Nein Theil haben.

Aber die Geschichte der Normandie erklärt diese Zurückhaltung hinlänglich. Von dem Augenblick an, wo die Strecke Erde, die jetzt die Normandie heißt, in den Geschichtsannalen genannt wird, sehen wir ihre Bewohner ein Jahrtausend hindurch und länger stets unter dem eisernen Joche eines fremden Eroberers. Cäsar führte hierher seine Legionen; die Sachsen waren schon vor ihm hier gewesen und lösten ihn wieder ab; nach diesen kamen die Franken, denen dann die Normannen folgten, und als die Normannen England erobert hatten, wurden die Engländer später wieder die Eroberer der Normandie. Schon dieser ewige Wechsel könnte jene ängstliche Vorsicht des Normannen in ihrer Sprache erklären. Die Jugenderinnerungen der Völker sind bleibend. Am schwersten aber lastete auf der Normandie der Fluch, den Wilhelm der Eroberer durch seinen Zug nach England auf sie herabgeschworen hatte. Plündern und Raufen war den in England eingewanderten Normannen zur zweiten Natur geworden. Die kleinen Herrn hatten dem großen Eroberer etwas abgelernt, und als England keinen Raub mehr für ihre Habsucht bot, kamen sie in ihr Vaterland zurück, um hier zu üben, was sie dort gelernt. Nicht nur das Blut, das während der Eroberung fließt, ruft Rache gegen den Eroberer, sondern auch das, was in Folge derselben vergossen wird. Und die Natur und die Geschichte zeigen uns, daß sie ein Gesetz hat, welches will, daß sich die Räuber um des Raubes willen selbst zerfleischen, daß die Söhne der Eroberer — der gräßlichsten Landseuche, die die Menschheit erleben kann — sich selbst unter einander aufreiben. Die Generale Alexanders, die Söhne Karls des Großen, die Wilhelms des Eroberers gehorchten diesem furchtbaren Gesetze des Fatums, der Weltgerechtigkeit. Die Eroberung selbst kann für die Zukunft heilbringend seyn, wie die Pest, die die Luft reinigt, aber nichts destoweniger die Pest ist. Die Eroberung hat meist die unmittelbare Folge, daß die Helfershelfer des Eroberers, sobald sie seine starke Faust nicht mehr fühlen, gegen einander wüthen, um unter sich die Rolle fortzusetzen, die sie ihren Herrn und Meister spielen sahen. Die Normandie ist ein Beleg für diese Wahrheit, und beinahe ein Jahrhundert hindurch nach Wilhelm des Eroberers Tod wüthete in derselben unaufhörlicher Krieg zwischen den Söhnen des Eroberers und seiner Kampfgenossen.

All das konnte nicht ohne Einfluß auf den Charakter des Volks bleiben und erklärt natürlich, was uns auf den ersten Anblick auffallend erscheint. Das Volk mußte zurückhaltend, ernst und vorsichtig werden, denn es war unglücklich. Es mußte mißtrauisch werden, denn es hatte Niemanden, dem es vertrauen konnte. Die Bewohner des ärmsten Dörfchens theilten sich in Parteien, und ein frisches Ja auf die einfachste Frage konnte zu einem Verbrechen werden in den Augen dessen, der fragte. Als die Römer kamen, war ein Ja auf die Frage: Bist du ein Gallier? gefährlich. Unter den Sachsen und Normannen gestalteten sich die Verhältnisse ähnlich. Als England die Normandie beherrschte und mit Frankreich um dieselbe stritt, wußte der Normanne nicht mehr, ob er sich Normanne, Engländer oder Franzose nennen sollte. Während der Bürger-, oder besser, der Ritterkriege, in denen man stets auf den Sack schlug, wenn man den Esel meinte, d. h. das Volk züchtigte, so oft man den Herrscher bekämpfen wollte, während der Hugenottenkriege endlich, war eine direkte Antwort auf die einfachste Frage oft lebensgefährlich; denn sie konnte für den Forscher, den Spion eine gute Nachricht seyn, und dem armen Bauern, der, ohne zu wissen wie, sich selbst oder seinen Herrn verrathen hatte, den Kopf kosten. Ich denke, die Normannen haben eine Schule durchgemacht, in der sie so natürlich als möglich zur Vorsicht, zur Zurückhaltung, zum Mißtrauen kommen mußten. In Caen geht dies noch jetzt so weit, daß die Mehrzahl der Bürger wahre Staatsgeheimnisse aus den Angelegenheiten ihres Hauses machen und nur mit der höchsten Vorsicht einem nicht zum Hause Gehörenden einen Blick in dieselben erlauben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber das Lächerliche.

(Fortsetzung.)

Eine überbildete Prinzessin, welche durch ein Gespräch über Tagesangelegenheiten gelangweilt war, sagte zu einem Schöngeist: „Um Gotteswillen! heben Sie mich in ein höheres Reich! Sprechen Sie hohe Substantiva aus: Unsterblichkeit, Seligkeit, Glaube, Liebe, Hoffnung, Menschenwürde, Freiheit!" — Ein Jugendfreund von mir, der ein Bürgermädchen gern sah und sich in der Kirche überzeugen wollte, ob sie auch nach ihm blicke, gähnte künstlich, und als sie nun instinktmäßig ihm nachgähnte, hielt er dies für ein Wahrzeichen ihres Consenses mit ihm und fühlte sich glücklich. — Ein Professor des peinlichen Rechts las beim Kapitel von Leibes- und Lebens-

strafen in hohem Falsettone ganz unempfindlich und flüchtig aus seinem Hefte: „Der Delinquent wird auf die Kuhhaut gelegt, mit glühenden Zangen gezwickt, zur Richtstätte geschleift, gerädert ꝛc.“ — Ein Statistiker las über Bevölkerungslisten und beachte bei einer Stadt, in welcher die Zahl der unehelichen Geburten auffallend groß war, vor: „Dieses Mißverhältniß haben wir zweifelsohne den vielen Mehlspeisen, den unverdaulichen Klösen ꝛc. beizumessen, von welchen man sich dort nähet.“ — Ein junger humoristischer Geist übernahm bei Gelegenheit der Hinrichtung eines Kindsmörders die Rolle eines Bänkelsängers, der sich bei frühern solchen peinlichen Akten in Versen hatte vernehmen lassen. Die seinigen sind voller Stellen der drolligsten Komik, und wenn man nur überhaupt die Zulässigkeit einer solchen Poetik und Poetikasterey bei einem hochtragischen Casus zugesteht, so kann man sich eines fortwährenden Lachens kaum enthalten. Das Gedicht hat sich um seiner durchgeführten Ironie willen hinter dem Rücken der Censur wahrscheinlich in einem weiten Kreise verbreitet. Wir citiren nur die Schlußzeilen:

„Darum liebes Publikum!
Bring doch keine Kinder um!“

Sie allein bezeichnen schon hinreichend den Ton des Ganzen. Man denkt sich den Hochgerichtsbarden im dreieckigen Hute, bezopft, hochmüthig, als ginge der Akt vor sich, um ihm ein Carmen zu entlocken. Die pedantische Altweltlichkeit, die frömmelnde Voenirtheit, die unbehülfliche Technik, die Despotisirung der Gedanken durch den erschnappten Reim, die einfältige Salbung und das fruchtlose Wohlmeinen wirken sehr ergötzlich. Dabei blickt überall der verkappte Schalk in der Parodie durch, und unter der Hülle des alten Sängers streckt der joviale Student seine Satirsohren und Bocksfüße heraus. Man ist versucht, einen kleinen Commentar zu den beiden Zeilen beizufügen, der auch beim Uebrigen seine Anwendung finden dürfte. Die Einfalt des Verslers will dem versammelten Volk eine Schlußermahnung geben; er nennt es ungeeignet ein „Publikum,“ weil er die Hinrichtung als ein Spektakel betrachtet. Dem Volk hätte er wohlmeinend zurufen können und dürfen: Ihr Menschenkinder, vermeidet den Weg zum Bösen! Seht, zu welch schrecklichem Ende die Unthat führt ꝛc. — Die Menschen darf der Redner „Sünder“ nennen; aber das Publikum als solches sündigt nicht und begeht kein Verbrechen; es sind immer nur Einzelne oder Massen von Schlechtgesinnten. Einem „lieben Publikum“ darf man vollends keinen Frevel zutrauen. Und nun erst welchen? Das Kinderumbringen. Es wäre schon höchst albern, einem armen, verführten Mädchen zuzurufen: „Liebe! bring' doch dein Kind nicht um!“ Das göttliche fünfte Gebot gehört auf eine steinerne Tafel mit feinem Lapidarstyl; aber die süßlichte Apostrophe an die Leser ist ein Abgrund von Unsinn und Ungeschmack, der von dem schalkhaften Autor trefflich parodirt worden ist. Hätte uns ein im blutigen Ernste verfaßtes Machwerk der Art schon Lachen abgenöthigt, so bewirkt dies eine parodisch freie Schöpfung noch in höherm Maße, da wir den lächerlichen Bänkelsänger gleichsam an den Drähtchen des Ironikers gestikuliren sehen.

Einfalt und Pedanterie reichen in's Gebiet des Intellektuellen hinüber, wie es denn hinwieder im Grund Gewissenssache ist, möglichst verständig zu seyn. Im Reiche des Wissens, der praktischen Vernunft, wie der Kenntnisse kommen tausend Lächerlichkeiten vor; Ignoranz mit Dünkel wirkt komisch, weil lezterer stets in einen leeren Schulsack greift, als wäre dieser gefüllt. Ein Bekannter von mir behauptete, durch große Armeen könnten Erdbeben entstehen, wenn sie marschiren. Die Wirthshausunterhaltungen sind voller Lächerlichkeiten, wenn sie sich in's Reich der Politik, namentlich aber, wenn sie sich in das der Geographie und Naturkunde versteigen. Da vernehme ich am liebsten ganz gemeine Leute, die einen Hieb von Naturgeschichte haben. Noch kürzlich sprach ein Zechbruder von dem üppigen Wuchs der Mineralogie, wie er die Vegetation nannte, und vom wohlthätigen Genusse der Mineralien (Vegetabilien). Seine Ansichten von der Astronomie waren nicht minder erbaulich, doch schwer zu behalten. Zuweilen hört man unlogische Wortfügungen und Verbindungen, z. B. ein blasender Instrumentenmacher, ein haarwachsendes Mittel, ein sieben Fuß langer Hanfsamen. Jemand nannte mich: den Verfasser des Lächerlichen, ein Spottvogel aber: den lächerlichen Verfasser. Jean Paul führt einen reichen Holländer an, der in seinem Landgut im Rheingau auf der obersten Höhe aus Sparsamkeit statt eines Pavillons nur ein Mauerstück mit einer Ladenöffnung aufführen ließ, um hierdurch die schöne Aussicht zu genießen. Wir finden dies lächerlich. Ein Landschaftmaler könnte es aber unbeschadet seines gesunden Verstandes thun, um einen Rahmen zu dem Landschaftgemälde zu erhalten. Dies führt uns wieder auf das Prinzip zurück, daß ein freies Bewegen in der Zweckmäßigkeit niemals, wohl aber die Eludirung der Wahlfreiheit durch innere Nöthigung lächerlich werde.

Der Wahn ist nun auch so ein innerer foppender Dämon. Wenn zwei einander gegenseitig für schwerhörig halten und sich gewaltig zuschreien, während doch Beide gut hören, so ist dies ein spaßhafter Irrthum; eben so wenn ein Schalk sich für einen Stockfranzosen ausgibt, dem zu lieb nun ein Anderer seinen ärmlichen Sprachschatz radebrechend aufbietet, bis endlich der Fopper, als es mit dem Kauderwelsch zu arg wird, mit einem guten deutschen Fluche die Mystifikation an den Tag bringt. Man muß sich stets ein Publikum zu solchen Scenen denken, um das Lächerliche recht zu empfinden. — Wenn

man einmal unser Wesen spaltet, während in uns doch Alles durch- und ineinander ist und wirkt, so muß man neben der körperlichen, sittlichen und intellektuellen Seite auch eine **ästhetische**, künstlerische in Betrachtung ziehen, die sich durch Sprache und Darstellung kund gibt. Die naiven Redebetonungen der Kinder, ihre drolligen Bewegungen bereiten manchen Scherz; die Späße gut humorisirter Gesellen gehören auch hieher; die Ungelenkheit mancher Erwachsenen im Ausdruck, komische Sprech- und Sprachfehler, Lieblingsredensarten, Flüche ꝛc. nicht minder. Die Sprache ist ein Zwangsinstitut; ihre Regeln despotisiren unsere Gedanken. Die Sprachunkunde ist aber auch eine Macht; und wenn nun Einer mit dem Drange der Einfälle zwischen beiden hin- und hergeschoben wird, so erregt er durch Schnitzer und Zweideutigkeiten Lachen. Das Sichversprechen ist das einfachste, unschuldigste Exempel von Lächerlichkeit, ein Mißgriff der dienstbaren Sprachorgane gegen die Anordnung ihres Herrn, des Geistes, wodurch dieser, als schlecht bedient, in ein komisches Licht gestellt wird. Dieses verstärkt sich, wenn das fälschlich Ausgesprochene mit dem Gewollten einen pikanten Contrast macht. Wir geben einige Beispiele: Lehnstuhl statt Lehrstuhl, Insurrektionsgebühren statt Insertionsgebühren, der Wind der Götter statt der Gott der Winde, Stupend statt Student, Bleilager statt Beilager, eselgraue Ferne statt nebelgraue. Im Vorlesen könnte vorkommen: Epaminondas statt Examinandus, Ingredienzen statt Jugendreizen, Bauchstück statt Bruchstück, aufgeknüpft statt angeknüpft, Rennthier statt Rentier, Reitgerte statt Regierte, Nothnagel v. Rothschild statt Nathanael v. R., Donnerstreich statt dummer Streich ꝛc.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Freiburg (in der Schweiz), August.

(Fortsetzung.)

Die Drahtbrücke.

Eine andere Merkwürdigkeit Freiburgs ganz anderer Natur zeigt, daß diese Stadt in großartigen und kühnen Schöpfungen allen andern Schweizerkantonen voraus ist. Ich meine die kolossale Drahtbrücke, die sich da wie ein leichtes Werk der Phantasie von einer Höhe zur andern schwingt. Gewöhnlich geben Kupferstiche von dergleichen Baumomenten eine zu günstige Vorstellung, wo die Wahrheit mehr und weniger hinter dem geschmückten Bild zurückbleibt. Hier habe ich das Gegentheil gefunden: die Kupferstiche geben nur eine Idee von der Brücke, die Poesie des Werks erreicht keiner. Ein großes Bauwerk sezt gewöhnlich durch die Schwierigkeit seiner Ausführung und durch seine großen Massen in Erstaunen. Beim Anblick einer schönen steinernen Brücke denkt man an die Menge Steine, an das viele Geld und die vielen Menschen, die zu dem schönen Werk verwendet worden sind. Dies ist bei der Freiburger Brücke ganz anders, denn an ihr ist vor Allem die Leichtigkeit zu bewundern, mit der sie angelegt und gebaut zu seyn scheint. Keine Pfeiler, keine Bogen, keine Widerlage! nichts als eine Linie, ohne Stütze hoch in der Luft schwebend, wodurch zwei Berge sich die Arme entgegenzustrecken und die Hände zu reichen scheinen, eine so leichte, so feine und lustige Linie, daß sich Niemand ihre Festigkeit vorstellt, eine so ungezwungen und natürlich laufende Linie, daß in der Ferne und ohne alle nähere Kenntniß dieses Wunderwerks nicht in der Ausführung einiges Verdienst zu liegen scheint, sondern nur in der Idee, kurz, ein wahres Kunstwerk, bei dem, nach dem Grad genialer Vollendung, die Schwierigkeiten immer sorgsam verhüllt sind. Sieht man einen Trupp lustiger Schwalben von einem hohen Gebäude pfeilschnell herabschießen, dann dicht an der Erde hinschweben, dann wieder auffliegen, um abermals herunterzukommen, so regt sich in Einem wohl der Wunsch, man möchte es eben so machen, mit ihnen auf und absliegend die Luft durchschneiden können. Diese Brücke scheint etwas davon erfüllen zu wollen, denn sie ist wie ein in Erfüllung gegangener Traum. Eine mächtige Hand warf von einem Berg zum andern und über das tiefe Thal weg ein Band, das hernach an dem gegenüberstehenden Felsen festgemacht wurde, und auf dieser weit in's Freie ausgespannten Linie gehen Menschen, Heerden, schwere Lastwagen, Diligencen, Kanonen und Reiter hin und her, und unten liegt eine unermeßliche Tiefe mit ihrem Strom, Wiesen, Gärten, Häuser mit lustigen Trinkern und Spielern, die, wenn sie einen Augenblick aufsehen, all dies Treiben wie den wilden Jäger hoch über ihrem Kopf weg ziehen sehen. Wie war dies vor Kurzem noch ganz anders. Da gelangten nach ermüdender Fahrt dickbestaubte, schwerbeladene Reisewagen bis nahe an die Stadt, zwei Büchsenschüsse weit, gerade der Stelle gegenüber, wo die Reisemühe für's Erste ein Ende hatte; aber da mußte der Wagen erst nicht ohne Gefahr eine steile Anhöhe hinunter, über einige Flußarme, und dann auf der andern Seite eine gleich steile Anhöhe mit neuer, unendlicher Anstrengung der Pferde wieder hinauf. Da sagten tausendmal Fuhrleute und Reisende: „Ach, wenn man da von einer Höhe zur andern eine Brücke schlagen könnte!" Niemand hielt das für möglich; aber hier steht sie nun. Was ganz unthunlich schien, hat das Genie eines kunstverständigen Mannes ausgeführt.

Bekanntlich hat man die ersten Hänge- und Kettenbrücken über große Tiefen, Abgründe und Ströme in Südamerika, in der Himalaiakette, in Thibet, Mittelasien und besonders über den Setleje, dem Hauptzufluß des Indus, gefunden, also in Ländern, wo man so kühne, mächtige und geniale Construktionen gar nicht häte vermuthen sollen, da die in der Mechanik so weit vorgeschrittenen Egypter, Westasiaten, Griechen und Römer sich von dergleichen nichts hatten träumen lassen. In Irland und später in Wales wurden auch welche angelegt, die vorzüglichste zur Verbindung der Insel Anglesea mit Wales; sie geht 90' hoch und 504' lang über den kleinen Meeresarm Menai weg, so daß große Schiffe unter ihr wegsegeln können, und verdankt dem Ingenieur Telford ihre Entstehung. In Frankreich ist bisher keine solche Brücke von einiger Bedeutung gebaut worden, wiewohl ein französischer Ingenieur, Namens Chaley, jenes Werk weit übertroffen hat. In Genf wurden über die Festungsgräben zwei kleine Brücken dieser Art angelegt.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 98.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 232.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 28. September 1837.

Vertrauliche Schwänke
Sind Stücke, so Gäste
Befinden für's Beste.
Logau.

Ueber das Lächerliche.

(Fortsetzung.)

Wer deklamirt, der will bei uns durch Wärme und Glanz der Sprache, durch Lebendigkeit der Bilder, durch energische Betonung die Empfindung einer poetischen Gegenwart und die ihr entsprechenden Gefühle erregen. Er bezaubert uns, wenn er ein Virtuos in seiner Kunst ist. Gesezt aber, er verspreche sich bei gewichtigen Worten, so sehen wir ihn von einem Dämon geneckt, welcher in ihm sprachlich die Volte schlägt und seiner Zunge gegen seinen Willen ein Wort statt des andern unterschiebt. — Wir waren eines Abends zu geselliger Lust versammelt. Froh gestimmt verlangten wir ein Gedicht rezitiet zu hören. Einer unter uns, der sich nicht ungern selbst vernahm, wünschte, Schillers „Kampf mit dem Drachen“ vortragen zu dürfen. Es ging recht gut, bis er an die Stelle kam:

Sie (die Doggen) fassen ihren Feind mit Wuth,
Indem ich nach des Thieres Lende
Aus starker Faust den Speer versende;
Doch machtlos, wie ein dünner Stab,
Prallt er vom Schuppenpanzer ab.

Im Feuer der Deklamation zersezte sich ihm lezteres Hauptwort unglücklicherweise in „Puppenschanzer,“ worauf allgemeines schallendes Gelächter erfolgte. Das Komische liegt in der Unterbrechung der linguistischen Freiheit durch ein unwillkührliches Stolpern der Sprachorgane. Es gibt aber Leute, die, arm an echter Komik, dieselbe gewaltsam herbeizerren wollen und an geflissentlichem, gesuchtem Wortverdrehen eine große Freude haben, welche die Gesellschaft je länger je weniger mit ihnen theilt. Hie und da gelingt eine possierliche Umdrehung, z. B. Wechseraturtempel, splattiges Schätzchen, Kornzopf ꝛc. Leider wird aber bei diesen Spaßmachern die Lust zur sprachlichen Drehkrankheit, in welcher sie jedes bedeutsame Wort ergreifen und umstülpen, was die vernünftig redenden Gesellschaften immer unterbricht und so Ernst als Scherz rein aufhebt. Man könnte diese geistesleere, lästige Gewohnheit einen gelinden Wahnsinn nennen, wenn die davon Besessenen nicht zu prosaisch für eine Exaltation wären.

Das Gedächtniß läßt die Darsteller zuweilen im Stiche. Ein alter Schauspieler hatte als Theaterkönig die Großen des Reichs um seinen Thron versammelt. Einer zögerte noch; der König vernahm den vom Souffleurloch aus ihm zugeflüsterten Namen des Magnaten nicht. Er rief in der Hast: „Der — der Dings soll an den Stufen unsers Throns erscheinen!“ Mein Vater hatte als Knabe auf einem Kindertheater den verkauften „Joseph“ darzustellen. Es war in der Weihnachtszeit, wo er auch als Currentschüler vor den Thüren sang. Als „Joseph“ sollte er einen

Monolog deklamiren, der anfing: „Ihr Sterne hört, wie man mit mir verfährt!" — In der Angst kam er aber in das Weihnachtslied hinein: „Ihr Sterne senkt euch auf die Krippe, in welcher mein Erlöser liegt." Dieses rezitirte er nun statt seines Monologs und weinte dazu. — Auf das kindliche Publikum machte dies die größte Wirkung. Weder Alt noch Jung dachte an den dramatischen Anachronismus, über den wir lachen. — Einer unserer Freunde wollte eine Probe der von ihm neu erlernten Mnemonik ablegen. Wir waren etwa zwanzig, junge Männer und Frauen, versammelt. Jedes sagte ein Hauptwort; er wollte sie nach der Reihe wiederholen. Er that zur Stärkung seines Gedächtnisses manchen Zug und ließ sich dann die Worte noch einmal vorsagen. Dies wechselte noch ein paar Mal. Wir Alle wußten am Ende die Wörterreihe besser als er, der sich in der Kunstverlegenheit einen Brand angetrunken hatte.

Der Mensch hat nicht das ausschließliche Privilegium, lächerlich werden zu können; auch die Thiere erscheinen in komischem Lichte, wenn ihrer animalischen Freiheit und Willkühr auf unschädliche Weise mitgespielt wird, und beim Fuchsprellen ist ohne Zweifel viel gelacht worden. Es ist gar nicht nöthig, daß man sich die Thiere mit menschlicher Freiheit ausgerüstet denke, um sie lächerlich zu finden. Spielende Katzen sind ebenso und aus demselben psychologischen Grund ergötzlich anzuschauen wie schäkernde Kinder. Aber allerdings tritt der Fall nicht sehr häufig ein, daß wir über Thiere in ihrem natürlichen Erscheinen lachen, da ihnen die Vorsehung in ihrer Weisheit mit der Gabe der Sprache auch die Gelegenheit versagt hat, albernes Zeug zu reden und ihnen dafür einen solchen relativen Verstand verliehen hat, daß sie ihre Zwecke viel öfter erreichen als die Menschen und viel schwerer vom Zufall oder Menschenwitz zu foppen sind, auch viel seltener eigenen thörichten Anwandlungen unterliegen als leztere. Wo wir am meisten über sie lachen, ist, wenn sie, mit unserm Costüm angethan, zu Handlungen und Darstellungen unserer Art dreisirt auftreten. Wer hat nicht schon Hunde- und Affentänze, Cavalcaden, Gauklereien, Mahlzeiten, Festungsbestürmungen 2c. gesehen und seinen Theil dabei gelacht? Sonst macht die Herabsetzung lächerlich; hier thut es aber die Hinaufhebung der Bestien in unsere Sphäre, was freilich auch wieder eine imaginäre Herabsetzung der Menschen in die Thierwelt ist. Ein Affe, der sich an der animalischen Tafel galant oder brutal benimmt, erweckt den Gedanken, daß der Mensch eben auch manches Affenartige an sich habe. Man kann nicht glauben, daß beim Affen Alles nur Dressur sey; man weiß nicht recht, wo in ihm die Natur aufhört und die Schule beginnt. Auf jeden Fall wirkt die den Thieren aufgenöthigte Rolle komisch; ihre animalische Natur, ihr freies Benehmen steht unter dem Stock ihres Instruktors und Herrn; durch die Dressur blickt aber stets die Bestialität belustigend hindurch. Ich dachte mir Hühner im Hofe als Weiber und mußte über ihre Conversation, ihren Neid, eifersüchtigen Hader, ihre lakonischen Aeußerungen 2c. sehr lachen. — Ein Maikäfer, in die Höhlung eines kleinen dragantnen Husaren gesteckt, mit der Mütze wackelnd, mit dem Säbel schwadronirend, belustigte Jung und Alt. — Ein Staar, der einige Worte aussprechen gelernt, entkam, flog zu seinem Schwarm und wurde später wieder im Garn gefangen. Als nun der Vogelsteller die kleine Schaar in Leztern zusammenschüttelte, rief der bedrängte Staarmatz: „Da geht's aber zu!" — was den Vogler sehr stutzig machte. Es ist ohne Zweifel das Wahrnehmen einer komischen Nöthigung, was uns bei dieser Anekdote lachen macht. Uebrigens erscheint auch der Vogelsteller als geäfft, und selbst wir, die einen Augenblick wähnen können, der Staar habe im Ueberblick seiner miserabeln Lage so gerufen. — Ein Staatsbeamter sagte von einer Fischordnung, deren Zweckmäßigkeit in Beziehung auf Pflege und Schonung dieser Thiergattung man in Zweifel gezogen, sie sey so gut, wie wenn die Fische selbst sie gemacht hätten. — Die Fische als Gesetzgeber gedacht, wer fände dies nicht burlesk? — Das Nachahmen der Stimmen von jungen Schweinen, die sich am Koben streiten, von Enten, die vom Teiche nach Hause wandeln 2c. erregt Lachen, weil diese Thiere durch die spielende Darstellung in der Eigenthümlichkeit ihrer Natur befangen erscheinen und sich die Copie gefallen lassen müssen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe aus der Normandie von J. V.

(Fortsetzung.)

Ich erkläre mir durch dieselben Verhältnisse die zum Sprichworte gewordene Prozeßsucht der Normannen. Die Eroberung an und für sich macht den Begriff des Eigenthums schwankend, denn Keiner weiß bei einer solchen, ob er das, was gestern ihm zugehörte, heute noch sein eigen nennen kann. Hiezu kommt noch, daß die Ritter- und Pfaffenkriege in der Normandie die Zeiten der Eroberung verewigten. Der Bauer war der schwächere Theil, er hatte keine andere Waffe als sein Recht, keinen Schild als das Gericht, und die Eroberung und die innern Kriege selbst waren nicht im Stande, die germanischen Institutionen, die Gerichte und besonders den Echiquior gänzlich zu zerstören. So blieb also dem Bauer nur dies lezte Schutzmittel, und er gewöhnte sich daran, an dasselbe zu appelliren, so oft er seine Schwäche fühlte. Auch hierüber spricht der Lobredner der Normandie, und es ist lustig, ihm zuzuhören:

„Diese Leute müssen, werdet ihr sagen, böse und zanksüchtig im höchsten Grade seyn; da man so beschäftigt ist, ihnen Recht zu sprechen und ihre beständigen Streitigkeiten und Zänkereien zu schlichten. O! saget im Gegentheil, daß sie eine unergründliche Anhänglichkeit an die Gerechtigkeit haben; und wenn sie ihre Mitbürger für das, was man in andern Ländern für eine Kleinigkeit hält, vor Gericht ziehen, so ist die Ursache davon sicher nicht schwer zu finden. Diese ist, daß diese Catone der Normandie die kleinsten Fehler für Hauptverbrechen, die nicht wieder gut zu machen sind, ansehen und ihr Gewissen nicht in Ruhe fühlen, wenn sie die, so sie begehen, nicht anzeigen, wenn sie nicht alle ihre Schritte und Handlungen beobachten, ja selbst von Zeit zu Zeit, indem sie kleine Streitigkeiten anstiften, in Versuchung führen und auf die Probe stellen. Hat man die Normannen nicht für unerträgliche Chikaneurs angesehen, die nur Streit und Prozesse suchten? Hat man sie nicht bei allen Völkern, die sie umgeben, als eine öffentliche Pest betrachtet? Hat man sie nicht wie falsche Zeugen und Verläumder behandelt, während ihre einzige Absicht war, allen Andern zu derselben Vollkommenheit zu verhelfen, die sie erreicht haben? Welch Uebermaß des Rechtsgefühls in ihrer Handlungsweise! Sie ziehen z. B. ihre Mitbürger bald wegen einer kleinen Beleidigung, durch eine gelinde Aufregung des Zorns veranlaßt, vor den Richter, bald wegen eines Stücks Erde, das ein listiger Nachbar sich zugeeignet; ein andermal wegen eines unbedeutenden Schadens, den ein unvernünftiges Thier auf einem Acker angerichtet, und wegen tausend ähnlicher, eben so unbedeutender Sachen. Sie beschäftigen ihre Advokaten Jahrelang, ganze Stöße Papier reichen kaum aus, ihre Prozesse zu instruiren; und wozu all diese Mühe und diese Kosten, wenn nicht in Folge ihrer Ordnungs- und Gerechtigkeitsliebe, für welche sie nicht nur nichts sparen, sondern selbst all ihr Hab und Gut hingeben, vorausgesezt, daß das Recht treulich gehandhabt werde?“

Bravo! das nenne ich aus der Noth eine Tugend machen. Der gute Abbé ist selbst der schlagendste Beweis für die Prozeßsucht der Normannen, denn er ist, wie wir gesehen, ein vortrefflicher Advokat einer verzweifelt schlechten Sache, und somit eine demonstratio ad oculos dieser Eigenthümlichkeit der braven, ein Jahrtausend hindurch mit allen Hunden gehezten Normannen. Der Abbé fährt aber fort und sagt: „Es ist nicht möglich, ihnen eine Falle zu stellen, und wenn sie nie Jemanden täuschen, so kann man sagen, daß sie sich eben so wenig je täuschen lassen.“ Und man muß gestehen, daß er hier Recht hat, daß es sehr schwer ist, einen Normannen hinter's Licht zu führen, denn er hat eben eine böse Schule durchgemacht, in der er gewitzigt worden ist. Es ist beinahe zu verwundern, daß er troß dieser Schule dennoch seine Gutmüthigkeit, seine Redlichkeit und seinen frischen Muth nicht ganz verloren hat.

In der Umgegend von Caen ist der Bauer ernster, als in allen andern Theilen der Nieder-Normandie. Die abnehmende Blüthe des Landes erklärt dies. Man hört hier selten ein Lied, und eben so selten sieht man die Landleute tanzen. Eine Volkssitte, die ich hier ein paarmal Abends beobachtete, schien mir ein Beweis, daß früher die Caener Gesang und Scherz wie ihre nordischen Blutsverwandten liebten. Im Frühjahre kommen zahllose Schaaren kleiner Fische, die man la monte nennt, die Orne herauf. Beide Ufer des Flusses beleben sich dann Abends auf eine eigene Weise durch die Fischer, die, jeder eine Laterne über das Wasser haltend, die Fische durch das Licht an die Oberfläche locken und sie so fangen. Schon als malerisches Schauspiel war mir dieser Gebrauch interessant genug. Bald aber merkte ich, daß sich die Fischer von einem Ufer zum andern im Dunkeln zuriefen und sich zu unterhalten schienen. Einmal aufmerksam auf diese etwas wunderlichen Zwiegespräche, lieh ich ihnen ein achtsameres Ohr, und hörte dann, daß die Antwort stets auf die Frage reimte, und daß sich so die Fischer von einem Ufer zum andern gereimte Neckereien, derbe Witze, oft selbst Schimpfworte und Grobheiten zuriefen. Man nennt diese Wechselgesänge oder Wechseldialoge s'engueuler, sich anblöcken, und ich hörte von Einheimischen, daß dies engueuler auch bei andern Gelegenheiten, bei Feld- und Waldarbeiten, stattfinde. Ich glaube nicht, daß ich mich irre, wenn ich in dieser Sitte eine Abart der Tyroler und Schweizer Wechselgesänge wiederzuerkennen glaubte, und mir einbildete, daß vor Zeiten, ehe dies kräftige Volk durch Unglück und Noth, durch Krieg und Rohheit moralisch und physisch herabgekommen, die Normannen anstatt sich anzublöcken, sich ihre Lieder zusangen, wie dies hier und dort in Deutschland, in Schweden, in der Schweiz und im Tyrol der Fall ist. Auch die Völker und ihr Charakter haben ihre Ruinen, und dies engueuler ist wohl eine solche, die von dem ehemaligen Frohsinne der jezt oft sehr ernsten Unternormannen zeugt.

Der Normanne ist friedfertig und bieder, tapfer und kräftig, entschlossen und keck. Oft aber sieht man all diese Eigenschaften ausarten, und zwar stets, wenn des Cidres zu viel getrunken worden. Dies auf den ersten Anblick so unschuldige Getränke ist verschlossen und hinterhaltig, wie leider mitunter der Normanne selbst. Ein Cidrerausch ist gefährlicher, als ein Wein-, Bier-, oder selbst Branntweinrausch; denn er macht die Betrunkenen zu wilden Thieren, streitsüchtig und jähzornig, und es ist daher nicht selten, daß bei einem Feste, wo der Cidre in gehörigem Maße floß, ein paar zerschellte Hirnschalen oder zerbrochene Arme, oder wenigstens blaue Augen das

lezte Resultat der Abrechnung sind. „Sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist,“ mag oft wahr seyn, aber nicht minder wahr der Saz: „Sage mir, was du trinkst, und ich will dir sagen, wer du bist.“

Korrespondenz-Nachrichten.

Freiburg (in der Schweiz), August.

(Beschluß.)

Die Drahtbrücke. Die große Orgel.

Die Freiburger Brücke läßt all diese frühern Arbeiten weit hinter sich. Um ihre Wichtigkeit recht zu beurtheilen, muß man die örtliche Lage bedenken. Die untere Stadt lag in dem engen Sarinethal, die obere aber auf einem Felsenboden, 450' über dem Flußbecken. Die ehemalige Straße von Bern und der deutschen Schweiz ging sehr steil und abschüssig in's Thal hinab, und war im Winter ganz unzugänglich, hernach führten drei Holzbrücken über die vielfach gebogene Sarine, dann aber kamen wieder Felsen, an denen sich der Weg mühsam hinaufwand, 240' hoch über der Stelle, von der man ausgegangen war. Zu diesem für Menschen, Pferde und Wagen gar peinlichen, selbst nicht ungefährlichen Nieder- und Aufsteigen brauchte man in guter Jahreszeit eine gute halbe Stunde, manchmal aber viel länger, da doch die äußersten Punkte des Ausgangs und der Ankunft in gerader Linie nur eine kleine Viertelstunde von einander entfernt waren. Da, wo das untere Freiburg liegt, ist das Sarinethal nur 900' breit, und auf beiden Seiten stehen Felsen von mehr denn 150' Höhe. Mehrmals war vorgeschlagen worden, eine gigantische Brücke zu bauen, um über das Thal hinüberzukommen; die Kosten wären aber ungeheuer gewesen und hätten das Land zu Grunde gerichtet. Die in England mit den Hängebrücken bewirkten Wunder machten den Freiburgern neuen Muth, zumal sie sahen, daß in Frankreich und in Genf geschickte Ingenieurs sich mit Erfolg damit abgaben, dort besonders Séguin und Chaley. Man wußte auch, daß Telford, der Erbauer der Menai-Hängebrücke, sich erboten hatte, über die Mersey bei Runcorn, unfern Liverpool, in einer Länge von 900' eine solche zu schlagen. In Beziehung auf die Möglichkeit war also die Sache im Klaren, es handelte sich nur um die Kosten. Da schlug der französische Ingenieur Chaley vor, er wolle den Bau der Brücke auf seine Gefahr übernehmen, und verlange nichts dafür als die Summe von 300,000 Franken und die ganze Brückenabgabe vierzig Jahre lang. Sein Vorschlag wurde angenommen und auch gleich darauf die Arbeiten begonnen. Telford hatte zu seiner Menaibrücke länger als fünf Jahre gebraucht, Chaley beendigte hingegen die Freiburger in zwei Jahren und drei Monaten, und sie ist unstreitig das schönste und kühnste Werk dieser Art; ihre Länge beträgt 346 Metres oder 1038' und die mittlere Breite 8 Metres oder 24'; sie schwebt 50 Metres oder 150' hoch über der Sarine und ihrem Thal. Es ist sehr interessant, das Einzelne dieses Wunderbaus, die dabei angewendeten mechanischen Mittel, die Vorsicht und Befestigung der Hauptstützen tief im Innern der Felsen, die Vorkehrungen gegen das Schwanken und die Friktion zu beobachten. Tritt man weit genug zurück, um das ganze Werk überschauen zu können, so verschwinden die perpendikulären Drähte fast ganz und man kann glauben, die ganze Brücke sey nichts als ein langes Brett, das über den Abgrund weg, von einem Felsen zum andern geschoben sey; man meint, der Zimmermann habe Alles gemacht, die weit zurückstehenden Bogen, auf denen die großen Tragwerke hängen, scheinen gar nicht zur Brücke zu gehören, und erst nach einiger Aufmerksamkeit zeigen sich rechts und links leise gebogene, dünne Linien, die von ihnen auf die Brücke herunterlaufen; man sollte nicht glauben, daß sie die Seele des Ganzen, die Träger und Halter der ganzen Brücke seyen. Nach ihrer Vollendung gingen zur Probe fünfzehn Zwölfpfünder mit fünfzig Pferden und dreihundert Mann hinüber und herüber, und am folgenden Tag eine Prozession von zweitausend Menschen mit Militärmusik, wobei man Sorge trug, die Brücke möglichst nach dem Takt schwanken zu lassen; sie bewegte sich aber nur wenig. Seitdem gehen die schwersten Lastwagen mit zwölf Pferden ohne allen Anstand darüber.

Freiburg hat eine dritte Merkwürdigkeit, die auch viele Fremden anzieht, und wenigstens in der Schweiz einzig in ihrer Art ist, ich meine die große Orgel der Cathedrale, das treffliche Werk Mosers, von mächtigem und weitherrschendem Umfang, voll Großartigkeit und Feierlichkeit in der Tiefe, in den Mitteltönen und in der Höhe voll zarten, reizenden Wohlklangs, Engelsstimmen vergleichbar. Ich habe mehrmals tüchtige Meister darauf spielen hören, zuerst den Organisten Vogel aus Berlin, jezt in Frankfurt a. M., dessen Grabesstimmen, Sturm und Gewitter hier einen bewundernswürdigen Effekt machten, dann Moser selbst, der uns Alle bezauberte durch seine täuschende Nachahmung der Menschenstimme, in allen ihren Höhen, Tiefen, Modulationen und Beugungen mit einer herzergreifenden Innigkeit und Zartheit. Hört man diese Fülle herrlicher Stimmen, bei der doch jede wieder einzeln deutlich hervorklingt, so glaubt man in einem Kloster des sechzehnten Jahrhunderts zu seyn, wo damals der Gesang so einfach schön war. Ich dachte mir bei der Orgel ein dichtes Gitter und hinter ihm ein paar Duzend Nonnen, die, abgeschieden oder scheidend von der Welt, ihren Wünschen und Hoffnungen, sich nur dem Himmel zuwenden; in der Kirche gingen und saßen einige Männer, ich glaubte, es sey wohl ein Vater oder ein ehemaliger Geliebter, die sich bemühten, aus dem Gesang die Stimme des theuren Mädchens herauszuhören, das sie im Leben nicht mehr sehen sollten. Die Scene stellte ein Gewitter vor: zuerst läßt sich ferner Donner hören, der langsam näher kommt, dann mit seinem Brausen in der Luft furchtbar und in seiner Mannichfaltigkeit wunderschön wird; zwischen den Donnerschlägen hört man die vox humana mit Tönen des Danks, der Beruhigung und des Friedens hindurch; sie flehen um Schonung für die Erde, auf die sie selbst verzichtet haben; der Kampf und das Stürmen der Natur und der Welt, und zwischen durch dieser süße, fromme Friede ist unendlich poetisch und ergreifend, ja der Gedanke selbst höchst religiös, er ist der Grund alles christlichen Sinnes. Mit dieser Stimmung sollte man aus der Kirche gehen, und sich draußen die Thränen unwiderstehlicher Rührung abtrocknen. Statt dessen stiegen wir hinauf zur Orgel und der Organist spielte vor unsern Augen auf dem Klavier die Menschenstimme; diese prosaische Ueberzeugung that mir unendlich weh, weher noch, als sänken die Nonnen vor mir in die Erde.

Beilage: Kunstblatt Nr. 78.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 233.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 29. September 1837.

— Der Menschheit ewiges Symbol
Ist Janus mit dem Doppelangesicht.

Pope.

Altes und Neues.

1.

Zwo Mächte sind's, die seit undenkbar'n Zeiten
Die Menschenbrust, die Menschenwelt bewegen.
Die eine will das All im Schwung erregen,
Und rastlos fort zum dunkeln Ziele schreiten.

Die andre, scheu vor ungemeßnen Weiten,
Schilt jene maßlos, rasend und verwegen,
Möcht' alle Welt in ehrne Bande legen.
Was will der Mensch, wenn Götter sich bestreiten?

So mögen beide wirken, Gottgewalten!
So lang die dunkeln Zeitenströme rollen,
Gab's einen neuen Bund und einen alten,

Hier kühnen Geistes unbegrenztes Wollen,
Dort unerschütterlichsfestes Innehalten.
Auf Gottgesandtes soll der Mensch nicht grollen.

2.

Ich sah — o glaubt, ihr künftigen Geschlechte! —
Ich sah, um sie ein feierliches Schweigen,
Sie jüngst zur Erde stille niedersteigen,
Die eine jener beiden hohen Mächte,

Das altergraue Scepter in der Rechte,
Und hundertjähr'ge Eichen ihr sich neigen.
Auf ehrne Tafel schien sie ernst zu zeigen,
Ein Schleier floß um sie wie sieben Nächte.

Still war die Welt, und im Gebet versunken
Vor Opferflammen, dort vom Gangesstrome
Braminen, stummer Gottbegeistrung trunken,

Vom Euphrat her berufen glaubensfromme
Söhn' Abrams, und von höh'rer Liebe Funken
Entglüht, der Christ in myst'scher Wölbung Dome.

3.

Die andre auch erstand auf ihrem Hügel.
Von ihrem Scheitel sah' ich Funken sprühen,
Gedankenmorgenroth der Stirn' entglühen;
Wie sie sich hob, da wuchsen ihr die Flügel.

Ein Hauch! der ehrnen Tafel sieben Siegel,
Sie lösen sich; des Schleiers Nächte fliehen
Zurück, die um das Heiligthum sich ziehen,
Und von den Tempeln springen rings die Riegel.

Und wo sie stets bewegten Fluges schwebte,
Da schollen Chör' im bacchischen Entzücken,
Der Zukunft lichtumflossnes Bild belebte

Das Herz der Welt und sprach aus allen Blicken;
Doch auch der Zweifel, ahndevoll, durchbebte
Die Brust, ob Weh', ob Wonne Götter schicken.

4.

Beglückt, wer beiden Mächten ist verbunden,
Wer der Vergangenheit Gestalten ehret,
Den Blick zugleich zum neuen Licht gekehret;
Wer hohem Weltgeist sinnig nachempfunden

Und gläubig lauschte altergrauen Kunden,
Und so, vom großen Zeitenbuch belehret,
Nicht alternd sich der Offenbarung wehret,
Die uns enthüllen stets verjüngte Stunden.

Der Mann jedoch, der eitle, ist betrogen,
Dem heil'ger Vorwelt tiefer Grund zur Lüge
Geworden; jener auch, der nicht erwogen

Des wundersamen Zeitenbaus Gefüge,
Und wie zu immer höherm Ziel der Bogen
Des Geistes fliegt, zu immer höherm Siege.

5.

Ich soll ein Zeugniß dir, ein klares, geben
Von jener Doppelmacht, die stets verbündet
Im großen Weltendrama sich verkündet,
In deren Kampfe höher wächst das Leben?

Sieh dort den Baum sich in die Lüfte heben;
Doch wenn sich nicht nach unten, tief gegründet,
Der Wurzeltrieb in zähen Adern windet,
Wie kann im Lichte frei die Blüthe schweben?

O wüßtest du, wie tief im Erdenschoße
Die Wurzel sich erfreut der Blüthentriebe,
Und diese, stolzer nicht ob lichtem Loose,

Für ihre dunkle Mutter glüht in Liebe! —
Daß immer so der Freiheit glüh'nde Rose
Dankbar und still am alten Stamme bliebe!

(Der Beschluß folgt.)

Ueber das Lächerliche.

(Fortsetzung.)

Selbst die leblose Natur ist nicht von unserm Gebiete der Komik ausgeschlossen. Wer hat nicht schon über einen alten Baumstrunk gelacht, wenn dieser zufällig die Gestalt eines verwachsenen Menschen darstellte? — über einen Felsen, der einem Bekannten im Profil ähnlich sah, wobei freilich Letzterer auch ein wenig in's Lächerliche eintaucht, da selbst die Felsen ihn mit seiner Physiognomie zu foppen scheinen. — Wolkenformen sind oft belustigend anzuschauen. Allongeperrückenköpfe schauen der scheidenden Sonne nach; Stirne, Nase, Mund verziehen sich; es werden Ungeheuer, Löwen, Drachen daraus. — Der Sturm pfeift durch häusliche Räume; es tönt wie Thier- oder Menschenstimmen, und der zwischen Thür und Angel sich hindurchzwingende Diener des Aeolus nöthigt uns Horchenden ein Lächeln ab. — Durch Nachahmung von Naturtönen hinter einem Vorhange, z. B. von Sturm, Regen, einschlagendem Blitz, wird die Natur auch gewissermaßen lächerlich gemacht, weil alles Darstellbare, Nachahmbare als ein Genöthigtes erscheint, das, wenn es sich in kleinlicher Form äußert, komisch wirkt. Das Lustigste bleibt wohl ein akustisch nachgemachtes Feuerwerk mit Feuerteufeln, schnurrenden Feuerrädern, sausenden Raketen, zerplatzenden Schwärmern rc. Auch auf den Darsteller fällt hiebei ein komisches Licht, der mit einem so beschränkten Mittel, wie sein Mund ist, so mannichfaltiges, oft gewaltiges Getön nachzuahmen sich erkühnen konnte. Man denkt sich im Geist seine Strapaze hinter dem Vorhange, und muß desto mehr lachen, je mehr er sich durch Assonanzen, die man einen Schallwitz nennen möchte, mit den Zuhörern abzufinden bemüht.

Was im Leben komisch und lächerlich erscheint, wirkt auch fast immer als solches in der Darstellung, sey diese nun poetisch, dramatisch oder bildend, ja oft wird der Eindruck noch verstärkt durch die dichterische oder künstlerische Auffassung, durch Klarheit der Darstellung, Isolirung, Beleuchtung, Einrahmung, dadurch, daß wir das Lächerliche erster Potenz durch das Medium eines humoristischen Geistes in zweiter Potenz wahrnehmen, wo sich überdies der Eindruck in einem mitgenießenden Publikum vielfach ab- und widerspiegelt. — Ueber die poetische Schilderung komischer Reden und Scenen braucht man nicht viel zu sagen, sondern nur auf die belletristische Literatur im Ganzen hinzuweisen, die voll, ja überfüllt davon ist. Der Wunsch, das Bestreben, dem Lesepublikum Freude zu machen, Lachen zu erregen, ist bei vielen Autoren so stark, daß sie zuweilen auch ohne wahre Anlage zur Komik sich krampfhaften Anstrengungen unterwerfen und in den Augen der Kritik über diese Strapaze selbst lächerlich

werden. — Der Humor, die Anlage und Gabe, mit Natur und Leben, mit ihrem höchsten Ernst ein poetisches Spiel zu treiben, jedem Verhältniß des Daseyns eine komische Seite abzugewinnen und so ein geistig-gemüthliches Herrscherthum über die Welt zu beurkunden, ist angeboren, angelebt, und kann wohl weiter ausgebildet, aber nicht gelernt, nicht absichtlich erworben werden. Er ist Stimmung, Laune im höchsten Ausdruck, und wer kann diese in sich schaffen, kommandiren? Der Humor ist der subjective Pol aller Komik, aller lächerlichen Erscheinungen des Lebens, so daß der Humorist sich selbst eben so wohl und eben so oft Objekt wird, als es ihm Welt und Menschen werden. Ironie ist der Ton, die Färbung seiner Aeußerung, die im Scheinernste mit jenen ihr Spiel treiben. Die Satire ohne Ironie ist schon zu ernst, mehr Geschäft als Spiel. — Der Witz macht lachen, weil er in schnell ergriffenen, unerwartet combinirten Aehnlichkeiten an sich disparater, zu verschiedenen Sphären gehöriger Dinge mit beiden spielt und sie somit zu aufgenöthigter Confrontation sich vor ihm, dem geistreichen Herrscher, stellen heißt, etwa wie wenn Jemand Mensch und Hund vorführte und unerwartet eine physiognomische Aehnlichkeit beider zeigte, was man einen thatsächlichen, realen Witz nennen könnte, wie er auch in gewissen Carrikaturen ergötzlich auftritt.

Jean Paul war wohl extensiv der witzigste Dichter; das Gleichniß war die Form, unter welcher er allein denken, forschen, darstellen konnte. Wenn er aber Alles, was ihn geistig nähren sollte, Leben und Lektüre, auf diese Form sammlerisch, collektaneenmäßig bezog, so entstand dadurch bei ihm bald eine Superfötation von Vergleichungen und Witzspielen, die der Schönheit und Klarheit des eigentlichen Gedankens, der plastischen Haltung seiner Gestalten Eintrag that und den Reichthum seines Geistes einem großen Theil der deutschen Nation und noch mehr den fremden unzugänglich machte. — Bei Keinem mehr als bei ihm waren die Vorzüge des Geistes mit einer Eigenthümlichkeit und Besonderheit, die man in Hinsicht auf classischen Geschmack Beschränkung nennen darf, innig, organisch verwachsen. Dennoch drang er gerade durch diesen Doppelgang in Gleichnissen in die größten Höhen und Tiefen des Lebens und wird uns stets unbegreiflich, unergründlich erscheinen.

Das Wortspiel ist der magerste Witz, weil es seine Combination von zufällig ähnlichen Lauten hernimmt. Wenn Einer sagt: Bei dieser festlichfrohen Veranlassung muß Alles, Herzen, Trommeln und Kuchenteig gerührt werden, so sind es weniger die Gegenstände, als ihr zufälliges Zusammentreffen in der Modifikation des „gerührt werdens," womit ein Wortwitzspiel getrieben wird, und wo denn freilich die so ganz verschiedenartige Rührbarkeit bei dem Scherz eine bedeutende Rolle spielt, ein Beleg, daß selbst die Sprache als Laut ein Gegenstand der Laune, des Humors werden, und durch witzige Combinationen in komischem Licht erscheinen kann. Zuweilen ist die Zusammenstellung mehr muthwillig, als witzig; z. B. der Propstei-Schweinstall, die Prälatur-Tauskutsche (nämlich für die Beamten). Es cursiren komische Conti, worin z. B. aufgeführt ist: die Leiter, die Jakob im Traume gesehen, ausgebessert u. dgl. Sie streifen gewöhnlich an's Frivole, Indezente. Abgesehen hievon liegt das Lächerliche darin, daß dasjenige, was einen Anstrich der Heiligkeit hat, in einer einfältigen Bildschnitzerrechnung als restaurirt erscheint. Dahin gehören auch die komischen Inventare, worin unschaubare, unmögliche oder längst absorbirte Dinge als Reliquien aufgeführt sind. Diese Produkte wären komischer, wenn sie in romanhafter Verbindung als wirkliche Mystifikationen leichtgläubiger Personen aufträten, oder, wie folgendes Signalement, als das Versehen eines Polizeischreibers, der da einzeichnete: N.N. hat reformirte Haare, schwarze Stirne, kurze Augen, blaue Nase, langen und gebogenen Mund, aufgeworfene Zähne, gelbes Kinn, gespaltenes Gesicht, ovale Gesichtsfarbe, rothbraune Statur, hagere Bekleidung. Nur in eine Theaterposse eingewoben, kann dergleichen Gemachtes einiges Lachen erregen.

Die ungeheuern Aufschneidereien und Lügen des deutschen Gascogners „Münchhausen" sind durch eine mehrfache Komik ergötzlich. Bei den von ihm erzählten Ereignissen werden Menschen und Thiere durch seine erlogene Darstellung, als einem phantastischen Spiel mit ihnen, zu lächerlichen Figuren, so z. B. der Bär, der sich an eine mit Honig bestrichene Wagendeichsel anleckt und dann durch einen hinter ihm durchgesteckten Zapfen zum Gefangenen gemacht wird; so das vom Thorfallgitter halbirte Pferd, das zweifüßig fortrennt und dem das getrunkene Wasser aus dem geöffneten Leibe läuft rc. Man kann sich dem Gedanken hingeben, als möchte der Eine oder Andere von den Zuhörern, denen er seine Fata erzählte, an ihre Wahrheit geglaubt haben, eine Annahme, die, poetisch angesehen, nicht ungültig ist, da ja die ganze Wirkung des gedichteten Wunderbaren auf einem relativen Glauben daran beruht. Durch einen solchen werden aber Münchhausens Zuhörer auch lächerlich. Warum sollten wir aber nicht auch den unendlichen Lügner lächerlich finden, der, wie jeder Aufschneider, doch oft hinter solche kommt, die ihn mit einer treuherzig glaubigen Miene zum Besten haben. Es versteht sich, daß dies Alles in uns nur dann vorgeht, wenn wir uns den Herrn von Münchhausen mit seinen Abenteuern recht dramatisch in die Scene setzen. Wer dies nicht kann, der mag wohl gar, wie vielen Hochweisen bei der Erscheinung des Büchleins geschehen, die Lektüre höchst albern und eines vernünftigen Mannes unwürdig finden.

Die bekannten Krähwinkler **Bilder** sind eigentlich bildlich dargestellte Wortwitze. Sie beruhen auf einem Doppelsinn, wovon der eine körperlich schaubare Theil in der Scene erscheint, während es eigentlich um den bildlichen Sinn zu thun ist. Es sind gemalte Metaphern oder Zweideutigkeiten. So z. B., wie der General von Krähwinkel Besatzung in eine Festung wirft, sie rasirt, wie er Nasen an das Offizierkorps austheilt, wie der Bürgermeister von Krähwinkel über das Klavierspiel seiner Tochter ganz weg ist (er erscheint nämlich gar nicht auf dem Bilde). Das Lächerliche liegt hier ohne Zweifel darin, daß die guten Krähwinkler zu unsinnigen Thaten ꝛc. mißbraucht werden, die aber eigentlich keine solche, sondern nur metaphorische, sprichwörtliche, doppelsinnige Redensarten sind. Diese losen Späße lassen sich in's Zahllose vermehren.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, 23sten September.

Schillers Denkmal.

Die Frage, welche Stelle Schillers Denkmal einnehmen soll, naht ihrer Entscheidung, und so mag es auch an der Zeit seyn, den Werth der Plätze, welche in die Wahl fallen werden, zu prüfen.

Die Statue des Dichters soll in die Mitte des Volks, damit diesem sein Bild stets vor Augen stehe, daher inmitten der Stadt gestellt seyn.

Will man nun in Stuttgart das Monument nicht geradezu in den Mittelpunkt des Gewühls und der Bewegung, auf den sonst sehr geeigneten Marktplatz stellen, so bleiben wohl nur zwei Plätze, der sogenannte alte Schloßplatz und der in der Nähe der Akademie und des Waisenhauses übrig, die hier in Betracht kommen.

Für den leztern spricht, daß Schiller in der Akademie seine wissenschaftliche Ausbildung erhielt, obwohl sich stets der Gedanke an seine Flucht und an die Umstände, welche ihn aus dem Vaterlande getrieben, jener Erinnerung anknüpft, wodurch der erste freudige Eindruck mit einem zweiten, weniger erfreulichen gemischt wird.

Der Platz, auf welchen Schillers Monument in der Hauptstadt seines Geburtslandes gesezt wird, sollte in seinem ganzen äußern Wesen den Charakter eines öffentlichen Platzes tragen, welches Erforderniß dem Platze auf der königlichen Planie abgeht.

Dieser ist von Bäumen umgeben, wobei sich die Frage aufdrängt, ob überhaupt ein einzelnes Kunstwerk, mit seinen bestimmten strengen Linien, nicht die Aufstellung in einem Raume fordert, dessen architektonische Formen in harmonischer Korrespondenz damit stehen, so wie z. B. ein Concert, ein kunstgerechter Gesang besser in den begrenzten Raum eines Saales, der die Töne zusammenhält, taugt, als in die freie Natur, in der die gemessenen Klänge unbestimmt zerfließen.

Wenn die Griechen ein Kunstwerk im Freien errichteten, so stand es nicht isolirt, sondern umgeben oder in der Nähe von einer Reihe anderer Monumente, so daß das eine dem andern gleichsam Schutz und Halt und Harmonie verlieh. Ueberdies war in Griechenland Baum und Gebüsch, es war der ganze griechische Himmel, der keinen nordischen Winter kennt, der Aufstellung von Denkmälern in grünen Räumen unendlich günstiger, als bei uns, wo der Winter die Bäume fast die Hälfte des Jahres ihres Schmuckes beraubt, und die grünen Plätze eben so lange unter Feuchtigkeit und Schnee legt, so daß sie und mit ihnen das Monument verödet und verlassen dastehen.

Gewiß kennt Jeder den traurigen Eindruck, den in solcher Zeit solche Denkmale machen, während Sommers die grünen Töne, die ein Bronzebild bald annimmt, weder in den Farben schön, noch in den Linien rein von dem umgebenden Grün der Bäume sich abheben.

Endlich ist jener Platz, dessen Fundamentirung, nebenbei gesagt, große Schwierigkeiten und Kosten bieten würde, nicht so wohl gelegen und nicht im gleichen Sinne im Angesicht des Volks, wie der Raum zwischen dem alten Schloß und der Stiftskirche; vier von den denselben umgrenzenden Gebäuden gehören, ihrem Gesammteindruck nach betrachtet, zu den schönsten und imposantesten der ganzen Stadt.

Schon von ferne fällt der Blick des Beschauers auf diese großen Massen, die aus dem übrigen Häusergewimmel angenehm herausragen, und gleich schön bleibt der Eindruck, wenn man sich mitten auf demselben befindet: zur einen Seite die alte Fürstenwohnung, auf der andern die Hauptkirche, und dieser gegenüber ebenfalls zwei große Gebäude, von denen das eine durch schöne Verhältnisse sich auszeichnet, und dem andern (dem Kanzleigebäude) wesentliche Verschönerungen bevorstehen.

Bei einem Flächenraum von mehr als 55.000 Quadratfuß bildet der Platz nahehin ein Quadrat, von welchem die Grundfläche des Monuments mit seinen Stufen kaum ein Fünfzigstel bedecken und von der Länge oder Breite etwa den siebenten Theil einnehmen werden, woraus erhellen dürfte, daß seine Größe zum Denkmale in einer richtigen und angemessenen Proportion stehe.

In der Stadt kennen wir keinen Raum, der alle diese Bedingungen eines schönen öffentlichen Platzes, von würdiger, ernster, für ein Denkmal geeigneter Umgebung, wie dieser, in sich vereinigte; fast allen Theilen der Stadt gleich schnell zugänglich, träte die Statue auf diesem Platze, von welcher Seite man ihn auch besuche, dem Beschauer in ihrer ganzen Größe entgegen, während unter Bäumen und Gesträuchen ein Monument nur in seiner Nähe volle Beschauung zuläßt, also fast immer halb versteckt bleibt, was für das Standbild Schillers am wenigsten passend seyn möchte.

Wir setzen voraus, daß der Boden des alten Schloßplatzes bei Errichtung des Denkmals möglichst geebnet und mit Rücksicht auf solches besser geordnet werde, wie wir zuverlässig wissen, daß sich die Ansicht vieler Sachverständigen, Künstler wie Kunstfreunde, mit uns dahin vereinigt, daß bei den bemerkten Verbesserungen dieser Platz entschiedene Vorzüge vor dem andern habe; wir glauben daher zuversichtlich, daß sofort auch seiner Wahl der Beifall der öffentlichen Meinung, welche bereits zu seinen Gunsten sich hinzuneigen scheint, kaum fehlen könne.

Beilage: Literaturblatt Nr. 99.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 234.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 30. September 1837.

— In his brain he has strange places cramm'd
With observation, the which he vents
In mangled forms.

Shakespeare.

Ueber das Lächerliche.

(Beschluß.)

Die Berliner Bilderwitze sind anderer Art. Der Dialekt, besonders ein solcher, enthält schon an sich ein komisches Moment, weil er im Gegensatz gegen die reindeutsche Sprache den Menschen in eine Carrikatur von Mundart hineingebannt vernehmen läßt. Ueberdies sind die dargestellten Individuen eine Art Symbole, Repräsentanten besonderer Volks- und Gewerbsclassen, und einer gewissen Besonderheit verschrieben; dazu ist der Akt stets ein lächerliches Mißverständniß, eine handgreifliche Zurechtweisung, ein Schabernack, ein burlesker Conflikt der Ansprüche, Neigungen ꝛc. Ein Bursche, der einem Miethgaule den Sattel verkehrt auflegt und darüber von den Umstehenden ausgelacht wird, ruft diesen zu: „Schafsköppe! wißt ihr denn, wo ick hinreiten will?" — Wir sehen einen Herrn in ein Souterrain herabstürzen und eine dicke Höckerfrau — ihn anschreiend: „Ochse! was is denn det hier vor en Kellergefalle?" Der Hund eines Fremden hat einem Kaninchenhändler ein Junges zerrissen. Er wird von einem Polizeibeamten zum Schadenersatz gezwungen. Ein Schusterjunge nähert sich dem Fremden und flüstert ihm zu: „Schenken Sie mich enen Groschen, dann sag' ick, das Karnickel (Kaninchen) hat zuerst angefangt." — Ein Geselle soll mit seinem Kameraden in eine Schnappsboutike gehen. Er entschuldigt sich zuerst mit seinem Tagewerk, dann mit dem Absterben seiner Mutter, was ihm allen Appetit genommen, dann sagt er auf weiteres Zudringen: „Brüderchen! es hilft dir Alles nischt. Sieh! ick hab schon genug Schnapps getrunken!" — Politische Carrikaturen sind nur in größeren constitutionellen Reichen, wie in England und Frankreich, am Ort. In absoluten Staaten sind sie nicht denkbar wegen des Nimbus, der um Thron und Divan ꝛc. schwebt; in kleinen Reichen, wo der Regent stets auch als Landesvater in einem patriarchalischen Verhältniß mit den Unterthanen lebt, wären ihre Zerrbilder zu frech, ihre Färbung zu grell; sie würden pasquillartig erscheinen. Die komische Wirkung dieser Bilder beruht auf der Travestirung der hohen Staatsbeamten, ihrer Trabanten und ihrer Opposition in niedrige, oft außermenschliche, zerrbildliche Gestalten, der Uebertragung ihrer politischen Gesinnungen und Einschreitungen auf witzig erfundene, schaubare, gemeine Funktionen, die einen Vergleichungspunkt darbieten, kurz auf einem kurzweiligen Spiel mit ihrer ernsten Person, ihrem wichtigen Beruf, ihrer achtungswerthen, wenn auch Vielen lästigen Wirksamkeit, ihrem angefeindeten politischen Glaubensbekenntnisse.

Die dramatischen Possen, namentlich die früher von katholischen Clerikern ausgegangenen, machten sich oft über religiöse Gegenstände her, ohne daß den Verfassern von Oben etwas Unliebes geschah. Sebastian Sailers „Schöpfung der Welt“ ist bekannt. Die Darstellung ist darum unschädlich, wenigstens für Mündige, weil die Gestalten so sehr suevisirt sind, daß man nicht mehr an die Träger des Heiligen, sondern nur an ihre satirische Bedeutung denkt. Stellen, wie folgende, bezeichnen den Ton dieser Burlesken: Judas: „Gelobt sey Jesus Christus, ihr Herrn!“ — Hohepriester: „In Ewigkeit! Was ist dein Begehr'n?“ — Judas: „Ich komm' zu verrathen Jesum Christ, der von dem Tod erstanden ist. Halleluja!“ Weitzmann mußte wegen gewagterer Anzüglichkeiten die seinigen in mythologische Gestalten umsetzen. Sein Jupiter geht mit dem Regenschirm aus, woran ein Blitzableiter angebracht ist, und stoßt bei dem furchtbaren Ungewitter Seufzer aus, die im Munde des Donnergottes der lächerlichste Unsinn sind, z. B. bei jedem Blitz ein: Helf uns Gott! — Es ist ein niedrigkomisches Spiel mit den olympischen Göttern, zugleich auch ein solches mit den schwäbischen Bürgern und Bauern, die mit jenen satirisch in die Scene gesezt werden.

Wenn wir einen allgemeinen Blick auf das von uns durchlaufene Gebiet werfen, so können wir fragen, wie sich denn das Lächerliche zum Leben überhaupt, zum Ernste desselben verhalte. Es ist dasselbe fast immer ein Momentanes, Vorübergehendes, Zufälliges. Was im Leben Dauer, Folge, Ausbreitung hat, was aus seiner organischen Construktion hervorgeht und wieder auf sie zurückwirkt, ist niemals komisch; der Zufall ist der sonderbare Heilige des Lächerlichen. Zum Glück wird aber das Zufällige stets wieder in den organischen Bestand des Lebens resorbirt. — Neben der Klugheit wird bei dem Treiben der Menschen unglaublich viel Thorheit, tragische und komische, consumirt, aber sie dringt nicht so tief, wie der Verstand, in die Geschäfte und Säfte des allgemeinen Lebens ein. Wenn das Daseyn dem wahren Weisen in heiterm Lichte erscheint, wie es denn ihm eine Art Gewissenssache ist, den frohen Muth nicht zu verlieren, hellen Sinnes darin fortzustreben, zu wirken, so hat das Komische, das Lächerliche den kleinsten Theil daran. Kluge Leute lachen am wenigsten, weil sie Menschen und Sachen kommen hören und sehen; sie ertragen auch Jenes in Buch und Unterhaltung nicht so lange als diejenigen, die selbst ein dankbarer Stoff komischer Darstellung wären. — Die Helle, die Heiterkeit des Lebens besteht viel mehr in einem erwünschten Fortgang, in einer frohen Entwicklung ruhiger Zustände, als in belustigendem Spiel, Scherz, Spaß, Muthwillen. — Ein großer Ernst der Gesinnung mit darein spielender leichter Ironie leitet auch die gesellige Freude viel schöner fort als provozirte Lächerlichkeiten.

Wie verhält sich das Komische, das Lächerliche zu unserer Empfänglichkeit, zur gewohnten Stimmung, zur Tagesordnung? — Was die Empfänglichkeit im Allgemeinen betrifft, so könnte man sich einen Weisen denken, der über keinen Vorgang, also niemals lacht. Da ein solcher aber außer dem gewöhnlichen Kreise des Menschlichen stände, so müssen wir bei ihm in dieser Beziehung eine künstlich stoische Haltung voraussetzen. Bei jedem Menschen von Erziehung tritt zuweilen der Fall ein, daß er das Lachen unterdrücken muß, was ihm auf zweierlei Art möglich wird, wenn er entweder sich verständig die Causalität der lächerlichen Situation vorhält und so das Pikante aufhebt, oder wenn er seine Gedanken mit festem Willen davon wegwendet und so den Kitzel ablehnt.

Je ausgebildeter die Lebensverhältnisse einer Nation sind, je schaubarer die complizirten Zustände vor ihren Augen liegen, desto mehr haben die Menschen Veranlassung zu lachen. Wilde und Halbwilde lachen gewiß weniger als Zahme, und auf dem Lande ist des Komischen weit weniger als in den Städten. — Jean Paul sagt, die unglücklichen Nationen seyen die witzigsten, und so möchte bei solchen des Lächerlichen und des Lachens wenigstens so viel seyn als bei lebensfrohen Völkern.

Es gibt ein Lachen, das der ganzen Welt, der ganzen Menschheit gilt, ein Lachen, das sich gegen die höhern Mächte als gegen Tyrannen, gegen die Sterblichen als Sklaven, als Spielbälle des Schicksals, als Schwächlinge und Thoren, als Betrogene und Betrüger richtet; es ist das Hohnlachen eines Heraklitus, der sich aus Verzweiflung in einen Demokritus umgesezt hat. — Dieser Zustand ist außermenschlich und in seinem höchsten Ausdruck mehr poetisch schön als natürlich wahr. Wir halten uns in der Sphäre des Reinmenschlichen, wo der Sterbliche Leid und Freud, Ernst und Scherz, Nothwendigkeit und Zufall an sich kommen und sein Gemüth frei in Bewegung setzen läßt. Daß bei allen Eindrücken die Subjektivität entschieden positiv oder negativ mitspielt und ihnen Ton und Farbung gibt, weiß Jeder. So wie man in heller, lebensfroher Gemüthsstimmung dem Komischen am besten offen ist, so gibt es hinwieder Situationen, wo uns das Lustigste kalt läßt und sogar anwidert, weil es uns sagt, daß wir, statt zu lachen, etwas ganz Anderes mit uns abzumachen haben.

Was nun aber die Stimmung des Tags betrifft, so ist man des Morgens ein Verstandesmensch; das Gewissen ruft zur Pflicht des Tages; man gehört seinem Geschäft, dem Gemeinwesen, dem Staate. Wer hat wohl, wenn er einmal aus den Federn ist, noch Phantasie? Wer mag sich da an poetischen Schattenbildern weiden? Wer greift nicht mit kluger Thätigkeit sein Tagwerk an? „Morgenstund hat Gold — nämlich Dukatengold — im Mund!“ — Wenn man seinem Berufe genug gethan, sich an Bestimmtheiten abgearbeitet hat, dann ist man zu einigem Mahlzeitscherz

aufgelegt. Es gibt Individuen, die sich diesen ein Stündchen vor Tisch schon avanciren. Es sind meist trinklustige Leute, welche der wirkliche oder vermeintliche Durst in gleichgestimmte Gesellschaft lockt. In einer solchen — ich hörte sie frivol genug: „Frühmesse“ nennen — pflegte denn auch ein junger, hagerer Handelsmann sich einzufinden. Er gehörte schon zu der habituirten Art der Trinklustigen, zu den Trunkliebenden. Eines Vormittags ward an ihm das Zittern der Hände, welche nur gepaart das Glas zum Munde führen konnten, in stärkerem Maße — wahrscheinlich in Folge der jovialen Nacht — bemerkt. Man zog ihn damit auf. „Freunde,“ sagte er, „ihr könnt nicht glauben, was ich so eben für einen Schrecken gehabt. Ich lasse mein Haus verblenden. Vor einer Viertelstunde fiel ein Maurer vom Gerüste und wurde für todt weggetragen.“ Als der Trinker des andern Tages wieder zur Frühmesse kam und mit dem Glase zitterte wie gestern, richtete ein trockener Kassenbeamter die Frage an ihn: „Ist heute schon wieder ein Maurer bei dir herunter gefallen?“ — Der Regelmäßige erlaubt sich erst beim Dessert einen gelinden Spaß. Dem Abende, den ersten Nachtstunden gehört aber ihr Recht an die Dramatik des Lebens, an ein im Freundeskreis improvisirtes Lustspiel, was jede gesellige Unterhaltung im Grunde ist. Die Muße, die Abendstille, die Dunkelheit sind die Folien der Lebenspoesie, der bebende Hintergrund des Scherzes, des Lächerlichen. Andere lesen lieber mit solchem Stoffe geladene Unterhaltungsschriften oder besuchen das Theater, wo eine concentrirte, ernstheitere Welt im Spiegel der poetisch-künstlerischen Darstellung aufgethan ist.

Um mit einem Allgemeinen zu schließen: In den aufsteigenden Zeichen des Lebens und seinen einzelnen Verhältnissen ist man zu Freude, Scherz und Lachen aufgelegter als in den absteigenden. Jede Entwicklung erleichtert uns das Herz; jedes Stocken legt sich lähmend an Lebenslust und Muth.

Altes und Neues.

(Beschluß.)

6.

Laßt treuer Vorwelt ihre Wundergaben,
Und wandelt nicht in Lügen und Gedichte,
Was, als des Geistes innere Geschichte,
Uns güt'ge Götter überliefert haben.

Ihr möget Sinn und Auge freudig laben
An heller Ueberzeugung Flammenlichte,
Doch sitzt nicht überklügelnd zu Gerichte,
Schöpft nicht den Ocean in euern Graben.

Gedanken, die nun, mühlos ausgeboren,
An's Licht des Tages frei und flüchtig schweben,
Sie waren Geister einst, und nicht beschworen

War in der Seele noch ihr dunkles Weben.
Die Vorwelt war in Schaun und That verloren;
Gedanken blieben uns, doch ohne Leben.

7.

Wie auch die Welt mit sich im Kampfe liege,
Und stürmisch wog' in der Parteien Zanke,
Ein allvereinend Pfand blieb: der Gedanke!
Blutlos sind seine Waffen, seine Siege.

Zum Kampf! zum Kampf! zu seinen Fahnen fliege
Germane du, und Britte du, und Franke!
Je mehr ihr schärft sein reines Schwert, das blanke,
So mehr ist Friedenshoffnung allem Kriege.

Zählt ihn nicht bei den stürm'schen Himmelssöhnen,
Wenn er, der Freie, eures Wahnes Kerzen
Auslöscht; denn seines Lichts Geschosse dröhnen

Furchtbar dem Feind nur, regen blut'ge Schmerzen.
Doch will er nur des Geistes Weh'n versöhnen,
Und zielt nur auf die blinde Nacht im Herzen.

8.

Nach Wahrheit seufzt die Welt, und will verzagen:
Wird sie erspäht tief in des Wissens Schachten?
Wird sie erkämpft in blut'gen Glaubensschlachten?
Erhört sie Seufzer oder eitle Klagen?

Ist altergrau sie? Kind aus jüngsten Tagen?
Um die die Geister rangen, litten, wachten,
Nach deren Labebrod die Seelen schmachten?
In Himmelshöh'n? auf Erden zu erfragen? —

Sie sprach in alten, sprach in jüngsten Zeiten,
Nur heller bald, und bald vom Wahn verdüstert,
Die alte stets, im immerdar erneuten

Antlitz! — Doch wo sich, hold mit ihr verschwistert,
Die Künste ihrer reinen Flamme weihten,
Ward uns ein Laut aus Eden zugeflüstert.

9.

Sey du uns Muse, Kunst! leit' uns zurücke
Zu frommer Vorwelt jugendlichen Tagen,
Da noch der Menschen Stämme freudig lagen
Am Mutterherz der Erde, die dem Glücke

Der Kinder noch und ihrem Mißgeschicke
Mitfühlt' und ihre Pulse hörte schlagen,
Noch willig Antwort gab auf ihre Fragen,
Eignes Geheimniß las in ihrem Blicke.

Der Blume gleich in zarter Knospenhülle,
Lag noch das Bild der Menschheit, dunkelhelle
Vom Himmelslicht bestrahlt, in tiefer Stille;

Nichts trübte noch die reine, frische Welle
Des Lebensflusses; Offenbarungsfülle
Entfloß aus der Natur urlauterm Quelle.

10.

Dies Eden, wohl ist's nirgend auszuspähen,
Es ist das Band mit der Natur zerrissen;
Der Zeitenstrom, in tausend trüben Flüssen
Hinbrausend, stürzt von Klippen sich, von jähen;

Statt Friedenstauben schreien Unheilskrähen;
Es wechselt Licht mit tiefen Finsternissen,
Und Nachdämonen scheinen schlimm beflissen
Des Irrthums nächtlich Unkraut auszusäen.

Da ist nicht Rettung als im kräft'gen Willen;
Doch höh'rer Sehnsucht Schmerzen zu verklären,
Das Herz mit ew'gen Bildern auszufüllen,

Ward uns die Kunst. Sie singt ob wilden Meeren
Uns Wiegenlieder, tiefes Weh zu stillen,
Und faßt in Silberschalen wonn'ge Zähren.

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, September.

Reisende Maler. Costenobles Tod. Bühnennovitäten.

In der lezten Zeit haben uns mehrere bedeutende Künstler aus dem Gebiete der Malerei besucht. Der k. k. Hofmaler Gurck hat hier mehrere Ansichten für den Monarchen aufgenommen. Der ausgezeichnete Landschaftmaler Canella aus Mailand, der sich gegenwärtig vorzüglich dem Genre der Architektur weiht, und insbesondere eine Vorliebe für die Bauten des Mittelalters gefaßt hat, hielt sich in gleicher Absicht längere Zeit hier auf, wo er mehrere Landsleute, unter andern die liebenswürdige Marchesa Adda (die Nichte des verbannten Pallavicini, dem Prag zum Aufenthaltsorte angewiesen worden, weil die Aerzte seine Deportation nach Amerika für unmöglich erklärt hatten, und welcher im heurigen Jahre Linderung seiner physischen Leiden im Carlsbade suchte) und den Gouverneur der Lombardie, Grafen von Hartig, antraf. Auch der bekannte Porträtmaler Rembe aus Weimar hält sich hier auf, und unser wackerer Landsmann Führich ist auf der Reise in seine Heimath durchgekommen. Er hat nämlich im laufenden Jahre in Krayau seinen Vater verloren und reiste nun dahin, seine Mutter und Schwester abzuholen und mit sich nach Wien zu nehmen. Während seiner kurzen Anwesenheit haben sich die Prager Künstler und eine Zahl von Kunstfreunden, der würdige Akademiedirektor Kadlik an ihrer Spize, zu einem Festmahle versammelt, um unserm wackern Landsmanne einen Beweis der Achtung zu geben, die er als Mensch und Künstler in so hohem Grade von seinem Vaterlande verdient. — Der Regisseur des Wiener Hoftheaters, Costenoble, ist krank hier angekommen und starb nach den Leiden weniger Tage. Die dramatische Kunst verliert einen ihrer tüchtigen Priester an ihm. — Die Novitäten unserer Bühne sind in der lezten Zeit nicht eben reichhaltig zu nennen. Die beiden wichtigsten waren: „Marie oder die drei Zeiträume,“ aus dem Französischen der Mad. Ancelot von Theodor Hell, und: „die Herin von der Elfe“ von Blum. Das erste ist ein durch und durch französisches Produkt, welches vor seinen Geschwistern nur Eines voraus hat, daß es minder indecent ist, wenn gleich die schönste Scene des Ganzen, jene, wo Forestier dem Nebenbuhler verräth, daß seine Frau denselben noch immer liebt, vor einem strengen Tribunal deutscher Frauen noch nicht ganz gebilligt werden dürfte. Das zweite, deutschen Ursprungs, steht uns näher, und fordert daher auch zu genauerer Beleuchtung auf. Die leidige Kunstgewohnheit, gegen welche Tieck mit so vielem Rechte eifert, Stücke zu schreiben, bloß um einem beliebten Schauspieler oder einer Schauspielerin Gelegenheit zu geben, das anzubringen, was ihr besonders gelingt, wie ein Tonsezer in einer Arie für Mad. * oder Dem. ** alle Coloraturen anbringt, die sie am liebsten, am leichtesten und am besten macht, ist wohl nirgends in so großartigem Umfang betrieben worden, als in Berlin. Raupach hat den Ton dazu angeschlagen, und am Weitesten hat Blum das Kunststück getrieben, der so ganz für das Talent, die Liebenswürdigkeit, ja selbst Schwächen und kleinen Unarten einiger Mitglieder der Berliner Bühne arbeitet, daß Gestalten, die dort durch die Individualität einzelner Künstler Interesse gewinnen, auf andern Bühnen zu Carrikaturen werden. Ist es wohl erlaubt, weil eine Schauspielerin der königlichen Bühne durch ihre Anmuth selbst den grellsten weiblichen Fehlern einen eigenen Reiz zu ertheilen versteht, die reine Weiblichkeit ganz von der Bühne zu verdrängen, und uns so kokette und eigentlich unliebenswürdige Mädchen zu gestatten, wie Mirandoline, Capriciosa, Walburgis u. s. w.? Um eine interessante Minauderie anzubringen, muß auch hier die engelreine Helene gleich im ersten Akte sich wie eine mannstolle Grisette dem Ersten dem Besten an den Hals werfen, mit der Schlauheit einer vierzigjährigen Kokette sich vor Ueberraschung sichern und, wie sie in die Stadt kommt, eine Modenärrin werden, um endlich, vom Schicksal ergriffen und gestraft, sich auch in tragischen Ergüssen versuchen zu können. Richtiger gezeichnet, wenn gleich auch höchst unliebenswürdig, ist Helenens Freundin Caroline. Uebrigens ist es uns einestheils unbegreiflich, wie ein so gewandter Bühnendichter als Blum eine dermaßen ungeheure Anzahl von Briefen und anderweitigen Dokumenten als Hebel der Handlung — wenn man das so nennen darf — nöthig haben konnte, anderntheils aber, wie er so viel und so lang unnöthig diskuriren mochte, und endlich möchten wir doch gerne wissen, in welchem Lande das Stück spielt, da dort ein steinreicher Cavalier durch eine Feuersbrunst auf seinen Gütern dermaßen ruinirt werden kann, daß er bei einem Laffen von Nebenbuhler Sekretär werden muß. Von Charakteren kann bei so bewandten Umständen ohnedies nicht die Rede seyn, der Verfasser hat aber durch die (verunglückte) Bemühung, uns am Ende mit etwas zu überraschen, seine Gestalten so schwankend gezeichnet, daß man an keiner einigen Antheil nehmen kann.

Beilage: Monatsregister September.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

